FVF
Forum Vormärz Forschung
Jahrbuch 2017

Deutschland und die USA im Vor- und Nachmärz

Politik – Literatur – Wissenschaft

AISTHESIS VERLAG

Kuratorium:
Michael Ansel (Wuppertal), Olaf Briese (Berlin), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Norbert Otto Eke (Paderborn), Philipp Erbentraut (Frankfurt a. M.), Jürgen Fohrmann (Bonn), Bernd Füllner (Düsseldorf), Katharina Gather (Paderborn), Katharina Grabbe (Münster), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Sandra Markewitz (Vechta), Anne-Rose Meyer (Wuppertal), Maria Porrmann (Köln). Florian Vaßen (Hannover)

FVF
Forum Vormärz Forschung

Jahrbuch 2017
23. Jahrgang

Deutschland und die USA im Vor- und Nachmärz

Politik – Literatur – Wissenschaft

herausgegeben
von
Birgit Bublies-Godau und Anne Meyer-Eisenhut

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2018
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, geisterwort.de
Druck: Majuskel Medienproduktion gmbh, Wetzlar
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1298-0
www.aisthesis.de

Inhalt

I. Schwerpunktthema: Die USA im Vor- und Nachmärz

Birgit Bublies-Godau (Bochum)/Anne Meyer-Eisenhut (Wuppertal)
Verfassung, Recht, Demokratie und Freiheit.
Die Vereinigten Staaten von Amerika als Modell, Ideal, Bild und Vorstellung. Einleitung 11

I.1 Die Auseinandersetzung mit Amerika in Politik, Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur und die Folgen

Willi Kulke (Lage/Detmold)
Aus Lippe und Westfalen nach Amerika 65

Harald Lönnecker (Koblenz/Chemnitz)
„Überall, wohin ich ging, fand ich stets auch gute alte Freunde …".
Akademische Netzwerke zwischen Deutschland und den USA ca. 1819/20-1850 83

Ladislaus Ludescher (Heidelberg)
„Ein Werk, das für die Jahrhunderte bestimmt ist […]".
Die Erinnerung an die Amerikanische Revolution in der Literatur des Vor- und Nachmärz 129

Thomas Giese (Düsseldorf)
Die Amerikabilder Emanuel Leutzes im Kontext von Bildern, Versen und Texten der Zeit 163

I.2 Deutsche Biographien zwischen reiner Imagination, tatsächlichem Aufbruch und neuen Lebenswegen dies- und jenseits des Atlantiks

Marion Freund (Bonn)
Progressive Emanzipation – Bildungspolitische Innovation – Journalistisch-literarische Renovation.
Mathilde Franziska Annekes Leben und Wirken in den USA 207

Astrid Haas (Bielefeld)
Prairie Promises, Lone Star Limits.
Depictions of Texas in German Travelogues from 1830-1860 235

Wilfried Sauter (Essen)
Die Imagination der Freiheit.
Transatlantische Lieder des Literaten August Peters und sein Bild der Vereinigten Staaten 255

Uwe Zemke (Leeds)
Travel through time on Highway 49!
Auf den Spuren Georg Weerths während des kalifornischen Goldrauschs 277

I.3. Transatlantischer Kulturaustausch? Deutsch-amerikanische Wahrnehmungen in Presse und Literatur und die Konstruktion nationaler Mythen und Identitäten

Alexander Ritter (Hamburg)
Kontroversen über Nationalliteratur, Copyright, Piracy und kapitalistischen Buchmarkt in der US-Öffentlichkeit der 1840er Jahre.
Der Fall des Erfolgsautors *Seatsfield* (Charles *Sealsfield*) und *hero of American literature* im Zentrum des Konfliktfeldes 305

Sigrid Thielking (Hannover)
Amerika, Preußen und das legendär Lugubre.
Vormärz- und Nachmärz-Spuren im Poetischen Realismus am Beispiel von Theodor Fontanes Roman *Quitt* 331

Christin Hansen (Regensburg)
Die Konstruktion des (deutschen) Indianers 355

II. Weitere Beiträge

Laura Nippel (Berlin)
Parlamentarische Öffentlichkeit in Baden und Preußen im Vormärz 379

III. Rezensionen

Rolf Hosfeld: Heinrich Heine. Die Erfindung des europäischen Intellektuellen *(von Hermann-Peter Eberlein)* 397

Peter Hasubek: Carl Leberecht Immermann. Eine Biographie *(von Joseph A. Kruse)* 400

Veronica Butler: The Analyst of Manners, Money and Masks: August Lewald in the Vormärz *(von Andrew Cusack)* 407

‚Ein Leben auf dem Papier'. Fanny Lewald und Adolf Stahr. Der Briefwechsel 1846 bis 1852. Band 3: 1850-1852. Herausgegeben und kommentiert von Gabriele Schneider und Renate Sternagel *(von Joseph A. Kruse)* 410

Corinna Meinold: Der Fall als Schreibweise zwischen Literatur und Wissen. Normalisierung in Karl Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" *(von Antonia Villinger)* 418

Patrick Eiden-Offe: Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats *(von Katharina Grabbe)* 421

Philipp Erbentraut: Theorie und Soziologie der politischen Parteien im deutschen Vormärz 1815-1848 *(von Gregor Ritschel)* 425

Klaus Seidl: „Gesetzliche Revolution" im Schatten der Gewalt. Die politische Kultur der Reichsverfassungskampagne in Bayern 1849 *(von Sandra Markewitz)* 429

IV. Mitteilungen

Personalia 439

Aufruf zur Mitarbeit 440

I.
Schwerpunktthema:

Die USA im Vor- und Nachmärz.
Politik – Literatur – Wissenschaft

Birgit Bublies-Godau (Bochum) / Anne Meyer-Eisenhut (Wuppertal)

Verfassung, Recht, Demokratie und Freiheit

Die Vereinigten Staaten von Amerika als Modell, Ideal, Bild und Vorstellung

1. Einführung in das Thema und Anknüpfungspunkte in der Forschung

Die USA – Terra incognita für die meisten Europäer im frühen und mittleren 19. Jahrhundert – spielten als Modell staatswissenschaftlichen, verfassungsrechtlichen und politischen Denkens bei den Vertretern und Verteidigern der monarchischen Herrschaft und ihres Machtgefüges genauso wie bei den Anführern und Anhängern gemäßigter und radikaler Reform-, Oppositions- und Widerstandsbewegungen, aber auch an deutschen Universitäten und Akademien, in literarischen und philosophischen Zirkeln, in Unternehmer- und Verlegerkreisen, Künstlerbünden und der medialen Öffentlichkeit eine zentrale Rolle. Zugleich stellte die Neue Welt ein Sehnsuchtsziel für Freiheitsliebende, politische Flüchtlinge, Auswanderungswillige und Wirtschaftsmigranten, aber auch bisweilen die gefürchtete Endstation für verbannte Gefangene dar: Das Spektrum der Funktionen, Aufgaben, Bilder und Vorstellungen ist breit, das die Vereinigten Staaten von Amerika in der Wahrnehmung der Zeitgenossen im Vor- und Nachmärz einnahmen und das ihnen zugeschrieben wurde – nicht zuletzt auch in der (Emigrations-)Literatur. Gerade die repressive, restaurative Politik in Europa und hier vor allem in den Einzelstaaten des Deutschen Bundes bildete für viele unter Verfolgungsmaßnahmen und Zensurbedingungen arbeitende und leidende Oppositionelle, Intellektuelle, Gelehrte und Kulturschaffende den Ausgangspunkt für ihre intensive Auseinandersetzung mit dem Verfassungs-, Regierungs- und Gesellschaftssystem der USA und den dort, wie es scheint, ohne Probleme vertretenen und verwirklichten Ideen von Freiheit, Demokratie, Recht, Föderalismus, Republik und Revolution und inspirierten sie gleichzeitig zu einer umfassenden künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigung mit den jenseits des Atlantiks vorgefundenen und noch näher zu erkundenden Kulturen, Sprachen und Landschaften. Diese waren – ebenso wie die Ur-Einwohner, die Native Americans, und die als fremdartig empfundene

afro-amerikanische Bevölkerung oder das Leben in den von Deutschen dominierten Siedlungsgebieten und Stadtteilen – häufig Gegenstand von wissenschaftlichen Abhandlungen, länderkundlichen Studien, Reiseberichten, Auswanderungsratgebern, Lebenserinnerungen und autobiographisch fundierten Werken, historischen Romanen und Erzählungen sowie von journalistischen Reportagen.

Von der vielfältigen Auseinandersetzung mit den USA im Vor- und Nachmärz unter fortschrittlich, liberal, demokratisch und frühsozialistisch, aber auch ultrakonservativ und reaktionär gesinnten Historikern, Juristen, Politikern, Staatswissenschaftlern, Publizisten, Theologen und ersten Emigranten – Befürwortern wie Gegnern der Amerikanischen Revolution und Verfassung – zeugen etwa die ganz unterschiedlichen Schriften von Gottfried Duden (1785-1855), Georg Heinrich Engelhard (1798-1875), Carl Ferdinand Julius Fröbel (1805-1893), Heinrich Ludwig Lambert Gall (1791-1863), Friedrich von Gentz (1764-1832), Francis Joseph Grund (1804 oder 1805?-1863), Karl (Peter) Heinzen (1809-1880), Johann Georg Hülsemann (1799-1863), Robert von Mohl (1799-1875), Ludewig Gottlieb Karl Nauwerck (1810-1891), Karl Heinrich Ludwig Pölitz (1772-1838), Friedrich Schmidt (?) und Konrad Georg Friedrich Elias von Schmidt-Phiseldeck (1770-1832).[1] Auch wurden durch frühe politische Flüchtlinge der 1820er

1 Als ausgewählte Beispiele für die Abhandlungen, Bücher und Schriften der hier erwähnten historischen Persönlichkeiten können u. a. genannt werden: Gottfried Duden: Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri in den Jahren 1824 bis 1827, Elberfeld: S. Lucas 1829; ders.: Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet oder: Die europäische Entwickelung im 19ten Jahrhundert in Bezug auf die Lage der Deutschen, nach einer Prüfung im innern Nordamerika. 2 Bde., Bonn: E. Weber 1833-1835; Georg Heinrich Engelhard: Die Verfassungen der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Aus dem Englischen übersetzt von dems. 2 Theile, Frankfurt a. M.: Johann David Sauerländer 1834; Julius Fröbel: Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien. 2 Bde., Leipzig: Dyk'sche Buchhandlung 1857/58; ders.: Die deutsche Auswanderung und ihre culturhistorische Bedeutung. Fünfzehn Briefe an den Herausgeber der Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung, Leipzig: Franz Wagner 1858; ders.: Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart, Berlin: Julius Springer 1859; ders.: Lebensschicksale eines Achtundvierzigers in der Alten und Neuen Welt. Bearb. von Wilhard Grünewald, Heidenheim: Heidenheimer Verlagsanstalt 1971, Erstausgabe unter dem Titel: Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen,

und 1830er Jahre, darunter Karl Theodor Christian Friedrich (Charles) Follen (1796-1840) und Daniel Friedrich List (1789-1846)[2], Amerikabilder in die zeitgenössischen politischen Diskurse eingebracht.

Bekenntnisse. 2 Bde., Stuttgart: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1890/91; Ludwig Gall: Meine Auswanderung nach den Vereinigten-Staaten von Nord-Amerika im Frühjahr 1819 und meine Rückkehr nach der Heimath im Winter 1820. 2 Bde., Trier: F. A. Gall 1822; Friedrich von Gentz: Der Ursprung und die Grundsätze der Amerikanischen Revolution, verglichen mit dem Ursprung und den Grundsätzen der Französischen. In: Historisches Journal 2 (1800), eine Neuausgabe ist unter dem Titel erschienen: ders.: The Origin and Principles of the American Revolution, Compared with the Origin and Principles of the French Revolution. Translated by John Quincy Adams in the year 1800. Edited and with an Introduction by Peter Koslowski, Indianapolis: Liberty Fund 2009; Francis J. Grund: Die Americaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, Stuttgart/Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1837; ders.: Die Aristokratie in Amerika: Aus dem Tagebuch eines deutschen Edelmanns. 2 Bde., Stuttgart/Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1839; ders.: Handbuch und Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinigen Staaten von Nordamerika und Texas, Stuttgart/Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1843/46; Karl Heinzen: Erlebtes. Erster Theil: Vor meiner Exilierung. Zweiter Theil: Nach meiner Exilierung, Boston: Selbstverlag 1864/74; ders.: Teutscher Radikalismus in America. Ausgewählte Vorträge. Hrsg. von dem „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien", o. O. 1867; Johann Georg Hülsemann: Geschichte der Demokratie in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1823; Robert von Mohl: Das Bundes-Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Erste Abtheilung: Verfassungs-Recht, Stuttgart/Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1824; Karl Nauwerck: Die deutsche Reichsverfassung, verglichen mit der schweizerischen und amerikanischen Bundesverfassung und mit der sogenannten Dreikönigs-Verfassung. In: Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben. Stuttgart, Jg. 1850, H. 1, S. 26-46; K(arl) H(einrich) L(udwig) Pölitz (Hrsg.): Die europäischen Verfassungen seit 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. 4 Bde. Zweite neugeordnete, berichtigte u. erg. Aufl., Leipzig: F. A. Brockhaus 1832-1847, Neuausgabe, Hildesheim: Olms 1999; Friedrich Schmidt: Versuch über den politischen Zustand der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. 2 Bde., Stuttgart/Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1822; Konrad F. von Schmidt-Phiseldeck: Europa und Amerika oder die künftigen Verhältnisse der civilisirten Welt, Kopenhagen: F. Brummer 1820.

2 Zu Karl Follen und Friedrich List vgl. u. a.: Frank Mehring: Karl/Charles Follen. Deutsch-Amerikanischer Freiheitskämpfer. Eine Biographie (Studio Giessensia,

So waren die Vereinigten Staaten in diversen Medien präsent, als spektakulärer Gegenentwurf zum Bestehenden, namentlich des ersehnten, auf Volkssouveränität gegründeten Verfassungsstaates, ebenso wie als nicht übertragbares nordamerikanisches Experiment, das für die deutschen Verhält-

---

Bd. 12), Gießen: Ferber'sche Universitätsbuchhandlung 2004; ders. (Hrsg.): Between Natives and Foreigners. Selected Writings of Karl/Charles Follen (1796-1840). Edited with an Introduction (New Directions in German-American Studies, Vol. 4), New York u. a.: Peter Lang 2007; Stadt Reutlingen/Heimatmuseum/Stadtarchiv (Hrsg.): Friedrich List und seine Zeit: Nationalökonom, Eisenbahnpionier, Politiker, Publizist, 1789-1846. Katalog und Ausstellung zum 200. Geburtstag. Bearb. von Heinz Alfred Gemeinhardt u. Werner Ströbele, Reutlingen: Oertel & Spörer 1989; Eugen Wendler: Durch Wohlstand zur Freiheit. Neues zum Leben und Werk von Friedrich List, Baden-Baden: Nomos 2004; Eckard Bolsinger: The Foundation of Mercantile Realism: Friedrich List and the Theory of International Political Economy. Paper to be presented at the 54th Political Studies Association Annual Conference 5-8 April 2004 – University of Lincoln, abrufbar unter: http://www.psa.ac.uk/journals/pdf/5/2004/Bolsinger.pdf (Zugriff am 30.04.2018); Rachid L'Aoufir: Netzwerkbildung und Gesellschaftswandel zwischen Philadelphia, Paris und Leipzig. Friedrich Lists (1789-1846) Denken und Wirken im Exil. In: Norbert Otto Eke/Fritz Wahrenburg (Hrsg.): Vormärz und Exil – Vormärz im Exil (Jahrbuch Forum Vormärz Forschung 2004, Bd. 10), Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 31-86; Friedrich List: Mittheilungen aus Nord-Amerika, Hamburg: Hoffmann und Campe 1829; ders.: Grundlinien einer politischen Ökonomie und andere Beiträge der amerikanischen Zeit 1825-1832. In: ders.: Schriften, Reden, Briefe. Hrsg. von Erwin von Beckerath, Friedrich Lenz, Edgar Salin u. a., 10 Bde., Berlin: Reimer Hobbing 1927-1933 u. 1936, hier Bd. 2 hrsg. von William F. Notz, 1931. Zu den frühen politischen Flüchtlingen und ihrem Exil in den USA vgl.: Jörg Nagler: Politisches Exil in den USA zur Zeit des Vormärz und der Revolution von 1848/49. In: Jürgen Elvert/Michael Salewski (Hrsg.): Deutschland und der Westen im 19. und 20. Jahrhundert. Teil 1: Transatlantische Beziehungen (Historische Mitteilungen. Beih., Bd. 7), Stuttgart: Franz Steiner 1993, S. 267-293; Herbert Reiter: Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA (Historische Forschungen, Bd. 47), Berlin: Duncker & Humblot 1992; Eike Wolgast: Demokratische Gegeneliten in der amerikanischen Emigration: Politisch motivierte Auswanderung aus Deutschland nach 1819, 1832/33, 1849 und 1878. In: Manfred Berg/Philipp Gassert (Hrsg.): Deutschland und die USA in der Internationalen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Festschrift für Detlef Junker (Transatlantische Historische Studien, Bd. 19), Stuttgart: Franz Steiner 2004, S. 195-217.

nisse als nicht passend und undurchführbar abgelehnt wurde, oder später als konkretes Asyl- und Aufnahmeland für die „48er" bzw. *Forty-Eighters*, wie diese Gruppe von Einwanderern in den USA genannt wird[3]: Nach dem

3 Die Angaben in diesem und im folgenden Abschnitt basieren auf Ergebnissen und Erkenntnissen aus der Forschungsliteratur zu den „Forty-Eighters", exemplarisch sei dafür hingewiesen auf die Arbeiten von: Charlotte L. Brancaforte (Hrsg.): The German Forty-Eighters in the United States, New York/Bern u. a.: Peter Lang 1989; Eitel Wolf Dobert: Deutsche Demokraten in Amerika. Die Achtundvierziger und ihre Schriften, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1958; Alfred Georg Frei/Steven Rowan: „Latin Farmers" und „Forty-Eighters". Die Auswanderung der badischen Revolutionäre in die USA. In: Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.): 1848/49. Revolution der deutschen Demokraten in Baden. Landesausstellung im Karlsruher Schloß vom 28.02.-02.08.1998. Katalog. Red.: Harald Siebenmorgen, Jutta Dresch, Alfred Georg Frei u. a., Baden-Baden: Nomos 1998, S. 435 (hier zit. die Zahlen der Auswanderer aus Baden); Wolfgang Hochbruck/Erich Bachteler/Henning Zinne (Hrsg.): Achtundvierziger. Forty-Eighter. Die deutsche Revolution von 1848/49, die Vereinigten Staaten und der amerikanische Bürgerkrieg, Münster: Westfälisches Dampfboot 2000; Walter D. Kamphoefner: Dreissiger and Forty-Eighter: The Political Influence of two Generations of German Political Exiles. In: Hans Louis Trefousse (Hrsg.): Germany and America: Essays on Problems of International Relations and Immigration (Brooklyn College Studies/Atlantic Studies on Society in Change, Nr. 21), New York: Brooklyn College Press 1980, S. 89-102; Michael Kuckenberg/Wilfried Setzler/Bernd Jürgen Warnecken: Von wegen gescheitert. In: dies. (Hrsg.): Tübinger Revolten. 1848 und 1968. Ausstellung im Stadtmuseum Tübingen vom 3. März – 3. Juni 2018. Katalog. Unter Mitarbeit von Lena Hauser, Regina Keyler u. a. („Tübinger Kataloge", Nr. 106), Tübingen: Universitätsstadt Tübingen/Stadtmuseum 2018, S. 181-189, hier S. 184 (zit. die Zahlen der Auswanderer aus Württemberg); Daniel Nagel: Von republikanischen Deutschen zu deutsch-amerikanischen Republikanern: Ein Beitrag zum Identitätswandel der deutschen Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten 1850-1861 (Amerikastudien/American Studies, Bd. 59), St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2012; Jörg Nagler: „Ubi libertas, ibi patria" – Deutsche Demokraten im Exil. Die politische Tätigkeit der Achtundvierziger in den USA. In: Alfred Georg Frei (Hrsg.): Friedrich Hecker in den USA. Eine deutsch-amerikanische Spurensicherung, Konstanz: Stadler 1993, S. 61-71 (hier im Titel zit. das Motto der Auswanderer); Wolfram Siemann: Asyl, Exil und Emigration der 1848er. In: Dieter Langewiesche (Hrsg.): Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen, Karlsruhe: G. Braun 1998, S. 70-91; Carl Wittke: Refugees of Revolution. The German Forty-Eigthers in America, Philadelphia: University of Pennsylvania Press

Scheitern der Revolution, spätestens ab Mitte 1849, erfolgte eine bis dahin nicht gekannte Auswanderungswelle aus Europa, insbesondere aus den Staaten des Deutschen Bundes – allen voran aus Preußen, Österreich, Sachsen, der Pfalz, Baden, Württemberg und Bayern –, aber auch aus den polnischen Provinzen, aus Ungarn, den italienischen Fürstentümern und anderen Ländern. Unter anderem aus dem Großherzogtum Baden sind in den Jahren nach der Revolution rund 80.000 Menschen in die Vereinigten Staaten ausgewandert, aus dem Königreich Württemberg stieg die Zahl der Auswanderer von 1849 bis 1852 sogar von etwa 60.000 auf rund 145.000 Personen pro Jahr. Bei den meisten Emigranten standen wirtschaftliche Gründe im Vordergrund, sie alle hatten infolge der Revolution ganz generell ihre Beschäftigungen verloren, hatten wegen starker Umsatzeinbußen oder mehrerer Missernten ihre Geschäfte, Betriebe und Höfe aufgeben müssen, waren als kritische Geister und politische Oppositionelle aus ihren öffentlichen Ämtern entfernt worden oder hatten ihre Berufstätigkeit zugunsten eines zeitweiligen Engagements in den neu zusammengesetzten revolutionären Parlamenten, Regierungen und Redaktionen zurückgestellt. Doch auch die zahlreichen strafrechtlichen Verfahren und öffentlichen Kampagnen förderten die Auswanderung.

In der politisch angespannten Situation der nachrevolutionären Epoche wurden die Vereinigten Staaten für diverse Gruppierungen im deutschsprachigen, aber auch gesamteuropäischen Raum zum wohl wichtigsten Zielpunkt und oftmals auch einzigen Zufluchtsort. Denn vor allem die in den bürgerlich-demokratischen Revolutionen von 1848/49 aktiv gewordenen Linksliberalen, Demokraten, Republikaner und Sozialisten gehörten nach der endgültigen Niederschlagung aller revolutionären Aktivitäten in vielen europäischen Staaten und gerade in den deutschen Ländern zu den politisch Verfolgten, denen in ihrer Heimat neben verschiedenen Unterdrückungsmaßnahmen und dem totalen Vermögensverlust auch schwere Strafen – vom Zuchthaus bis hin zur Todesstrafe – drohten und die sich deshalb gezwungen sahen, aus Europa zu fliehen. Sie fanden oftmals in Übersee Aufnahme und Asyl. Die Bedeutung des Exils und das Leben in der Neuen Welt wandelten sich für viele politische Flüchtlinge im Laufe der Zeit, insbesondere mit einer neu angenommenen Staatsbürgerschaft konnte sich das Exil auf Dauer auch zu einer neuen Heimat entwickeln. Weltweit gehörten die Vereinigten

1952; Adolf Eduard Zucker (Hrsg.): The Forty-Eighters. Political Refugees of the German Revolution of 1848, New York: Columbia University Press 1950.

Staaten von Amerika Mitte des 19. Jahrhunderts zu den Ländern, etwa neben Australien, in denen es zu diesem Zeitpunkt noch keine Einwanderungsbeschränkungen gab. Ein oft beschworenes Motto dieser Auswanderergruppe lautete: *Ubi libertas, ibi patria*, zu Deutsch: „Wo die Freiheit ist, dort ist mein Vaterland."

Jedenfalls hatten sie alle mehr oder weniger ihre Existenzgrundlage verloren, wollten jetzt jenseits des Atlantiks einen neuen Anfang unter freiheitlicheren Bedingungen wagen, sich in den USA weiter politisch engagieren und prägten als sogenannte *Forty-Eighters* in der Folge die politische Landschaft und das kulturelle Leben in der Neuen Welt mit. Unter ihnen sind beispielsweise zu finden die Publizistin und Autorin Mathilde Franziska Anneke (1817-1884), deren 200. Geburtstag im Jahr 2017 begangen wurde[4], der badische Vormärzpolitiker, Initiator des ersten badischen Aufstands („Heckerzuges") und Unterstützer Abraham Lincolns (1809-1865) bei der Wahl zum US-Präsidenten Friedrich Karl Franz Hecker (1811-1881)[5], das radikal-republikanische Publizisten-Ehepaar Gustav (auch: Gustav Karl Johann Christian von Struve, 1805-1870) und Elise Ferdinandine Amalie Struve (1824-1862)[6], der Teilnehmer an der Reichsverfassungskampagne,

4 Die neuere Forschungsliteratur zu Mathilde Franziska Anneke wird in dem Beitrag von Marion Freund in diesem Jahrbuch, S. 207-234, näher vorgestellt.

5 Zu Friedrich Hecker vgl.: Frei: Friedrich Hecker in den USA (wie Anm. 3); Alfred Georg Frei: Der Hecker-Zug: „Hier in Frankfurt ist nichts zu machen, es gilt, in Baden loszuschlagen". In: Badisches Landesmuseum Karlsruhe: Revolution der deutschen Demokraten in Baden (wie Anm. 3), S. 222, Sp. 2 – S. 224, Sp. 1; Sabine Freitag: Friedrich Hecker. Biographie eines Republikaners (Transatlantische Historische Studien. Veröff. des DHI Washington, D. C., Bd. 10), Stuttgart: Franz Steiner 1998; dies.: Friedrich Hecker: Der republikanische Souverän. In: dies. (Hrsg.): Die Achtundvierziger. Lebensbilder aus der deutschen Revolution 1848/49, München: C. H. Beck 1998, S. 45-62; Friedrich Hecker: Aus den Reden und Vorlesungen (1872). Ausgewählt und mit einem Nachwort hrsg. von Helmut Bender (Badische Reihe, Bd. 15), Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft 1985.

6 Zu Gustav und Amalie Struve vgl.: Alfred Georg Frei/Anne Ziegenbein: Gustav Struve und die zweite republikanische „Schilderhebung" im September 1848. In: Badisches Landesmuseum Karlsruhe: Revolution der deutschen Demokraten in Baden (wie Anm. 3), S. 249-250, Sp. 1; Ansgar Reiß: Radikalismus und Exil. Gustav Struve und die Demokratie in Deutschland und Amerika (Transatlantische Historische Studien. Veröff. des DHI Washington, D. C., Bd. 15), Stuttgart: Franz Steiner 2004; ders.: Zwischen Revolution und Bürgerkrieg. Amalie und

Befreier von Johann Gottfried Kinkel (1815-1882) aus dem Zuchthaus Spandau und spätere Secretary of the Interior der USA Carl Schurz (1829-1906)[7] oder der sozialistische Arbeiterführer Wilhelm Christian Weitling (1808-1871)[8], der, ähnlich wie andere frühsozialistische Theoretiker aus

Gustav Struve im nordamerikanischen Exil. In: Hochbruck/Bachteler/Zinne: Achtundvierziger. Forty-Eighter (wie Anm. 3), S. 71-84; ders.: Der Revolutionär als Geschichtsschreiber: Gustav Struves „Weltgeschichte in neun Büchern". In: Norbert Otto Eke/Renate Werner (Hrsg.): Vormärz – Nachmärz. Bruch oder Kontinuität? (Vormärz-Studien, Bd. 5), Bielefeld: Aisthesis 2000, S. 139-157; Marion Freund: Amalie Struve (1824-1862). Revolutionärin und Schriftstellerin – ihr doppelter Kampf um Freiheits- und Frauenrechte. In: Helmut Bleiber/Susanne Schötz/Walter Schmidt (Hrsg.): Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49. Bd. 2, Berlin: Fides 2007, S. 689-732; Irmtraud Götz von Olenhusen: Gustav Struve – Amalie Struve: Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle. In: Freitag: Die Achtundvierziger (wie Anm. 5), S. 63-80; Monica Marcello-Müller (Hrsg.): Frauenrechte sind Menschenrechte! Schriften der Lehrerin, Revolutionärin und Literatin Amalie Struve. Mit einem Geleitwort von Hans Fenske (Frauen in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 37), Herbolzheim: Centaurus 2002; Gustav Struve: Diesseits und Jenseits des Oceans. Zwanglose Hefte zur Vermittelung der Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland. 1.-4. Heft, Coburg 1863/64.

7 Zu Carl Schurz vgl.: Carl Schurz: Lebenserinnerungen. 3 Bde., Berlin: Georg Reimer 1906/07 u. 1912; ders.: Lebenserinnerungen. Neuausgabe. Hrsg. von Daniel Göske. Mit einem Essay von Uwe Timm, Göttingen: Wallstein 2015; Rudolf Geiger: Der deutsche Amerikaner. Carl Schurz – Vom deutschen Revolutionär zum amerikanischen Staatsmann, Gernsbach: Casimir Katz 2007; Wolfgang Hochbruck/Aynur Erdogan: Carl Schurz (Broschüre hrsg. vom Carl-Schurz-Haus/Deutsch-Amerikanischen Institut e. V. u. dem Förderverein der Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte), Freiburg i. Br./Rastatt 2012; Walter Kessler: Carl Schurz. Kampf, Exil und Karriere, Köln: Greven 2006; Christian Reinicke: Carl Schurz (1829-1906). In: Ottfried Dascher/Everhard Kleinertz (Hrsg.): Petitionen und Barrikaden. Rheinische Revolutionen 1848/49, Münster: Aschendorff 1998, S. 290-292; Hans Louis Trefousse: Carl Schurz. A Biography, New York: Fordham University Press 1998 (Erstdr. 1982).

8 Zu Wilhelm Weitling vgl.: Waltraud Seidel-Höppner: Wilhelm Weitling (1808-1871). Eine politische Biographie. 2 Teile, Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 2014; dies.: Der liberale Selbstbetrug. Zum 200. Geburtstag Wilhelm Weitlings. In: Die Zeit (9. Oktober 2008), S. 110; Hans-Arthur Marsiske: Eine Republik der Arbeiter ist möglich – Der Beitrag Wilhelm Weitlings zur Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika, 1846-1856 (Forschungsberichte des

Westeuropa in den von ihnen in einzelnen US-Staaten mitbegründeten Auswandererkolonien, eine neue Gesellschaftsordnung nach seinen weltanschaulichen Vorstellungen umzusetzen versuchte. Literarisch beeinflussten unter anderem Georg Fein (1803-1869), Dorothea Friederica Henrietta (Henriette) Frölich geb. Rauthe (1768-1833), Friedrich Gerstäcker (1816-1872), Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832), Ferdinand Kürnberger (1821-1879), Nikolaus Lenau (eigentlich: Nikolaus Franz Niembsch, seit 1820: Edler von Strehlenau, 1802-1850), Charles Sealsfield (eigentlich: Carl Anton Postl, 1793-1864) und Friedrich Armand Strubberg (1806-1889) das Bild der USA im Vor- und Nachmärz.[9]

Hamburger Instituts für Sozialforschung, Bd. 5), Hamburg: Hamburger Edition 1990; Jakob Rokitjanski/Waltraud Seidel-Höppner: Wilhelm Weitlings autobiographische Aufzeichnungen 1858-1870 (Erstveröffentlichung). In: Jahrbuch für Geschichte 38 (1989); Wilhelm Weitling (Hrsg./Red.): Die Republik der Arbeiter. Centralblatt der Propaganda für die Verbrüderung der Arbeiter. Jg. 1-6, New York 1850-1855; Neudr. unter dem Titel: ders.: Die Republik der Arbeiter und die Polemiken gegen Marx (1850-1855). Mit neu erstelltem Inhaltsverzeichnis u. einer ausführlichen Einleitung von Gian Mario Bravo, Vaduz/Liechtenstein: Topos 1979.

9 Zu den literarischen Werken der genannten Autoren mit Amerika-Bezug vgl. Georg Fein: Jesuiten-Pillen. Worte der Warnung gegen pfäffische Finsterlinge (Vorträge, September bis November 1847), Cincinnati: Molitor 1847, Fortsetzung einer Reihe von zwölf Vorträgen, die Fein unter dem Titel „Fortschritte der Freiheitsbewegungen in Deutschland seit 1830" von Januar bis April 1847 in Philadelphia gehalten hatte; Jerta (Pseudonym für Henriette Frölich): Virginia oder Die Kolonie von Kentucky. Mehr Wahrheit als Deutung. 2 Theile (Briefroman), Berlin: August Rücker (1819, vordatiert auf) 1820, Neuausgabe: Vollständiger, durchgesehener Neusatz mit einer Biographie der Autorin bearb. u. eingerichtet von Michael Holzinger. 4. Aufl., Berlin: Edition Holzinger 2015; Johann Wolfgang von Goethe: Den Vereinigten Staaten. Zahme Xenien IX. In: ders.: Nachgelassene Werke. 16. Bd., Stuttgart/Tübingen: Cotta 1842, S. 96, wiederabgedr. in: ders.: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche. I. Abteilung. Bde. 1 u. 2, hier Bd. 2: Gedichte 1830-1832. Die Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Karl Eibl (Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 34), Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1988, S. 739-741; Ferdinand Kürnberger: Der Amerika-Müde. Amerikanisches Kulturbild, Frankfurt a. M.: Meidinger Sohn & Cie 1855; Nikolaus Lenau: Abschied. Lied eines Auswanderers, o. O. 1823; ders.: Das amerikanische Abenteuer, o. O. 1832/33, wiederabgedr. in: Nikolaus Lenau: Sämtliche Werke. Briefe. Hrsg. von Hermann Engelhard, Stuttgart: Cotta Nachf. 1959; ders.: Die drei

Bereits im Vormärz waren andere Exilanten unfreiwillig in die USA gekommen: So verbannte die Stadt Frankfurt am Main 1838/39 Gefangene in die Vereinigten Staaten, die österreichische Habsburgermonarchie schob zwischen 1833 und 1837 Flüchtlinge und politisch Missliebige dorthin ab, darunter auch den schon erwähnten politischen Publizisten Georg Fein, der 1846 auf Weisung Metternichs (eigentlich: Graf, seit 1813: Fürst Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein, 1773-1859) in die USA deportiert wurde.[10] Eine wesentliche Rolle spielten dabei sowohl die Asyl- und Einwanderungsgesetzgebung in den USA als auch die Flüchtlings- und Auswanderungspolitik der jeweiligen Staaten in der Alten Welt. Diese ließen sowohl die Auswanderungswilligen als auch die politisch missliebigen und in Ungnade gefallenen Bürger oftmals gern ziehen, diente dies doch der System- und Herrschaftsstabilisierung im eigenen Land. Schließlich konnte man sich auf diese Weise zum einen etlicher Angehöriger der Unterschichten entledigen und damit die Kassen der staatlichen Armenunterstützung entlasten, und zum anderen schob man zugleich zahlreiche verurteilte Revolutionäre ab. In diesem Zusammenhang dürfen jedoch auch die wirtschaftlichen Probleme in Deutschland und Europa nicht vergessen werden, die gleichfalls zur Auswanderung führten, etwa der schlesische Weberaufstand 1844, der von einer schweren Krise im Handwerk zeugte, sowie die Agrarkrise 1845-47 und die daraus resultierende Gewerbekrise 1847/48.

Hatten sich die Auswanderungswilligen einmal für eine Flucht und Auswanderung entschieden, so führte der Fluchtweg von Süddeutschland aus

---

Indianer, o. O. 1834, wiederabgedr. in: ders.: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Bd. 1: Gedichte bis 1834. Hrsg. von Helmut Brandt u.a, im Auftrag der Internationalen Lenau-Gesellschaft, Stuttgart/Wien: Klett-Cotta/Österreichischer Bundesverlag 1995, S. 328-329. Zu den literarischen Arbeiten über die Vereinigten Staaten von Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker und Friedrich Armand Strubberg vgl. die Beiträge von Alexander Ritter und Christin Hansen in diesem Jahrbuch, S. 305-330 u. S. 355-376.

10 Zur Verbannung und Abschiebung von Gefangenen und Oppositionellen siehe: Ulrich Klemke: „Eine Anzahl überflüssiger Menschen". Die Exilierung politischer Straftäter nach Übersee. Vormärz und Revolution 1848/49 (Europäische Hochschulschriften. Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 591), Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 1994. Zu Georg Feins Abschiebung in die USA wie zu seiner Exilzeit überhaupt siehe bislang vor allem: Dieter Lent: Findbuch zum Bestand Nachlaß des Demokraten Georg Fein (1803-1869) sowie Familie Fein (1737-) ca. 1772-1924, Wolfenbüttel: Niedersächsische Archivverwaltung 1991, hier S. 49f. u. 79f.

in der Regel zunächst in die Schweiz. Von dort ging es dann weiter nach Frankreich und England, ehe sich die politischen Flüchtlinge in den großen Überseehäfen dieser Länder, beispielsweise in Le Havre, Cherbourg oder Liverpool, in die USA einschifften; andere Auswanderungswillige und Wirtschaftsmigranten wählten eher deutsche Häfen wie Hamburg und Bremen als Ausgangspunkte für ihre Überfahrt. Die Kosten für die Passage wie auch für einen ersten Unterhalt wurden dabei oft von den deutschen Staaten selbst getragen. Den prominenten Achtundvierzigern unter den politischen Flüchtlingen schlug in den Vereinigten Staaten eine Welle der Begeisterung und Zustimmung entgegen, wofür besonders die Person Friedrich Heckers steht: Da seine Auswanderungspläne schon seit Längerem bekannt waren, wurde er bei seiner Ankunft in New York mit Jubel empfangen und von den Spitzen der städtischen Behörden zum Empfang ins Rathaus gebeten. Wie viele deutsche Emigranten nach ihrer endgültigen Niederlassung und Ansiedlung arbeitete auch Hecker in der Landwirtschaft, er betrieb eine Farm in Belleville, südöstlich von St. Louis im US-Staat Illinois, und baute dort Wein an. Obwohl es in den USA ein Überangebot an deutschen, humanistisch gebildeten Akademikern und Intellektuellen gab, suchten viele der emigrierten Staatsrechtler, Rechtsanwälte, Journalisten, Schriftsteller, (Hochschul-)Lehrer, Ärzte, Theologen, ersten Naturwissenschaftler und Ingenieure eine Chance zur Berufsausübung in den größeren US-Städten wie New York, Chicago, Milwaukee und Cincinnati, die sich alsbald zu Zentren der deutschen Einwanderung in jener Zeit entwickelten.

Die Beziehungen deutscher Flüchtlinge und Auswanderer zu den USA sind folglich im Vor- und Nachmärz außerordentlich vielgestaltig und durch diverse Umstände – soziale, kulturelle, politische und wirtschaftliche – bestimmt. Einige wichtige Studien, darunter ideen- und politik-, rechts- und verfassungshistorische ebenso wie rezeptions- und wissenschaftsgeschichtliche, philologische und biographische, liegen bereits vor – etwa von Klaus von Beyme, Charlotte L. Brancaforte, Wilfried Brauneder, Volker Depkat, Horst Dippel, Eckhart G. Franz, Sabine Freitag, Jürgen Heideking, Wolfgang Helbich, Wolfgang Hochbruck, Hartmut Kaelble, Charlotte A. Lerg, Günter Moltmann, Daniel Nagel, Ansgar Reiß, Herbert Reiter, Hans Louis Trefousse, Hermann Wellenreuther, Carl Wittke u. a.[11] Hinweise für die

11 Mit Blick auf den historischen Schwerpunkt seien an dieser Stelle aus der vielfältigen Forschungsliteratur einige ausgewählte Studien und Werke genannt, neben den bereits erwähnten in Anm. 2, 3, 5, 6, 7 und 10 auch: Willi Paul

Adams (Hrsg.): Die deutschsprachige Auswanderung in die Vereinigten Staaten. Berichte über Forschungsstand und Quellenbestände (John F. Kennedy Institut für Nordamerikastudien. Materialien, Bd. 14), Berlin: Freie Universität Berlin 1980; Erich Angermann: Der deutsche Frühkonstitutionalismus und das amerikanische Vorbild. In: Historische Zeitschrift 219 (1974), S. 1-32; Klaus-J. Bade: From Emigration to Immigration: The German Experience in the Nineteenth and Twentieth Centuries. In: Central European History 28 (1995), S. 507-536; Klaus von Beyme: Vorbild Amerika? Der Einfluss der amerikanischen Demokratie in der Welt, München/Zürich: Piper 1986; Wilfried Brauneder (Hrsg.): Grundlagen transatlantischer Rechtsbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 1991; Volker Depkat: Amerikabilder in politischen Diskursen. Deutsche Zeitschriften von 1789 bis 1830 (Sprache und Geschichte, Bd. 24), Stuttgart: Klett-Cotta 1998; Horst Dippel: Die amerikanische Verfassung in Deutschland im 19. Jahrhundert. Das Dilemma von Politik und Staatsrecht, Goldbach: Keip 1994; ders.: Germany and the American Revolution 1770-1800. A Sociohistorical Investigation of Late Eighteenth-Century Political Thinking. Translated by B. A. Uhlendorf. Foreword by R. R. Palmer (Veröff. des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 90), Wiesbaden: Franz Steiner 1978; ders.: Vorbild Amerika? Die Diskussion um die amerikanische Verfassung im Vormärz. In: Winfried Herget (Hrsg.): Amerika: Entdeckung, Eroberung, Erfindung, Trier: Wissenschaftlicher Verlag 1995, S. 179-196; Hans Fenske: Die deutsche Auswanderung in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Öffentliche Meinung und amtliche Politik. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (demn. GWU) 24 (1973), S. 221-236; Eckart G. Franz: Das Amerikabild der deutschen Revolution von 1848/49. Zum Problem der Übertragung gewachsener Verfassungsformen (Jahrbuch für Amerikastudien. Beih., Bd. 2), Heidelberg: C. Winter Universitätsverlag 1958; Thomas Fröschl: Rezeption und Einfluss der American Constitution in den deutschen Verfassungsdebatten 1789-1849. In: Journal of Modern European History 6 (2008), S. 38-57; Otto Heinrich von der Gablentz: Die politischen Theorien seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Politische Theorien. Teil III (Die Wissenschaft von der Politik, Bd. 9). 3. Aufl., Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag 1967; Jürgen Heideking/James A. Henretta (Hrsg.): Republicanism and Liberalism in America and the German State, 1750-1850 (Publications of the German Historical Institute), Cambridge/Mass.: Cambridge University Press 2004; Wolfgang J. Helbich/Walter D. Kamphoefner/Ulrike Sommer (Hrsg.): Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830-1930, München: C. H. Beck 1988; Wolfgang J. Helbich: „Alle Menschen sind dort gleich." Die deutsche Amerika-Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert (Historisches Seminar, Bd. 10), Düsseldorf: Schwann 1988; Wolfgang von

Hippel: Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart: Klett-Cotta 1984; Dirk Hoerder/Diethelm Knauf (Hrsg.): Aufbruch in die Fremde. Europäische Auswanderung nach Übersee, Bremen: Edition Temmen 1992; Michael Just/Agnes Bretting/Hartmut Bickelmann: Auswanderung und Schiffahrtsinteressen. „Little Germanies" in New York. Deutschamerikanische Gesellschaften (Von Deutschland nach Amerika, Bd. 5), Stuttgart: Franz Steiner 1992; Hartmut Kaelble/Chantal Metzger (Hrsg.): Deutschland – Frankreich – Nordamerika: Transfers, Imaginationen, Beziehungen (Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees, Bd. 3), Wiesbaden: Franz Steiner 2006; Walter D. Kamphoefner: Deutschamerikaner in den Sklavenstaaten: Außenseiter oder Angepasste? Eine Bilanz 150 Jahre nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg. In: GWU 67, H. 1/2 (Januar/Februar 2016), S. 74-90; Wilhelm Kaufmann: Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege. Sezessionskrieg 1861-1865, München/Berlin: R. Oldenbourg 1911, Neudr., Hamburg: Nikol 2015; Edith Lenel: Das Amerikabild von vier Deutschen im frühen 19. Jahrhundert. In: GWU 20 (1969), S. 409-422; Charlotte A. Lerg: Amerika als Argument. Die deutsche Amerika-Forschung im Vormärz und ihre politische Deutung in der Revolution von 1848/49 (Amerika: Kultur – Geschichte – Politik, Bd. 1), Bielefeld: transcript 2011; Günter Moltmann (Hrsg.): Deutsche Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Beiträge (Amerikastudien, Bd. 44), Stuttgart: J. B. Metzler 1976; ders.: German Emigration to the United States during the First Half of the Nineteenth Century as a Social Protest Movement. In: Trefousse: Germany and America (wie Anm. 3), S. 103-110; ders.: Auswanderung als Revolutionsersatz. In: Michael Salewski (Hrsg.): Die Deutschen und die Revolution. 17 Vorträge für die Ranke Gesellschaft, Göttingen/Zürich: Muster-Schmidt 1988, S. 272-297; Thomas K. Murphy: A Land without Castles. The Changing Image of America in Europe, 1780-1830, Lanham u. a.: Lexington Books 2001; Steven Rowan: Nordamerikanische Verfassungstradition und mitteleuropäische Tendenzen: Bemerkungen und Vorschläge. In: Brauneder: Grundlagen transatlantischer Rechtsbeziehungen, S. 149-164; Ingrid Schöberl: Amerikanische Einwandererwerbung in Deutschland 1845-1914 (Von Deutschland nach Amerika, Bd. 6), Stuttgart: Franz Steiner 1990; Hans-Ulrich Thamer: Flucht und Exil: „Demagogen" und Revolutionäre. In: Klaus-J. Bade: Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl., München: C. H. Beck 1992, S. 242-248; Frank Trommler (Hrsg.): Amerika und die Deutschen: Bestandsaufnahme einer 300-jährigen Geschichte, Opladen: Westdeutscher Verlag 1986; Rudolf Ullner: Die Idee des Föderalismus im Jahrzehnt der deutschen Einigungskriege. Dargestellt unter besonderer Berücksichtigung des

literarische Erkundung der USA im Vor- und Nachmärz geben auch Arbeiten von Sigrid Bauschinger, Manfred Durzak, Christof Hamann, Wynfrid Kriegleder, Heike Paul und Jeffrey L. Sammons.[12] Viele Aspekte des produktiven,

---

Modells der amerikanischen Verfassung für das deutsche politische Denken (Historische Studien, Bd. 393), Lübeck/Hamburg: Matthiesen 1965; Mack Walker: Germany and the Emigration, 1816-1885 (Harvard Historical Monographs, Bd. 56), Cambridge/Mass.: Harvard University Press 1964; Hermann Wellenreuther: Die USA. Ein politisches Vorbild der bürgerlich-liberalen Kräfte des Vormärz? In: Elvert/Salewski: Deutschland und der Westen (wie Anm. 2), S. 23-42; ders./Claudia Schnurmann (Hrsg.): Die Amerikanische Verfassung und Deutsch-Amerikanisches Verfassungsdenken. Ein Rückblick über 200 Jahre (Krefelder Historische Symposien: Deutschland und Amerika, Bd. 1), New York/Oxford: Berg 1992.

12 Zur literaturwissenschaftlichen Forschung vgl. u. a.: Sigrid Bauschinger/Horst Denkler/Wilfried Malsch (Hrsg.): Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt, Nordamerika, USA, Stuttgart: Reclam 1975; Marita Biller: Exilstationen. Eine empirische Untersuchung zur Emigration und Remigration deutschsprachiger Journalisten und Publizisten (Kommunikation, Bd. 4), Münster: LIT 1994; Claude D. Conter: Das Exil als Grundlegung des Politikwechsels bei Vormärz-Autoren. In: Eke/Wahrenburg: Vormärz und Exil – Vormärz im Exil (wie Anm. 2), S. 149-183; Manfred Durzak: Das Amerika-Bild in der deutschen Gegenwartsliteratur. Historische Voraussetzungen und aktuelle Beispiele, Stuttgart: Kohlhammer 1979; Hermann Haarmann: „... nur meines Kummers Gewalt sänftigen können sie nicht. / Seit ich die Heimat verließ..." Exil, Exilliteratur und Exilpublizistik. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 16 (1991), S. 79-93; Christof Hamann/Ute Gerhard/Walter Grünzweig (Hrsg.): Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848. Migration – kultureller Austausch – frühe Globalisierung, Bielefeld: transcript 2009; Ingrid Hannich-Bode: Autobiographien aus dem Exil. Literatur, Kunst und Musik – eine Bibliographie. In: Exilforschung 14 (1996), S. 200-208; Ulrich Klemke: Vormärzemigration und das deutsch-amerikanische Pressewesen. In: Eke/Wahrenburg: Vormärz und Exil – Vormärz im Exil (wie Anm. 2), S. 429-441; Wynfrid Kriegleder: Vorwärts in die Vergangenheit. Das Bild der USA im deutschsprachigen Roman von 1776 bis 1855 (Edition Orpheus, Bd. 13), Tübingen: Stauffenburg 1999; ders./Gustav-Adolf Pogatschnigg (Hrsg.): Literarische Narrationen der Migration Europa – Nordamerika im 19. Jahrhundert (Sealsfield Bibliothek. Wiener Studien und Texte, Bd. 9), Wien: Praesens 2012; Jean Nurdin: Les opinions de quelques auteurs français et allemands sur les Etats-Unis d'Amerique aux 19ème et 20ème siècles. In: Kaelble/Metzger: Deutschland – Frankreich – Nordamerika (wie Anm. 11), S. 51-65; Heike Paul:

politisch wie weltanschaulich, kulturell und wirtschaftlich weitreichenden Wechselverhältnisses der USA und der Staatenwelt des Deutschen Bundes im Vor- und Nachmärz sind jedoch noch kaum oder so gut wie gar nicht erforscht, zumal sich die Vormärz- und Revolutionsforschung diesem Forschungsfeld zuletzt nicht mehr so stark gewidmet hat. Diesem Desiderat soll der vorliegende Band abhelfen.

Das Jahrbuch nimmt weltanschaulich-politische, verfassungsrechtliche, literarisch-kulturelle, wissenschaftliche, künstlerische und sozioökonomische Transfer- und Austauschprozesse zwischen den USA und den deutschen Staaten im Zeitraum zwischen Restauration und Reichsgründung in den Blick. Auch werden Folgen und Konsequenzen für das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert abgeschätzt und dahingehend untersucht, wie sie sich aus den Kontakten und Verbindungen mit den USA im Vor- und Nachmärz ergeben und entwickelt haben. Dies setzt in den meisten der hier versammelten Beiträge eine transnationale historische Perspektive voraus, die unter biographischen, verflechtungsgeschichtlichen, politik- und kulturtheoretischen Prämissen das Wechselverhältnis der USA und der Staatenwelt des Deutschen Bundes, den hier erläuterten Transfer- und Austauschprozess, eingehend untersuchen und näher beleuchten – entweder am individuell-biographischen Beispiel oder anhand von übergreifenden Einzelstudien zu einem ausgewählten speziellen Thema.

2. Historische Grundlagen: Ein Überblick über die konstitutionellen und ideell-politischen Austauschprozesse zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und den Staaten des Deutschen Bundes im Vor- und Nachmärz

Um die deutsche Amerikarezeption des 19. Jahrhunderts, die Modelle, Bilder und Vorstellungen von einst, besser erfassen und verstehen zu können sowie die schon mehrfach erwähnten, zustimmenden wie ablehnenden

---

Kulturkontakt und Racial Presences. Afro-Amerikaner und die deutsche Amerika-Literatur, 1815-1914, Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 2005; Jeffrey L. Sammons: Ideology, Mimesis, Fantasy. Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America, Chapel Hill/London: The University of North Carolina Press 1998; Maria Wagner: Das Bild Amerikas in der deutschen Presse 1828-1865. In: Trommler: Amerika und die Deutschen (wie Anm. 11), S. 314-325.

Meinungen zu Land, Leuten, Verfassung und Wohlstand in den Vereinigten Staaten einmal an konkreten Einzelbeispielen zu veranschaulichen und nachzuvollziehen, werden nun zwei ausgewählte führende Köpfe des Geisteslebens und Wegbereiter der Freiheits-, Einheits- und Demokratiebewegung in Deutschland aus unterschiedlichen politischen Lagern, die jeweils einschlägige Beiträge und Werke zu Nordamerika im Vor- und Nachmärz verfasst haben, mit ihren – überwiegend positiven – Ansichten über die Neue Welt exemplarisch zu Wort kommen.

> Mögen die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika immerdar mit Ehrfucht und Dank der Häupter ihrer Revolution, der Führer ihrer Vorfahren gedenken, welche die Unabhängigkeit errungen und die neue Verfassung gegründet haben! [...] Zugleich gedenkt eben dieser so geistreiche und gefühlvolle Geschichtschreiber auch der Klugheit und Besonnenheit, der Standhaftigkeit und Kühnheit, womit die amerikanischen Colonieen die Anstalten des Widerstandes trafen. Eintracht, patriotische Dahingebung, edler Feuereifer für die Freiheit, in allen Provinzen und in allen Classen der Gesellschaft vorherrschend, bemerkt er, stellten das amerikanische Volk dar als fähig und würdig der Freiheit. [...] Außerordentlich günstige Umstände und Conjuncturen, die nirgends anderswo und zu keiner anderen Zeit, so weit die Menschengeschichte reicht, im gleichen Maße zusammengetroffen sind und zusammentreffen konnten, haben freilich sowohl zur Gründung als zur Erhaltung der freiesten staatsgesellschaftlichen Ordnung, die je die Welt in dieser Ausdehnung und in dieser Vollkommenheit gesehen, mächtig mitgewirkt; [...] Es ist nicht blos der Geist der Zeit, es ist zugleich der Geist des Volks, von dem die Verfassung in Amerika getragen wird, der in ihr ihre naturgemäße Entfaltung sichert und das fortdauernde Gedeihen der amerikanischen staatsgesellschaftlichen Zustände verbürgt.[13]

13 Friedrich Murhard: Artikel: Nordamerikanische Revolution; Nordamerikanische Verfassung. Ihre Grundideen. Beide in: Karl von Rotteck/Karl Theodor Welcker (Hrsg.): Das Staats-Lexikon oder Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands. 12 Bde. Neue durchaus verbesserte u. vermehrte [= 2.] Aufl. Redigiert von Hermann von Rotteck u. Karl Theodor Welcker, Altona: Johann Friedrich Hammerich 1845-1848. Mit einer Einleitung zum Neudr. von Hartwig Brandt u. einem Verzeichnis der Mitarbeiter von Helga Albrecht, Frankfurt a. M.: Keip 1990, hier Bd. 9, 1847, S. 614-653 u. S. 653-710, zit. S. 652-653 u. 710. Die Artikel aus der Zweitauflage werden den nachfolgenden Betrachtungen zugrunde gelegt. Zu Friedrich Murhards Artikeln im

Und:

> Die tapferen Männer Amerika's waren durch jede neue Gewaltmaßregel Englands stets zu unumwundenerem Widerstande getrieben worden. Anfangs dachten nur Wenige an die Lostrennung der Colonieen von England. [...] Manche Mitglieder des Congresses, und zwar die ausgezeichneteren, und unter ihnen Franklin und auch Washington, hatten das Ergebniß der Unabhängigkeit Nordamerika's schon eine Weile als unausbleiblich vorgesehen, und dann fest als Ziel in's Auge gefaßt. Jetzt neigte sich die unendliche Mehrzahl des Congresses dieser Ansicht zu. Zur Vorbereitung auf die entscheidenden Beschlüsse forderte der Congreß die gesetzgebende Versammlung der einzelnen Colonieen auf, Verfassungen vorzuschlagen, die mit der neuen Gestaltung der Dinge im Einklange ständen. Die Antworten, die auf diese Aufforderung eingingen, zeigten einen solchen Geist der republikanischen Unabhängigkeit und Entschlossenheit, daß der Congreß ganz Nordamerika für den letzten Schritt reif halten durfte. [...] Die Unabhängigkeitserklärung Amerika's ist an und für sich ein Meisterwerk der staatsmännischen Würde, des bürgerlichen Ernstes in der Besprechung der unverbrüchlichen Naturgrundlagen jeder gesunden Volksregierung. Sie ist der Boden, in welchem nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen civilisirten Welt das Freiheitsbewußtsein der Neuzeit wurzelt. Sie wurde der Kampfpreis, um den nicht nur Amerika gegen England rang; sie ist die Achse, um die das amerikanische Gesellschaftsleben ebensowohl wie die Freiheitsbestrebungen Europa's sich von dem Tage ihrer Veröffentlichung an drehte.[14]

Als der kurhessische Publizist, Mathematiker und Staatstheoretiker Friedrich Wilhelm August Murhard (1778-1853) und der frühere rheinpreußische, später badische Politiker, Schriftsteller und Historiker Jakob Venedey (1805-1871) zu verschiedenen Zeiten in Deutschland, im Vor- und Nachmärz, ihre zentralen Artikel und biographischen Werke über die Amerikanische Revolution, die Unabhängigkeitsbewegung und Verfassungsgebung in den Vereinigten Staaten sowie über das Leben und Wirken zweier maßgeblicher

---

„Staats-Lexikon" und den drei Auflagen desselben vgl. neuerdings: Helga Albrecht: Rotteck, Welcker und das „Staats-Lexikon". In: Hans-Peter Becht/Ewald Grothe (Hrsg.): Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker. Liberale Professoren, Politiker und Publizisten (Staatsverständnisse, Bd. 108), Baden-Baden: Nomos 2018, S. 141-212.

14 J(akob) Venedey: Georg Washington. Ein Lebensbild, Freiburg i. Br.: Friedrich Wagner'sche Buchhandlung 1861, hier S. 70-71 u. 73-74.

Protagonisten dieser Bestrebungen Ende des 18. Jahrhunderts verfassten und veröffentlichten, taten sie dies zwar vor dem Hintergrund andersartiger politischer Ausgangslagen, sozioökonomischer Verhältnisse und öffentlich-medialer Erwartungshaltungen, die in den 1840er Jahren, vor Ausbruch der Revolution von 1848/49, und zu Beginn der 1860er Jahre, in einer Phase der zeitweiligen politischen Öffnung, in den Einzelstaaten des Deutschen Bundes vorherrschten. Doch verfolgten die beiden, unterschiedlichen Generationen angehörenden, zu ihrer Zeit jeweils führenden Vordenker und Vorkämpfer der bürgerlichen liberalen und demokratisch-republikanischen Opposition in Deutschland – trotz des sich zwischenzeitlich vollzogenen gesamtgesellschaftlichen Wandels – durchaus vergleichbare politische, rechtliche und verfassungsstaatliche, zum Teil sogar soziale und wirtschaftliche Ziele, Vorstellungen und Forderungen: Dies betrifft insbesondere ihren Einsatz für die allgemeinen Menschen-, persönlichen Freiheits- und individuellen Staatsbürgerrechte, aber auch, in etwas abgeschwächter Form, ihre theoretischen Überlegungen und konkreten Aktivitäten zur Etablierung einer neuen Staats- und Verfassungsordnung in Deutschland.

Dabei ging es Murhard als „Jakobiner und Franzosenfreund", einem der „führenden Repräsentanten vormärzlich-liberaler Politiktheorie" und – nach den Worten Karl Theodor Welckers (1790-1869) – einem „ehrwürdigen Veteran" des deutschen Liberalismus, der „seine Lebensaufgabe in der Verbreitung und Vermittlung politischer Aufklärung gesehen hatte", im Kontext seiner Staatstheorie in erster Linie um „den Weiterbau des Repräsentativsystems", „den Abbau aristokratischer Privilegien" und die Integration bestimmter demokratischer Elemente innerhalb der konstitutionellen Monarchien der bestehenden deutschen Staaten.[15] Dagegen stand Venedey

15 Zu Friedrich Murhards Leben, Wirken und politischen Theorien vgl.: Peter Michael Ehrle: Murhard, Friedrich. In: Neue Deutsche Biographie (demn. NDB). Hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Hauptschriftleiter: Karl Otmar Frhr. von Aretin. Bd. 18: Moller – Nausea, Berlin: Duncker & Humblot 1997, S. 610-611 (auch Zitat), unter: https://www.deutsche-biographie.de/pnd118785419.html#ndbcontent (Zugriff am 30.04.2018); Rainer Schöttle: Politische Theorien des süddeutschen Liberalismus im Vormärz. Studien zu Rotteck, Welcker, Pfizer, Murhard (Nomos Universitätsschriften. Politik, Bd. 49), Baden-Baden: Nomos 1994, hier zit. S. 302; Norbert Fuchs: Die politische Theorie Friedrich Murhards 1778-1853. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liberalismus im Vormärz. Diss., Universität Erlangen-Nürnberg 1973; Ewald Grothe: Friedrich Murhard und die Idee der

als Freiheitskämpfer und Intellektueller, „über die Grenzen hinweg bekannter Führer der deutschen demokratischen Bewegung", ehemaliger Abgeordneter in der deutschen Nationalversammlung und Angehöriger der Paulskirchenlinken von 1848/49 und zum besagten Zeitpunkt als Vertreter der bürgerlichen „Gründer" agierend, welche die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche und Gründerzeit wesentlich mitbestimmt und zur Entstehung einer Zivilgesellschaft entscheidend beigetragen hatten, zeit seines Lebens nachdrücklich für die Durch- und Umsetzung des Rechts- und Verfassungsstaates und der freiheitlich-parlamentarischen Demokratie in einem geeinigten deutschen Nationalstaat, in Form einer föderalen Republik, sowie für die europäische Völkerverständigung und einen konföderierten europäischen Staatenbund ein.[16] Wie viele deutsche Staatstheoretiker, Oppositionspolitiker, frühe Emigranten und politische Flüchtlinge aus dem Lager der Liberalen und Demokraten verband sie allerdings beide uneingeschränkt

---

Selbstverwaltung. Ein Beitrag zu den Anfängen der Verwaltungswissenschaft in Deutschland. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 10 (1998), S. 155-168.

16 Zu Jakob Venedeys politischem Denken und Handeln, der Paulskirchenlinken von 1848/49 und den bürgerlichen Gründern der 1850er und 1860er Jahre vgl.: Birgit Bublies-Godau: Venedey, Juristen, Politiker, Publizisten, Schriftsteller, Historiker. In: Maximilian Lanzinner/Hans-Christof Kraus (Hrsg.): NDB. Bd. 26: Tecklenburg – Vocke, Berlin: Duncker & Humblot 2016, S. 746-753, Sp. 1, hier mehrere Artikel zur „Familie Venedey", darunter auch zu „Jakob Venedey"; dies.: Jakob Venedey – Henriette Obermüller-Venedey: Der Held des Parlaments und die Heckerin. In: Freitag: Die Achtundvierziger (wie Anm. 5), S. 237-248; dies.: „Das Fest gab den Deutschen eine Fahne, … die Fahne der Freiheit, die Fahne Deutschlands. … Das Fest sprach den Namen Republik aus und nannte die Zukunft Deutschlands und Europas." Der Demokrat Jakob Venedey (1805-1871), seine Sicht auf das Hambacher Fest und sein Kampf für Freiheit, Einheit, die Menschenrechte und die Völkergemeinschaft auf dem alten Kontinent, in: Jahrbuch der Hambach-Gesellschaft 23 (2016), Neustadt a. d. Weinstraße: Hambach-Gesellschaft für historische Forschung und politische Bildung e. V. 2017, S. 11-48, hier zit. S. 45, in der Fassung Koblenz 2018, auch abrufbar unter: http://www.burschenschaftsgeschichte.de/pdf/bublies-godau-venedey-hambach.pdf (Zugriff am 30.04.2018); Christian Jansen: Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849-1867 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 119), Düsseldorf: Droste 2000; ders.: Gründerzeit und Nationsbildung 1849-1871 (Seminarbuch Geschichte. UTB, Bd. 3253), Paderborn/München u. a.: Ferdinand Schöningh 2011, hier S. 11-12 u. 242-243.

eine große Sympathie, mitunter auch „überschwänglich[e]" Begeisterung[17], vor allem aber ein substantielles Interesse an dem tatsächlichen Gelingen der Unabhängigkeitsrevolution und der aus der Souveränität des Volkes heraus geborenen Verfassungsgebung in den Vereinigten Staaten. Für sie ergaben sich dadurch nämlich neue Denkanstöße und Spielräume für die Beschäftigung und Weiterentwicklung ihrer Modelle der politischen Staatsordnung, des Regierungssystems und der Nationalstaatsbildung.

Ungeachtet der prinzipiellen Übereinstimmung und Befürwortung der US-Verfassung im Hinblick auf deren demokratischen Charakter setzten Murhard und Venedey in ihren Darstellungen der nordamerikanischen Verhältnisse auch eigene Akzente, entsprechend ihrer jeweiligen politischen Ausrichtung und Lagerzugehörigkeit ebenso wie aufgrund des Zuschnitts und der Schwerpunkte der hier angesprochenen Werke: So betont etwa „der vernunftrechtlich argumentierende" Friedrich Murhard in seinen drei einschlägigen wissenschaftlichen Artikeln zu Nordamerika in dem von Karl Wenzeslaus Rodeckher von Rotteck (1775-1840) und Karl Theodor Welcker herausgegebenen *Staats-Lexikon* von 1847 „den Vorbildcharakter Amerikas" und zeichnet ein stilisiertes Idealbild der Vereinigten Staaten, in dem sich letztlich seine „Konzeption des Staates als die politisch verfaßte Gesellschaft" am ehesten widerspiegelt und „seine institutionelle Entsprechung" findet. Darüber hinaus lobt er die Vereinigten Staaten dafür, „das Grundproblem des Konstitutionalismus, das Spannungsverhältnis zwischen dem Absolutheitsanspruch der Volkssouveränität und dem der Verfassung, ‚glänzend' gelöst" und „als allgemeines Grundprincip" in der Union „das demokratische System angenommen" zu haben.[18] Durch die „weise Verein-

17 Hier bezogen auf Murhard: Horst Dippel: Englische und amerikanische Verfassungs- und Demokratiemodelle (18.-20. Jahrhundert), Textabschnitt 3 u. Anm. 4. In: Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (Hrsg.): Europäische Geschichte Online (demn. EGO), Mainz 2015-10-30, unter: URL: http://www.ieg-ego.eu/dippelh-2015-de, URN: urn:nbn:de:0159-2015102918 (Zugriff am 30.04.2018).

18 Vgl. dazu: Peter Brandt: Gesellschaft und Konstitutionalismus in Amerika 1815-1847. In: Werner Daum (Hrsg.): Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel. Bd. 2: 1815-1847. Im Auftrag des Archivs der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung u. des Dimitris-Tsatsos-Instituts für Europäische Verfassungswissenschaften der FernUniversität Hagen, Bonn: J. H. W. Dietz 2012, S. 11-30, hier zit. S. 13; Schöttle: Politische Theorien (wie

barung des Repräsentativsystems mit dem Föderativsysteme" habe man „im freien Amerika ein demokratisches Staats- und Regierungssystem möglich gemacht, das Ordnung, Sicherheit und Freiheit gewährt und die Bürgschaft für die Erhaltung dieser großen staatsgesellschaftlichen Güter in sich selbst trägt". Auf diese Weise hätten die Nordamerikaner „das früher in der politischen Welt für unauflösbar gehaltene Problem auf die befriedigendste Weise und mit dem glücklichsten Erfolge gelöst: die demokratische Verfassung, welche man bisher höchstens nur auf sehr kleine Staaten anwendbar ansah, auch für große, sogar die größten möglich zu machen"; sie gäben damit „das erste Beispiel der wirklichen Ausführbarkeit der Demokratie selbst in einem Staate von noch so großer Ausdehnung und Bevölkerung".[19]

Ein wenig anders verhält es sich im Falle von Jakob Venedey, der in seinen Biographien über *Georg Washington* und *Benjamin Franklin* aus den Jahren 1861 und 1862 zwar auch der Erklärung der Menschenrechte „eine welthistorische Bedeutung" beimisst, den Tag der Unabhängigkeitserklärung, den 4. Juli des Jahres 1776, zum „schönsten Tage der Neuzeit" erklärt und die Vereinigten Staaten dazu beglückwünscht, mit Washington und Franklin „zwei Männer in dem Vordergrund der Ereignisse seiner Revolution zu sehen, die der Menschheit stets zu Vorbildern dienen" würden.[20] Jedoch zielt Venedey mit beiden Werken vor allem auf die aktuelle politische Situation im Deutschland der frühen 1860er Jahre ab, er will eine allgemeine Aufbruchsstimmung erzeugen und die aus seiner Sicht notwendige organisatorische Zusammenführung und weltanschaulich-politische Festigung der oppositionellen Demokraten vorantreiben. Er versucht deshalb, wie mehrere Rezensenten in den durchweg positiven zeitgenössischen Besprechungen hervorheben, mit der Lebensbeschreibung Washingtons, einem „trefflichen Werk" und „Volksbuch im höheren Sinne des Wortes", und als

---

Anm. 15), zit. S. 296 u. 302; Murhard: Nordamerikanische Verfassung, Grundideen (wie Anm. 13), 2. Aufl., Bd. 9, S. 672.

19 Erneut Murhard: Nordamerikanische Verfassung, Grundideen (wie Anm. 13), 2. Aufl., Bd. 9, S. 672-673. Der erwähnte dritte Artikel von Murhard zu den Vereinigten Staaten lautet: ders.: Nordamerikanische Verfassung – Hauptbestimmungen. In: Rotteck/Welcker: Staats-Lexikon (wie Anm. 13), 2. Aufl., Bd. 9, S. 710-728.

20 Venedey: Georg Washington (wie Anm. 14), S. 72-73; ders.: Benjamin Franklin. Ein Lebensbild, Freiburg i. Br.: Friedrich Wagner'sche Buchhandlung 1862, hier S. 1. Den weiteren Betrachtungen liegen jeweils die Erstauflagen beider Werke zugrunde.

„Geschichtsschreiber, dessen Vertrautheit mit englischen, irischen und amerikanischen Zuständen hinlänglich bekannt ist", den „deutschen Bürger- und Freiheitssinn zu stärken" und zugleich „ein befruchtendes Bildungsmittel für den politischen und patriotischen Charakter der Jugend und des Bürgerstandes" zu bieten.[21] In seiner Argumentation legt Venedey besonderen Wert auf die Verfassung der Vereinigten Staaten, die seiner Ansicht nach „in keiner Zeit ihres Gleichen hatte, und die bis heute unvergleichliches politisches Wohlsein über Amerika" gebracht habe und deren Stärke zum einen in der „wunderbare[n] Mischung von Unabhängigkeit und zugleich von Abhängigkeit der einzelnen Gewalten unter einander" zu suchen sei. Zum anderen zeichne sich die Verfassung durch die besondere Stellung der richterlichen Gewalt aus, da jene „über den beiden andern Gewalten stehend, ihre Schritte bewachend, und sie [...] in den Gränzen der Gesetze und der Verfassung haltend; unangreifbar, unabsetzbar, unabhängig selbst [...] dem Gesetze unterthan und zugleich des Gesetzes Wächter", dazu verpflichtet sei, „jeden Bürger in seinem gesetzlichen und verfassungsmäßigen Recht zu schützen". Aus diesem Grunde sei das Recht „in den vereinigten Staaten Amerika's die höchste Macht, seine Vertreter, die Gerichte die höchste Gewalt, – der Rechtsstaat eine Wahrheit".[22]

Wendet man sich, nach dieser exemplarischen Vorstellung zweier bedeutender Protagonisten der deutschen bürgerlich-liberalen und -demokratischen Oppositionsbewegung im Vor- und Nachmärz und der Gegenüberstellung ihrer Amerikabilder und Verfassungsverständnisse im Besonderen, jetzt der Herleitung des modernen westlichen Demokratiebegriffs und der Entwicklung politischer, verfassungsstaatlicher Ordnungssysteme im Allgemeinen zu, so zielt dieses Vorgehen zunächst vor allem auf eine präzisere Begriffsbildung und eine erste ideen-, politik- und verfassungshistorische Verortung der angesprochenen Konstitutions-, Staats- und Demokratiemodelle ab. Will man dann diese, den Terminus wie das Modell, tatsächlich näher bestimmen, in ihren Grundzügen erfassen und in ihrer Entstehung,

21 Vgl. dazu: Venedey: Benjamin Franklin (wie Anm. 20). Die ausgewählten „Recensionen und Auszüge aus solchen" zu Venedeys Washington-Biographie werden in den Vorbemerkungen zusammengefasst und der Titelei der im selben Verlag erscheinenden Franklin-Biographie vorangestellt. Zitiert wird hier aus den Besprechungen der „Zeitung für Norddeutschland", der „Stimmen der Zeit", des „Frankfurter Museums" und der „Volkszeitung".

22 Venedey: Georg Washington (wie Anm. 14), S. 180 u. 182.

Anwendung und Durchsetzung in Deutschland und Europa im 19. Jahrhundert in einem konzis gehaltenen historischen Überblick darstellen und nachzeichnen sowie darüber hinaus deren transatlantischen Bezüge zur Gründungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika aufzeigen, so können für einen vorläufigen Klärungsversuch[23] folgende Entwicklungsschritte und Wesensmerkmale festgehalten werden:

Zu den konstitutiven Voraussetzungen einer Staats- und Verfassungsordnung in der heutigen ausgeformten modernen, westlichen liberalen

23 Zu den grundlegenden Artikeln und Arbeiten zur Demokratiegeschichte in Deutschland und Europa der letzten 20 Jahre gehören u. a.: Werner Conze/Reinhart Koselleck/Hans Maier u. a.: Artikel: Demokratie. In: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 1: A-D. 5. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta 1997, Studienausgabe, 2004, S. 821-899, insbes. S. 847-899; Hartmut Kaelble: Wege zur Demokratie. Von der Französischen Revolution zur Europäischen Union, Stuttgart/München: Deutsche Verlags-Anstalt 2001; Wolther von Kieseritzky/Klaus-Peter Sick (Hrsg.): Demokratie in Deutschland. Chancen und Gefährdungen im 19. und 20. Jahrhundert, München: C. H. Beck 1999; Hans Sarkowicz (Hrsg.): Aufstände, Unruhen, Revolutionen. Zur Geschichte der Demokratie in Deutschland, Frankfurt a. M./Leipzig: Insel 1998; Hartwig Brandt: Der lange Weg in die demokratische Moderne. Deutsche Verfassungsgeschichte von 1800 bis 1945, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998; Manfred G. Schmidt: Demokratietheorien. Eine Einführung. 5. Aufl., Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010; Hans Vorländer: Demokratie. Geschichte, Formen, Theorien, München: C. H. Beck 2003; Paul Nolte: Was ist Demokratie? Geschichte und Gegenwart (beck'sche Reihe, Bd. 6028), München: C. H. Beck 2012; Hedwig Richter: Moderne Wahlen. Eine Geschichte der Demokratie in Preußen und den USA im 19. Jahrhundert, Hamburg: Hamburger Edition 2017; Margaret Lavinia Anderson: Lehrjahre der Demokratie. Wahlen und Politische Kultur im Deutschen Kaiserreich, Stuttgart: Franz Steiner 2009; Tim B. Müller/Adam Tooze (Hrsg.): Normalität und Fragilität. Demokratie nach dem Ersten Weltkrieg, Hamburg: Hamburger Edition 2015; Heinrich August Winkler: Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie. 4. Aufl., München: C. H. Beck 2005; Michael Dreyer/Andreas Braune (Hrsg.): Weimar als Herausforderung. Die Weimarer Republik und die Demokratie im 21. Jahrhundert (Weimarer Schriften zur Republik, Bd. 1), Stuttgart: Franz Steiner 2016; Edgar Wolfrum: Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta 2006.

Demokratie werden nach aktuellen Definitionen in der Politik- und Geschichtswissenschaft, sehr grob und verkürzt gesprochen, zunächst einmal „reguläre, freie und faire Wahlen, unterschiedliche Parteien, aus denen eine Auswahl getroffen werden kann, Regierungen, die aus dem Amt gewählt werden können", gezählt; des Weiteren rechnet man die Garantie der grundlegenden Menschen- und Bürgerrechte, mithin der politischen Freiheitsrechte, ebenso unabdingbar dazu wie „rechtsstaatliche Sicherungen, die die Gleichheit der Grundrechte und den Schutz des Individuums gewährleisten"; ferner gehören hierher „die politische Unabhängigkeit und Neutralität der Justiz und die Teilung der Gewalten, von Legislative, Exekutive und Rechtsprechung"; desgleichen werden institutionalisierte, funktionsfähige Vertretungskörperschaften, also Parlamente, genannt, die mit Blick auf die politischen Bürgerrechte eines jeden Staatsbürgers das Recht auf Partizipation, auf Teilhabe an der Gesetzgebung in eigener Person oder durch gewählte Repräsentanten gewährleisten sollen; sowie nicht zuletzt werden eine freie Medienlandschaft und eine pluralistische Öffentlichkeit als unverzichtbar angesehen.[24]

Versucht man in diesem Zusammenhang, die politischen Freiheitsrechte weiter auszudifferenzieren und zu fragen, was mit „Freiheit" seit Ende des 18. Jahrhunderts konkret gemeint war, dann kommt man aus historischer Perspektive zu folgenden Ergebnissen: Laut der *Virginia Bill of Rights* vom 12. Juni 1776, der „erste[n] Kodifikation von gleichen Grund- und Menschenrechten"[25], der *Declaration of Independence* vom 4. Juli 1776, der Verfassung der USA von 1787 (mit den Zusätzen, den *Amendements*, und der *Bill of Rights* in der amerikanischen Bundesverfassung) und der *Déclaration des Droits de l'Homme et du Citoyen* vom 26. August 1789 wird zwischen den allgemeinen Menschenrechten, „die allen Menschen schon mit ihrer Geburt, aus der Annahme einer fundamentalen menschlichen Würde, verliehen sind", und den politischen Bürgerrechten, „die auf die politischen Rechte und Freiheiten in einem ganz bestimmten Gemeinwesen zielen", unterschieden.[26] Mit der *Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte* in der Französischen Revolution werden dann in Europa gegenüber den englischen

24 Aus den zahlreichen, aktuell existierenden Definitionen ist hier die Bestimmung für „anspruchsvollere Demokratiebegriffe" nach Vorländer zitiert: Demokratie (wie Anm. 23), S. 7.

25 Vorländer: Demokratie (wie Anm. 23), S. 60.

26 Nolte: Was ist Demokratie? (wie Anm. 23), S. 148.

Vorläufern, der *Magna Charta* von 1215 und der *Bill of Rights* von 1689, zwei neue Entwicklungen festgehalten: „die unauflösliche Einbettung fundamentaler Rechte in ein demokratisches Regierungssystem – letztlich in die Volkssouveränität – und die Herleitung dieser Rechte, den Gedanken der Aufklärung folgend, aus der Natur der Menschen. Damit wurden sie zugleich, im Sinne der aufgeklärten Theorie vom Staat als Vertrag zwischen den Bürgern, vor jedes konkrete Regierungssystem gestellt und für schlechthin unwiderruflich erklärt."[27] Zu den Grundrechten nach diesen „Ursprungserklärungen" in Amerika und Frankreich gehören: die Freiheit der Person, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Freiheit des Bekenntnisses und der öffentlichen Ausübung von Religion, die Freiheit der Rede, Meinung und Presse, die Versammlungs-, Vereinigungs- und Petitionsfreiheit, das Recht und der Schutz des Eigentums sowie das Recht auf Widerstand gegen Unterdrückung und den gesetzwidrigen Angriff auf die Menschenrechte und die verfassungsmäßige Ordnung.[28]

Getragen von einem Geschichtsbewusstsein und einer Weltanschauung, die stark in der Tradition der europäischen Aufklärung und Französischen Revolution, aber auch in derjenigen des englischen Frühkonstitutionalismus und Parlamentarismus ebenso wie der amerikanischen Verfassungs- und Unabhängigkeitsbewegung verwurzelt und, damals aktuell, dem Geist der deutschen Nationalbewegung und europäischen Emanzipationsbestrebungen verpflichtet war, sowie erfüllt von einem positiven Verständnis des etymologisch wie ideell in der griechischen Antike begründeten und in der nordamerikanischen und europäischen Frühen Neuzeit erweiterten Begriffs der Volksherrschaft bekannten sich progressive Liberale wie Friedrich Murhard und gemäßigte Demokraten wie Jakob Venedey zu eben diesem „demokratischen System" als dem „allgemeinen Grundprincip" und zu der seit den bürgerlichen Revolutionen in den Vereinigten Staaten und Frankreich damit verbundenen, auch ihnen geläufigen Staats-, Verfassungs- und Herrschaftsform.[29] Selbst wenn das durch beide Revolutionen dies- und jenseits des Atlantiks entstandene neue Verfassungsmodell im 19. Jahrhundert die Augen der Europäer zunehmend nach Amerika und, wegen der

27 Nolte: Was ist Demokratie? (wie Anm. 23), S. 149.

28 Ebd., S. 143, 145 u. 149.

29 Vgl. dazu noch einmal: Murhard: Nordamerikanische Verfassung, Grundideen (wie Anm. 13), 2. Aufl., Bd. 9, S. 672; Venedey: Georg Washington (wie Anm. 14), S. 175-182.

geographischen Nähe, auch nach Frankreich lenkte, war im 18. und selbst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgrund der vorhandenen kontinentalen Anglophilie die Begeisterung für die freiheitliche englische Verfassung noch immens groß, und der Hinweis auf die vermeintlich lange Tradition eines demokratischen Elements in derselben wirkte lange nach. Die Anhänger der Verfassung bezogen sich dabei auf die seit dem 16. Jahrhundert existierende Vorstellung, deren Vorzug sei in dem Umstand zu suchen, „dass sie eine aristotelische Mischverfassung sei, in der sich Monarchie (König), Aristokratie (Oberhaus, *House of Lords*) und Demokratie (Unterhaus, *House of Commons*) harmonisch" miteinander verbinden würden; dies gebe ihr Bestand und bewahre sie „vor politischer Degeneration". Insbesondere in Deutschland bekannten sich viele konstitutionelle und reformorientierte, ja sogar manche konservativ geprägte Liberale zum Modell der englischen Verfassung. Ab der Jahrhundertmitte änderte sich diese Präferenz dann dahingehend, dass die seit den 1830er Jahren sich formierenden Linksliberalen in der englischen parlamentarischen Monarchie ein erstrebenswertes Ziel sahen, wogegen etliche deutsche Demokraten nunmehr die amerikanische Verfassung als nachahmenswertes Beispiel herausstellten.[30]

Als nach der endgültigen Niederlage Napoleons und der Ausschaltung der oppositionellen Strömungen im antinapoleonischen Lager um 1815 in Europa neue Verfassungen installiert wurden, beispielgebend hierfür war das französische *Charte-Modell*, spielte die nordamerikanische Erfahrung in der Praxis noch keine größere Rolle, da man bei der Verfassungsgebung „von einem grundlegenden Unterschied zwischen monarchisch-konstitutionellen und repräsentativ-demokratischen Staatsordnungen ausging". „Das konstitutionelle Gedankengut beiderseits des Atlantiks" schöpfte dabei interessanterweise „aus den gleichen Quellen der antiken und frühneuzeitlichen Gewährsleute".[31] Für die theoretische Auseinandersetzung mit dem klassischen Demokratiebegriff und die Herleitung eigener Demokratiemodelle konzentrierte man sich im Vormärz nicht mehr ausschließlich auf die Erörterung der athenischen Demokratie, sondern hatte sich seit den frühneuzeitlichen Reflexionen über das gute und gerechte Regieren ausdrücklich auch

30 Zum Vergleich der anglo-amerikanischen Verständnisse und Modelle vgl.: Dippel: Englische und amerikanische Verfassungs- und Demokratiemodelle (wie Anm. 17), hier Textabschnitt 1 u. 3, EGO, unter: http://www.ieg-ego.eu/dippelh-2015-de (Zugriff am 30.04.2018).

31 Brandt: Gesellschaft und Konstitutionalismus in Amerika (wie Anm. 18), S. 13.

der Betrachtung der sich in die römische Tradition stellenden Stadtstaaten Oberitaliens der Renaissance zugewandt und die von Niccolò di Bernardo dei Machiavelli (1469-1527) vertretene Theorie des bürgerschaftlichen Republikanismus, mithin des konstitutiven Zusammenhangs von Freiheit und Republik, von Selbstregierung und Autonomie wie auch von öffentlichem Wohl, Bürgertugend und Vaterlandsliebe, intensiv rezipiert.[32] Diese Auffassung hatten bereits die englischen Revolutionäre des 17. Jahrhunderts geteilt, die sich als Republikaner, „als Anhänger eines *Commonwealth* freier Bürger verstanden" und sich einem „*empire of laws, and not of men*" verpflichtet sahen, wie dies James Harrington (1611-1677) treffend zum Ausdruck brachte.[33]

Generell lässt sich festhalten, dass dieser bürgerschaftliche Republikanismus, „zum Teil auch als civic humanism apostrophiert" und überliefert, zur Grundlage einer Bewegung wurde, „die von Italien über England nach Nordamerika und von dort, in einer konsequent demokratisch gewendeten Fassung, wieder nach Frankreich und, in einer gezähmten Version, nach Deutschland gelangte".[34] Dabei entbehrte die Geschichte des Demokratiebegriffs nicht einer gewissen Ironie: So war weder in Frankreich noch in den Vereinigten Staaten und genauso wenig in Deutschland von der Demokratie die Rede, als es zwischen dem Ende des 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts galt, die neue Form der repräsentativen Demokratie in den einzelnen Staaten zu etablieren. Obwohl sich in der Amerikanischen und Französischen Revolution das Prinzip der Volkssouveränität konsequent durchgesetzt hatte und institutionell fest verankert worden war, blieb der herrschende Demokratiebegriff wegen seiner Anlehnung an das Verständnis in der aristotelischen Verfassungsformenlehre vorerst negativ besetzt. Aus diesem Grunde sprach man während der Prozesse der Verfassungsgebung und -ratifizierung in den USA genauso wie in Frankreich eher von der Republik als von der

32 Zur Theorie des bürgerschaftlichen Republikanismus und zum Begriff Republik vgl. die nach wie vor grundlegenden Studien von Wolfgang Mager: Artikel: Republik. In: Brunner/Conze/Koselleck: Geschichtliche Grundbegriffe (wie Anm. 23), Bd. 5, S. 549-651; ferner ders.: Republikanismus. Überlegungen zum analytischen Umgang mit einem geschichtlichen Begriff. In: Peter Blickle (Hrsg.): Verborgene republikanische Traditionen in Oberschwaben (Oberschwaben – Geschichte und Kultur, Bd. 4), Tübingen: bibliotheca academica 1998, S. 243-260.

33 Vorländer: Demokratie (wie Anm. 23), S. 50.

34 Ebd., S. 48.

Demokratie, wenn man an das neue Gemeinwesen dachte oder wenn es um dessen Einrichtung und konkrete Ausgestaltung ging.

Erst vor dem Hintergrund der sich neu entfaltenden verfassungsrechtlichen Bestrebungen, politischen Strömungen und sozialen Bewegungen während der Revolution von 1848/49 änderte sich nachhaltig das Verhältnis zur Demokratie und das Verständnis des Demokratiebegriffs, was den liberalen französischen Politiker François Pierre Guillaume Guizot (1787-1874) zu der Feststellung veranlasste, dass mittlerweile „das Wort Demokratie zu einem *mot souverain, universel* geworden" sei. Und tatsächlich hatte sich die Bedeutung des Wortes Demokratie im Laufe der 1848er Revolutionsereignisse derart gewandelt, dass es einerseits endgültig „zum Gegenbegriff der absolutistisch-feudalen Herrschaftsordnung, zum Kampfbegriff gegen die alten Mächte" geworden war und ihre Anhänger deshalb, und um sich von den Liberalen deutlich abzugrenzen, damit begonnen hatten, sich nach ihr zu benennen.[35] Andererseits war das Wort schlichtweg positiv umgedeutet worden und hatte einen neuen Bedeutungsgehalt und eine geradezu teleologische Dimension bekommen: Der Demokratiebegriff schloss jetzt eine in die Zukunft weisende, unumkehrbare Bewegung zu gesellschaftlichem Fortschritt und zur Verbesserung der allgemeinen Lebensumstände und politischen Zustände ausdrücklich mit ein. Demokratie war, wie es der liberalkonservative Staatsphilosoph Alexis Charles-Henri-Maurice Clérel de Tocqueville (1805-1859) pointiert formulierte, „un fait providentiel", war „zum Schicksal geworden", und eine „Entwicklung zu mehr Demokratie und [...] zu sozialer Gleichheit schien nicht mehr aufzuhalten", im Gegenteil, ihre umfassende Verwirklichung schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, er sah diese Entwicklung auch „grundsätzlich und global als unumgänglich" an. Jedoch betrachtete Tocqueville den Durchbruch der Demokratie in den Vereinigten Staaten, die Herrschaft des *common man* und deren Auswirkungen auf die politische Kultur des Landes durchaus kritisch, sein „Urteil war ambivalent", wie man seinem bis heute grundlegenden Buch *De la Démocratie en Amérique* (dt. Über die Demokratie in Amerika; zwei Bände 1835/1840) entnehmen kann, in dem er die politischen und gesellschaftlichen Zustände in den USA als Ergebnis intensiver Studien und eines einjährigen Aufenthalts klug analysierte.[36]

35 Ebd., S. 49-50.

36 Hier jeweils zitiert Vorländer: Demokratie (wie Anm. 23), S. 50 u. Brandt: Gesellschaft und Konstitutionalismus in Amerika (wie Anm. 18), S. 14-15. Zu

Ursprünglich waren die 13 englischen Kolonien an der amerikanischen Nordostküste von Kanada bis Florida zwischen 1607 und 1732 begründet worden, nicht etwa durch direkte staatliche Eingriffe wie die spanischen Kolonien, sondern durch private Gesellschaften mit ökonomischen, religiösen oder philanthropischen Zielsetzungen. Ausgestattet mit königlichen Schutzbriefen (*charters*), gingen diese Gesellschaften an die Kolonisation der ihnen zugewiesenen Gebiete. Alle Kolonien unterhielten eigene Beziehungen zum Mutterland: Sie verwalteten sich weitgehend selbst gemäß dem englischen Vorbild durch einen Gouverneur, einen ihm zur Seite stehenden und zumeist von ihm ernannten Rat (*council*) sowie einer gewählten Versammlung (*assembly*). Gewählt wurde der Gouverneur zur Zeit der Unabhängigkeitsrevolution nur in den eigenständigen Kolonien Rhode Island und Connecticut, während in den acht sogenannten königlichen Kolonien der englische König den Gouverneur einsetzte, und in drei Eigentümerkolonien (Pennsylvania, Delaware und Maryland) die besitzenden Familien den Kandidaten für dieses Amt bestimmten.[37]

Tocquevilles zentralem Werk und dessen deutscher Übersetzung, seinem politischen Denken und seiner Biographie vgl. u. a.: Alexis de Tocqueville: De la démocratie en Amérique. 2 Teile in 2 Bde., Paris: Charles Gosselin 1835-1840, zur deutschen Ausgabe: ders.: Über die Demokratie in Nordamerika. Aus dem Französischen übersetzt von F(riedrich) A(ugust) Rüder. Erster Theil, Leipzig: Eduard Kummer 1836 (Teil II nicht auf Deutsch erschienen); Karlfriedrich Herb/Oliver Hidalgo: Alexis de Tocqueville (Campus Einführungen), Frankfurt a. M./New York: Campus 2005; André Jardin: Alexis de Tocqueville. Leben und Werk. Aus dem Französischen von Linda Gränz, Frankfurt a. M./New York: Campus 2005.

37 Zur Geschichte der USA, der Amerikanischen Revolution, Konföderation und frühen Republik vgl. neben einem grundlegenden Forschungsüberblick von: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): 200 Jahre amerikanische Revolution und moderne Revolutionsforschung. Neun Beiträge (Geschichte und Gesellschaft, Sonderh. 2), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976 auch die neueren Werke von: Charlotte A. Lerg: Die Amerikanische Revolution (UTB-Profile, Bd. 3405), Stuttgart: UTB 2010; Hermann Wellenreuther: Von der Konföderation zur Amerikanischen Nation. Der Amerikanischen Revolution zweiter Teil, 1783-1796 (Geschichte Nordamerikas in atlantischer Perspektive von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 4), München/Berlin: LIT 2016; Michael Hochgeschwender: Die Amerikanische Revolution. Geburt einer Nation 1763-1815. 2. Aufl., München: C. H. Beck 2017; Horst Dippel: Geschichte der USA. 8. Aufl., München: C. H. Beck 2007, bes. S. 7-76; Jürgen Heideking/Christof

Angesichts der andauernden Einwanderung von den britischen Inseln und aus den deutschen Staaten sowie der zunehmenden Verschleppung schwarzer Sklaven aus Afrika nahm die Bedeutung der Kolonien für die britische Politik und Wirtschaft ständig zu. Es ist daher mit Blick auf den Umgang und das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonien nicht weiter überraschend, dass es neben Phasen größeren Desinteresses auch Perioden gegeben hat, in denen sich die Regierung in London darum bemühte, die Kolonien stärker an England zu binden und deren politisch-rechtliche Stellung zu vereinheitlichen. Die Gründe für das Scheitern der englischen Bemühungen, die nordamerikanischen Kolonien politisch unter Kontrolle zu bekommen, waren vielfältig. So hatten bereits die Pilgerväter, Dissidenten der englischen Staatskirche, zusammen mit anderen Auswanderern während der Überfahrt auf der *Mayflower* am 11. November 1620 eine Vereinbarung über die Bildung eines „civil Body Politick, for our better Ordering and Preservation" getroffen.[38] Der *Mayflower Compact* stellte eine der „früheste[n] und markanteste[n]", bewusst und freiwillig zum Ausdruck gebrachten politischen Willenserklärungen dar, „sich nach selbst gegebenen und für alle gleichermaßen verbindlichen Regeln und Gesetzen in einem Gemeinwesen zu organisieren". Entsprechend der dahinterstehenden, auf Argumente des Naturrechts sich stützenden Deutung der englischen Verfassung beanspruchten die Neuankömmlinge, Siedler und Kolonisten, auf amerikanischem Boden das Recht, sich selbst zu regieren und nur die Gesetze zu wahren und jene Steuern zu akzeptieren, welche sie entweder selbst oder ihre frei gewählten Repräsentanten bestimmt hatten. Auf diese Grundprinzipien sahen die Bürger der Neuen Welt die englische Verfassung gegründet, der sie sich nach wie vor verbunden fühlten und deren vollständige Gültigkeit aus ihrer Sicht auch in den Kolonien Bestand hatte. Dagegen stand das Verhalten und Machtverständnis der englischen Regierung. Denn, obwohl die englische Verfassung im Laufe der Zeit umfassende Veränderungen erlebt hatte,

---

Mauch: Geschichte der USA. 6. überarb. u. erw. Aufl., Tübingen: Narr Francke Attempto 2008, bes. S. 1-230; Udo Sautter: Geschichte der Vereinigen Staaten von Amerika. 8. überarb. u. erw. Aufl., Stuttgart: Kröner 2013; Gustav Schmidt: Geschichte der USA, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004, bes. S. 9-75.

38 Hier zitiert nach: Dippel: Englische und amerikanische Verfassungs- und Demokratiemodelle (wie Anm. 17), Textabschnitt 11, EGO, unter: http://www.ieg-ego.eu/dippelh-2015-de (Zugriff am 30.04.2018).

wollte die englische Regierung deren Ergebnisse, etwa infolge der *Glorious Revolution*, den nordamerikanischen Kolonien nicht zugestehen. Auch weigerte sie sich beharrlich, die Rechtsstellung der Kolonien und ihrer Bewohner endgültig und verbindlich zu klären. Je mehr und entschiedener sich die Siedler für ihre vermeintlich angestammten Rechte einsetzten und ihre politischen Führer die uneingeschränkte Umsetzung der englischen Verfassung in den Kolonien forderten, umso vehementer lehnte es die Regierung in London ab, „Grundzüge ihrer Verfassung nach Amerika zu transferieren".[39]

Das schließlich aus der Amerikanischen Revolution, Unabhängigkeitsbewegung und dem Prozess der Verfassungsgebung hervorgegangene amerikanische Verfassungsmodell basierte auf einer geschriebenen Verfassung und manifestierte sich in jenen Konstitutionen, die sich die unabhängig gewordenen Kolonien ab 1776 gaben. Als „Schlüsseldokument" kann dabei die *Virginia Declaration of Rights* von 1776 bezeichnet werden, in der sich jene Grundsätze wiederfinden, die nach Überzeugung der Wortführer des amerikanischen Widerstands gegen die Politik Londons auch der englischen Verfassung zugrunde gelegen hatten und die sie nun in den amerikanischen Verfassungen fest verankert sehen wollten. Weitere „Meilensteine" der konstitutionellen Entwicklung Amerikas stellten die *Verfassung von Massachusetts von 1780* als „die bis heute gültige älteste geschriebene Verfassung der Welt" und die *Bundesverfassung von 1787/89* dar. Gemäß dem 1776 ursprünglich noch aus zwei getrennten Abschnitten bestehenden Konstitutionstext – der *Declaration of Rights*, welche die Verfassung begründenden Prinzipien beinhaltete, und dem *Plan* oder *Frame of Government*, welcher die Machtverteilung, die Organisation und die Funktionen unter den verschiedenen konstitutionell bedeutsamen Akteuren und Institutionen regelte – hatte die Verfassung in erster Linie zwei gleichgewichtige Aufgaben zu erfüllen: „die Rechte und Freiheiten der Bürger zu sichern und die Staatsmacht so zu organisieren, dass diese die Freiheits- und Bürgerrechte nicht beeinträchtigen" konnte. Dies sollte in Verbindung mit der neuen bundesstaatlichen Ordnung der Union und unter Berücksichtigung der genannten Grundsätze, die seither als „Prinzipien des modernen Konstitutionalismus" gelten, geschehen: insbesondere mittels der Volkssouveränität, der Menschenrechtserklärung, der universell gültigen Freiheitsrechte, einer repräsentativen Regierung, einer begrenzten Regierungsmacht, einer als *Checks and*

39 Ebd., Textabschnitt 12 u. 14, EGO, unter: http://www.ieg-ego.eu/dippelh-2015-de (Zugriff am 30.04.2018).

Balances bezeichneten strikten Gewaltentrennung, der Judikative als eigenständiger, unabhängiger dritter Gewalt, einer Rechenschaftsverpflichtung der Regierung, der Verfassung als oberstem Gesetz sowie der Änderung der Verfassung unter Mitwirkung des Volkes.[40]

Die *Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika*, die am 17. September 1787 verabschiedet und im Laufe des Jahres 1788 ratifiziert wurde, legt die politische und rechtliche Grundordnung der USA fest. Sie sieht eine föderale Republik in Form eines Präsidialsystems vor. Die Verfassung wurde von Delegierten aus zwölf der dreizehn Gründerstaaten der USA erarbeitet, die in der *Philadelphia Convention* zusammengekommen waren und am 25. Mai 1787 ihre Arbeit aufgenommen hatten. Bei den Tagungen des Verfassungskonvents in Philadelphia fassten die 55 Delegierten schnell den Entschluss, sich nicht nur mit Verfassungsänderungen zu beschäftigen, sondern eine ganz neue Verfassung zu entwerfen und dabei unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu tagen. Um die Vorschläge der Delegierten bekannt zu machen, den Entwurf der Bundesverfassung zu erklären, für dessen Ratifizierung zu werben sowie die dahinterstehende politische Philosophie näher zu erläutern, verfassten Alexander Hamilton (1755-1804), James Madison (1751-1836) und John Jay (1745-1829) eine Serie von Artikeln, die zwischen Oktober 1787 und Mai 1788 in New Yorker Zeitungen erschienen und später als *Federalist-Artikel* bzw. unter dem Titel der Buchausgabe als *Federalist Papers* bekannt wurden.[41]

Die am Ende vorliegende Verfassung löste die zuvor geltenden *Konföderationsartikel* von 1781 ab, wobei der ursprüngliche Verfassungstext sich in eine Präambel und sieben Artikel gliedert. Die dreizehn Staaten stimmten schließlich der Verfassung im Zuge eines Ratifizierungsprozesses zu, der sich insgesamt über mehr als drei Jahre von Dezember 1787 bis Mai 1790

40 Ebd., hier Textabschnitt 15-16.

41 Für diesen und den folgenden Abschnitt vgl. zum Prozess der Verfassungsgebung und zu den „Federalist Papers": Vorländer: Demokratie (wie Anm. 23), S. 62-63; Günter Schomaekers: Daten zur Geschichte der USA, München: dtv 1983, hier S. 61-73; Angela Adams/Willi Paul Adams: Einleitung. Die Federalist-Artikel und die Verfassung der amerikanischen Nation. In: Alexander Hamilton/James Madison/John Jay: Politische Theorie und Verfassungskommentar der amerikanischen Gründerväter. Mit dem englischen und deutschen Text der Verfassung der USA. Hrsg., übersetzt, eingeleitet u. kommentiert von Angela Adams u. Willi Paul Adams (UTB, Bd. 1788), Paderborn/München u. a.: Ferdinand Schöningh 1994, S. XXVII-XCIII.

erstreckte und für den in jedem einzelnen Staat gesondert einberufene Ratifizierungsversammlungen abgehalten wurden. Als erster nahm der Staat Delaware am 7. Dezember 1787 die Verfassung an, es folgten – in dieser Reihenfolge – Pennsylvania, New Jersey, Georgia, Connecticut, Massachusetts, Maryland, South Carolina, New Hampshire, Virginia, New York, North Carolina und am 29. Mai 1790 Rhode Island als dreizehnter und letzter Staat. Damit die Verfassung in Kraft treten konnte, musste sie von mindestens neun Staaten angenommen worden sein. Seit ihrer Ratifikation wurde die Verfassung im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte um 27 Zusatzartikel *(Amendments)* erweitert, wobei zehn davon als *Bill of Rights* unmittelbar nach Bildung der Verfassungsorgane hinzugefügt wurden.

Wie schon angedeutet, war es nicht das Ziel der amerikanischen *Founding Fathers* bzw. *Founding Brothers* gewesen – gemeint sind auf der einen Seite die Delegierten der *Philadelphia Convention* und auf der anderen Seite die Mitglieder der Gründergeneration zur Zeit der Amerikanischen Revolution und der frühen Republik mit ihren prominentesten politischen Führern John Adams (1735-1826), Aaron Burr (1756-1836), Benjamin Franklin (1706-1790), Alexander Hamilton, Thomas Jefferson (1743-1826), James Madison und George Washington (1732-1799) –, die Demokratie in den Vereinigten Staaten einzuführen, und die Mehrheit der Verfassungsväter hätte eine derartige Behauptung auch strikt von sich gewiesen.[42] Erst unter dem Eindruck der Französischen Revolution und ihrer Rückwirkungen auf die Vereinigten Staaten sowie mit dem Sieg von Jefferson gegen Adams bei den Präsidentschaftswahlen und dem damit in einem repräsentativ-demokratischen System erstmals vollzogenen regulären Regierungswechsel von den *Federalists* zu den *Jeffersonian Republicans* von 1800/01 sollte sich dies ändern. In der Ära der *Jeffersonian democracy* wandelte sich das allgemeine politische Klima, das Verständnis von Demokratie, die Ansichten über sie änderten sich, in einigen Staaten wurde das Wahlrecht ausgeweitet, und die zur Beschränkung des Wahlrechts vormals bestehenden Eigentums- und

42 Zu den „Founding Brothers" vgl. die sehr anschauliche Darstellung von: Joseph J. Ellis: Founding Brothers. The Revolutionary Generation, New York: Alfred A. Knopf 2000, die deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: ders.: Sie schufen Amerika. Die Gründergeneration von John Adams bis George Washington. Aus dem Amerikanischen von Martin Pfeiffer. 3. Aufl., München: C. H. Beck 2003, hier S. 31. Zur Erläuterung der „Founding Fathers" siehe: Schomaekers: Daten zur Geschichte (wie Anm. 41), S. 71.

Vermögensqualifikationen fielen entweder ganz weg, wie in den neuen Staaten des Westens nach Beendigung des amerikanisch-britischen Krieges von 1812-1814, oder sie wurden stark gemindert. Ungeachtet dieser positiven Entwicklung gab es aber auch Gegenbewegungen: So verloren die Frauen 1807 im US-Staat New Jersey wieder ihr seit 1776 bestehendes Wahlrecht für mehr als ein Jahrhundert und freie Schwarze erhielten das Wahlrecht in mehreren Staaten erst gar nicht.[43]

1828 wurde mit Andrew Jackson (1767-1845) dann erstmals ein Präsident gewählt, der nicht der Elite der Gründerstaaten, namentlich Virginias oder Massachusetts', entstammte, und der wie kein zweiter amerikanischer Präsident mit dem Durchbruch der Demokratie im Lande gleichgesetzt wird. Die *Jacksonian democracy* ist in die Amerikanische Geschichte auch als die *era of the common man* eingegangen, während Jacksons Präsidentschaft erreichte die von Karl Mannheim so apostrophierte „Fundamentaldemokratisierung" der USA „ihren ersten Höhepunkt", „ein halbes Jahrhundert und länger vor Europa". Ausgehend von den Frontierstaaten im damaligen Westen der Vereinigten Staaten setzte sich zunehmend das allgemeine, gleiche Männerwahlrecht für Weiße durch, Mitte des 19. Jahrhunderts bestand es als aktives Wahlrecht in vielen Einzelstaaten und aktiv und passiv auf den meisten Ebenen der kommunalen Selbstverwaltung. Mit der Demokratisierung des Wahlrechts und der Wahlpraxis ging in etlichen Staaten auch die Konstituierung neuer Verfassungen auf breiterer demokratischer Grundlage einher, die zudem die Wahl von Richtern und Beamten durch das Volk vorsah, um ihre Legitimation sicherzustellen und Volksnähe zu demonstrieren. Ein weiteres Spezifikum in der demokratischen Ausgestaltung des amerikanischen Verfassungsstaates ist in der frühzeitigen Existenz moderner Parteien zu sehen, die, von den *Federalists* und *Anti-Federalists* bzw. *Democratic Republicans* am Ende des 18. Jahrhunderts bis zur „Polarität von Demokraten und Whigs" in der Jahrhundertmitte und darüber hinaus reichend, die unterschiedlichen Werte und Interessen in der Gesellschaft aufgriffen und in das politische System einbrachten, auf diese Weise Wähler aller Schichten an sich banden, sie in die Kandidatenfindung mit einbezogen und Wahlämter mit Anhängern der

43 Dazu: Vorländer: Demokratie (wie Anm. 23), S. 66-67; Dippel: Englische und amerikanische Verfassungs- und Demokratiemodelle (wie Anm. 17), Textabschnitt 18, EGO, unter: http://www.ieg-ego.eu/dippelh-2015-de (Zugriff am 30.04.2018).

eigenen Partei besetzten. Auch „der längerfristige Trend zur Stärkung der Union" setzte sich während der *Jacksonian democracy* ungebrochen fort: das Präsidentenamt gewann weiter an Machtpotential, der Kongress beanspruchte Zuständigkeiten und trug in wichtigen Fragen maßgeblich zur Entscheidungsfindung bei, und selbst die Gerichte und der Supreme Court dehnten ihren bundesweiten Aktionsraum aus.[44]

Durch „die Zäsur des Bürgerkrieges" (1861-1865) und das *progressive movement* zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgten weitere Demokratisierungsschübe, die auch zu neuerlichen Ausweitungen der Individualrechte in der Konstitution führten. Die rechtliche Stellung der Frauen begann sich grundlegend zu ändern: Ab 1869 konnten sie in ersten, noch recht wenigen Territorien und Staaten wählen, wohingegen ihnen dies auf Bundesebene zur großen Enttäuschung der Frauenbewegung weiterhin verwehrt wurde, da im 15. Zusatzartikel zur Verfassung von 1870 Geschlecht, anders als Rasse, Hautfarbe, „or previous condition of servitude", nicht als unzulässiger Grund für die Verweigerung des Wahlrechts bestimmt wurde. Erst 1920, und damit sogar noch später als in der Weimarer Republik, wurde das Frauenwahlrecht mit dem 19. Zusatzartikel in die Verfassung eingefügt. Langfristig als noch bedeutsamer sollte sich allerdings der 14. Zusatzartikel von 1868 erweisen. Dessen Rechtsgarantien stärkten nicht nur den Bundesstaat gegenüber den Einzelstaaten, sondern führten dank der Rechtsprechung des Obersten Bundesgerichtes (*Supreme Court*) auch dazu, „die Mehrheit der in der *Bill of Rights* der Bundesverfassung garantierten Rechte auf den Schutz vor Übergriffen der Einzelstaaten auszuweiten". Jene hatten trotz aller Verfassungszusatzartikel und Gesetze immer wieder versucht, bestimmte Personen oder Bevölkerungsgruppen von Wahlen auszuschließen oder von der Ausübung ihres Wahlrechts abzuhalten, wie dies insbesondere für die afroamerikanische Bevölkerung in den Südstaaten der USA bis weit ins 20. Jahrhundert hinein der Fall war.[45]

Vergegenwärtigt man sich nach diesem Parforceritt durch die amerikanische Gründungsgeschichte von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an,

---

44 Diese Entwicklung wird eingehend beschrieben bei: Brandt: Gesellschaft und Konstitutionalismus in Amerika (wie Anm. 18), S. 21-24, die Zitate finden sich auf S. 21, 22 u. 24 (in dieser Reihenfolge).

45 Hierzu noch einmal: Dippel: Englische und amerikanische Verfassungs- und Demokratiemodelle (wie Anm. 17), Textabschnitt 20, EGO, unter: http://www.ieg-ego.eu/dippelh-2015-de (Zugriff am 30.04.2018).

das heißt nach dem gestrafften Überblick über die Verfassungs- und Politikgeschichte der USA im Vor- und Nachmärz, die Entwicklung und den Stand des amerikanischen Verfassungs- und Demokratiemodells sowie das daraus unmittelbar erwachsene und daran gekoppelte Amerikabild der Europäer, hier vor allem der Deutschen, dann kann man in Anlehnung an Untersuchungsergebnisse des Historikers Peter Brandt konstatieren, dass bereits in den 1830er Jahren „Einwände und kritische Anmerkungen", unabhängig von der politischen Couleur und einer andersartigen Akzentuierung, bei Linken und Rechten gleichermaßen zu finden waren, die sich in der Folge – und das ist der eigentlich überraschende Befund – über mehrere Jahrzehnte hinweg halten konnten, ohne sich besonders stark zu verändern: So kritisierten bei aller Sympathie oder auch Begeisterung für die amerikanische Verfassung und die sich ausbildende egalitäre Demokratie Politiker, Staatstheoretiker, Juristen, Historiker und Publizisten der Alten Welt zum Teil schon sehr frühzeitig und massiv die Sklaverei und die Rassenproblematik in den USA; desgleichen konnten sie mit der „utilitaristischen Grundierung des nordamerikanischen politischen und sozialen Denkens" genauso wenig anfangen wie mit der ausgesprochen starken Geschäfts- und Profitorientierung als Kehrseite des wirtschaftlichen Aufschwungs und relativen Wohlstands der breiten Masse der US-Bevölkerung; und sie störten sich nicht zuletzt auch an bestimmten Formen der Parteienkonkurrenz, der Pressepolemik und der wachsenden Korruption im öffentlich-politischen Sektor.[46]

Was Deutschen und Europäern im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht verborgen blieb, welche Aspekte des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Daseins in den Vereinigten Staaten sie missbilligten und was sich bei einer möglichen Bilanzierung der Vor- und Nachteile des amerikanischen Verfassungsmodells um 1920, der Erfolge und Siege einerseits und der Fehlschläge und Niederlagen andererseits, ganz gut auf den Punkt bringen lässt, sind neben den unbestrittenen Durchbrüchen in der Demokratieentwicklung und der Ausweitung der Individualrechte in der Verfassung natürlich auch die ungeheuren Verwerfungen und nicht zu leugnenden Benachteiligungen, für die das US-Modell zu diesem Zeitpunkt immer noch stand. Die gewaltsame, von Massakern begleitete Vertreibung und letztliche Dezimierung der Ureinwohner, die seit einer Verschärfung der Indianerpolitik „unverändert als außerhalb der amerikanischen Gesellschaft stehend" angesehen und in Reservaten festgesetzt wurden, bedeutete für sie letzten

46 Brandt: Gesellschaft und Konstitutionalismus in Amerika (wie Anm. 18), S. 16.

Endes, dass sie für lange Zeit von einer freiheitlich-demokratischen Entwicklung vollständig ausgeschlossen waren und es auch blieben. Erst 1924 erhielten sie das amerikanische Bürgerrecht. Trotz aller rechtlichen Errungenschaften wurden auch die Schwarzen gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach wie vor diskriminiert und segregiert, was der *Supreme Court* erneut in einem berüchtigten Urteil von 1896 für verfassungskonform erklärt hatte. Aber selbst die damalige Mehrheitsgesellschaft der weißen Amerikaner sah sich in wachsendem Maße mit einem „überbordenden Kapitalismus" und einem „rigiden Individualismus" konfrontiert, der zunehmend soziale Missstände und ökonomische Probleme für die unteren und mittleren Bevölkerungsschichten schuf. An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hatte sich somit, nach Einschätzung des Historikers Horst Dippel, das amerikanische Demokratiemodell als eines erwiesen, „das zwar dem Einzelnen eine Fülle an freiheitlichen Rechten gewährte, in dem aber letztlich, ideologisch sanktioniert durch den Sozialdarwinismus der letzten Jahrzehnte, die Rechte des Stärkeren den Ton angaben, so sehr die Reformbewegung zum Jahrhundertbeginn auch um Korrekturen bemüht blieb".[47]

Kommt man abschließend noch einmal auf die Anfänge der deutschen Demokratie und auf die frühen Protagonist(inn)en der Demokratie-, Freiheits-, Einheits- und Emanzipationsbewegung in den deutschen Staaten zu sprechen und vergegenwärtigt man sich in diesem Zusammenhang die bedeutenden Jubiläen des Jahres 2018 und die ihnen gewidmeten Gedenkveranstaltungen und Erinnerungsfeierlichkeiten, so zeichnen sich auch an dieser Stelle durchaus Bezüge zum Themenschwerpunkt des Jahrbuchs ab: 200 Jahre nach der Einführung erster konstitutioneller Verfassungen in Deutschland, die nach dem Vorbild der französischen *Charte constitutionelle* von 1814 entworfen worden waren und die konstitutionelle Monarchien in einzelnen Staaten des Deutschen Bundes entstehen ließen, kamen durch diese erstmals auch eine größere Anzahl deutscher Staatsbürger in den Genuss relativ ‚moderner' Verfassungsordnungen. Auch wenn die zumeist von den damaligen Landesherrn erlassenen Verfassungen die monarchische Gewalt nur teilweise beschränkten, da die Krone entsprechend dem monarchischen Prinzip der alleinige Träger von Souveränität und Staatsgewalt blieb und in zahlreichen wichtigen Feldern der politischen Herrschaft wie

47 Dippel: Englische und amerikanische Verfassungs- und Demokratiemodelle (wie Anm. 17), Textabschnitt 22, EGO, unter: http://www.ieg-ego.eu/dippelh-2015-de (Zugriff am 30.04.2018).

etwa in der Außenpolitik und beim Militär weiterhin die Prärogative, das Alleinentscheidungsrecht, innehatte, so stellten die neuen Verfassungen – zuerst eingeführt in Nassau 1814, dann unter anderem in Sachsen-Weimar-Eisenach 1816, in Bayern 1818, Württemberg 1819, Hessen-Darmstadt 1820 sowie als die wohl weitreichendste, „konstitutionellen Ideen am ehesten entsprechend[e]" und „allen anderen deutschen Konstitutionen an Modernität" voranstehende Verfassung in Baden am 22. August 1818[48] – doch einen enormen Fortschritt gegenüber den landständischen Verfassungen und den sich auf sie stützenden monarchisch-feudalabsolutistischen Regimen der vornapoleonischen Ära dar. Schließlich galten sie für alle Staatsbürger eines Landes, unabhängig von deren rechtlichem und sozialem Status oder deren korporativer Zugehörigkeit, und begründeten eine rechtmäßige Herrschaft, an die auch der Monarch gebunden war.

170 Jahre nach Ausbruch der Revolution von 1848/49 kann man heute ebenfalls nicht mehr von einem Scheitern der Revolution und ihrer Errungenschaften sprechen. Ganz im Gegenteil, nur wenige Monate später verabschiedeten die gewählten Abgeordneten des ersten gesamtdeutschen Parlaments, der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche, am 27. Dezember 1848 ein Gesetz betreffend „die Grundrechte des deutschen Volkes" und am 27. März 1849 die „Verfassung des deutschen Reiches", welche nach Ansicht der Nationalversammlung mit der Verkündung in Kraft traten und welche unter anderem die persönlichen Grund- und politischen Freiheitsrechte genauso wie die staatsbürgerliche Gleichheit vor dem Gesetz garantierten. Sie legten damit erstmals einen Grundrechtekatalog und eine Verfassung in schriftlich fixierter Form vor, deren zentralen Inhalte sich im Laufe der Zeit trotz aller Unterdrückung durchgesetzt haben, deren Grundzüge sich

48 Zur Verfassung des Großherzogtum Badens und deren Modernität sowie zur Ausstellung des Generallandesarchivs Karlsruhe u. des Staatsarchivs Freiburg im Landesarchiv Baden-Württemberg über die beiden badischen Verfassungen von 1818 und 1919 vgl.: Werner Conze: Das Ende des Reichs und der Deutsche Bund. Ereignisse und Entwicklungen 1792-1851. In: ders./Volker Hentschel (Hrsg.): Ploetz. Deutsche Geschichte. Epochen und Daten. Mit einer Einführung von Carlo Schmid. 6. aktualisierte Aufl. Sonderdr., Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998, S. 169-179, hier S. 172; Hans Fenske: 175 Jahre badische Verfassung. Hrsg. von der Stadt Karlsruhe – Stadtarchiv, Karlsruhe: Badenia 1993, hier S. 26; Peter Exner (Hrsg.): Demokratie wagen? Baden 1818-1919. Ausstellung im Generallandesarchiv Karlsruhe vom 11. April – 12. August 2018. Katalog, Stuttgart: W. Kohlhammer 2018.

auch in späteren demokratischen Verfassungen Deutschlands wie der Weimarer Verfassung und dem Bonner Grundgesetz wiederfinden und die heute das Fundament der deutschen Demokratie, der Staatsgewalt wie auch der Partizipation der Staatsbürger an der Politik und in der Gesellschaft bilden. Neben den „Kernsätzen von 1848" findet „vieles, was heute selbstverständlich geworden ist", in den beiden Revolutionsjahren „seinen Beginn und seine Wurzeln"[49], wie etwa die kommunale Selbstverwaltung, die Öffentlichkeit von Parlaments- und Gremiensitzungen, die Herausbildung politischer Parteien oder das deutlich vernehmbare politische Engagement von Frauen. Selbst nach der Niederschlagung der Revolution wurden deren Ideale und Ziele wach gehalten und modifiziert fortgelebt, beispielsweise durch Tausende von Deutschen, die in andere Länder auswanderten, ins Exil gingen und gerade in den USA eine neue Heimat fanden, deren Politik, Wirtschaft und Kultur sie als *Forty-Eighters* fortan maßgeblich mitgestalteten.

Nicht zuletzt die Ausrufung der Deutschen Republik vor 100 Jahren am 9. November 1918, die nur wenige Monate später in die Weimarer Republik mündete, die erste demokratische Republik auf gesamtdeutschem Boden, markiert einen zentralen Anknüpfungs- und Wendepunkt in der deutschen Verfassungs- und Demokratiegeschichte wie auch in der Verfassungsentwicklung anderer Staaten. Mit der Verabschiedung der „Verfassung des Deutschen Reichs" am 31. Juli 1919 im Deutschen Nationaltheater in Weimar durch die verfassunggebende Deutsche Nationalversammlung habe Deutschland laut dem damaligen sozialdemokratischen Reichsinnenminister Eduard Heinrich Rudolph David (1863-1930) nicht nur die „demokratischste Verfassung der Welt" erhalten, die als das „erste demokratische Grundgesetz Deutschlands" gilt und die im Gegensatz zur Paulskirchenverfassung von 1849 dann auch tatsächlich in Kraft trat. Sondern die in ihr und durch die parlamentarische Staatsordnung garantierten Grund- und Bürgerrechte – darunter die Gleichstellung der Frau, aber auch die Rede- und Religionsfreiheit – sowie die in ihr verankerte Trennung von Staat und Kirche, die Abschaffung der Vorrechte des Adels oder das dort festgeschriebene Frauenwahlrecht (nach seiner Einführung im November 1918) machten aus

49 Das angesprochene Jubiläum der Revolution von 1848 wird u. a. in der Ausstellung zu den „Tübinger Revolten. 1848 und 1968" im Stadtmuseum Tübingen behandelt, siehe dazu den sehr aussagekräftigen Katalog: Kuckenberg/Setzler/Warneken (Hrsg.): Tübinger Revolten. 1848 und 1968 (wie Anm. 3). Die zitierte Aussage findet sich im besagten Kapitel „Von wegen gescheitert", hier S. 181.

der Reichsverfassung „eine der liberalsten ihrer Zeit", die den „Grundstein der bundesdeutschen Demokratie von 1949" legte und für viele Staaten in der Welt als Vorbild diente.[50]

Angesichts dieser zentralen, zu Recht geschichtspolitisch und erinnerungskulturell umfassend gewürdigten Grundpfeiler und Eckdaten der deutschen Verfassungs- und Demokratiegeschichte kommt man nicht umhin festzuhalten, dass mittlerweile auch Deutschland, in Form der heutigen Bundesrepublik Deutschland, mit seiner durch das Grundgesetz rechtlich verankerten und geschützten freiheitlich-demokratischen, repräsentativ-parlamentarischen Grundordnung, weltweit zu den Staaten und Ländern gehört, die sich dem westlich-liberalen Verfassungs- und Demokratiemodell verschrieben haben und sich dessen Idealen, Zielen, Werten und Normen uneingeschränkt verbunden fühlen. Im deutschen Falle wurde jener Status allerdings erst nach katastrophalen Umwegen und Zusammenbrüchen infolge der menschenverachtenden nationalsozialistischen Diktatur im Dritten Reich, des vom damaligen Deutschen Reich in die Welt getragenen, zerstörerischen und verbrecherischen Zweiten Weltkriegs und der Errichtung der proletarisch-sozialistischen Volksrepublik und der diktatorisch-bürokratischen SED-Herrschaft in der DDR erreicht. Vor diesem historischen Hintergrund und mit Blick auf die gewaltigen Aufgaben und Herausforderungen der Gegenwart, vor die sich heutzutage offene, pluralistische und demokratisch verfasste, westliche Staaten und Gesellschaften angesichts neuartiger, zum Teil auch wiederkehrender Bedrohungen, Anfeindungen und Verwerfungen in der Welt gestellt sehen, wirft dies natürlich auch die Frage nach der Zukunft und weiteren Entwicklungsfähigkeit des hier angesprochenen Verfassungs- und Demokratiemodells ebenso wie des historisch daran unmittelbar gekoppelten deutsch-amerikanischen Verhältnisses auf.

Wie sich die vielfältigen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Transferprozesse zwischen Europa, Deutschland und den USA im Vor- und Nachmärz darstellten und entwickelten, und zwar vor Beginn des ‚amerikanischen Zeitalters' im 20. Jahrhundert; des Weiteren welche prägenden

50 Im Hinblick auf das Jubiläum 1918/19 siehe vorerst: Alf Rößner (Hrsg.): Demokratie aus Weimar. Die Nationalversammlung 1919. Ausstellung des Stadtmuseums Weimar zur Nationalversammlung. Begleitheft. Im Auftrag der Stadt Weimar und des Stadtmuseums Weimar, Weimar 2015, hier die Kapitel „Zur Einführung" u. „Das erste demokratische Grundgesetz Deutschlands", S. 9-11 u. 120-122, zit. S. 10 u. 120-121.

Ursprünge und Einflüsse den Beziehungen dieser Länder jeweils zugrunde lagen; nicht zu vergessen, an welchem Punkt sich ihre Akteure bei allen feststellbaren Differenzen trotzdem trafen, aufeinander zubewegten und miteinander austauschten; und wie sich dann letzten Endes das Bewusstsein unter den Ländern und ihren Protagonisten für gleiche Werte, gemeinsame Wurzeln und vergleichbare Interessen herausbildete – etwa im Zusammenhang mit der freiheitlichen Grundordnung –, es also im Wesentlichen, nach einer griffigen Formulierung von Horst Dippel, um die Betonung der „Gemeinsamkeit bei gleichzeitiger Akzeptanz der Unterschiede in der jeweiligen Ausprägung" ging[51] und man sich wieder auf die verbindenden Ideen und Vorstellungen besann – von diesen Problem- und Fragestellungen handeln unter anderem die einzelnen Untersuchungen zu *Deutschland und die USA im Vor- und Nachmärz. Politik – Literatur – Wissenschaft* im vorliegenden Jahrbuch. Aus den dabei gewonnenen Ergebnissen und Erkenntnissen sollen Anregungen für die weitere Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten von Amerika, einem schon in der Vergangenheit nicht immer ganz einfachen, mitunter sogar ausgesprochen sperrigen Partner wie Konkurrenten, offeriert werden. Jene Können dann für künftige analytische Betrachtungen an der Schwelle zu einem möglicherweise bevorstehenden ‚postamerikanischen Zeitalter', etwa zu den im Land vorgefundenen, ganz anderen geographischen, sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen und Bedingungen oder zu den schon früher heftig kritisierten politischen und gesellschaftlichen Machtverhältnissen und der für Europäer nicht immer nachvollziehbaren Vorgehensweise und Entscheidungsfindung einer amerikanischen Regierung und Administration, nutzbar gemacht werden.

3. Die USA im Vor- und Nachmärz – interdisziplinäre Perspektiven, interkulturelle Aspekte und neue Erkenntnisinteressen

Die besonderen Konstellationen, die sich in der Zeit des Vormärz mit Blick auf die USA ergeben, sind besonders gut mittels interdisziplinärer Perspektiven zu erfassen, welche der vorliegende Band zu vermitteln sucht; etwa dadurch, dass historische und literaturwissenschaftliche, staatstheoretische,

51 Dippel: Englische und amerikanische Verfassungs- und Demokratiemodelle (wie Anm. 17), Textabschnitt 3, EGO, unter: http://www.ieg-ego.eu/dippelh-2015-de (Zugriff am 30.04.2018).

politische und sozialwissenschaftliche Aspekte an Amerika als geographischen bzw. die USA als nationalen, politischen und kulturellen Raum herangetragen werden. Ein solches Vorgehen legen gleichfalls die Quellen zum Thema *Deutschland und die USA im Vor- und Nachmärz. Politik – Literatur – Wissenschaft* nahe: Neben Reiseberichten, Tagebuchaufzeichnungen, wissenschaftlichen Schriften und journalistischen Artikeln geht es auch in einer kaum zu überschauenden Zahl von Romanen, Erzählungen und Gedichten um die USA.[52] Diese sind insofern für die historische Betrachtung und Analyse interessant, da auch fiktionale Texte über „Einstellungen, Werte, Normen, Bewußtseinszustände [...], kollektive Einstellungen" informieren.[53]

Alle diese schriftlichen Zeugnisse einer Auseinandersetzung mit den USA bzw. mit Nordamerika entstehen im Vormärz nicht voraussetzungslos. Sowohl publizistisch[54], literarisch als auch – im Fall von Tagebuchaufzeich-

52 Alexander Ritter fasst zusammen: „Die Amerikarezeption durch die deutsche Literatur kennt – bedingt durch Zeitgeschichte und Autorerfahrung – im Prinzip drei miteinander verbindbare Varianten der Amerikaliterarisierung: die USA im Kontext der Utopietradition eines ubiquitären geschichtsphilosophischen Fortschrittsoptimismus, als demokratisch attraktiver Staat der Immigrantenassimilierung, als demokratische Rahmenbedingung für ethnokulturelle Eigenständigkeit und politisch wirksame Rückwanderung. Die zeitgeschichtlichen Rahmenbedingungen stellen die Debatte über Deutschlands Zukunft als Kulturnation und Staatsnation." Alexander Ritter: Die USA als Utopie liberaler Staatlichkeit und ethnokulturellen Selbsterhalts. Zum Paradigmenwechsel des Amerikabildes in den Auswandererromanen „Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften" (1839/40) von Charles Sealsfield und „Ein Deutscher" (1862) von Otto Ruppius. In: ders. (Hrsg.): Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung (Sealsfield Bibliothek. Wiener Studien und Texte, Bd. 8), Wien: Praesens 2011, S. 89-117, hier S. 116.

53 Juliane Mikoletzky: Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur (Studien zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 23), Tübingen: Niemeyer 1988, S. 29.

54 U. a. Cottas „Allgemeine Zeitung", das „Politische Journal" und das Blatt „Allgemeine geographische Ephemeriden" versorgen ihre Leserschaft von 1800 an mit diversen Informationen über die USA. Friedrich Schlegel macht in seinen Vorlesungen über „Philosophie der Geschichte" (1828) die USA für die revolutionären Tendenzen seines Zeitalters verantwortlich. Friedrich von Schlegel: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Abt. 1, Bd. 9: Philosophie der Geschichte. In 18 Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1828. Hrsg. u. eingel. von Jean-Jacques Anstett, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1971. Sehr

nungen und Briefen[55] – privat verbreitete und entwickelte Amerikabilder sind beeinflusst durch eine jahrhundertelange Darstellungstradition, welcher im vorliegenden Band punktuell Rechnung getragen wird und die bereits für die Renaissance und das Barock dokumentiert ist.[56] Die Beschäftigung mit den USA unterliegt gleichwohl Konjunkturen: Zwar waren die USA im ausgehenden 18. Jahrhundert durch die Amerikanische Revolution im deutschsprachigen Raum ein Hauptthema öffentlichen Interesses – bedingt durch die Unabhängigkeitserklärung von 1776, den darauf folgenden Unabhängigkeitskrieg und die 1787 verabschiedete Verfassung –, doch „handelte es sich hier noch um singuläre Wahrnehmungen vor allem seitens einer politischen und intellektuellen Elite".[57] Im Vormärz dann beginnt – motiviert durch die bereits skizzierten historischen Umstände wie das Ende der napoleonischen Herrschaft, die Restauration, die rheinische Hungersnot und daraus resultierend eine politisch und sozial bedingte Massenauswanderung[58] – eine allseitige

---

populär war auch Gottfried Dudens „Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas" (1829) (wie Anm. 1). Friedrich August Rüder lieferte eine viel rezipierte de Tocqueville-Übersetzung „Über die Demokratie in Nordamerika" (1836) (wie Anm. 36).

55 Zu nennen sind auch Alexander von Humboldts Tagebücher und Berichte über den neuen Kontinent von 1798-1804, die in der Öffentlichkeit auf großes Interesse stießen. Alexander von Humboldt: Die Wiederentdeckung der Neuen Welt: Erstmals zusammengestellt aus dem unvollendeten Reisebericht und den Reisetagebüchern. Hrsg. von Paul Kanut Schäfer, München: Hanser 1992.

56 Vgl. die immer noch zuverlässige Darstellung von Hans Galinsky: Deutschlands literarisches Amerikabild. Ein kritischer Bericht zu Geschichte, Stand und Aufgabe der Forschung (1976). In: Alexander Ritter (Hrsg.): Deutschlands literarisches Amerikabild, Hildesheim/New York: Georg Olms 1977, S. 4-27 sowie die übrigen Beiträge in diesem grundlegenden Band.

57 Paul: Kulturkontakt und Racial Presences (wie Anm. 12), S. 19.

58 Generell führt auch die fortschreitende Globalisierung im 19. Jahrhundert zu einem intensiven „Austausch in sozialer, politischer und ökonomischer Hinsicht auch zwischen weiter entfernt liegenden Nationen und Kulturen". Dies hat laut Christof Hamann gleichfalls „u. a. zur Folge, dass die einzelnen Nationen verstärkt über ihr Selbstverständnis diskutieren. Globalisierung und Nationalismus schließen einander keineswegs aus, wie zuletzt auch von geschichtswissenschaftlicher Seite Sebastian Conrad für das deutsche Kaiserreich überzeugend dargelegt hat: Globalisierungsprozesse leisten vielmehr Hilfestellung bei der Herausbildung und Radikalisierung nationaler Identität, wie umgekehrt Nationalismus eine wichtige Rolle bei der Globalisierung spielt. In Deutschland, das bis 1871

Beschäftigung mit der amerikanischen Demokratie. Diese schuf in den deutschen Ländern Grundlagen für die intensiven Auseinandersetzungen um eine nationale Verfassung, wie sie u. a. in den Reden in der Paulskirche geführt wurden. Der Vormärz und die darauf folgenden Jahrzehnte sind demgemäß für die Beschäftigung mit den USA im deutschsprachigen Raum von besonderem Interesse.

Bereits Manfred Durzak konstatiert, dass zwischen 1815 und 1850 allein die Zahl der Reiseberichte stark zunimmt: Mehr als 50 Bücher dieses Genres erscheinen in diesem Zeitraum sowie unzählige Artikel, Ratgeber für Auswanderungswillige, ganz zu schweigen von der breiten und vielgestaltigen USA-Rezeption in Belletristik und Lyrik.[59] Die Beschäftigung mit den USA wird alltäglich, wie erwähnt nicht zuletzt durch die Massenauswanderung aus den deutschen Ländern in die Neue Welt, von der in der zweiten Jahrhunderthälfte dann mancherorts fast keine Familie unberührt bleibt.[60] Diese soziohistorischen Aspekte und das Schreiben darüber bedingen einander. Heike Paul resümiert:

> Die Verbindung der beiden Aspekte (Reise/Migration und Textproduktion/Publikation) macht die USA-Erfahrung zumindest in Teilen zu einer *textuellen*: zu einer Frage der Repräsentation und Interpretation, und, vielleicht noch dringlicher, zu einer der kulturellen Arbeit und der kulturellen Übersetzung hinsichtlich des deutschen/deutschsprachigen Publikums.[61]

---

ausschließlich als ‚imagined community' (Benedict Anderson) existiert, wird über das, was deutsch ist bzw. sein soll, besonders intensiv debattiert." Die USA gelten als moderne Nation und deswegen als Modell. Christof Hamann: Herzensangelegenheiten. Zur Funktion der USA in Romanen von Otto Ruppius. In: Ritter: Amerika im europäischen Roman um 1850 (wie Anm. 52), S. 75-88, hier S. 76.

59 Vgl. Durzak: Das Amerika-Bild in der deutschen Gegenwartsliteratur (wie Anm. 12), S. 62.

60 Vgl. hierzu Karl W. Doerry: Three Versions of America. Sealsfield, Gerstaecker, and Karl May. In: Yearbook of German-American Studies 16 (1981), S. 39-49, hier S. 39; Jerry Schuchalter/Gerhard Schildberg-Schroth: Januskopf Amerika. Die Neue Welt im Spiegel deutscher Amerikaliteratur des 19. Jahrhunderts (Dichtung – Wahrheit – Sprache, Bd. 6), Berlin: LIT 2006, S. 10 u. 40.

61 Paul: Kulturkontakt und Racial Presences (wie Anm. 12), S. 29.

Es „entsteht aus diesen Texten und ihrer Rezeption" laut Paul „ein Konglomerat von Eindrücken und Bildern, die mit zunehmender Fortschreibung topisch werden und die real erlebte Amerika-Erfahrung mit der textuellen verschmelzen lassen".[62]

Auch die akademisch-politische Beschäftigung in den deutschen Ländern mit den USA als Modellstaat, in dem ein freiheitliches Leben und eine weitgehende bürgerliche Selbstbestimmung möglich sind, trägt dazu bei, dass schriftlich erzeugte Images im deutschsprachigen Raum vielfach verbreitet werden. Eine zusätzliche Verbindung zwischen den oben genannten historisch arbeitenden Wissenschaften besteht also mit Blick auf das Jahrbuchthema *Deutschland und die USA im Vor- und Nachmärz. Politik – Literatur – Wissenschaft* neben dem in mehreren Bereichen verstärkten Interesse an den USA speziell im Vormärz, das, historisch betrachtet, an einer deutlich zunehmenden Textproduktion in diversen Disziplinen kenntlich wird, etwa in der Wichtigkeit des Bildbegriffs.[63] Sowohl Autoren als auch Journalisten, Juristen, Politiker, Forschungsreisende und Auswanderer schreiben in diversen Textsorten – wissenschaftlichen Abhandlungen und Parlamentsreden, Briefen, Berichten und fiktiven Narrationen – an Vorstellungen der USA bzw. Amerikas mit, verbreiten diese und werden ihrerseits von Texten über die USA beeinflusst.[64]

Wie mehrere neuere Arbeiten zur Imagologie gezeigt haben[65], geht es bei diesen „mental imaginations" nicht immer darum, Erlebtes und Gesehenes

62 Ebd., S. 30.

63 Vgl. hierzu Manfred Beller: Perception, Image, Imagology. In: ders./Joep Leerssen (Hrsg.): Imagology. The Cultural Construction and Literary Representation of National Characters. A Critical Survey (Studia Imagologica, Bd 13), Amsterdam/New York: Rodopi 2007, S. 3-16, hier S. 4: "[...] the term image as the mental silhouette of the other, who appears to be determined by the characteristics of family, group, tribe, people or race. Such an image rules our opinion of others and controls our behaviour towards them. Cultural discontinuities and differences (resulting from languages, mentalities, everyday habits, and religions) trigger positive or negative judgements and images."

64 Vgl. Carolin Lutz-Esche: Das Bild Amerikas in der deutschen Literatur von 1770-1800. Diss., Hamburg 1995, S. 299f.

65 Joep Leerssen: Imagology: History and method. In: Beller/Leerssen: Imagology (wie Anm. 63), S. 17-32, hier S. 27; Ruth Florack: Bekannte Fremde. Zu Herkunft und Funktion nationaler Stereotype in der Literatur, Tübingen: de Gruyter, 2007, dort weitere Literaturhinweise.

getreu zu reproduzieren – längst nicht jeder, der über die USA schrieb, war auch dort. Es handelt sich bei den im vorliegenden Band vorgestellten Texten vielmehr um Produkte selektiver Wahrnehmung, mittels derer aus deutscher Perspektive eine Identifikation mit oder eine Abgrenzung von Amerika ermöglicht wurde.[66] Es gilt diesbezüglich deswegen auch heute noch der Befund Manfred Durzaks, dass das Amerikabild „enger mit der Bewußtseinsgeschichte der Deutschen verklammert ist als mit der Sozialgeschichte Amerikas".[67]

Die Auseinandersetzung mit den USA erfolgt in Publizistik, Wissenschaft und Literatur mit Blick auf drei große Themenfelder – Natur, Kultur, Politik – durch zwei Gruppen: durch die Menschen, welche die USA von den deutschen Ländern aus gleichsam von außen betrachten, und durch die Auswanderer, welche aus eigener Anschauung über ihr Leben in Übersee berichten. Beide Gruppen sind heterogen, worauf Alexander Ritter mit Blick auf die deutschstämmigen Migranten hinweist:

> Die unterschiedliche literarische Wahrnehmung und Einschätzung Amerikas durch europäische Zuwanderer ist eine Folge unterschiedlicher Dispositionen individueller Schicksale. Ihr Amerikabild ist geprägt von den gesellschaftspolitischen Umständen der eigenen vertrauten Herkunftskultur und der fremden Zielkultur, von mitgebrachten stereotypisch bestimmten Urteilen und Vorurteilen, vom bewusst oder auch unbewusst erlebten Konflikt im Kulturkontakt mit dem Anderen, vom Zeitgeist wachsender Migrationsmobilität und der Aufklärungsabsicht durch Brief und Literatur, von der erfahrenen Diskrepanz zwischen Amerikautopie und Amerikarealität. Identisch aber sind in den Äußerungen der referentielle Rückbezug – Europa als Kontinent der Einschränkung – und die Perspektive – Amerika als Kontinent der Freiheit.[68]

Die Untersuchung von Aspekten über *Deutschland und die USA im Vor- und Nachmärz* bedarf folglich der methodisch differenzierten, am Einzelphänomen orientierten und auf das Einzelphänomen fokussierten Betrachtung. Auch diesem Umstand trägt der vorliegende Band mit seiner Struktur Rechnung.

66 Vgl. Leerssen: Imagology (wie Anm. 65), S. 27: „Images do not reflect identities, but constitute possible identifications."

67 Durzak: Das Amerika-Bild in der deutschen Gegenwartsliteratur (wie Anm. 12), S. 10.

68 Ritter: Die USA als Utopie liberaler Staatlichkeit und ethnokulturellen Selbsterhalts (wie Anm. 52), hier S. 90.

Das Interesse vor allem für die republikanischen Verhältnisse in den USA ist in den deutschsprachigen Ländern im Vormärz generell groß und führt zu ambivalenten Bewertungen dieses Staates, der im 19. Jahrhundert noch keine Weltmacht, kein *Imperial America* war, sondern – genau wie die deutschen Länder – sich als Nation erst bildete und kulturell wie politisch und sozial formte.[69] Gegen die USA wird in den deutschen Ländern einerseits die vermeintliche kulturelle Überlegenheit Europas ins Feld geführt und das eigene Heimatverständnis und -erleben mit den gefahrvollen und oftmals schwierigen Lebensbedingungen in Übersee verglichen. Sklavenbesitz und Bürgerkrieg, schrankenloser Kapitalismus[70] und scheinbar gesetzesfreie

69 Heinrich Laube gibt in seiner Romantrilogie „Das Junge Europa" (1833-37) den herrschenden Meinungspluralismus die USA betreffend wieder. Heinrich Laube: Das Junge Europa. 3 Bde. Faks.-Dr. der Ausgabe 1833-1837, Frankfurt a. M.: Athenäum 1973. Charakteristisch für das heterogene Bild der USA sind ebenfalls die Werke Karl Gutzkows. Politische Analysen liefert er etwa in seinen „Säkularbildern", worin er den materialistischen Charakter der US-Amerikaner kritisiert und deren Nationalcharakter zu bestimmen sucht. Dieser zeichne sich u. a. durch Gefühllosigkeit den Ur-Einwohnern gegenüber und durch eine individualistische Einstellung der Religion gegenüber aus. Karl Gutzkow: Säkularbilder. 2 Bde., Frankfurt a. M.: Rütten 1846. Weitere Aspekte diskutiert Gutzkow in seiner Essaysammlung „Zur Geschichte unserer Zeit", in seinem Roman „Die Ritter vom Geiste" (1850/51) und in seinem Drama „Die beiden Auswanderer" (1844), worin er die Natur auf dem amerikanischen Kontinent besingt, sich aber für den Verbleib im Vaterland ausspricht, da die USA dem alten Kontinent sozial wie kulturell unterlegen seien. Gutzkow kritisiert u. a. Sklaverei, Dummheit und den schlechten Einfluss der Presse. In günstigerem Licht erscheinen die USA in seiner Tragödie „Liesli" (1849). Darin werden den US-Amerikanern progressives Denken, pragmatischer Sinn und unternehmerisches, aktives Denken und Handeln zugesprochen. Karl Gutzkow: Gesammelte Werke. Serie 1. Bd. 10: Zur Geschichte unserer Zeit. 1. vollst. Gesammt-Ausg. 2. verm. u. verb. Aufl., Jena: Costenoble 1875; ders.: Die Ritter vom Geiste. 9 Bde. 2. Aufl., Leipzig: Brockhaus 1852; ders.: Die beiden Auswanderer. Schauspiel in 2 Abt. u. 5 Aufzügen, o. O. 1844; ders.: Liesli. Ein Volkstrauerspiel in 3 Aufzügen, Leipzig: Brockhaus 1850.

70 Diesen kritisiert Heinrich Heine etwa in „Reise von München nach Genua" (1828), lobt aber die Möglichkeiten eines freiheitlichen Lebens und weitgehender bürgerlicher Selbstbestimmung. Heinrich Heine: Reise von München nach Genua. In: ders.: Hist.-krit. Gesamtausgabe der Werke. 16 Bde. In Verb. mit dem Heinrich-Heine-Institut hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 7/1, Hamburg: Hoffmann und Campe 1986, S. 9-152. In „Ludwig Börne" (1840) warnt Heine aber

Räume abseits der Städte lassen die USA wenig attraktiv erscheinen. Andererseits gelten nationale Einheit und konstitutionelle Regierungsform[71], das Recht auf weitgehende Selbstbestimmung und Landnahme als wesentliche Gründe, sich wenigstens gedanklich mit Nordamerika zu befassen und die USA als politisches und soziales Modell breit, gründlich und ernsthaft zu diskutieren.[72] Folglich enthalten Texte über die USA, gleich welcher Ausrichtung und Gattung, immer auch Momente der Begegnung von ‚Eigenem' und

auch vor der Herrschaft des Pöbels und einer Auswanderung in die USA. Ebd., Bd. 11, 1978, S. 9-132. In „Romanzero" (1851) und „Bimini" (1851) macht sich Heine über die Idealisierung der USA in den deutschen Ländern lustig. Ebd., Bd. 3/1, 1992, S. 9-182 u. 363. Auch Otto Ruppius schreibt nur den deutschen Mitbürgern moralische Integrität und Fleiß zu. Die Amerikaner werden als von Profitgier getrieben dargestellt. Etwa in „Ein Deutscher: Ein Roman aus der amerikanischen Gesellschaft" (1861), zunächst publiziert in der „Gartenlaube" mit einer Auflage von rund 100.000 Exemplaren, dann Leipzig: Ernst Keil 1862. Ferdinand Kürnberger, gleichfalls ein sehr populärer Schriftsteller seiner Zeit, vertritt in seinem extrem einflussreichen Roman „Der Amerikamüde" (1855) (wie Anm. 9) zunächst eine sehr hohe Meinung von den USA als Land der Freiheit, der – politisch wie landschaftlich – weiten Perspektiven. Betrug und andere vermeintlich verbreitete Verbrechen trüben jedoch den positiven Eindruck. Der Staat ist als Institution dargestellt, die ihre Bürger nicht konsequent schützt. Demgegenüber erscheinen die deutschen Länder als die bessere Alternative.

71 So begrüßten etwa Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller die demokratische Revolution in den USA enthusiastisch, vgl. dazu Peter Firchow: America 2: United States. In: Beller/Leerssen: Imagology (wie Anm. 63), S. 90-94. Ludwig Börne artikuliert als leidenschaftlicher Vorkämpfer eines geeinten, die Grundsätze der politischen Freiheit vertretenden Deutschlands seine amerikafreundliche Haltung u. a. in „Fragmente und Aphorismen" (1830) und setzt sich in „Briefe aus Paris" (1832) intensiv und sympathisierend mit der Auswanderung in die als freiheitlich bewerteten USA auseinander. Ludwig Börne: Gesammelte Schriften. Teil 6: Fragmente und Aphorismen. 2. Aufl., Hamburg: Hoffmann und Campe 1835 u. ebd. Teil 1: Briefe aus Paris. Bd. 1: 1830-1831, Hamburg: Hoffmann und Campe 1832.

72 Hoffmann von Fallersleben z. B. preist in seinen Gedichten „Die Neue Welt" (1843) und „Texanische Lieder" (1846) die USA als Garant der Freiheit und der menschlichen Würde. August Heinrich Hoffmann von Fallersleben: Die Neue Welt. In: ders.: Deutsche Lieder aus der Schweiz, Hildesheim/New York: Olms 1975, S. 174-176; ders.: Texanische Lieder. Aus mündlicher und schriftlicher Mittheilung deutscher Texaner, Wandsbeck [1846]. Ebenso Nikolaus Lenau in einigen Gedichten, z. B. in „Lied eines Auswanderers" (1832) (wie Anm. 9).

‚Fremdem', interkulturelle Aspekte also. Damit ist eine weitere wesentliche Verbindung der in diesem Band miteinander verbundenen Disziplinen benannt; denn auch interkulturelle Aspekte führen bei unterschiedlicher methodischer und inhaltlicher Ausrichtung der hier versammelten Artikel zu vergleichbaren Fragestellungen. Die Beiträgerinnen und Beiträger beschäftigen sich aus verschiedenen Perspektiven u. a. damit, welche Funktionen die Vorstellungen von den Vereinigten Staaten in unterschiedlichen Medien speziell im Vor- und Nachmärz erfüllten. Welche Dynamiken ergeben sich dadurch? Was bedeutet dies für das Selbstverständnis der deutschen Länder? Und wodurch sind unterschiedliche Wahrnehmungen und Einschätzungen der USA entstanden? Welche Rolle spielen die gesellschaftspolitischen Umstände in der eigenen Herkunftskultur und die in der fremden Zielkultur? Welcher Topoi, Klischees, Stereotype bedienen sich Schriftsteller, Publizisten und Politiker, um Bilder der USA zu vermitteln bzw. zu erzeugen? Welche Ziele verfolgen sie damit und wie sind diese durch die eigene politische Haltung bedingt?

4. Zu Aufbau und Inhalt des vorliegenden Jahrbuchs

Vor den einleitend skizzierten „Historischen Grundlagen", einem politik-, ideen- und verfassungshistorischen Überblick über die konstitutionellen und ideell-politischen Austauschprozesse, und dem vorgestellten methodischen Hintergrund zielt das vorliegende Jahrbuch darauf ab, die Auseinandersetzung mit den USA im Vor- und Nachmärz fortzuführen und in wesentlichen Punkten zu ergänzen.

Der zweite Teil ist deswegen dem Thema „Die Auseinandersetzung mit Amerika in Politik, Gesellschaft, Wissenschaft, Kultur und die Folgen" gewidmet. Darin werden die Auswanderung aus Deutschland, die Internationalisierung des Geisteslebens sowie die Verarbeitung der Amerikanischen Revolution in Kunst und Literatur erörtert, wobei in der Darstellung sowohl die großen, gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen als auch die konkreten Lebensläufe einzelner Persönlichkeiten näher in den Blick genommen werden – und zwar in der vormärzlichen wie in der nachrevolutionären Epoche und darüber hinaus.

So beschäftigt sich Willi Kulke in seinem Aufsatz, der aus einem von ihm mitkonzipierten Ausstellungsprojekt hervorgegangen ist, mit der Auswanderung aus den deutschen Ländern nach Amerika. Dabei erläutert er

die Motive und Beweggründe der Emigranten für ihren Weggang, aber auch ihre Idealvorstellungen vor ihrer Fahrt nach Übersee und ihre tatsächlichen Lebensumstände nach der Ansiedlung in den Vereinigten Staaten sowie ihre Rückmeldungen an Angehörige und Freunde in der alten Heimat in Form von Korrespondenzen und Berichten. Für seine Untersuchung rekurriert er auf die Ausgangslage in Lippe und Westfalen im 19. Jahrhundert und zieht dabei ausgewählte Personen und Familien aus dieser Region als Beispiele heran.

Harald Lönnecker untersucht in seinem Aufsatz die Bildung und die Funktionen „akademische[r] Netzwerke zwischen Deutschland und den USA" im Anschluss an den allgemeinen Aufbruch der studentischen Jugend nach dem Wartburgfest von 1817, der Gründung der Allgemeinen Burschenschaft von 1818 und der infolge der Karlsbader Beschlüsse seit 1819/20 einsetzenden Unterdrückung der Burschenschaften bis in die nachrevolutionäre Epoche hinein. Dabei kann er in seinem prosopographisch angelegten Beitrag die wichtige Rolle von studentischen Verbindungen und Burschenschaften für den kulturellen und wissenschaftlichen Austausch über den Atlantik hinweg herausarbeiten und insbesondere aufzeigen, unter anderem an Beispielen aus den Großherzogtümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, wie diese akademischen Gruppen dazu beitrugen, die Rezeption politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen in den USA innerhalb der deutschen Länder bzw. vice versa als Rückkopplung aus der alten Heimat zu verstärken.

Ladislaus Ludescher geht in seinem Beitrag der „Erinnerung an die Amerikanische Revolution in der Literatur des Vor- und Nachmärz" nach und untersucht zu diesem Zweck sehr genau poetische und nichtfiktionale Texte der deutschsprachigen Literatur, aus denen er die generationsübergreifend etablierten, weitverbreiteten Amerikabilder und zeitgenössischen Vorstellungen von der Neuen Welt gewinnt. Seine Studie, die ein neues Feld in der literaturhistorischen Forschung erschließt und dazu exemplarisch Werke weniger bekannter Autoren des Vor- und Nachmärz wie Karl Wilhelm Theodor Frenzel, Friedrich Schnake oder Heribert Rau näher beleuchtet, setzt sich nicht nur intensiv mit der Wahrnehmung der Amerikanischen Revolution auseinander, sondern gibt darüber hinaus auch Aufschluss über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der deutschsprachigen Rezeption der Revolution dies- und jenseits des Atlantiks.

Thomas Giese diskutiert „Die Amerikabilder Emanuel Leutzes im Kontext von Bildern, Versen und Texten der Zeit" und macht unter anderem anhand von *The Storming of the Great Mexican Teocalli, by Cortez* (1848)

und *Washington Crossing the Delaware* (1851) den immensen Einfluss dieser Gemälde auf das nationale Selbstverständnis der USA und auf deren Wahrnehmung im Ausland, besonders in den deutschen Ländern, kenntlich. Der zu Unrecht fast vergessene, sogar stark umstrittene und von der Forschung bislang nur unzulänglich behandelte Schöpfer dieser Gemälde, Emanuel Leutze, seine Bedeutung und Verdienste werden in der Studie vor dem Hintergrund des 150. Todesjahres des Künstlers ebenso gewürdigt und eingehend betrachtet wie die jenseits des Atlantiks in der kunstgeschichtlichen Forschung aufgekommenen Ansätze zu einer Neubewertung der im Vor- und Nachmärz in Düsseldorf produzierten Amerikabilder oder die zeitgenössischen Zeitungsrezensionen, Gedichte, Liedtexte und Gemälde anderer Maler.

Die weit perspektivierten, kunst-, literatur-, wissenschafts- und sozialhistorisch orientierten Beiträge des zweiten Teils werden durch die Fokussierung auf einzelne politisch Verfolgte und Forty-Eighters sowie auf ‚normale' Auswanderer und Reisende im dritten Teil ergänzt. Dieser ist überschrieben mit: „Deutsche Biographien zwischen reiner Imagination, tatsächlichem Aufbruch und neuen Lebenswegen dies- und jenseits des Atlantiks".

Marion Freund nimmt in ihrem Aufsatz „Mathilde Franziska Annekes Leben und Wirken in den USA" und deren großen, bis heute von wissenschaftlicher Seite, gerade auch in Deutschland, trotz des im Jahr 2017 in vielfältiger Weise begangenen Jubiläums anlässlich Annekes 200. Geburtstags immer noch vollkommen unzureichend gewürdigten Einfluss in Politik, Journalismus und Bildungswesen in den Blick. Zu diesem Zweck erörtert die Verfasserin insbesondere Annekes Beziehungen zur amerikanischen Frauen(stimm)rechtsbewegung, die von ihr seit 1852 herausgegebene *Deutsche Frauen-Zeitung*, eine Zeitung für deutsche Frauen in Amerika, und das von ihr 1865 mitbegründete und viele Jahre geleitete Milwaukee Töchter-Institut, vergisst aber auch nicht die biographische Seite zu schildern, wie das lange Zeit glückliche Familienleben, die belastenden Schicksalsschläge mit dem Verlust mehrerer Kinder oder die zunehmenden Eheprobleme mit Fritz Anneke.

Astrid Haas konzentriert sich in ihrem Beitrag auf die Darstellung des US-Staates Texas in deutschsprachigen Reisetagebüchern in den Jahrzehnten zwischen 1830 und 1860 („Prairie Promises, Lone Star Limits: Depictions of Texas in German Travelogues") und zieht hierfür vor allem die Werke von Eduard Ludecus, Ferdinand Roemer und Christiane Haun heran. Die Ausführungen machen eindringlich klar, wie sehr die deutsche Masseneinwanderung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Region bis heute prägt

und wie darüber hinaus höchst unterschiedliche historische Aspekte die Besiedlung Amerikas betreffend durch die untersuchten Quellen anschaulich gemacht werden können.

Uwe Zemke begibt sich auf die „Spuren Georg Weerths während des kalifornischen Goldrausches" und vervollständigt das Bild dieses wichtigen Akteurs im Vormärz durch diverse, bislang noch nicht beschriebene biographische Details aus dieser Zeit. Zugleich werden durch Weerths Perspektive auf Amerika exemplarisch kulturelle Differenzen zwischen Alter und Neuer Welt deutlich gemacht.

Eines kombinierten, biographische wie politik- und literaturgeschichtliche Facetten gleichermaßen berücksichtigenden Ansatzes bedient sich Wilfried Sauter in seinem Beitrag, der den „*Transatlantische[n] Lieder[n]* des Literaten August Peters" gewidmet ist und der die in dem Gedichtzyklus von 1844 entwickelten Bilder von den Vereinigten Staaten genau studiert. Der aus dem sächsischen Erzgebirge stammende politische Publizist und entschiedene 1848er Revolutionär – der obendrein auch der Ehemann der Frauenrechtlerin Louise Otto-Peters war – trat für ein freies und einiges Deutschland ein. In seinem lyrischen Werk phantasiert er sich in das von ihm nie besuchte Nordamerika, das für ihn zum Sehnsuchtsort der Freiheit wird, ihm als Projektionsfläche für einen deutschen Zukunftsentwurf dient und in dem er zugleich seinem freiheitlichen Streben in stark romantisierten Bildern der amerikanischen Natur Ausdruck verleiht.

Damit ist eine Brücke zum letzten Teil des Bandes geschlagen, der überschrieben ist mit: „Transatlantischer Kulturaustausch? Deutsch-amerikanische Wahrnehmungen in Presse und Literatur und die Konstruktion nationaler Mythen und Identitäten." Im Fokus der darin versammelten Beiträge stehen Auto- und Heteroimages ebenso wie die zentralen Fragen, wie die unterschiedlichen Vorstellungen von den USA im Vor- und Nachmärz entstanden sind und welche politischen, künstlerischen und sozialen Bedeutungen diese vor allem für den deutschsprachigen Raum – auch mit Blick auf das 20. Jahrhundert – gehabt haben.

Alexander Ritter erläutert in seinem Beitrag am Beispiel des Bestseller-Autors Charles Sealsfield, wie auf der einen Seite der politische Österreichflüchtling Carl Anton Postl, durch Identitätswechsel zu Sealsfield gewandelt, als deutschsprachiger ‚amerikanischer' Autor mit seinen Amerika-Romanen Karriere macht und unter der falschen Schreibweise *Seatsfield* kurzfristig sogar zum Erfolgsautor und „hero of American literature" avanciert. Auf der anderen Seite wird in dem innovativen Problemaufriss

beschrieben, wie sich die im Werden und in Neuordnung begriffene amerikanische Nationalliteratur ab Mitte der 1840er Jahre allmählich entfaltet, wie sie angesichts des Zusammenspiels von intellektuellem Lebenslauf und Schaffensprozess, Medienverhalten und Verlagsaktivitäten bestehen und wie sie sich darüber hinaus weiterentwickeln kann.

Sigrid Thielking widmet sich in ihrem Beitrag den „Vormärz- und Nachmärz-Spuren im Poetischen Realismus am Beispiel von Theodor Fontanes Roman *Quitt*". In diesem auch heute noch viel gelesenen Buch werden einmal mehr, aber auf sehr komplexe Weise, das Leben in den deutschen Ländern, namentlich in Preußen, und das Leben in den USA miteinander verglichen sowie Fragen nach „Zugehörigkeit" und „Ausschluss", „Heimat" und „Fremde" näher verhandelt. In dem Zusammenhang hebt die Verfasserin das Erbe der Achtundvierziger besonders hervor und kann überdies darlegen, wie stark dasselbe literarisch und politisch selbst im ausgehenden 19. Jahrhundert noch präsent ist.

Der Band schließt mit der Analyse der „Konstruktion des (deutschen) Indianers", einer der einflussreichsten Figuren der deutschsprachigen Amerikaliteratur. Christin Hansen zeigt in ihrem Aufsatz dessen unterschiedliche Ausprägungen und erläutert deren Funktionen. Anhand des Indianers wird noch einmal deutlich, wie mittels Auto- und Heteroimages in der Literatur politisch Stellung bezogen wird, denn die USA werden auf diese Weise als historischer, politischer und künstlerisch evozierter Raum identifiziert, für den bis heute bestehende Ambivalenzen topisch geworden sind: die Vereinigten Staaten waren zugleich das Land der Freiheit und der Ort der Selbstverwirklichung, aber sie stellten auch das Land dar, in dem die Rechte bestimmter Gruppen, beispielsweise der Ureinwohner, nicht respektiert werden bzw. gefährdet sind.

Die Herausgeberinnen danken allen Beiträgerinnen und Beiträgern für die konstruktive Zusammenarbeit und die anregenden Diskussionen bei der Vorbereitung dieser Publikation. Ein besonderer Dank gebührt Detlev Kopp vom Aisthesis Verlag für seine große Hilfe und seine kritischen Anmerkungen zur richtigen Zeit.

Bochum und Wuppertal im Mai 2018
Birgit Bublies-Godau und Anne Meyer-Eisenhut

Willi Kulke (Lage/Detmold)

Aus Lippe und Westfalen nach Amerika*

> Unsere Gärten, Ländereien, Wiesen und Kämpe liegen um und hinter dem Hause, dann kommt Waldung, worin gute Weintrauben, Aepfel, Pflaumen, Nüsse in Masse wachsen; Hier weiden unsere Kühe, Ochsen, circa 24 St., 18 St. der schönsten Pferde, eine große Menge Schweine und Schafe; Alles ist eingezäunt. Der Boden ist fruchtbar. Wir haben Mais von 15 Fuß Höhe in ungedüngter Erde. Die Aerndte ist gewöhnlich im July schon beendigt. Zu Fuße geht hier Niemand; Männer, Frauen, Knaben und Mädchen reiten beständig vor unserm Hause vorbei oder fahren. Wir leben wie im Paradiese.[1]

Rund 200.000 Menschen[2] verließen von 1800 bis 1914 ihre westfälische Heimat, um in den USA ihr Glück zu suchen. Im ländlichen Westfalen gab es für sie keine Arbeitsplätze und keine Chance auf einen beruflichen Aufstieg. Als jüngere Geschwister waren sie zudem von der Erbfolge ausgeschlossen. Von anderen Auswanderern wussten sie, was sie in den USA erwarten würde. Bereits ausgewanderte ehemalige Nachbarn, Verwandte und Freunde berichteten ihnen in Briefen, wie die Überfahrt organisiert wurde, wie die Einreiseformalitäten abliefen und welche Möglichkeiten es gab, in der neuen Heimat Arbeit zu finden und Land zu erwerben. Dennoch gingen die Emigranten ein hohes Risiko ein, denn die Überfahrt kostete viel Geld und nicht allen gelang es, in den Vereinigten Staaten zu beruflichem Erfolg zu gelangen. Zu

* Der folgende Beitrag stellt eine überarbeitete und erweiterte Fassung eines Aufsatzes dar, der ursprünglich erschienen ist in dem Werk: Willi Kulke: Aus Westfalen nach Amerika. In: ders. (Hrsg.): Vom Streben nach Glück – 200 Jahre Auswanderung aus Westfalen nach Amerika. Ausstellungskatalog des LWL-Industriemuseums Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur, Essen: Klartext 2016, S. 9-21.

1 (Anonym): Artikel. In: Lippisches Magazin. 1. Jg. (1836), Nr. 34 (25.11.1835), Sp. 542-543, hier Sp. 543. Abschrift von: Hans-Dieter Hibbeln für www.lippe-auswanderer.de/briefe/1836/htm (Zugriff am 17.4.2018).

2 Die Auswandererzahlen schwanken je nach Quelle zwischen 100.000 und 200.000 Personen. Eine belastbare Zahl der Auswanderer aus Westfalen kann es leider nicht geben, weil ein Großteil der Auswanderer das Land ohne eine Ausreisegenehmigung verließ. In diesen Aufsatz beziehe ich mich auf die Untersuchungen von Friedrich Schütte: Auswanderung aus Westfalen nach Amerika, Maschinenschrift, o. J. In: Stadtarchiv Bielefeld, hier S. 72.

Beginn des Ersten Weltkriegs hatten über fünf Millionen Menschen in den USA deutsche Vorfahren. Sie lebten als Farmer in den nördlichen Staaten des Mittleren Westens, waren aktiv im Wirtschaftsleben, in der Kultur und in der Politik der Vereinigten Staaten. Die Geschichte dieser Auswanderer zeigt viele Parallelen zur Situation der heutigen Flüchtlinge, die zu Hunderttausenden aus Afrika und dem Nahen Osten in Deutschland eintreffen. Die deutschen Auswanderer flohen zwar nicht vor einem Bürgerkrieg, aber auch sie waren als Anhänger der 1848er Revolution politisch verfolgt und von Gefängnis bedroht. Andere wollten sich durch die illegale Auswanderung dem deutschen Wehrdienst entziehen oder flohen aus wirtschaftlicher Not, weil ihnen z. B. die Krise in der heimgewerblichen Textilindustrie weder ein Auskommen noch eine berufliche Perspektive bot. Ähnlich wie Deutschland heute knüpften auch die Vereinigten Staaten die Einwanderung bereits im 19. Jahrhundert an konkrete Bedingungen: Die Einreisenden mussten gesund sein und durften keine kriminelle Vergangenheit aufweisen. Mit dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg wurden die Deutschen schließlich zu Kriegsgegnern. Deutsche Einwanderer und ihre sorgsam gepflegte Kultur waren plötzlich unerwünscht, und in kurzer Zeit verschwanden die deutsche Sprache, Reklame und Produkte aus dem alltäglichen Leben der USA. Die Zeit von 1933 bis 1945 bedeutete eine neue Zäsur in der Auswanderung von Deutschen nach Amerika. Jetzt waren es die deutschen Juden, die in den Vereinigten Staaten Schutz suchten. Vielen wurde diese Flucht verweigert, da sie keine Einreisegenehmigung erhielten.

1. Auswanderung aus Westfalen – Konjunkturen und Ursachen

Vom 18. Jahrhundert bis heute emigrierten sieben Millionen Deutsche in die USA. Sie verließen ihre Heimat fast immer aus wirtschaftlichen Motiven. In Deutschland hatten sie keine Chance auf einen beruflichen Aufstieg. Hungersnöte ließen sie um ihr Leben fürchten. Auch heute sind es in erster Linie berufliche Perspektiven, die Menschen in die USA auswandern lassen. Der Schwerpunkt der deutschen Auswanderungsbewegung lag zwischen 1815 und 1914, als allein 5,5 Millionen Deutsche ihr Land verließen, um in den USA eine neue Heimat zu suchen.[3] Die Bevölkerung in Deutschland wuchs

3 Günter Moltmann: Charakteristische Züge der deutschen Amerika-Auswanderung im 19. Jahrhundert. In: Frank Trommler (Hrsg.): Amerika und die Deut-

in diesen Jahren von 20 Millionen auf 56 Millionen Menschen. Die Emigration verlief dabei in Konjunkturen: In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts blieben die Auswanderungszahlen relativ niedrig. Abgesehen von einem sprunghaften Anstieg infolge der Hungersnot 1816/17 verließen in diesen Jahren nur wenige Tausend Menschen Deutschland. Der deutliche Anstieg der Zahlen ab 1830 auf jährlich durchschnittlich 20.000 Auswanderer vollzog sich aufgrund der sozialen Krisen des beginnenden 19. Jahrhunderts. Die Auswanderungszahlen stiegen 1846 aufgrund der Missernten in Deutschland von unter 50.000 auf bis zu 239.000 Menschen im Jahr 1854.[4] 1857 und dann wieder zwischen 1866 und 1870 erreichte die Auswanderungswelle mit jährlich 100.000 Personen einen erneuten Höhepunkt.[5]

Im ländlichen Westfalen fanden die potentiellen Auswanderer keine Arbeit – die Chance auf einen beruflichen Aufstieg war somit verbaut. Als jüngere oder ältere Geschwister waren sie zudem häufig von der Erbfolge ausgeschlossen, da immer der älteste oder der jüngste Sohn eines Landbesitzers den gesamten Besitz erbte. Ein Schwerpunkt der Auswanderung aus Westfalen lag in der Region Minden-Ravensberg und im Fürstentum Lippe. 20.000 Menschen verließen Lippe im 19. Jahrhundert aus wirtschaftlichen Gründen. Die Menschen lebten hier wie auch in weiten Teilen Minden-Ravensbergs meist als Kleinbauern und Heuerlinge ohne eigenes Land oder als heimgewerbliche Spinner und Weber. Das karge Land hatte viele Menschen aus dieser Region schon vorher als Saisonarbeiter und sogenannte Hollandgänger zum Torfstechen und Grasmähen in andere Gefilde gezwungen.

Wie bereits erwähnt, informierten bereits Ausgewanderte ihre Freunde, Bekannten und Verwandten brieflich über die Arbeitsmöglichkeiten in der neuen Heimat und das Prozedere bei der Einwanderung. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts häuften sich zudem die Publikationen, die sich mit den praktischen Fragen der Auswanderung beschäftigten. Angefangen von Sprachführern bis hin zu Beschreibungen von Anbaumethoden und Produkten in

---

schen. Bestandsaufnahme einer 300jährigen Geschichte, Opladen: Westdeutscher Verlag 1986, S. 40-49, hier S. 40.

4 Klaus Bade: Die überseeische Massenauswanderung im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Bestimmungsfaktoren und Entwicklungsbedingungen. In: ders. (Hrsg.): Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bd. 1, Ostfildern: Scripta-Mercaturae 1984, S. 259-299, hier S. 265.

5 Reinhard Rürup: Deutschland im 19. Jahrhundert: 1815-1871, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984, S. 208.

der amerikanischen Landwirtschaft standen den Ausreisewilligen zahlreiche Ratgeber zur Verfügung. Die Auswandererführer befassten sich ausführlich mit Transportmöglichkeiten, den Verhältnissen auf den Schiffen, den Formalitäten bei der Einreise und dem Leben in Amerika. Englische Wörterbücher sollten die zukünftigen Auswanderer zusätzlich mit der neuen Sprache vertraut machen.[6] Die wichtigste Informationsquelle für potenzielle Auswanderer waren jedoch Briefe von Verwandten und Bekannten, die bereits in Amerika angekommen waren. Viele der überlieferten Briefe, wie sie für die Region Ostwestfalen von Hans Ulrich Kammeier[7] herausgegeben wurden, richteten sich an mehrere Adressaten: Angehörige oder ganze Nachbarschaften wurden angesprochen und mit wertvollen Informationen versorgt. Bevor sie praktische Ratschläge hinsichtlich des möglicherweise sinnvollen Gepäcks sowie Tipps und Hinweise für die Schiffsreise oder die Ein- und Weiterreise in Amerika gaben, widmeten sich viele der Briefschreiber und -schreiberinnen der Frage, ob eine Auswanderung grundsätzlich zu empfehlen wäre oder ob man sich lieber dagegen entscheiden sollte. Damit reagierten sie zum Teil auf direkte Nachfragen der noch zu Hause Gebliebenen. So wandte sich Heinrich Meyer aus Minden 1860 an seinen Bruder, um für sich zu klären, ob er nach Ableistung seines Militärdienstes auch emigrieren sollte:

> Lieber Bruder, ich habe jetzt noch 13 Monate zu dienen, dann ist meine Zeit herum. Doch nach meiner beendeten Dienstzeit will ich sehen, wie es mir zuhause gefällt, und muß dann sehen, wo man Brod haben kann. Du weist es denn wie es da ist und ich wie es hier ist. Du wirst mir dann doch die Wahrheit wohl schreiben, lieber Bruder, denn man muß kein Mensch in Versuchung führen und ins Verderben helfen. [...] Schreib mir doch mal einen schönen Brief wieder, ob da auch schöne Mädchens sind![8]

6 Ernst Friedrich Stahlschmidt: Lernt Englisch! – Deutsch-Amerikanischer Dolmetscher für Auswanderer. Nach den besten und praktischsten Mustern bearbeitet, Leipzig: Verlagsbuchhandlung H. W. Theodor Dieter 1888; Kurt Aram: Mit 100 Mark nach Amerika: Ratschläge und Erlebnisse, mit einem Katechismus für Auswanderer, Berlin: Fontane 1912; Robert Neumann: Nach Amerika! Führer für Auswanderer, Berlin: Wiegandt und Grieben 1869.

7 Heinz-Ulrich Kammeier: „ich muß mir ärgern, das ich nicht ehr übern Grossen Ozean gegangen bin". Auswanderer aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung berichten aus Amerika, Münster: H.-U. Kammeier 1988.

8 Kammeier: „ich muß mich ärgern" (wie Anm. 7), S. 113.

Die Zahl der Auswanderer aus den unterschiedlichen Regionen Minden-Ravensbergs und Lippes variierte sehr stark. Ausschlaggebend waren immer die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und die Chance, auch im eigenen Land Arbeit zu finden. Nur sehr wenige Auswanderer verließen ihr Land freiwillig. Während Bad Salzuflen mit 1.731 Einwohnern im Jahr 1864 nur 111 Auswanderer (6% der Bevölkerung) verzeichnete, suchten aus Barntrup mit 1.116 Einwohnern in Jahr 1886 179 Menschen (16% der Bevölkerung) im 19. Jahrhundert ihr Glück in Amerika.[9]

Die Idee, auszuwandern und das vielfach überschätzte „Glück" in Amerika zu suchen, verbreitete sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts in ganz Deutschland, da sie der ländlichen Bevölkerung eine Chance auf Landerwerb und gesellschaftlichen Aufstieg eröffnete. Der amerikanische Kontinent lockte deutsche Bauern, Handwerker und Landarbeiter mit der Verheißung auf weite fruchtbare Felder im Mittleren Westen. Dieser Traum erforderte allerdings auch Bargeld, das man beispielsweise für den Erwerb von Vieh, Land, Zäunen und Gebäuden benötigte. Die meisten deutschen Emigranten besaßen dieses Geld nicht.[10]

Bei der Entscheidung für eine Auswanderung nach Amerika spielten ganz unterschiedliche Faktoren eine Rolle: das starke Wachstum der Bevölkerung in Westfalen, die Hungersnöte durch Missernten und Ernteausfälle aufgrund der Kartoffelfäule sowie die enormen wirtschaftlichen Veränderungen durch die beginnende Industrialisierung. Diese schuf zwar viele Arbeitsplätze in den Städten und den neuen industriellen Ballungsräumen des entstehenden Ruhrgebiets, diese Entwicklung geschah jedoch nicht immer parallel zu negativen Einschnitten, wie beispielsweise dem Wegfall der heimgewerblichen Arbeit in der Leinenindustrie in Minden-Ravensberg und Lippe.[11]

Zu den Menschen, die ihrer Heimat den Rücken kehrten, zählten auch viele junge unverheiratete Frauen. Aus Lippe verließen im 19. Jahrhundert 1.000 Frauen, 5% der gesamten Auswanderer, allein ihre Heimat in Richtung Amerika, denn in Lippe drohte ihnen als jüngere Schwestern eines Hoferben ein Leben als einfache Landarbeiterin auf dem Hof ihres Bruders.

---

9 Schütte: Auswanderung aus Westfalen (wie Anm. 2), S. 72.

10 Kathleen Neils Conzen: Die deutsche Amerikaeinwanderung im ländlichen Kontext: Problemfelder und Forschungsergebnisse. In: Bade: Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 350-377, hier S. 350.

11 Bade: Die überseeische Massenauswanderung (wie Anm. 4), S. 267.

Ein Drittel der Auswanderer verließ Westfalen illegal. Es waren in erster Linie junge Männer, die zum Wehrdienst eingezogen werden sollten oder als nicht erbberechtigte Söhne keine Perspektive in der Heimat sahen. Manche wollten vielleicht auch nur das Geld für die Gebühren sparen, die die Behörden für die Auswanderungserlaubnis verlangten. Die legalen Auswanderer beantragten einen sogenannten Auswanderungskonsens. Dieses Dokument bescheinigte der betreffenden Person oder einer ganzen Familie das staatliche Einverständnis mit ihrer Ausreise aus dem Staatsgebiet. Eher selten beantragten die Migranten einen Reisepass. Dieser diente der saisonalen Auswanderung und ermöglichte die Rückkehr nach Deutschland und wurde meist nur von Wanderarbeitern genutzt.[12]

Der größte Teil der Auswanderer aus dem östlichen Westfalen waren arme Landarbeiter und ehemalige heimgewerbliche Spinner und Weber. Sie besaßen häufig nicht mehr als 50 Reichstaler, um ihre Ausreise zu finanzieren. Die Überfahrt kostete im 19. Jahrhundert zwischen 20 und 40 Reichstaler. Ihnen blieb also nur wenig Geld, um ein neues Leben in Amerika zu beginnen.[13] Die Hälfte aller Auswanderer aus Lippe war unter 20 Jahre alt, jeweils weitere 20% von ihnen zählten zu der Gruppe der 20- bis 30-jährigen bzw. der 30- bis 40-jährigen Menschen.[14]

Aber die Auswanderung ins ferne Amerika war bereits im 19. Jahrhundert nicht die einzige Alternative für die Menschen aus Westfalen. In den Städten Bielefeld, Herford und Minden entwickelte sich nach dem Bau der Köln-Mindener Eisenbahnlinie 1848 die Textil- und Maschinenbauindustrie. Im Ruhrgebiet expandierte der Bergbau mit der folgenden Stahlindustrie, und insbesondere in Lippe fanden viele Menschen als Wanderarbeiter in der Ziegelherstellung neue Arbeit. Diese industriellen Entwicklungen geschahen jedoch häufig zeitlich versetzt zu den Auswanderungswellen aus Westfalen, die wiederum von Hungersnöten, dem Bevölkerungswachstum und wirtschaftlichen Krisen ausgelöst wurden.

---

12 Heinz-Ulrich Kammeier: Aspekte der Amerika-Auswanderung aus den ehemaligen Ämtern Levern und Gehlenbeck. In: Mindener Heimatblätter 59 (1987), S. 91-102.

13 Birgit Gelberg: Auswanderung nach Übersee. Soziale Probleme der Auswanderungsbeförderung in Hamburg und Bremen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Hamburg: Christians 1973, S. 10ff.

14 Schütte: Auswanderung aus Westfalen (wie Anm. 2), S. 72.

2. Der Zusammenbruch der heimgewerblichen Existenz der Leinenspinner

Die Verzweiflung der Menschen in Westfalen muss riesig gewesen sein, wenn sie bereit waren, alles aufzugeben, ihr gesamtes Hab und Gut zu verkaufen und sich von ihren Familien und Nachbarn zu trennen, um in Amerika ein neues Leben zu beginnen. Viele dieser Menschen hatten ihr Dorf noch nie verlassen, wenn sie nicht zum Militär eingezogen worden waren. Reisen unternahmen sie höchstens zu Fuß bis in das nächste Dorf, um Verwandte zu besuchen. Eine Auswanderung war für diese Menschen ein großer Schritt in eine völlig unbekannte neue Welt, von der sie nur aus Briefen anderer Dorfbewohner oder Familienmitglieder erfahren hatten. Nachdem sie sich von allem Vertrauten verabschiedet und sich womöglich sogar noch Geld von Angehörigen geliehen hatten, begann die Auswanderung mit dem Weg zu einem der deutschen Auswandererhäfen in Bremerhaven und Hamburg. Von dort aus brachen sie mit dem Segelschiff zur Überfahrt nach Amerika auf – eine Reise, die Anfang des 19. Jahrhunderts noch einige Gefahren barg. Das Meer hatten diese Menschen vor ihrer Auswanderung noch nie gesehen. Nun mussten sie für 30 bis 35 Tage auf einem Zwischendeck mit Hunderten anderer Migranten ausharren, bevor sie einen der Häfen an der Ostküste der Vereinigten Staaten erreichten. Ihr endgültiges Ziel lag meist in Gegenden, in die schon andere Auswanderer aus ihrem Dorf gereist waren. Hier fanden sie neben der vertrauten Sprache einen ersten Anlaufpunkt, um sich zurechtzufinden, Arbeit zu suchen und auch Land zu erwerben.

Das heutige Ostwestfalen-Lippe, eine Region, die im 19. Jahrhundert zum preußischen Regierungsbezirk Minden-Ravensberg und dem Fürstentum Lippe gehörte, war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein weitgehend landwirtschaftlich geprägtes Gebiet, in dem sich durch die Verarbeitung von Flachs zu Leinen seit dem 16. Jahrhundert eine vorindustrielle Textilproduktion etabliert hatte. Tausende kleiner ländlicher Leinenspinner und Weber produzierten Leinen. Bielefelder und Herforder Leinenhändler kauften dieses Leinen auf und exportierten die Stoffe in die Niederlande und sogar bis nach Amerika. Der Anschluss an das Eisenbahnnetz 1848 schuf die Grundlage für die preiswerte Versorgung mit Kohle für den Betrieb der Dampfmaschinen und mit Rohstoffen, wie z. B. Eisen und Stahl, die in den Betrieben Ostwestfalen-Lippes weiterverarbeitet wurden. Gleichzeitig stellte die Bahnlinie die Verbindung zu den großen Absatzmärkten im Ruhrgebiet her. Dort expandierte der Bergbau und lieferte die Energie für die entstehenden

Industrieregionen. Die ländlichen Regionen Westfalens ohne Eisenbahnanschluss blieben von dieser Entwicklung jedoch noch lange ausgeschlossen.

In der ländlichen Agrargesellschaft Ostwestfalens bestanden sehr große Unterschiede in Bezug auf Wohlstand und Landbesitz. Die „spannfähigen" Großbauern mit einer Vollerwerbsstelle besaßen meist so viel Acker- und Weideland, dass sie von ihrem Land leben konnten und häufig zahlreiche Knechte und Mägde beschäftigten, die sie bei der Land- und Hausarbeit unterstützten. Der Landbesitz der Kleinbauern reichte dagegen in der Regel nicht aus, um von dem Ertrag leben zu können. Neben ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit benötigten sie ein zusätzliches Einkommen als heimgewerbliche Spinner und Weber in der Leinenindustrie. Die Aufteilung des Gemeindelandes Anfang des 19. Jahrhunderts verschlechterte die Lage dieser Kleinbauern und der besitzlosen Landarbeiter zusätzlich. Der Verlust ihrer Nutzungsrechte wurde durch den Zugewinn von eigenem Land nicht ausgeglichen.

Am Ende der ländlichen Hierarchie standen die sogenannten Heuerlinge. Sie besaßen in der Regel kein eigenes Land und wohnten als Pächter in kleinen Kotten auf den Anwesen der Großbauern. Die Pacht für Land und Haus selbst war zwar meist nicht sehr hoch, die Heuerlinge waren jedoch neben der Bewirtschaftung ihres Pachtlandes zu Tagelohnleistungen verpflichtet. In der Folge arbeiteten sie in den Wintermonaten mit der gesamten Familie heimgewerblich für die Leinenindustrie. Dieser Erwerbszweig trug in hohem Maß zu ihrem Einkommen bei und machte sie auch von der Konjunktur des Leinenhandels abhängig.[15] Wie groß die Abhängigkeit von der Heimarbeit damals in der Region Minden-Ravensberg war, wird am Beispiel der Stadt Bünde deutlich. 1847 lebten dort 8.498 Menschen in 1.897 Familien. 347 dieser Familien lebten vom Ackerbau und der Heimarbeit. Die Hälfte aller Familien bestritt ihren Lebensunterhalt ausschließlich durch die Heimarbeit für die Leinenindustrie.[16]

Unter diesen Voraussetzungen lieferten die nachfolgend beschriebenen Entwicklungen die Hauptgründe, sich gegen das beschwerliche Leben in der deutschen Heimat zu entscheiden und das Glück in der Auswanderung nach Amerika zu suchen. Dort konnten sie den Hungersnöten und dem

15 Vgl. Norbert Sahrhage: Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse im Amt Bünde um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Wittekindsland. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Herford, H. 3 (1990), S. 58-67, hier S. 58.

16 Sahrhage: Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse (wie Anm. 15), S. 59.

Niedergang der heimgewerblichen Leinenindustrie entfliehen sowie eigenes Land erwerben und bewirtschaften.

3. Bevölkerungswachstum, Hungerkrisen und Erbrecht

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts stiegen die Geburtenraten in Westfalen-Lippe stark an. Gleichzeitig sank die Sterblichkeit dank besserer hygienischer Bedingungen. Die meisten Menschen hatten Zugang zu frischem sauberem Wasser und einer gesundheitlichen Versorgung. So stieg die Bevölkerung in Minden-Ravensberg im Zeitraum von 1763 bis 1905 von 112.009 auf 443.649 Menschen. Allerdings verbesserten sich die Beschäftigungsmöglichkeiten in den ländlichen Regionen nicht in gleichem Umfang. Mit dem Bevölkerungsanstieg wuchsen insbesondere die besitzlosen Schichten. Die Menschen benötigten Wohnungen, Pachtland und Flachs, um als Leinenspinner im Nebenerwerb arbeiten zu können.

Die Kartoffel war neben dem Getreide im 19. Jahrhundert das Hauptnahrungsmittel der ländlichen Bevölkerung, Milch und Butter galten als Luxusprodukte. Der Ausfall einer Kartoffelernte hatte daher katastrophale Auswirkungen auf die Nahrungsversorgung. Schlechte Ernten führten bereits 1805 und 1817 zu Hungersnöten. Seit 1842 grassierte in Nordamerika die sogenannte Kartoffelfäule und vernichtete die gesamte Jahresernte. 1845 trat diese Krankheit erstmals in Westfalen auf. Ein nasser kalter Sommer sorgte zusätzlich für den weitgehenden Ausfall der Getreideernte. Mit der Vernichtung der Kartoffelernte fehlten im kommenden Jahr dann auch die Pflanzkartoffeln. In den Jahren 1845 bis 1847 kam es so zu einer der größten Hungersnöte vorindustriellen Typs in den deutschen Staaten, die auch die Region Westfalen-Lippe erfasste.

In Bielefeld wurde 1847 für einen Scheffel Roggen der dreifache Preis im Vergleich zu 1844 verlangt. Der Brotpreis verdoppelte sich. In Lübbecke musste die Hälfte der Bevölkerung mit Brotscheinen versorgt werden, weil sie keine eigenen Lebensmittel besaß und sich auf dem Markt nicht mit den wenigen teuren Waren eindecken konnte.[17] Die Chronik der Stadt Bünde berichtet über die Auswirkungen der katastrophalen Hungersnöte:

17 Reinhard Vogelsang: Minden-Ravensberg im Vormärz und in der Revolution. In: Wilfried Reininghaus (Hrsg.): Die Revolution 1848/49 in Westfalen-Lippe. Tagung der Historischen Kommission für Westfalen (Schriften der Historischen

> Das Jahr brachte eine vollständige Missernte, sodass Getreide und Kartoffeln nur in äußerst geringen Mengen eingeheimst wurden. Ebenfalls war die Flachsernte in Qualität und Quantität ungenügend, wodurch der sich aus der Leinenernte sonst ergebende geringe Verdienst noch herabgedrückt wurde. Die Not und Arbeitslosigkeit steigt daher von Tage zu Tage, die Bettelei wuchs fortwährend und die Vergehen gegen das Eigentum häuften sich in erschreckendem Maße.[18]

In Westfalen erbte nach dem sogenannten Anerbenrecht je nach Region immer der älteste oder der jüngste Sohn eines Landbesitzers den gesamten Besitz. Dieses Erbe war mit der Verpflichtung verbunden, die Eltern und eventuell noch auf dem Hof verbliebene andere Verwandte zu versorgen. Die jüngeren oder älteren Geschwister waren von der Erbfolge ausgeschlossen. Sie mussten allerdings vom Erben finanziell abgefunden werden. Das Erbrecht sollte auf diese Weise eine weitere Zersplitterung des Landbesitzes verhindern. Nichterbende Geschwister hatten nur durch Heirat die Möglichkeit, selbst Landbesitzer zu werden. Die Alternative war ein Leben als recht- und besitzlose Knechte und Mägde auf dem Hof des Bruders. Nur selten erhielten sie einen Lohn in Form von Bargeld. Mit der Zunahme der Bevölkerung stieg auch die Zahl dieser abhängigen Geschwister stark an.

Das Erbrecht hatte den Zweck, leistungsfähige Höfe zu erhalten. Viele Kleinbauern verschuldeten sich bei Ernteausfällen und Krankheiten. Der Ertrag ihrer Flächen reichte nur selten zur Versorgung ihrer Familien aus. Neues Ackerland in der Region konnte nur durch die Bewirtschaftung bisherigen Brachlands und die Aufteilung des bisherigen Allgemeineigentums (Allmende) gewonnen werden. In Lippe nahm in dieser Zeit so die Anzahl der Höfe in der Region von 5.581 auf 9.287 zu. Der größte Teil dieser Höfe wurde von Kleinbauern mit weniger als 30 Scheffelsaat bewirtschaftet. Dieser Größe entsprachen in Lippe etwa acht Hektar Land. Über 80% der Landbesitzer in Lippe zählte 1887 zu dieser Gruppe der Kleinbauern.

Kommission für Westfalen, Bd. 16), Münster: Aschendorff 1999, S. 141-169, hier S. 149f. Zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung, Frühindustrialisierung, zu den Agrar- und Hungerkrisen sowie zur sozialen Lage in den deutschen Staaten im Vormärz vgl den sehr guten Überblick von Alexa Geisthövel: Restauration und Vormärz (Seminarbuch Geschichte. UTB, Bd. 2894), Paderborn/München u. a.: Ferdinand Schöningh 2008, hier S. 82-86 (zur Auswanderung bes. S. 84-85), 95-113 u. 125-147.

18 Sahrhage: Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse (wie Anm. 15), S. 62.

Ihr Grundbesitz reichte in der Regel nicht, um damit genug Ertrag für den Lebensunterhalt einer Familie zu erzeugen.[19]

Ein Beispiel für einen nachgeborenen Sohn, der durch seinen Bruder abgefunden wurde, ist der am 4. September 1824 in Bega bei Dörentrup geborene Heinrich Philipp Meierarend. Sein Vater Christoph Meierarend war seit 1819 in zweiter Ehe verheiratet. Heinrich war der zweite von drei Söhnen und entsprang dieser zweiten Ehe. Nach dem Tod seines Vaters 1832 heiratete die Mutter erneut. Den Hof erbte 1847 sein älterer Halbbruder Christoph Meierarend. Sein Bruder Friedrich konnte 1851 in einen Hof in Sibbentrup einheiraten. Heinrich wollte nicht auf solch' einen Glücksfall warten. Er hatte als nachgeborener Sohn keine Perspektive in Lippe. Aus Bega und Umgebung waren schon mehrere Personen nach Watertown im US-Staat Connecticut ausgewandert. Am 15. September 1852 veröffentlichte das *Lippische Amtsblatt* seinen Auswanderungswunsch. Heinrich Meierarend gründete in Farmington in der Nähe von Watertown eine kleine Farm. Drei Jahre später heiratete er Theresa Rosa Vincenz, die aus Sachsen gekommen war. In seinem Brief vom 15. Januar 1858 an seinen Halbbruder Christoph Meierarend berichtete er vom Auf- und Ausbau der Farm und erläuterte, warum es sinnvoll und keineswegs risikoreich wäre, für dieses Vorhaben Geld aufzunehmen und Schulden zu machen. Er fragte nach, ob sein Erbteil nachträglich höher angesetzt und ihm zusätzlich noch etwas Geld überwiesen werden könnte. Seine religiöse Grundhaltung kommt in dem Brief deutlich zum Ausdruck.[20]

Das Erbrecht führte in einigen Familien zu massiven Konflikten. Joseph Höpper wurde 1856 als jüngerer Sohn eines kleinen Landwirts in Albersloh bei Münster geboren. Sein zwei Jahre älterer Bruder Bernard-Heinrich war der Hoferbe des kleinen Kottens. Joseph hatte keine beruflichen Aussichten in der Region. Er hatte nur das Recht, als jüngerer Bruder auf dem Hof zu bleiben und für seinen Bruder zu arbeiten, um Unterkunft und Verpflegung zu erhalten. Der Hof zählte zu den kleineren Anwesen im Münsterland. Eine Steuerschätzung nach dem Tod seines Vorfahren Arnoldus Höpper führte als Erbmasse eine Kuh, ein Kalb, ein 20-jähriges Pferd, welches nach Ansicht des Gerichts keinen Reichstaler wert war, ein Ferkel, zwei Leinenbetten, einen kupfernen Kessel, zwei eiserne Töpfe, ein Seil, eine alte Pfannkuchenpfanne,

19 Fritz Fleege-Althoff: Die Lippischen Wanderarbeiter, Detmold: Meyersche Hofbuchhandlung 1928, S. 32ff.

20 Privatarchiv Meierarendt.

eine Sense, zwei Harken, eine Forke, eine Axt sowie eine alte Karre auf. Joseph und Bernard-Heinrich Höpper stritten sich über mehrere Jahre um das Erbe. Joseph Höpper war der Ansicht, dass ihm sein Bruder die Schmiede überlassen könne, wenn dieser schon den Hof erbe. Bernard-Heinrich Höpper führte dagegen an, dass der Hof zu klein sei, um davon eine Familie zu unterhalten. Joseph Höpper verließ um 1880 den elterlichen Hof nach einem langjährigen Streit mit seinem Bruder. Seine Mutter und sein Bruder hörten nie wieder etwas von ihm. Joseph Höpper heiratete 1884 in New York. Seine Nachkommen leben heute in den US-Staaten Illinois, New York und Ohio.[21]

Das Los, nur als Landarbeiter und Knecht für den älteren Bruder arbeiten zu können, traf auch die Nachkommen großer Höfe. Gustav Brinkmeyer verließ 1883 den elterlichen Hof in Hardissen in Lippe. Der Hof Brinkmeyer zählte 1883 zu den größeren Höfen in der Region. Er wurde bereits mit zahlreichen Angestellten betrieben. Gustav Brinkmeyer beschloss, dem ihm wohl vorausbestimmten Schicksal eines zukünftigen Landarbeiters durch die Auswanderung nach Amerika zu entgehen. Er siedelte sich in Iowa an, wo er am 26. Juli 1890 eine kleine Farm in Hubbard erwarb. Die Stadt mit heute 800 Einwohnern wurde 1880 nach dem Bau der Eisenbahn in der Region gegründet. Die Farm ist bis in die Gegenwart im Familienbesitz. Die Nachkommen von Gustav Brinkmeyer arbeiten heute in der Holzindustrie. Marc Brinkmeyer ist derzeit Präsident und Miteigentümer der Idaho Forest Group, einem der größten Holzproduzenten im amerikanischen Bundesstaat Idaho im Nordwesten der USA. Die Gesellschaft verfügt über 26.000 Hektar Waldland in Washington, Idaho und Montana und besitzt Verwertungsrechte über weitere 120.000 Hektar in Idaho. Der Hof Brinkmeyer in Hardissen wird auch heute noch als Nebenerwerbsbetrieb von der Familie Brinkmeyer betrieben.[22]

Neben dem Erbrecht bildeten wirtschaftliche Krisen und Veränderungen eine weitere große Ursache für die Auswanderung vor allem aus dem ostwestfälisch-lippischen Raum nach Amerika. Seit dem Mittelalter wurde in Lippe und Minden-Ravensberg Flachs angebaut. Fast die gesamte Bevölkerung befasste sich mit dem Spinnen und Weben von Leinen. Große Teile der ländlichen Bevölkerung erwirtschafteten als Heimarbeiter ihr Auskommen in der Leinenfabrikation. Die Herstellung von Leinengarn erfolgte neben ihrer Arbeit als kleine Heuerlinge mit wenig Landbesitz oder als

21 Privatarchiv Höpper.

22 Privatarchiv Brinkmeyer.

Tagelöhner bei größeren Bauern. Was der Boden nicht hergab, konnte im Leinengewerbe hinzuverdient werden. Zusammen mit der gesamten Familie verarbeiteten die Kleinbauern und Heuerlinge den Flachs und versponnen ihn meist zu groben Garnen. Diese Garne verkauften sie den Leinenhändlern in Bielefeld, Herford und Minden. Leinenweber mit eigenem Webstuhl übernahmen diese Garne, um aus ihnen Leinentücher herzustellen. In Lippe wurden 1749 1.450 Webstühle gezählt, von denen 1.050 für den Verkauf produzierten. Im Jahr 1836 stieg ihre Zahl auf 4.071, von denen 2.707 für den Verkauf webten.[23]

Insbesondere im 18. Jahrhundert bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts hatte die Region eine bedeutende Stellung auf dem Weltmarkt und exportierte ihre Produkte in andere europäische Staaten und bis nach Nord- und Südamerika. Anfang des 19. Jahrhunderts war Minden-Ravensberg aufgrund der vorhandenen Arbeit in der heimgewerblichen Leinenindustrie das am dichtesten besiedelte Gebiet Westfalens und noch Mitte des Jahrhunderts lagen Minden und Ravensberg mit an der Spitze der bevölkerungsreichsten Regionen Westfalens. Solange die Nachfrage nach Garn und Leinen anhielt, wurde das für den Lebensunterhalt notwendige Geld verdient.[24] Die erste Krise erlebte das Leinengewerbe 1806 während der Kontinentalsperre, die von Frankreichs Kaiser Napoleon I. am 21. November 1806 als Wirtschaftsblockade gegen Großbritannien und zum Schutz der französischen Wirtschaft gegen europäische und transatlantische Konkurrenz verhängt worden war und die bis 1813 andauern sollte, wodurch große Absatzmärkte für die heimischen Leinentücher aus Westfalen wegfielen. England sicherte sich in der Zeit die wichtigen Märkte in Mittel- und Südamerika. Gleichzeitig begann in England und Irland die Verarbeitung der billigeren und leichter zu verarbeitenden Baumwolle aus Amerika, die sich zu einer ernsten Konkurrenz für die Leinenindustrie entwickelte.

In den 1830er Jahren geriet das Verlagssystem erneut in eine existenzbedrohende Krise. Kostengünstiges englisches, mit Maschinen gesponnenes Garn überschwemmte die Märkte. Im englischen Cromford hatte Richard Arkwright bereits 1771 die erste mit Wasserkraft betriebene mechanische Spinnfabrik gegründet, und auch in Deutschland hatte Johann Gottfried Brügelmann zwölf Jahre später die erste mechanische Spinnerei in Ratingen

23 Vgl. Fleege-Althoff: Die lippischen Wanderarbeiter (wie Anm. 19), S. 46f.

24 Vogelsang: Minden-Ravensberg im Vormärz und in der Revolution (wie Anm. 17), S. 149.

in Betrieb genommen. Die Maschinen produzierten ein gleichmäßiges feines Garn in großen Mengen. Dessen Preis lag weit unter dem der handgesponnenen Leinengarne. Das Überangebot an preiswertem Leinengarn bedrohte das heimische Leinengewerbe. Die Löhne der heimgewerblichen Spinner und Weber sanken unter das Existenzminimum. Die Leinenweber konnten zwar noch einige Jahre überleben, wenn sie Maschinengarn verarbeiteten, mit den ersten mechanischen Leinenwebereien war aber auch ihre Zeit ab den 1860er Jahren abgelaufen. 1861 wurden nur noch 1.972 Webstühle in Lippe gezählt. In 25 Jahren war ihre Zahl um 50% gesunken. Der Preis für die hauptsächlich verkaufte Leinenqualität sank von einem Reichstaler und sechs Groschen im Jahr 1826 auf 33 Groschen im Jahr 1854.[25]

Die heimische Leinenindustrie überlebte dank des Baus der Köln-Mindener Eisenbahn. Sie ermöglichte den Transport von Kohle für den Betrieb der Dampfmaschinen in der Region. Entlang der Bahnlinie siedelten sich ab 1848 in den Städten mechanische Spinnereien und Webereien an. Gleichzeitig stellte die Bahnlinie die Verbindung zu den großen Absatzmärkten im Ruhrgebiet her. In den Fabriken fanden jetzt viele ehemals selbstständige Spinner und Weber Arbeit. Die Industriebetriebe bedeuteten jedoch das Ende für die heimgewerbliche Produktion und ließen viele Tausend Heimarbeiter arbeitslos werden. Ihre Arbeit für die Bauern mit ausreichendem eigenem Land allein reichte nicht mehr, um ihre Familien zu ernähren.

4. Ein Leben wie in der Heimat

Die westfälischen Auswanderer zogen in fast alle Bundesländer der USA. Ein besonderer Schwerpunkt lag in den Staaten rund um die großen Seen in Minnesota, Iowa, Wisconsin und Ohio. Dort gab es ähnliche klimatische Bedingungen wie in Westfalen und genügend günstiges Ackerland, um in der Landwirtschaft zu arbeiten. Eine ganz besondere Anziehungskraft besaß Wisconsin.[26] Zwischen 1852 und 1855 richtete Wisconsin eine Einwanderungskommission ein, die europäische Einwanderer aktiv dazu ermutigte, sich in dem US-Staat niederzulassen. Es gab ein Büro in New York, um die

25 Fleege-Althoff: Die lippischen Wanderarbeiter (wie Anm. 19), S. 48f.

26 Dieser Abschnitt beruht in großen Teilen auf den Forschungen von Anne Wieland: „Ein schön Ernte haben wir gehabt“ – Westfälische Farmer in Wisconsin. In: Willi Kulke (Hrsg): Vom Streben nach Glück – 200 Jahre Auswanderung aus Westfalen nach Amerika. Ausstellungskatalog, Essen: Klartext 2016, S. 69-77.

Ankommenden direkt vor Ort zu empfangen und für diesen Staat anzuwerben. Broschüren auf Deutsch wurden in Deutschland und den Einwandererhäfen an der amerikanischen Ostküste direkt an die Auswanderer verteilt. Der Staat beschrieb darin die Vorzüge Wisconsins und erklärte, auf welchem Wege man dorthin gelangen konnte. Günstiges Land versprachen auch die Auswandereragenturen und deren Mitarbeiter, die die Neuankömmlinge schon am Einwanderungshafen mit den entsprechenden Broschüren und Angeboten versorgten. Doch am bedeutendsten für die Entscheidung, sich in diesem US-Staat niederzulassen, werden wohl die Berichte von Bekannten und Verwandten gewesen sein, die bereits in die Region ausgewandert waren. Die größte Einwanderungswelle, die auch zahlreiche Westfalen nach Wisconsin spülte, ereignete sich zwischen 1865 und 1873. Unter ihnen waren viele Bauernsöhne, die auf Grund des Erbrechts keine Aussicht auf einen eigenen Hof hatten und denen damit auch eine Heirat verwehrt blieb, weil ihnen das notwendige Geld zum Lebensunterhalt fehlte. Die Krise der ostwestfälischen heimgewerklichen Leinenindustrie durch die Konkurrenz auf dem englischen Markt und die Mechanisierung der Leinenherstellung in den Betrieben entlang der Köln-Mindener-Eisenbahnlinien trug ein Übriges dazu bei, dass sie als Alternative nur die Möglichkeit der Auswanderung sahen.[27]

Die deutschen Einwanderer siedelten sich in Wisconsin vor allem im Süden und Südosten in der Nähe der Küste des Michigansees an. Ihr Leben entwickelte sich recht bald schon wie in der westfälischen Heimat. Sie bauten eine Kirche und eine Schule, gründeten deutsche Vereine, Geschäfte und Zeitungen. Auch die Farmen im Hinterland waren fest in deutscher Hand. 1905 waren mehr als zwei Drittel der Bevölkerung dieser Region in Deutschland geboren oder stammte von deutschen Eltern ab. Das ganze Land war von Farmen überzogen. Es gab kleine Handelszentren und Getreidemühlen, wo die Landwirte Saatgut oder Werkzeug kaufen und ihre Ernte veräußern konnten.[28] Nach der Ankunft sahen sich die Einwanderer zumeist direkt nach einem Stück Land um, auf dem sie sich niederlassen konnten. Land, das

27 Timothy Bawden: A Geographical Perspective on Nineteenth-Century German Immigration to Wisconsin. In: Heike Bungert/Cora Lee Kluge/Robert C. Ostergren: Wisconsin German Land and Life, Madison: Max Kade Institute for German-American Studies 2006, S. 79-92, hier S. 79f.; Erika Janik: A Short History of Wisconsin, Wisconsin: Wisconsin Historical Society Press 2010, S. 38.

28 Bawden: A Geographical Perspective (wie Anm. 27), S. 82 u. 85; Alexander Emmerich: Die Geschichte der Deutschen in Amerika. Von 1680 bis zur Gegenwart, Köln: Fackelträger 2013, S. 68.

seit dem Unabhängigkeitskrieg (1775-1783) quadratisch vermessen wurde, war auch in den Vereinigten Staatennicht kostenlos, aber im Vergleich zu den Preisen in der Heimat recht erschwinglich. In den 1830er Jahren konnte man beispielsweise in Wisconsin einen Acre (0,4 Hektar) schon ab 1,25 Dollar erwerben. In Sheboygan County wurde es in Abschnitten von 80, 160, 320 oder 640 Acres in öffentlichen Auktionen an den Meistbietenden verkauft. So konnte man schon für hundert Dollar eine Farm erwerben, die eine Größe hatte, um eine Familie davon zu ernähren.

Nicht alle westfälischen Auswanderer suchten in Amerika ihr Glück als Farmer. Hermine Siekmann wanderte 1910 als 14-jähriges Mädchen nach South Dakota aus. Sie wurde 1896 als drittes von sieben Kindern auf dem Hof der Familie in Nienhagen bei Detmold geboren. Der Hof zählte mit 42 Hektar zu den größeren Anwesen in der Region. Hermine Siekmann suchte in den USA eine neue Lebensperspektive und wanderte 1910 dorthin aus, um bei ihrem Onkel, der in South Dakota ein Hotel betrieb, zu arbeiten. Im Hotel ihres Onkels konnte sie selbstständig leben und Geld verdienen. In Detmold war ihr die Welt zu eng geworden. Ihre einzige Chance, aus dem ihr vorgezeichneten Leben als Magd auf dem Hof ihres Bruders auszubrechen, bestand in der Heirat eines Hoferbens. Sie wollte jedoch mehr erleben als eine Heirat mit einem der Nachbarssöhne. Das Leben bei ihrem Onkel bot ihr die Chance auf eine unabhängige Existenz. Hermine Siekmann lebte bis 1915 in den USA. Ihr Vater rief sie dann zurück nach Nienhagen. Ihre Mutter war erkrankt und ihr Vater benötigte sie als Unterstützung im Haushalt. Mit einem Dampfschiff kam sie zurück nach Europa und legte in Rotterdam an. Hermine Siekmann heiratete später den Landwirt Heinrich Wrampe in Hessloh bei Lage in Lippe. Ihr jüngerer Bruder Erich wanderte ebenfalls in die USA aus. Er leitete eine Molkerei in Jamestown im Bundesstaat Virginia. Der Hof Siekmann wird heute im Nebenerwerb betrieben. Die Tochter von Hermine Siekmann heiratete später den Besitzer der Firma Bergmann. Diese zählte bis zur Betriebseinstellung zu den großen Polstermöbelherstellern in der Region.[29]

Nicht für alle Auswanderer aus Westfalen stellte sich die neue Heimat als Paradies dar. Viele scheiterten an der Sprache, dem fremden Leben und den harten Lebensbedingungen oder sie bekamen schlicht Heimweh nach ihren Verwandten und ihrer Heimat.

Elisabeth Kleinegesse (1832-1903) verließ ihre Heimat 1859, um sich in Amerika ein neues Leben aufzubauen. Ein kleines Erbe ermöglichte es

29 Privatarchiv Siekmann.

ihr, im Jahr 1859 die Schiffspassage von Bremerhaven nach New York zu bezahlen. Ähnlich wie in ihrer Heimat bei Warendorf arbeitete sie nach ihrer Ankunft in New York zunächst als Hausmädchen. Auch hier waren die Netzwerke der Einwanderer von großer Bedeutung. Denn die Ausgewanderten sprachen zunächst in der Regel nur wenig oder gar kein Englisch, und auch Elisabeth Kleinegesse trat zunächst eine Stelle bei einer deutschstämmigen Familie in New York an. In ihren Briefen beschrieb sie sowohl die Reise als auch die neue Anstellung in den positivsten Farben. Sie berichtete von gutem Essen, gerechter Bezahlung und leichter Arbeit. Einige Jahre später heiratete sie einen deutschen Einwanderer. Es gelang ihr, ein kleines Vermögen anzusparen und mit ihrem Mann ein Gasthaus zu kaufen. Finanziell ging es weiter bergauf, doch es gab auch Rückschläge. Ihr erstes Kind starb im Alter von zwei Jahren und ihr Mann ging nach Kalifornien, um dort sein Glück zu versuchen. Was sie genau bewog, der neuen Heimat wieder den Rücken zu kehren, ist nicht überliefert. Allerdings dokumentiert ein Hauskauf von Elisabeth Kleinegesse in Rietberg im Jahr 1903 ihre Rückkehr aus Amerika.[30]

Manchmal war es allerdings auch das Schicksal der älteren Geschwister, das die Auswanderer wieder nach Westfalen zurück brachte. Karl Süllwall aus Kalletal-Stemmen wanderte 1869 nach Amerika aus. Er war 21 Jahre alt und sollte Rekrut werden. Er entzog sich der Einberufung durch seine Auswanderung. Wie viele andere Männer verließ er Deutschland illegal. Doch die alte Heimat lässt ihn in der Neuen Welt nicht mehr los. Mehr als 30 Jahre später kehrt er aus „Liebe zur Heimat und zu den Geschwistern" für vier Monate zurück, wie die Dorfchronik vermerkt. 1902 bricht er erneut in die USA auf. Erst 1919 kehrt Karl Süllwall für immer ins Elternhaus zurück und übernimmt als einziger überlebender Erbe den Hof.[31]

Keiner der vielen Auswanderer aus Westfalen ging freiwillig. Meist war es wirtschaftliche Not, manchmal auch Abenteurergeist, oft flohen die jungen Männer auch vor der Aussicht, ihren Wehrdienst leisten zu müssen, oder vor der drohenden politischen Verfolgung im Anschluss an die Achtundvierzigerrevolution. Einige dieser Auswanderer scheiterten, für die meisten bedeutete es allerdings eine Erfolgsgeschichte, in einem offenen, bis zum Ersten Weltkrieg auch aufnahmewilligen Land zu leben und damit aucheinen neuen Anfang wagen zu können.

---

30 Regina Fritsch: Briefe aus Amerika: Zur Lebensgeschichte einer Frau im 19. Jahrhundert. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 2 (1987), S. 145-155.

31 Archiv LWL-Industriemuseum Lage/Detmold.

Harald Lönnecker (Koblenz/Chemnitz)

„Überall, wohin ich ging, fand ich stets auch gute alte Freunde ..."

Akademische Netzwerke zwischen Deutschland und den USA ca. 1819/20-1850

1. Einführung

2017 jährte sich der 200. Jahrestag des Wartburgfestes[1], Tagungen fanden statt, neue Erkenntnisse und Veröffentlichungen sind zu erwar-

1 Nach wie vor grundlegend: Klaus Malettke (Hrsg.): 175 Jahre Wartburgfest. 18. Oktober 1817 – 18. Oktober 1992. Studien zur politischen Bedeutung und zum Zeithintergrund der Wartburgfeier (Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert [künftig zit. DuQ], Bd. 14), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1992; siehe auch Günter Steiger: Urburschenschaft und Wartburgfest – Aufbruch nach Deutschland, Leipzig/Jena/Berlin: Urania 1967, 2. Aufl. 1991; Helmut Asmus (Hrsg.): Studentische Burschenschaften und bürgerliche Umwälzung. Zum 175. Jahrestag des Wartburgfestes, Berlin: Akademie 1992; ders.: 175 Jahre Burschenschaft und Wartburgfest. Historisches Erbe – auch unsere Tradition? Hrsg. vom Zentralinstitut für Hochschulbildung i. A. des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen, Berlin (Ost)/Zwickau: Zentralstelle für Lehr- und Organisationsmittel 1989; ders.: Das Wartburgfest – Studentische Reformbewegungen 1770-1819, Magdeburg: Werbung und Marketing 1995; Burghard Dedner (Hrsg.): Das Wartburgfest und die oppositionelle Bewegung in Hessen (Marburger Studien zur Literatur, Bd. 7), Marburg a. d. Lahn: Hitzeroth 1994; Wolfgang Benz: Das Wartburgfest. Ursprungsmythen des Nationalismus, Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen 2015; Angela-Luise Heinemann: Studenten im Aufbruch – Die Entstehung der Jenaer Urburschenschaft und das Wartburgfest als mediale Inszenierung. In: Harald Lönnecker (Hrsg.): „Deutschland immer gedient zu haben ist unser höchstes Lob!" – Zweihundert Jahre Deutsche Burschenschaften. Eine Festschrift zur 200. Wiederkehr des Gründungstages der Burschenschaft am 12. Juni 1815 in Jena (DuQ, Bd. 21), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 2015, S. 1-78; Bruno Burchhart: Das Wartburgfest 1817. Ereignis, Folgen und Bedeutung bis heute (Eckartschrift, Bd. 227), Wien: Österreichische Landsmannschaft 2017; Gerd Fesser: „... ein Haufen

ten.[2] Das Wartburgfest gilt als das erste überregionale und gesamtnationale Fest im deutschsprachigen Raum, ausgerichtet von der ab 1815 gegründeten Burschenschaft, einer neuen politischen Jugend- und Studentenbewegung – der ersten in Europa –, die zugleich die erste nationale Organisation des deutschen Bürgertums überhaupt war. Folge des Wartburgfestes waren die *Grundsätze und Beschlüsse des 18. Oktober*, die erste Formulierung der Grundrechte in Deutschland, deren Intentionen teilweise in die Reichsverfassungen von 1848/49 und 1919 sowie in das Grundgesetz 1949 und zahlreiche Landesverfassungen einflossen. Zugleich handelt es sich um das erste Parteiprogramm im deutschsprachigen Raum. Nicht zuletzt wurden auf dem Wartburgfest erstmals im größeren Rahmen die künftigen schwarz-rotgoldenen deutschen Nationalfarben gezeigt. Für die deutsche Geschichte und Verfassungsentwicklung stellen Burschenschaft und Wartburgfest ohne Zweifel Meilensteine dar.[3]

Zum Wartburgfest kamen mindestens 500 Studenten aus ganz Deutschland nach Eisenach.[4] Fünf von ihnen – keineswegs die unbedeutendsten, mit Robert Wesselhöft (1796-1852) sogar einer der Organisatoren des Festes – gingen später nach Amerika: Wesselhöft selbst, sein Bruder Wilhelm

---

verwilderter Professoren und verführter Studenten". Das Wartburgfest der deutschen Studentenschaft 1817, Jena/Quedlinburg: Bussert und Stadeler 2017; Eike Wolgast: Das Wartburgfest 1817 – Reformationsgedenken und Protest gegen das Wiener System. In: Uwe Niedersen (Hrsg.): Reformation in Kirche und Staat. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Dresden/Torgau: Sächsische Landeszentrale für politische Bildung 2017, S. 272-280.

2 Das Wartburgfest 1817 als europäisches Ereignis, Eisenach, 11.-13.10.2017 (http://www.hsozkult.de/searching/id/termine-34849?title=das-wartburgfest-1817-als-europaeisches-ereignis&q=wartburgfest&sort=&fq=&total=18&recno=4&subType=event; Stand: 01.11.2017); Das Wartburgfest 1817, Eisenach, 21.10.2017 (http://www.hsozkult.de/searching/id/termine-34909?title=das-wartburgfest-1817&q=wartburgfest&sort=&fq=&total=18&recno=2&subType=event; Stand: 01.11.2017).

3 Siehe Anm. 1.

4 Günter Steiger: Die Teilnehmerliste des Wartburgfestes von 1817. Erste kritische Ausgabe der sog. „Präsenzliste". In: Kurt Stephenson/Alexander Scharff/Wolfgang Klötzer (Hrsg.): DuQ. Bd. 4, Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1963, S. 65-133; Joachim Bauer/Marga Steiger: Die Wartburgfestteilnehmer von 1817. In: Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung 53 (2008), S. 149-183.

(1794-1858) und Christian Samuel Schier (1791-1824) in die USA, Friedrich Wilhelm Gründler (1800-1875) – ein enger Freund des Kotzebue-Attentäters Karl Ludwig Sand (1795-1820) – und Karl Christian Wilhelm Sartorius (1796-1872) nach Mexiko.[5] Ein weiterer Mitorganisator, Hans Ferdinand Maßmann (1797-1874), der erste und wichtigste Chronist des Festes, plante die Übersiedlung, setzte sie aber letztlich nicht um.[6]

5 Ebd.; Personalien: Bundesarchiv, Koblenz, DB 9: Deutsche Burschenschaft, (1726) 1815-ca. 1960 (künftig zit. BAK, DB 9), M. Burschenschafterlisten; Helge Dvorak: Biographisches Lexikon der Deutschen Burschenschaft. Bd. I: Politiker. Teilbd. 1-8, Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1996-2014; zwei weitere Bände erscheinen demnächst; Peter Kaupp: Stamm-Buch der Jenaischen Burschenschaft. Die Mitglieder der Urburschenschaft 1815-1819 (Jahresgabe 2005/06 der Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung e. V. (GfbG) = Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen, Bd. 14 = Sonderausgabe der Jenaischen Burschenschaften Arminia auf dem Burgkeller, Germania und Teutonia), Köln: SH-Verlag 2005; Paul Wentzcke (Hrsg.): Burschenschafterlisten. Geschichte und Mitgliederverzeichnisse der burschenschaftlichen Verbindungen im großdeutschen Raum. 2 Bde., Görlitz: Starke 1940 u. 1942; Harald Lönnecker: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft 1814-ca. 1850. In: Günter Cerwinka/Peter Kaupp/Ders./Klaus Oldenhage (Hrsg.): 200 Jahre burschenschaftliche Geschichte. Von Friedrich Ludwig Jahn zum Linzer Burschenschafterturm (DuQ, Bd. 16), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 2008, S. 82-311; ders.: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft ca. 1820-1849/50. In: Lönnecker: „Deutschland immer gedient zu haben“ (wie Anm. 1), S. 147-472; der Autor hat in den letzten 25 Jahren u. a. eine Datenbank mit rund 250.000 Studenten- und Akademikerlebensläufen des deutschsprachigen Raums zwischen etwa 1790 und 1960 erstellt, die bisher nur teilweise ausgewertet worden ist, vgl.: Harald Lönnecker: Krieger und Kämpfer. Zu den nationalkriegerischen Voraussetzungen von Burschenschaft und Wartburgfest 1813-1817. In: ders. (Hrsg.): 200 Jahre Wartburgfest. 18. Oktober 1817 – 18. Oktober 2017. Studien zur politischen Bedeutung, zum Zeithintergrund und zum Fortwirken der Wartburgfeier (DuQ, Bd. 22), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 2018 (in Vorbereitung).

6 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten: Maßmann, Hans Ferdinand; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/4, S. 43-45; Kaupp: Stamm-Buch (wie Anm. 5), S. 81f., Nr. 318; Harald Lönnecker: Das Wartburgfest in der burschenschaftlichen Historiographie. In: Joachim Bauer/Stefan Gerber/Christopher Spehr (Hrsg.): Das Wartburgfest 1817 als europäisches Ereignis (in Vorbereitung); allerdings warnte bereits auf dem Wartburgfest ein Redner vor der Emigration, um „in fernen Welttheilen, wo neues Leben sich regt, ein neues Vaterland zu suchen“; Hugo

Ihnen folgten meist erzwungen etliche weitere, so viele, dass der nachmalige Begründer der Politikwissenschaft in den USA, der Berliner Burschenschafter Franz Lieber (1798-1872), 1871 schreiben konnte: „Überall, wohin ich ging, fand ich stets auch gute alte Freunde [...] Gerade unter denen, die auf einer deutschen Universität gewesen waren, gab es viele, die auch in der Burschenschaft waren." Man habe sich immer recht schnell gefunden, verlor sich nicht aus den Augen und habe sich stets nach besten Kräften geholfen.[7] Offensichtlich gab es ein Netzwerk ehemaliger Burschenschafter, welches unter den Bedingungen der Neuen Welt mehr oder weniger stark zusammenhielt.[8]

2. Voraussetzungen: Studenten – Verbindungen – Burschenschaft

Fußend auf dem besonderen Studentenstatus sind die Hochschüler die künftigen, Wissen und Leistung kumulierenden Akademiker, kurz: die Funktionselite, das Führungspersonal von morgen.[9] Das macht sie als Gegenstand der Forschung interessant. Zudem vereinen sich in der Studentenschaft Aspekte einer juristisch, kulturell und gesellschaftlich relativ geschlossenen Gruppe: Zunächst ist das Studententum eine zeitlich begrenzte Phase im Leben junger Erwachsener, die ein ausgeprägtes, studentische Traditionen weitergebendes Gruppenbewusstsein aufweisen und daher wenig soziale

Kühn (Hrsg.): Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817. Zeitgenössische Darstellungen, archivalische Akten und Urkunden, Weimar: Duncker 1913, S. 61.

7 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften, Berlin, Personalia: Lieber, Franz, Schreiben vom ?.6.1871 (Abschrift); zu Lieber mit weiteren Nachweisen zuletzt: Harald Lönnecker: „In Hellas geht die Sonne der Freiheit auf!" Studentische Griechenland-Begeisterung seit 1820. In: Anne-Rose Meyer (Hrsg.): Vormärz und Philhellenismus (Forum Vormärz-Forschung. Jahrbuch 2012, Bd. 18), Bielefeld: Aisthesis 2013, S. 39-72, hier S. 60-64.

8 Netzwerk findet hier metaphorische Verwendung, nicht im Sinne einer Netzwerktheorie; zu den Gründen: Harald Lönnecker: Netzwerke der Nationalbewegung – Das Studenten-Silhouetten-Album des Burschenschafters und Sängers Karl Trebitz, Jena 1836-1840. In: Lönnecker: „Deutschland immer gedient zu haben" (wie Anm. 1), S. 473-666, hier S. 474f.

9 Hierzu und im Folgenden mit weiteren Nachweisen: Lönnecker: „In Hellas" (wie Anm. 7), S. 41-45.

Kontakte zu anderen Schichten pflegen. Studenten sind familiärer Sorgen weitgehend ledig, auf Grund des deutschen, wissenschaftlichen und nicht erzieherischen Studiensystems in ihrem Tun und Lassen ausgesprochen unabhängig und wegen ihrer vorrangig geistigen Beschäftigung wenig auf vorhandene Denkmodelle fixiert. Besonderen Nachdruck verleihen studentischem Engagement die berufliche, soziale und finanzielle Ungewissheit, der instabile Sozialstatus: Studenten sind noch nicht gesellschaftlich integriert und stehen daher auch Kompromissen weitgehend ablehnend gegenüber. In ihren politischen Ideen und Idealen neigen Studenten deshalb zum Rigorismus. Daraus resultiert, Gegner zu bekehren, oder, wenn das nicht möglich ist, sie niederzukämpfen oder zu vernichten. Zudem: Bis weit in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein begriffen die deutsche Gesellschaft wie auch die Studenten sich selbst als Elite, die als Akademiker die führenden Positionen des öffentlichen Lebens einnehmen würden, woraus letztlich das für eine Avantgarderolle unerlässliche Selbstbewusstsein entstand. Damit einher ging eine anhaltende Überschätzung der eigenen Rolle, aber auch eine Seismographenfunktion für gesellschaftliche Veränderungen. Mehr noch, studentische Organisationen, die akademischen Vereine und Verbindungen, hatten für die politische Kultur des bürgerlichen Deutschland von jeher eine Leitfunktion, spiegeln bis heute die Vielgestaltigkeit des gesellschaftlichen Lebens wider und sind mit den Problemen der einzelnen politisch-gesellschaftlichen Kräfte und Gruppen verzahnt.

Seit Beginn der mitteleuropäischen Universitätsgründungen im 14. Jahrhundert schlossen sich deutsche Studenten an der Hochschule zusammen. Diese Zusammenschlüsse, die akademischen Verbindungen oder Korporationen, sind keine rein kulturelle Besonderheit der deutschsprachigen Hochschulen, sondern beruhen auf einer besonderen Entwicklung. Sie war seit dem späten Mittelalter durch den modus des freien Wohnens, Studierens und Lebens der Studenten und nicht zuletzt durch Territorialisierung geprägt, die ihren Ausdruck in den Staat und Kirche mit akademisch gebildeten Juristen und Klerikern versorgenden „Landesuniversitäten“ fand. Dies galt nach der Reformation jedoch nicht mehr für die katholisch gebliebenen oder neugegründeten Universitäten, wo Studium und Studenten einem mehr oder weniger strengen Reglement unterworfen waren. Auf den nicht-katholischen Hochschulen entwickelte sich im 18. Jahrhundert, gebrochen durch die studentische, selbstdisziplinierend und verantwortungsethisch wirkende Reformbewegung ab etwa 1750, der Typus der Korporation, der für das 19. und 20. Jahrhundert bestimmend werden sollte. Sie war Integrations-,

Symbol-, Ritual-, Hierarchisierungs-, Werte- und Weltanschauungs- sowie Lebensbundgemeinschaft. Da die neuhumanistische Universität Humboldts die selbständige geistige und sittliche Entwicklung des Studenten propagierte und das jugendliche Gemeinschaftsbedürfnis ignorierte, bildete, aber nicht erzog, bot sich diesem Typus ein weites Feld von Ansprüchen, die er sich zu eigen machte und auszufüllen suchte. Verbindung war daher auch ein Bildungsinstrument und -element, das nach eigenem Verständnis eine Lücke als Korrektiv der akademischen Freiheit ausfüllte und im Rahmen einer innerkorporativen Charakterbildung die wissenschaftlich-berufliche Ausbildung der Universität abzurunden versuchte, zugleich aber auch die Erziehung für die Zugehörigkeit zur Oberschicht der deutschen Gesellschaft bezweckte. In einem Satz: „Die Universitäten unterrichteten, die Verbindungen erzogen."

Die studentischen Vereinigungen differenzierten sich immer mehr aus. Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts beherrschten Landsmannschaften und Orden die Studentenschaft. Sie stellten einen älteren Korporationstyp dar, welcher korporativ-regionalistisch eine unpolitische, gesellige Orientierung pflegte oder unter aufklärerisch-freimaurerischem Einfluss stand. Ihnen trat ab 1815 die Burschenschaft entgegen, ein neuer, assoziativ-nationaler Organisationstypus mit außeruniversitärer Orientierung an Nation und bürgerlicher Freiheit. „Burschenschaft" bedeutete zuvor nicht mehr als „Studentenschaft", erst ab diesem Zeitpunkt begann dieser Begriff einen bestimmten Korporationstypus zu bezeichnen, der sich selbst zunächst nicht als solcher verstand, sondern als Gesamtverband der organisierten Studierenden. Dieser Anspruch wurde bis um 1840 aufrechterhalten.

Die Burschenschaft wurzelte in den Freiheitskriegen, stand unter dem Einfluss von Friedrich Ludwig Jahn, Ernst Moritz Arndt und Johann Gottlieb Fichte, war geprägt durch eine idealistische Volkstumslehre, christliche Erweckung und patriotische Freiheitsliebe. Mit rund 3.000 Mitgliedern umfasste sie 1818/19 etwa ein Drittel der Studentenschaft des Deutschen Bundes.

Die zur nationalen Militanz neigende Burschenschaft, zu einem Gutteil hervorgegangen aus dem Lützowschen Freikorps, setzte ihr nationales Engagement in neue soziale Lebensformen um, die das Studentenleben von Grund auf reformierten. Aber nicht nur das: Die Studenten begriffen die Freiheitskriege gegen Napoleon als einen Zusammenhang von innerer Reform, innenpolitischem Freiheitsprogramm und Sieg über die Fremdherrschaft. Nationale Einheit und Freiheit wurden propagiert, Mannhaftigkeit und Kampfbereitschaft für das deutsche Vaterland.

Dem Wartburgfest, der Gründung der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft 1818 als erster deutscher überregionaler bürgerlicher Organisation und der Ermordung August von Kotzebues (1761-1819) durch den Erlanger, Tübinger und Jenaer Burschenschafter Karl Ludwig Sand 1819 folgten die Karlsbader Beschlüsse und die Unterdrückung der Burschenschaft. Sie wurde zu einer sich mehr und mehr radikalisierenden Bewegung an den deutschen Hochschulen, die bald mehr, bald weniger offiziell bestand. War in der Urburschenschaft neben der Sicherung des Volkstums nach außen die „Erziehung zum christlichen Studenten“ für den Innenbereich bestimmend gewesen und der Zusammenhang von Wartburg, Luther und Reformation 1817 mehr als deutlich geworden, so ließ der Frankfurter Burschentag 1831 die Forderung nach „christlich-deutscher Ausbildung“ zu Gunsten einer zunehmenden Politisierung endgültig fallen. Der Stuttgarter Burschentag fasste im Dezember 1831 einen Beschluss zur Tolerierung und Förderung revolutionärer Gewalt zum Zweck der Überwindung der inneren Zersplitterung Deutschlands. Das mündete in die Beteiligung am Hambacher Fest und am Preß- und Vaterlandsverein – der erste umfassende Versuch zur Bildung einer politischen Partei in Deutschland – sowie in den Frankfurter Wachensturm vom 3./4. April 1833, an dem vor allem Heidelberger, Erlanger, Würzburger und Münchner Burschenschafter beteiligt waren. Diese politischen Aktivitäten lösten eine neue Welle der Verfolgungen durch die eigens eingerichtete Bundeszentralbehörde in Frankfurt am Main bis in die vierziger Jahre hinein aus, die der älteren burschenschaftlichen Bewegung das Rückgrat brach und den Wiederaufstieg alter Korporationstypen – der sogenannten Corps – und den Aufstieg neuer – etwa der jüngeren Landsmannschaften sowie fach- und konfessionsgebundener Vereine und Verbindungen – ermöglichte.

Die Burschenschaft der späten 1820er und der 1830er Jahre wandelte sich zusehends. Einmal nahm der Verfolgungsdruck nach dem Frankfurter Wachensturm nochmals stark zu. Dazu veränderte sich das geistige Klima in einer sich herausbildenden bürgerlichen Öffentlichkeit, neue intellektuelle und literarische Strömungen wie die der Junghegelianer – hier war Arnold Ruge (1802-1880) führend, Burschenschafter in Halle, Jena und Heidelberg[10] –, des „Jungen Deutschland“ – den Begriff prägte der Kieler

10 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Ruge, Arnold; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/5, S. 143-145; Lönnecker: Die Mitglieder der Hallenschen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 238, Nr. 1537; mit neu erschlossenen

und Bonner Burschenschafter Ludolf Christian Wienbarg (1802-1872)[11] – und der französischen utopischen Sozialisten kamen auf. Diese Entwicklung wurde begleitet von einer fortschreitenden Industrialisierung und tiefgreifenden gesellschaftlich-sozialen Umbrüchen. Der anhaltende Akademikerüberschuss der dreißiger und vierziger Jahre machte ein Studium zum Risiko. Oft war auf Jahre keine Anstellung in Staat und Kirche in Aussicht, was viele Studenten wiederum für die sozialen Probleme der Zeit sensibilisierte. Ausdruck fand dies im „Progreß", einer in unterschiedlichen Ausprägungen auftretenden burschenschaftlichen Reform- und Erneuerungsbewegung.[12]

Der Einfluss der Burschenschaft auf das nationale Bewusstsein der Deutschen, ihren Einheits- und Freiheitswillen, ist überhaupt nicht hoch genug zu veranschlagen, vielfach haben die Burschenschaften dieses Bewusstsein erst geschaffen, machten es „Vom Elitebewußtein zur Massenbewegung":[13] Viele der führenden Liberalen und Demokraten des Vormärz und weit darüber hinaus waren Burschenschafter, und in der Revolution von 1848/49 spielte die Burschenschaft noch einmal eine wichtige Rolle. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entpolitisierte sie sich zumindest äußerlich und

---

Akten: Jürgen Kloosterhuis: Halles „kecke Musensöhne": „Tumultanten", „Demagogen" oder „ganz normale" Unruhestifter? Studentenkulturelle Befunde im Spiegel preussischer Zentralakten. In: Ulrike Höroldt/Sven Pabstmann (Hrsg.): 1815: Europäische Friedensordnung – Mitteldeutsche Neuordnung. Die Neuordnung auf dem Wiener Kongress und ihre Folgen für den Mitteldeutschen Raum (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, Bd. 13), Halle a. d. Saale: Mitteldeutscher Verlag 2017, S. 285-323, hier S. 311.

11 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Wienbarg, Ludolf Christian; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/6, S. 297-300.

12 Lönnecker: „In Hellas" (wie Anm. 7), S. 45.

13 Wolfgang Hardtwig: Vom Elitebewußtein zur Massenbewegung. Frühformen des Nationalismus in Deutschland 1500-1840. In: ders.: Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500-1914. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1994, S. 34-54, hier S. 47ff.; siehe auch ders.: Studentische Mentalität – Politische Jugendbewegung – Nationalismus. Die Anfänge der deutschen Burschenschaft. In: ebd., S. 108-148. Zur Bedeutung der Burschenschaftszeit für Liberale und Demokraten des Vormärz und der 1848er Revolution vgl.: Wolfgang Hardtwig: Studentischer Protest, ziviler Ungehorsam und „Bewegungspartei" in Deutschland 1815-1833. In: ders.: Macht, Emotion und Geselligkeit. Studien zur Soziabilität in Deutschland 1500-1900, Stuttgart: Franz Steiner 2009, S. 109-137.

näherte sich bei aller gegenteiligen Rhetorik immer mehr dem traditionellen, vor allem von den Corps repräsentierten Korporationstypus mit eher gesellschaftlich-sozialem Schwerpunkt an, der nach 1850 und endgültig nach der Reichsgründung 1871 bestimmend wurde.[14]

Die Zugehörigkeit zu einer studentischen Korporation war für zahlreiche Akademiker und viele führende Persönlichkeiten des 19. und 20. Jahrhunderts ein konstitutives Element ihres späteren Lebens, das nicht überschätzt, keinesfalls aber auch unterschätzt werden sollte.[15] Bei der in Burschenschaften und Verbindungen organisierten Studentenschaft handelte es sich keineswegs um ein gesellschaftliches Randphänomen, sondern um Personen bzw. Personenmehrheiten in historisch fassbarer Dimension, die dazu über eine eigene Metakultur und eine spezielle Erinnerungskultur verfügten, welche im Topos der als individualisierter Freiheit erinnerten „alten Burschenherrlichkeit“ kulminierte.[16]

Dies ist ein Aspekt, der sich dem Außenstehenden weitgehend verschließt, der für viele Verbindungsmitglieder seit dem Entstehen des modernen Studentenvereinswesens zu Beginn des 19. Jahrhunderts aber sehr große

14 Lönnecker: „In Hellas“ (wie Anm. 7), S. 45f.

15 Hierzu und im Folgenden: ebd., S. 46f.; vgl. Harald Lönnecker: „… die Zugehörigkeit ist von größter Bedeutung für die Hochschul-Laufbahn“ – Mitgliedschaft in studentischen Verbindungen und Vereinen als Qualifikationsmerkmal für die Berufung von Professoren. In: Christian Hesse/Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.): Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 12), Basel: Schwabe 2012, S. 257-284; ders.: „… der zu Recht bevorzugte unsichtbare Kreis, der sich nur den unsrigen erschließt“ – Studentische Korporationen zwischen Elitedenken und den Selbstverständlichkeiten der Zugehörigkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Volkhard Huth (Hrsg.): Geheime Eliten? (Bensheimer Forschungen zur Personalgeschichte, Bd. 1), Frankfurt a. M.: Klostermann 2014, S. 183-203.

16 Hierzu und im Folgenden zuletzt und mit weiteren Nachweisen: Harald Lönnecker: „Nie kehrst du wieder, gold’ne Zeit, so froh und ungebunden!“ – Studentische Lieder der Erinnerung im 19. und 20. Jahrhundert. In: Michael Fischer/Tobias Widmaier (Hrsg.): Lieder/Songs als Medien des Erinnerns (Lied und populäre Kultur/Song and Popular Culture. Jahrbuch des Zentrums für Populäre Kultur und Musik 2014, Bd. 59), Münster/New York: Waxmann 2015, S. 39-73, hier S. 43f.

Bedeutung besaß: Die am Studienort fremden Studenten suchten die Nähe ihresgleichen, waren miteinander vertraut, festigten diese Verhältnisse, verkehrten brieflich miteinander und besuchten sich, gewannen Freunde durch gemeinsame Aktivität und erweiterten den Kreis durch Wechsel der Hochschule und Mitwirkung im neuen Umfeld. So bildete sich ein Netzwerk der Kommunikation und Nahverhältnisse, in das viele Hochschüler einbezogen waren. Das Aufnahmebegehren in eine Verbindung – man musste kooptiert werden – war zum einen ein politisch-weltanschauliches Bekenntnis zu einer Gesinnungsgemeinschaft. Ebenso wichtig ist zum anderen der Anteil des „ursprünglichen, meist durch emphatische Freundschaft bestimmten Beziehungsgefüges einer Studentenverbindung", der allerdings kaum messbar ist. Prägend ist auf jeden Fall diese Doppelung, „bezogen auf die Verbindung als einer Gemeinschaft mit verbindlichen Idealen und Werten und auf deren Mitglieder, die meist untereinander als enge Freunde verbunden waren".[17] Über die Zugehörigkeiten wird zudem erkennbar, warum man sich später, als Akademiker nach dem Studium, an bestimmte Personen hielt und sie zum Ansprechpartner machte. Hier griff das Prinzip der sozialen Ähnlichkeit und Passfähigkeit, der sozialen und politischen Wiedererkennung des einen im anderen. Dies besonders dann, wenn bestimmte Freundeskreise gesellschaftlich oder politisch wirkungsmächtig wurden.[18]

Deutlich wird das Beziehungsgeflecht einer bürgerlichen Elite, die durch gemeinsame edukative Sozialisation geprägt ist.[19] Im Gegensatz zum ausgehenden 18. Jahrhundert und den zeitgleich sich etablierenden Corps und

17 Severin Roeseling: Burschenehre und Bürgerrecht. Die Geschichte der Heidelberger Burschenschaft von 1824 bis 1834 (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Bd. 12), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1999, S. 147.

18 Lönnecker: „In Hellas" (wie Anm. 7), S. 47f.

19 Hierzu und im Folgenden: Harald Lönnecker: „... nur den Eingeweihten bekannt und für Außenseiter oft nicht recht verständlich". Studentische Verbindungen und Vereine in Göttingen, Braunschweig und Hannover im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 82 (2010), S. 133-162, hier S. 160f.; ders.: Profil und Bedeutung der Burschenschaften in Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann/Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hrsg.): Von der Spätaufklärung zur Badischen Revolution – Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850 (Literarisches Leben im deutschen Südwesten von der Aufklärung bis zur Moderne. Ein Grundriss, Bd. II), Freiburg i. Br./Berlin/

jüngeren Landsmannschaften erfolgte die gesellschaftliche Verflechtung in der Burschenschaft aber nicht nur sozial, durch gemeinsame Identität und Mentalität, sondern auch kulturell, zivilisatorisch und politisch, durch eine gemeinsame Zielvorgabe, einen ideologischen Gleichklang. Zur weiteren Verdichtung trugen gemeinsame Weltbilder, Interessen, Zukunftsentwürfe und identische Kommunikationsmuster bei sowie das Bewusstsein, das Moment der Geschichte auf seiner Seite zu haben. Dies alles wirkte sich in einer erstaunlichen Bereitschaft aus, das persönliche Fortkommen zu Gunsten der politischen Betätigung zurückzustellen und konnte bis zur Inkaufnahme des eigenen Todes reichen. Man empfand sich gegenseitig als glaubwürdig und authentisch, woraus wiederum Zusammenarbeit, Verständnis, Affinität, Vertrautheit und Freundschaft entstand bzw. entstehen konnte. Übereinandergelegt und quer über Dritte und Vierte verbunden, ergaben die vielen verschiedenen Linien ein Netz, das seine Belastbarkeit und Dauerhaftigkeit immer wieder bewies. Mentale Nähe nivellierte noch nach Jahren die geographische Distanz und wurde wirkungs- und politikmächtig, erhielt Relevanz, und dies teilweise in Bereichen, in denen es auf den ersten Blick nicht zu vermuten war.

3. Burschenschafter und Nordamerika

Am Ende des 19. Jahrhunderts gab es zahlreiche Burschenschafter in den USA.[20] In den Städten der Ostküste, vor allem New York, Baltimore und Boston, aber auch in Philadelphia und Chicago, in Wisconsin, Ohio und Illinois, in erster Linie jedoch in Belleville, also überall dort, wo es größere und teilweise geschlossene deutsche Siedlungsgebiete gab, fanden sie sich ab etwa 1890 nach deutschem Muster zu Vereinigungen Alter Burschenschafter (VAB) zusammen, von denen die New Yorker etwa 70 Mitglieder zählte, wie der aus Schwaan in Mecklenburg stammende und in Boston und New York lebende und praktizierende Arzt Friedrich Müller (1829-1904) 1902 an den Schriftleiter der *Burschenschaftlichen Blätter*, den nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Hugo Böttger (1863-1944), schrieb.[21] Gemein-

Wien: Rombach 2010, S. 127-157, hier S. 145; Lönnecker: „… der zu Recht“ (wie Anm. 15), S. 189.

20 Vgl. N. N.: Verzeichnis der in Amerika lebenden alten Burschenschafter. In: Burschenschaftliche Blätter 7/1 (1892), S. 16-17.

21 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), C. Vereinigung Alter Burschenschafter (VAB), I. 1896-1918, Friedrich Müller, New York, an Hugo Böttger vom 19.12.1902;

sam wolle man „die Erinnerung an das deutsche Vaterland pflegen und stets bedenken, dass wir Deutsche sind, […] auch, wenn wir uns jetzt Bürger eines neuen Landes nennen". Müller schließt:

> Wie bisher sind wir natürlich gern bereit, auch künftighin hier allfällig eintreffende Burschenschafter zu jeder Zeit in unsere Reihen aufzunehmen und, wie wir es bisher stets gehalten, nach besten Kräften ihnen beizustehen, wie auch sie uns immer gern ihrer Hilfe und ihres Beistandes versichern wollen.[22]

Zentral waren folglich die Betonung und beständige Vergewisserung der eigenen nationalen, edukativen und korporativen Herkunft sowie der Zusammenhalt und die gegenseitige Hilfe und Unterstützung akademisch gebildeter, national und liberal gesinnter Deutscher.[23] Dabei blieb es auch, nachdem die USA 1917 in den Krieg gegen Deutschland eingetreten war und die VAB behördlich verboten wurde. Sie bestand inoffiziell weiter,[24] was bis in die Gegenwart hinein der Fall ist.[25]

---

zu Müller: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Müller, Friedrich; zu Böttger: ebd., Böttger, Hugo; Harald Lönnecker: „Das Thema war und blieb ohne Parallel-Erscheinung in der deutschen Geschichtsforschung". Die Burschenschaftliche Historische Kommission (BHK) und die Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung e. V. (GfbG) (1898/1909-2009). Eine Personen-, Institutions- und Wissenschaftsgeschichte (DuQ, Bd. 18), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 2009, S. 52, 89-91, 93, 107, 112-114, 129, 147f., 168, 171, 245, 341, 382 u. 390; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/1, S. 115; die Bewegung zur Gründung der VAB ging um 1880 von alten Burschenschaftern in Marburg a. d. Lahn aus und griff schnell um sich, vgl. dazu: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), C. Vereinigung Alter Burschenschafter (VAB), I. 1896-1918, Marburg a. d. Lahn; eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Geschichte der Gesamt-VAB fehlt bisher.

22 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), C. Vereinigung Alter Burschenschafter (VAB), I. 1896-1918, Friedrich Müller, New York, an Hugo Böttger vom 19.12.1902.

23 Vgl. Lönnecker: „… die Zugehörigkeit" (wie Anm. 15), S. 274-278 u. 280-283.

24 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), C. Vereinigung Alter Burschenschafter (VAB), II. 1918-1935, 4. Gauverbände und einzelne VAB, VAB New York an die Gesamt-VAB vom 4.9.1920.

25 Ebd., N. N.: Chronik der V. A. B. New York, o. O. o. J. (um 1960), o. S.; ebd., N. N.: Deutsches Leben in Amerika. Chronik der V. A. B. New York, o. O. o. J. (um 1980), o. S.; ich danke der VAB New York für erteilte Hinweise und Auskunft sowie die Möglichkeit der Einsichtnahme in ihr Archiv.

Abb. 1: Vorstand der VAB New York, 1902: Ältestes Bild von Burschenschaftern in den USA, auf dem sie als solche kenntlich sind. Original verschollen, privater Druck durch die VAB New York von 1902, verteilt an die Mitglieder. [Abbildungsnachweis: Bundesarchiv, Koblenz, Bestd. DB 9: Deutsche Burschenschaft, (1726) 1815 – ca. 1960, C. Vereinigung Alter Burschenschafter (VAB), I. 1896-1918, VAB New York, 1902.]

Burschenschafter waren seit den 1880er Jahren weniger als politische Emigranten denn als Vertreter deutscher Firmen und Wirtschaftsinteressen sowie für den wissenschaftlichen Austausch in die USA gekommen.[26] Ganz anders

26 Vgl. etwa die Biographien des Portals „Immigrant Entrepreneurship: German-American Business Biographies, 1720 to the Present“ des Deutschen Historischen Instituts/German Historical Institute, Washington, D.C. (https://www.immigrantentrepreneurship.org/volume-entries.php?rec=3; Stand: 01.11.2017); dort finden sich zahlreiche Burschenschafter, werden aber nicht als solche ausgewiesen.

Abb. 2: Feier des 100. Semesters von August Zeisser gemeinsam mit der VAB New York, 1909, in Lake Mohegan, New York. [Abbildungsnachweis: Bundesarchiv, Koblenz, Bestd. DB 9: Deutsche Burschenschaft, (1726)1815 – ca. 1960, C. Vereinigung Alter Burschenschafter (VAB), I. 1896-1918, VAB New York, 1909.]

ihre „burschenschaftlichen Altvorderen".[27] Jede Erhöhung des behördlichen Verfolgungsdrucks im Deutschen Bund führte zu einer neuen burschenschaftlichen Emigrationswelle nach Amerika, vor allem nach 1822/23, 1833 und 1848/49.[28] Zur ersten gehörten etwa Karl Theodor Christian

27 Siehe Anm. 24.

28 Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5); Peter Kaupp (Hrsg.): Burschenschafter in der Paulskirche. Aus Anlaß der 150. Wiederkehr der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 im Auftrag der Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung (GfbG), o. O. (Dieburg): Selbstverlag 1999; Ulrich Klemke: Die deutsche politische Emigration nach Amerika 1815-1848. Biographisches Lexikon, Frankfurt a. M./Berlin/Bern u. a.: Peter Lang 2007, S. 9-12; ders.: „Eine Anzahl

Follen (1796-1840), hervorragender Burschenschafter, Führer der „Gießener Schwarzen“ und Wegbereiter der Germanistik in den USA[29], und der bereits genannte Franz Lieber[30], zur zweiten der nachmalige Gouverneur von Illinois, Gustav Peter Körner (1809-1896)[31], zur dritten und zahlenmäßig

überflüssiger Menschen“ – Die Exilierung politischer Straftäter nach Übersee. Vormärz und Revolution 1848/49 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 591), Frankfurt a. M./Berlin/Bern u. a.: Peter Lang 1994; ders.: Vormärzemigration und das deutsch-amerikanische Pressewesen. In: Norbert Otto Eke/Fritz Wahrenburg (Hrsg.): Vormärz und Exil, Vormärz im Exil (Forum Vormärz-Forschung. Jahrbuch 2004, Bd. 10), Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 429-441; Douglas Hale: Wanderers Between Two Worlds. German Rebels in the American West, 1830-1860, Philadelphia: Hale 2005.

29 Teutsche Lesegesellschaft, Teutonia, Germanenbund, Christlich-teutsche und Ehrenspiegel-Burschenschaft, alle Gießen, vgl. dazu: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/2, S. 53f.; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 9 u. 61; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 34, 107, 164, 183 u. 231.

30 Berliner, Jenaische und Hallesche Burschenschaft, zu Lieber vgl.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/3, S. 284-287; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 9 u. 91f.; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 231; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 303, Nr. 1141; ders.: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 194, Nr. 1109; Hans Georg Balder/Rüdiger B. Richter: Korporierte im amerikanischen Bürgerkrieg, Hilden: WJK 2007, S. 88-92; zu Liebers Verbindungen nach Deutschland: Claudia Schnurmann: Brücken aus Papier. Atlantischer Wissenstransfer in dem Briefnetzwerk des deutsch-amerikanischen Ehepaars Francis und Mathilde Lieber 1827-1872 (Atlantic Cultural Studies, Bd. 11), Berlin/Münster i. W.: Lit 2014, insbes. S. 317ff.

31 Germania Jena, Germania München und Franconia Heidelberg, zu Körner vgl.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/3, S. 135f.; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 24-26, 29, 33 u. 83; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 8-15, 19f., 38-41, 43-47, 54-57, 59-67, 71f., 78f., 83-86, 101, 103, 111-115, 117, 119, 123-125, 135-139, 151, 154-159, 162f., 168, 170-172, 174-182, 213-215, 218-227, 232-235, 285-288, 290-294, 299-306, 319, 325, 341-344, 366-373 u. 380-384; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 288, Nr. 1029; Wolfgang Stüken: Gustav Körner (1809-1896) – Bellevilles berühmter Bürger. In: Bernd Broer/Otmar Allendorf/Heinz Marxkors/Ders. (Hrsg.): Auf nach Amerika! Beiträge zur Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts und zur Wiederbelebung der historischen Beziehungen im 20. und 21. Jahrhundert. Bd. 3: Zur Amerika-Auswanderung aus dem Paderborner Land und zur

umfangreichsten der frühe Kommunist und Gründervater der Kinderheilkunde in den USA, Abraham Jacobi (1830-1919)[32], der spätere US-Innenminister Carl Schurz (1829-1906)[33], der badische Revolutionsführer Friedrich Hecker (1811-1881) – im Sezessionskrieg kämpfte er in Schurz' Division[34] – und Gustav Struve (1805-1870), dessen Rechtsanwalt Hecker gewesen war. Struve sprach sich bereits 1848 „für die Einführung eines föderativen Staates gemäß der Nordamerikanischen Union" in Deutschland aus.[35]

Einwanderung aus Deutschland in die Region der Paderborner Partnerstadt Belleville/Illinois, Paderborn: Bonifatius 2008, S. 145-180; Balder/Richter: Korporierte (wie Anm. 30), S. 84-87.

32 Alemannia Greifswald, zu Jacobi vgl.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/7, S. 498f.; Arno Herzig: Abraham Jacobi (1830-1919) und sein demokratisches Selbstverständnis. In: Helmut Bleiber/Walter Schmidt/Susanne Schötz (Hrsg.): Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49. Bd. 2, Berlin: Fides 2007, S. 209-252.

33 Frankonia Bonn, zu Schurz vgl. u. a.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/5, S. 372-376; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 9; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 370; Balder/Richter: Korporierte (wie Anm. 30), S. 115-121; Wolfgang Hochbruck/Aynur Erdogan: Carl Schurz (Broschüre hrsg. vom Carl-Schurz-Haus/Deutsch-Amerikanisches Institut e. V., Freiburg, u. vom Förderverein der Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte, Rastatt), Freiburg i. Br./Rastatt 2012.

34 Alte Heidelberger Burschenschaft, Corps Hassia, Palatia und Rhenania Heidelberg, zu Hecker vgl. u. a.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/2, S. 266-268; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 342f.; Balder/Richter: Korporierte (wie Anm. 30), S. 75-83 und die biographischen Arbeiten von: Sabine Freitag: Friedrich Hecker. Biographie eines Republikaners (Transatlantische Historische Studien, Veröffentlichungen des DHI Washington, D. C., Bd. 10), Stuttgart: Franz Steiner 1998; dies.: Friedrich Hecker: Der republikanische Souverän. In: dies. (Hrsg.): Die Achtundvierziger. Lebensbilder aus der deutschen Revolution 1848/49, München: C. H. Beck 1998, S. 45-62.

35 Struve gehörte der Alten Göttinger und Heidelberger Burschenschaft sowie dem Corps Bado-Württembergia Göttingen an, zu ihm vgl. u. a.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/5, S. 556-559; Balder/Richter: Korporierte (wie Anm. 30), S. 122-126; Ansgar Reiß: Radikalismus und Exil. Gustav Struve und die Demokratie in Deutschland und Amerika (Transatlantische Historische Studien. Veröffentlichungen des DHI Washington, D. C., Bd. 15), Stuttgart: Franz Steiner 2004; ders.: Zwischen Revolution und Bürgerkrieg. Amalie und Gustav Struve im nordamerikanischen Exil. In: Wolfgang Hochbruck/Erich Bachteler/Henning Zinne (Hrsg.): Achtundvierziger. Forty-Eighter. Die deutsche Revolution

Der Follen-Bruder Paul Christian Friedrich Karl (1799-1844)[36] veröffentlichte 1833 die *Aufforderung betreff einer Auswanderung im Großen aus Deutschland in die nordamerikanischen Freistaaten* und war Mitgründer der Gießener Auswanderungsgesellschaft, „um dem deutschen Volksleben über dem atlantischen Meere eine würdige Heimstätte zu verschaffen“. Sie ging auf einen Plan seines Bruders von 1819 zurück, „auf dem Boden der neuen Welt einen rein-deutschen, demokratischen Idealstaat zu errichten“. Daraus entstand Warren County in Missouri, westlich von St. Louis, euphorisch als „Patenstadt der Burschenschaft“ bezeichnet. Körner nannte den jüngeren Follen einen „der besten Männer, die je die Gestade Amerikas betreten haben“.[37]

Neben den politischen Flüchtlingen gab es auch andere Möglichkeiten, in die USA zu kommen: Georg Fein (1803-1869), Leiter des Zentralausschusses des „Jungen Deutschland“ und vom österreichischen Staatskanzler Metternich als eines „der gefährlichsten Werkzeuge der Revolutionspartei“ bezeichnet, war 1845 von der Schweiz an Österreich ausgeliefert worden, das ihn zwangsweise nach Amerika verschiffte, wo er zahlreiche Bildungsvereine für die dort lebenden Deutschen gründete, bei Ausbruch der Revolution 1848 kehrte er dann allerdings nach Deutschland zurück.[38] Ebenso hielt es

---

von 1848/49, die Vereinigten Staaten und der amerikanische Bürgerkrieg, Münster: Westfälisches Dampfboot 2000, S. 71-84.

36 Christlich-teutsche und Ehrenspiegel-Burschenschaft, Alte Germania Gießen, zu diesem Follen-Bruder vgl.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/2, S. 54f.; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 62; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 107f. u. 164-167.

37 Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/2, S. 55; Stephan von Senger und Etterlin: Neu-Deutschland in Nordamerika. Massenauswanderung, nationale Gruppenansiedlung und liberale Kolonialbewegung 1815-1817 (Nomos-Universitätsschriften, Geschichte, Bd. 5), Baden-Baden: Nomos 1991, S. 178f.; Herbert Reiter: Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA (Historische Forschungen, Bd. 47), Berlin: Duncker und Humblot 1992, S. 72f.; vgl. Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 15. Derartige Auswanderungsgesellschaften, oft mit burschenschaftlicher Beteiligung und von burschenschaftlichen Intentionen geleitet, waren keineswegs selten, siehe dazu: von Senger und Etterlin: Neu-Deutschland (wie Anm. 37), S. 170-172, 175f., 186f., 189f., 211f. u. 338f.; Reiter: Politisches Asyl (wie 37), S. 128f.; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 16-20.

38 Fein gehörte der Jenaischen Ur- sowie der Alten Göttinger und Heidelberger Burschenschaft an, zu ihm vgl. u. a.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/2, S. 16f.;

Hermann Kriege (1820-1850), der 1845 im Auftrag des Bundes der Kommunisten nach New York kam und dort unumstrittener Führer der deutschen Arbeiter wurde, bei Ausbruch der Revolution 1848 wieder in die deutsche Heimat ging, auf Grund ihrer Erfolglosigkeit jedoch 1849 erneut in die Vereinigten Staaten übersiedelte.[39] Nicht zuletzt hatte der Schriftsteller Nikolaus Lenau (1802-1850) bereits 1820 in Wien Kontakt zu Burschenschaftern, war 1831 Mitgründer der Heidelberger Burschenschaft Franconia – daher Bekannter und Freund Gustav Peter Körners – und wollte sich 1832 in den USA als Siedler und Großgrundbesitzer niederlassen, verließ sie aber bereits im folgenden Jahr wieder, schwer enttäuscht vom „englischen Talergelispel" und einer Populärkultur, die ihn von den „verschweinten Staaten von Amerika" sprechen ließ.[40]

Kaupp: Stamm-Buch (wie Anm. 5), S. 145, Nr. 721; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 58f.; Otto Oppermann: Georg Fein, ein Politiker der burschenschaftlichen Linken. Mit Briefen von Fein und J(oseph). G(erhard). Compes aus den Jahren 1830 und 1831. In: Herman Haupt (Hrsg.): Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung (künftig zit.: QuD). Bd. 1, Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1910, 2. Aufl., 1966, S. 240-279; Dieter Lent (Bearb.): Findbuch zum Bestand: Nachlaß des Demokraten Georg Fein (1803-1869) sowie Familie Fein (1737-) ca. 1772-1924 (211 N) (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Inventare u. kleinere Schriften des Staatsarchivs in Wolfenbüttel, H. 6), Wolfenbüttel: Niedersächsische Archivverwaltung 1991; ders.: Fein, Georg. In: Horst-Rüdiger Jarck/Günter Scheel (Hrsg.): Braunschweigisches Biographisches Lexikon: 19. und 20. Jahrhundert, Hannover: Hahnsche Buchhandlung 1996, S. 175f.

39 Kriege gehörte der Burschenschaft auf der Kochei Leipzig, der Burschenschaftlichen Allgemeinheit bzw. Germania München (Gründer) und dem Burschenschaftlichen Leseverein Berlin an, zu ihm vgl. u. a.: Alfred Wesselmann: Burschenschafter, Revolutionär, Demokrat. Hermann Kriege und die Freiheitsbewegung 1840-1850, Osnabrück: Der Andere 2002; Heinrich Schlüter/Alfred Wesselmann (Hrsg.): Hermann Kriege. Dokumentation einer Wandlung vom Burschenschafter und Revolutionär zum Demokraten (1840-1850). 2 Bde., Osnabrück: Der Andere 2002; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/3, S. 178-180; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 86.

40 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Niembsch Edler von Strehlenau, Nikolaus (Nikolaus Lenau); zuletzt: Florian Gassner: Nikolaus Lenau (Meteore, Bd. 9), Hannover: Wehrhahn 2012.

Zu diesen bekannten Namen kommen diejenigen, die weniger berühmt, deswegen aber nicht weniger wichtig sind[41]: evangelische Pfarrer, dazu Ärzte, Juristen, Journalisten, Lehrer und nicht zuletzt Landwirte, von denen die „latin farmers“ um Theodor Erasmus Engelmann (1808-1889) in Belleville (Ohio) die bekanntesten sein dürften.[42] Seine Farm galt als „Herberge der Gerechtigkeit“ und diente als eine Art Auffangstelle und erste Zufluchtsstätte zahlreicher geflüchteter Burschenschafter.[43] Die Geflohenen ließen die Beziehungen nach Deutschland, in die Herkunfts- und Studienorte, zumeist nicht abreißen, sondern pflegten sie und betrieben ihren Ausbau, sei es in politischer, sei es in sozialer, ökonomischer, wissenschaftlicher sowie in konnubialer Hinsicht.[44] Frühe Emigranten schufen in Vereinen und Zusammenschlüssen verschiedenster Art und Orientierung Grundlagen, auf die sich Studenten und Akademiker nachfolgender Generationen stützen konnten, die aber auch auf Hochschüler und Universitäten zurückwirkten und nicht

41 Beispielhaft: Joachim Klenner: Reverend Louis Cachand Ervendberg aus Herford (1809-1863?). A Pioneer on Texas Frontier. In: Ravensberger Blätter. Organ des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg e. V. 2 (2011), S. 1-18. Ervendberg gehörte seit WS 1831/32 der Greifswalder Burschenschaft an, vgl.: Wentzcke: Burschenschafterlisten (wie Anm. 5), 2, S. 196, Nr. 167.

42 Engelmann gehörte der Heidelberger und Jenaischen Burschenschaft an, dazu Markomannia und Germania München, zu ihm vgl.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/1, S. 256-258; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 14, 16, 19f. u. 57f.; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 1-9, 15f., 37f., 41-43, 45f., 55-62, 64f., 72-74, 79, 81, 83-86, 112-115, 135-139, 154-158, 163, 169, 171, 174, 178, 224-227, 232f., 235f., 285, 299-304, 340 u. 358; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 207, Nr. 423; Balder/Richter: Korporierte (wie Anm. 30), S. 168f.; Wolfgang Stüken: „Ein merkwürdig Stück deutsches Leben“. Das „Lateinische Settlement“ östlich von Belleville. In: Broer u. a.: Auf nach Amerika! (wie Anm. 31), S. 181-212.

43 Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/1, S. 257f.; vgl. Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 19.

44 Burschenschafter, obwohl vorhanden, werden leider nicht ausgewiesen in: Robert Fuchs: Heirat in der Fremde. Deutschamerikaner in Cincinnati im späten 19. Jahrhundert (Studien zur historischen Migrationsforschung, Bd. 29), Paderborn: Ferdinand Schöningh 2014; Jochen Krebber: Württemberger in Nordamerika. Migration von der Schwäbischen Alb im 19. Jahrhundert (Transatlantische Historische Studien. Veröffentlichungen des DHI Washington, D. C., Bd. 50), Stuttgart: Franz Steiner 2014.

zuletzt selbst in den USA relevant wurden.[45] Einige Burschenschafter traten später sogar als US-amerikanische Konsuln auf europäischem Boden auf[46], Körner war beispielsweise Gesandter in Madrid.[47]

Fast die gesamte „deutsche politische Emigration nach Amerika 1815-1848" wies – sofern akademisch gebildet – einen burschenschaftlichen Bezug auf.[48] Eine gewisse Vorbereitung und Vorbildung ist dabei fast durchgängig gegeben, denn Amerika und vor allem die USA waren oftmals Gegenstand der Erörterung in den „Kränzchen" oder „Kränzchenvereinen" der Burschenschaften.[49] Der Diminutiv zeigt an, es handelte sich um personell

45 Siehe Anm. 28. Dies hatte auch Auswirkungen auf den Besuch deutscher Hochschulen durch – oft deutschstämmige – US-Amerikaner, die allerdings kaum untersucht sind, vgl.: Anja Werner: The Transatlantic World of Higher Education. Americans at German Universities, 1776-1914 (European Studies in American History), New York: Berghahn 2013; dies.: US-amerikanische Medizinstudenten an den Universitäten Halle und Leipzig 1843 bis 1914. In: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 18 (2015 [2017]), S. 227-247.

46 So etwa Friedrich Hilgard (1810-1874), Münchner und Heidelberger Burschenschaft, in Zürich, Albert Lange (1801-1869), Hallesche und Breslauer Burschenschaft, in Amsterdam, Eduard Florens Rivinus (1802-1873), Leipziger Burschenschaft, in Dresden, und Eduard Warrens (1820-1872), Bonner und Heidelberger Burschenschaft, in Triest, zu ihnen vgl.: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Hilgard, Friedrich; ebd., Lange, Albert; ebd., Rivinus, Eduard Florens; ebd., Warrens, Eduard; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/3, S. 227f. u. I/5, S. 84f.; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 26, 73, 88f., 113 u. 133f.; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 5; Lönnecker: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 189f., Nr. 1069. Umgekehrt vertrat Ernst Karl Angelrodt (1799-1869) mehrere deutsche Staaten in St. Louis, wobei allerdings nicht ganz sicher ist, ob er der Jenaischen Burschenschaft angehörte, zu ihm vgl.: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Angelrodt, Ernst Karl; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 34; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 215 u. 301.

47 Siehe Anm. 31.

48 Das trifft auf etwa 70% zu, vgl. dazu: Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 34-143. Zwischen einem Fünftel und einem Viertel aller politischen Emigranten aus Deutschland 1815-1848 gingen nach Amerika: ebd., S. 13f.

49 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Berlin; ebd., Bonn; ebd., Breslau; ebd., Erlangen; ebd., Freiburg; ebd., Gießen; ebd., Göttingen; ebd., Greifswald; ebd., Halle; ebd., Heidelberg; ebd., Jena; ebd., Kiel; ebd.,

kleinere Zusammenschlüsse innerhalb des „Kranzes“ der örtlichen Gesamtburschenschaft. Verdeutscht aus dem seit etwa 1785 gebräuchlichen „circulus“, des „Zirkels“ der Verbindungsmitglieder[50], wurden als „Kränzchen“ seit etwa 1815/16 geschlossene, nur Mitgliedern zugängliche Lese- und Debattierrunden mit unterschiedlichen, meist politischen Schwerpunkten – darunter regelmäßig auch Amerika[51] – bezeichnet, zu denen sich in der Regel etwa ein Dutzend Mitglieder zusammenschlossen. Oft bestanden zehn, fünfzehn und mehr Kränzchen in einer Burschenschaft nebeneinander, jeweils unter der Führung eines gewählten „Kränzchen-Führers“, bei dem es sich immer um einen älteren, höhersemestrigen Burschenschafter mit Tutorenfunktion handelte, der vielfach nur seinem Kränzchen bekannt war. Dazu hatte der andauernde Verfolgungsdruck seit 1819 eine sukzessive Teilung der Burschenschaften in „engere Vereine“ und „weitere Verbindungen“ – die Bezeichnungen variieren – nach sich gezogen. Die engeren Vereine bestanden aus älteren und erfahrenen Studenten und waren die inneren Zirkel der jeweiligen Burschenschaften, in die man nach Bewährung kooptiert werden musste. Sie entfalteten ein gewisses Eigenleben und schirmten sich nach außen strikt ab, weshalb wir auch längst nicht alle Mitglieder oder Gesprächsgegenstände kennen. Die Masse der jungen Burschenschafter gehörte hingegen den „weiteren Verbindungen“ der einzelnen Burschenschaften an. Sie teilten deren Ziele, waren aber aus Sicherheitsgründen längst nicht über alle Einzelheiten informiert, wussten manchmal nicht einmal von der Existenz der engeren Vereine, obwohl diese Leitungsfunktionen ausübten: hier wurden interne Streitigkeiten geschlichtet, hier wurde die Satzung verwahrt, die Besetzung von Vorstandsposten beschlossen und die politische Richtung vorgegeben. Als sich nach dem Verrat des „Jünglingsbundes“, einer

---

Königsberg; ebd., Leipzig; ebd., Marburg; ebd., München; ebd., Tübingen; ebd., Würzburg. Bereits auf dem Wartburgfest 1817 stellte ein Redner die deutschen Freiheitsbestrebungen in die Tradition der Niederlande des 16. und 17. Jahrhunderts und der „Freistaaten in Nordamerika“, dazu: Kühn, Wartburgfest (wie Anm. 6), S. 50f.

50 Der Sprachpurismus ging auf Friedrich Ludwig Jahn zurück und war charakteristisch für die Burschenschaften, dazu: Harald Lönnecker: „So weit die deutsche Zunge klingt ...“ – Burschenschaft und deutsche Sprache 1815-1935. In: Burschenschaftliche Blätter 120/1 (2005), S. 4-13, überarb. u. erw. Fassung auch in: Veröffentlichungen des Archivs der Deutschen Burschenschaft. Neue Folge, Koblenz: GfbG Selbstverlag 2005, H. 10, S. 2f.

51 Siehe Anm. 49.

im November 1823 von den Behörden entdeckten radikalen Verschwörergruppe innerhalb der engeren Vereine, der Verfolgungsdruck im Rahmen der Demagogenverfolgung wiederum erheblich erhöhte, wurde das Verhalten der engeren Vereine noch konspirativer, manchmal kannten sich selbst nicht alle Mitglieder untereinander oder nur unter Decknamen, was die Erschließung heute ausgesprochen schwierig macht.[52]

Sowohl in den Kränzchen der weiteren Verbindungen und Vereine als auch den Versammlungen oder Conventen der engeren war die „amerikanische Freiheit" und die „amerikanische Republik" Gegenstand von Gesprächen und Erörterungen, doch wissen wir kaum einmal Einzelheiten. Nur hin und wieder werden Vortragsthemen genannt, so wurden in Jena Kränzchen über „Die Freistaaten von Nordamerika. Wie sie die Freiheit errungen und sie mittels einer Verfassung bewahrt?", „Der Staats-Zustand in Amerika, wie ihn die Freistaaten von Nordamerika bieten" oder „Warum die freie Republik in Amerika sei, wie sie geworden und gegenwärtig im Gange gehalten?" veranstaltet, deren näheren Inhalt wir aber nicht kennen. Es liegt nicht

52 Georg Heer: Geschichte der Deutschen Burschenschaft. Bd. 2: Die Demagogenzeit 1820-1833 (QuD, Bd. 10), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1927, 2. Aufl. 1965, S. 109-131; Harald Lönnecker: Peregrinatio Academica. Beispiele nordwestdeutscher Bildungsmigration nach Halle, Jena und Göttingen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 81 (2009), S. 271-296, hier S. 287; Christina Rathgeber: Demagogenverfolgung im Kultusministerium zwischen 1819 und 1824. Regierungshandeln und personelle Konstellationen. In: Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Kulturstaat und Bürgergesellschaft im Spiegel der Tätigkeit des preußischen Kultusministeriums. Fallstudien (Acta Borussica, N. F., 2. Reihe: Preußen als Kulturstaat, Abt. 1: Das preußische Kultusministerium als Staatsbehörde und gesellschaftliche Agentur [1817-1934], Bd. 3.1), Berlin/München/Boston: Akademie 2012, S. 105-138. Zum Jünglingsbund vgl.: Hans Hübner: Arnold Ruge – Jünglingsbund, Junghegelianismus, 48er Demokratie. In: Asmus: Studentische Burschenschaften (wie Anm. 1), S. 129-137; Lönnecker: „In Hellas" (wie Anm. 7), S. 58f.; für die Zeit nach 1833 mit weiteren Nachweisen: ders.: Netzwerke (wie Anm. 8), S. 506-514 u. 517-527; siehe auch Jakob Nolte: Demagogen und Denunzianten. Denunziation und Verrat als Methode polizeilicher Informationserhebung bei den politischen Verfolgungen im preußischen Vormärz (Schriften zur Rechtsgeschichte, Bd. 132), Berlin: Duncker und Humblot 2007; zusammenfassend: Kloosterhuis: Halles „kecke Musensöhne" (wie Anm. 10), S. 302-306 u. 315-317, zu Halle insbes. S. 306-314.

einmal das genaue Semester oder Jahr dieser Vortragsveranstaltungen fest.[53] Sicher ist nur, die USA wurden zumindest von einigen Burschenschaftern in staatswissenschaftlicher, verfassungsrechtlicher und historischer Hinsicht als politisches Modell betrachtet. Immerhin besaß die Jenaische Burschenschaft ein Exemplar der US-amerikanischen Verfassung.[54]

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes von Alexis de Tocquevilles (1805-1859) *Über die Demokratie in Amerika* (1835) – der zweite kam 1840 heraus – war das Werk fast jedes Semester Gegenstand von Besprechungen. Burschenschafter, die es noch nicht gelesen hatten, wurden in Breslau vom Sprecher, dem jedes Semester neu gewählten Führer der Verbindung, zur Lektüre verpflichtet.[55] In Jena und Leipzig war in manchen Kränzchen die Kenntnis Voraussetzung der Teilnahme.[56] In Gießen soll es Burschenschafter gegeben haben, die seitenweise aus dem Buch zitieren konnten[57], und in München soll es ein Burschenschafter sogar auswendig gekannt haben.[58] Das vermischte sich mit einem romantisierenden Amerika-Bild, welches vornehmlich durch Johann Michael Heinrich Döring (1789-1862) transportiert wurde, der heute meist nur noch als erster Goethe-Biograph bekannt ist, daneben durch den der Schwäbischen Dichterschule zugerechneten Gustav Pfizer (1807-1890). Beide waren seit 1826 bzw. 1841 die Übersetzer der auch unter Burschenschaftern ungeheuer erfolgreichen *Lederstrumpf*-Romane James Fenimore Coopers (1789-1851), dessen Geschichten von ehrenhaften und kampfesmutigen Indianern und Trappern, von Wildnis und Weite, vom selbstbestimmten Leben auf eigenem Grund und Boden, von Siedlern, die sich mit Gewehr und Gottes Wort gegen alle Widrigkeiten behaupteten, das Bild vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten prägten.

53 Siehe Anm. 49.

54 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Jena; vgl. Peter Kaupp/Harald Lönnecker: Die „Burgkeller-“ oder „Progreßbibliothek“ der Burschenschaft Arminia auf dem Burgkeller-Jena im Bundesarchiv Koblenz, Bestd. DB 9: Deutsche Burschenschaft, Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung e. V. Archiv und Bücherei, Frankfurt a. M.: GfbG Selbstverlag 2002.

55 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Breslau.

56 Ebd., Jena; ebd., Leipzig.

57 Ebd., Gießen.

58 Ebd., München.

Dass Döring und Pfizer zudem selbst beide Burschenschafter waren – ersterer in Jena, letzterer in Tübingen –, konnte ihren Zuspruch unter Gesinnungsgenossen nur erhöhen.[59]

Auch in der Symbolik schlug sich Amerikanisches nieder. Seit etwa 1820 führten die Burschenschaften Wappen, die bald eigenen, an nationaler Einheit und Freiheit orientierten Regeln folgten.[60] Als sich 1836 die Kieler Burschenschaft Albertina gründete, führte sie Schwarz-Rot-Gold nur insgeheim, offiziell das unverdächtige Violett-Weiß. Ihr tatsächliches Wappen war hingegen Schwarz-Rot-Gold, der Herzschild zeigte vor Eichenlaub ein mit violetter und weißer Feder bestecktes Barett, im Kopf einen „Freiheitsstern". Auf dem Schild saß ein naturalistischer schwarzer Adler, der in Haltung und Darstellung dem US-amerikanischen Wappenvogel recht ähnlich sah.[61]

Fest steht, Amerika war ein ständig präsentes Thema in den Burschenschaften und eine verhältnismäßig große Zahl der Mitglieder interessierte sich dafür. „Amerika" vermischte sich mit Freiheitshoffnungen und -erwartungen, wie sie nach 1821 bzw. 1830 auch mit Griechen und Polen verbunden worden waren.[62] Die Begeisterung für und die Sehnsucht nach Freiheit erst für Griechenland, dann für Polen, unterlegt mit einer nicht nur imaginierten, tatsächlichen Freiheit in Amerika, erlaubte die Rückprojizierung

59 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten: Döring, Johann Michael Heinrich; ebd., Pfizer, Gustav; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/4, S. 313f.; Kaupp: Stamm-Buch (wie Anm. 5), S. 91, Nr. 379.

60 Zuletzt und zusammenfassend: Harald Lönnecker: Die Wappensammlung in Archiv und Bücherei der Deutschen Burschenschaft im Bundesarchiv in Koblenz. In: Der Herold. Vierteljahresschrift für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften 19/57/4 (2014), S. 101-121; ders.: „Und wenn es noch so falsch ist, so bleibt es doch unsere Tradition!" – Der „Wappenstreit" um die Darstellung studentischer Verbindungswappen als Folie von Distinktion, Segregation und Abgrenzung im Studentenvereinswesen vor dem Ersten Weltkrieg. In: Peter Bahl/Eckart, Henning (Hrsg.): Herold-Jahrbuch, NF, Bd. 19, i. A. des Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften zu Berlin, Berlin: Selbstverlag 2014, S. 149-218.

61 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Kiel; eine Abbildung: Lönnecker: „Und wenn es" (wie Anm. 60), S. 209.

62 Vgl. Lönnecker: „In Hellas" (wie Anm. 7), S. 59; zur Aktivität von Burschenschaftern in Polenvereinen ab 1830 mit weiteren Nachweisen: Lönnecker: Burschenschaften in Baden (wie Anm. 19), S. 135.

auf Deutschland, wirkte aufrüttelnd und mobilisierend, erlaubte die Formulierung politischer Ansprüche und Bedürfnisse. Die Burschenschafter empfanden sich als Akademiker befähigt und berechtigt, hier führend tätig zu werden, sie sahen sich als zur Führung berufene Multiplikatoren der auf der Universität aufgenommenen Ideen. Dabei stellte das Engagement für Griechen wie für Polen wohl oft eine „nationalkämpferische Ersatzleistung“ dar, man positionierte sich so als Gegner des restaurativen Kurses der deutschen Regierungen, trieb Kompensation für fehlende eigene Aktionen.[63] Die hinzutretende amerikanische Variante war die Bewunderung und das Anstreben der dort erreichten Freiheit, verbunden mit dem Abolitionismus, dem Kampf gegen die Sklaverei.[64] Diese „Schande der Menschheit“ gelte es auszurotten, sie sei das einzige, was einen „ächten Teutschen“ von der „Neuen Welt“ abschrecken könne – wenn auch nur für die kurze Zeit, in der die Sklaverei noch Bestand hätte.[65]

Wenden wir uns damit einer beliebigen, überschaubaren und – halbwegs – erschlossenen Gruppe von Burschenschaftern und ihren amerikanischen Beziehungen zu, etwa aus den Großherzogtümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz: Unter den seit 1818/19 aus Deutschland emigrierten Burschenschaftern sind Mecklenburger verhältnismäßig selten zu finden.[66] Der bekannteste dürfte der volkstümliche mecklenburgische Schriftsteller Johann Friedrich Brinkmann (1814-1870) aus Rostock sein.[67]

---

63 Vgl. Lönnecker: „In Hellas“ (wie Anm. 7), S. 59f.

64 Siehe Anm. 49.

65 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), B.I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Jena. Die Äußerung stammt wahrscheinlich aus dem Jahr 1828. Ähnlich: ebd., Berlin; ebd., Erlangen; ebd., Halle.

66 Vgl. Christoph Wegner: Lebenswege von Studenten der Universität Rostock in Übersee (1419-1945). Eine Auswertung der Nutzerkommentare im Matrikelportal Rostock. In: Matthias Manke (Hrsg.): Kapitäne, Konsuln, Kolonisten. Beziehungen zwischen Mecklenburg und Übersee (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe B, Schriften zur mecklenburgischen Geschichte, Bd. 4), Lübeck: Schmidt-Römhild 2015, S. 295-341.

67 Brinkmann war 1834 an der Universität Rostock immatrikuliert und Mitglied der Burschenschaft, 1835 des Corps Vandalia, weswegen er 1838 eine dreimonatige Haftstrafe verbüßte. Kaum begnadigt, ging er 1839 in die USA, nannte sich seither auch „John F(rederic). Brinckman“, arbeitete als Journalist und Übersetzer sowie als Sekretär an der spanischen Gesandtschaft. 1842 kehrte er wieder

Dies hat mehrere Gründe: Einmal war Mecklenburg kein Zentrum des Umsturzes[68], dann war die mecklenburgische Landesuniversität Rostock die kleinste deutsche Universität, finanziell schlecht ausgestattet und ohne professorale Berühmtheiten.[69] Seit Beginn des 19. Jahrhunderts ging die Bedeutung stetig zurück, ablesbar an den Studentenzahlen. 1820 waren es um die 100, 1872 um die 130. Erst nach 1880 stieg die Zahl auf 200 Hochschüler, 1890 waren es 360, 1900 fast 500 und 1910 etwa 830. Mehrfach stand die Universität fast vor der Schließung, allein der Landeskinderzwang bewahrte sie davor, das heißt, das Erfordernis, bei Anstreben einer staatlichen oder kirchlichen Anstellung in Mecklenburg-Schwerin oder Mecklenburg-Strelitz das Studium und Examen an der Landeshochschule nachweisen zu müssen. Eine Rostocker Burschenschaft bestand zwischen 1817 und 1833/34 mit Unterbrechungen und in verschiedenen Ausprägungen und Formen,

---

nach Deutschland zurück und war zunächst als Hauslehrer, 1846 als Leiter einer Privatschule in Goldberg in Mecklenburg und schließlich 1849 als Lehrer an der Realschule in Güstrow tätig, zu ihm vgl. u. a.: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Brinkmann, Johann Friedrich; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 9, 24 u. 45f.; Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) 3 (1876), S. 333; Neue Deutsche Biographie (NDB) 2 (1955), S. 614; Arnold Hückstädt: Fritz Reuter und die „Allgemeinheit". John Brinkmann und die „Gesellschaft der Volksfreunde". Rostocker Studentenverbindungen zwischen 1831 und 1834. In: Christian Bunners (Hrsg.): Fritz Reuter, John Brinkmann, Dethloff Carl Hinstorff und Rostock (Beiträge der Fritz-Reuter-Gesellschaft, Bd. 12), Rostock: Hinstorff 2002, S. 8-38; Wolfgang Gabler (Red.): John Brinkman 1814-1870. Hrsg. vom Verein zur Förderung Neuer Literatur in Mecklenburg-Vorpommern Risse e. V. (Risse, Sonderh. 7), Rostock: Selbstverlag 2014; Wolfgang Siegmund/Gerd Richardt (Red.): John Brinkman. Die Bildbiographie. Hrsg. vom Institut für niederdeutsche Sprache, Rostock: Hinstorff 2014; Willig Passig: John Brinkman. Ein biographisches Kaleidoskop. Eine Gabe zu seinem 200. Geburtstag, Elmenhorst i. Vorpomm.: Ed. Pommern 2014.

68 Vgl. Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 14f.

69 Hierzu und im Folgenden mit weiteren Nachweisen: Harald Lönnecker: „... auch das wackere und freie Burschenleben kam nicht zu kurz, wie es von alters her den deutschen Universitäten eigen" – Zum Rostocker Studentenvereinswesen seit dem späten 18. Jahrhundert bis 1935. Ein Überblick. In: Gisela Boeck/Hans-Uwe Lammel (Hrsg.): Von Rechtsquellen und Studentenverbindungen, Lateinamerikanistikpionieren und politisch Unangepassten. Facetten Rostocker Universitätsgeschichtsschreibung (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte, Bd. 27), Rostock: Der Rektor der Universität Rostock 2014, S. 39-69.

erlangte aber nie die Bedeutung, die die Burschenschaften andernorts erreichten. Zwischen 1833/34 und 1883 bestand überhaupt keine Burschenschaft in Rostock, vielmehr beherrschten dort die Corps das Feld, die aber auch keinen leichten Stand hatten – ihnen fehlte ebenfalls der Nachwuchs.[70]

Für die meisten studierwilligen Mecklenburger stellte Rostock nicht die erste Wahl dar, sie besuchten, vorausgesetzt, sie verfügten über die entsprechenden Mittel, die „akademischen Sommerfrischen“ Göttingen, Heidelberg und vor allem Jena und Halle, wo sie sich oft einer Burschenschaft anschlossen.[71] Dieser Umstand wurde bereits im 19. Jahrhundert bemerkt, bezeichnend, dass der Hinweis im Kontext einer sich entwickelnden Historiographie über die Burschenschaft von einem Mitglied der Burschenschaft Hercynia Göttingen kam, Friedrich Wigger (1825-1886) aus Dassow in Mecklenburg.[72] Nach seinem Studium war er zunächst Lehrer am Gymnasium Fridericianum in Schwerin gewesen, wurde 1861 Archivregistrator am Großherzoglichen Geheimen und Hauptarchiv, zugleich Vorleser des Großherzogs und stieg bis zum Geheimen Archivrat auf. Er soll sich auch für das Schweriner Stadtarchiv interessiert haben, bekannt wurde er als Vorstandsmitglied und Vorsitzender des 1835 gegründeten Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde sowie durch seine zahlreichen Veröffentlichungen zur Landesgeschichte; zudem war er seit 1860 als Herausgeber der *Mecklenburgischen Annalen*, seit 1880 der *Mecklenburgischen Jahrbücher* sowie des *Mecklenburgischen Urkundenbuchs* (14 Bde., 1863-1886) und als

70 Ebd., S. 44f. u. 66f.

71 Zu Göttingen und Heidelberg: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten; erst für die Zeit ab 1848 liegen hier brauchbare gedruckte Listen vor, s. etwa: Heinrich Bünsow (Hrsg.): Geschichte und Verzeichnis der Mitglieder der Burschenschaft Brunsviga zu Göttingen 1848-1933. Festschrift zum 85. Stiftungsfeste, Göttingen: Selbstverlag 1933; zu Jena: Kaupp: Stamm-Buch (wie Anm. 5); Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5); zu Halle: ders.: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5).

72 Hierzu und im Folgenden mit weiteren Nachweisen: Harald Lönnecker: „Dem deutschen Vaterland und der Deutschen Burschenschaft zu dienen sind Selbstverständlichkeiten, die keiner besonderen Erwähnung bedürfen!“ – Archivare, Bibliothekare und eine Standesorganisation. In: Hans-Christof Kraus/Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Historiker und Archivar im Dienste Preußens. Festschrift für Jürgen Kloosterhuis, Berlin: Duncker und Humblot 2015, S. 427-457, hier S. 453.

Verfasser der *Geschichte der Familie von Blücher* (3 Bde., 1870, 1878, 1879) tätig.

Dazu angeregt hatte Wigger der ihm gut bekannte Begründer und spätere Nestor der burschenschaftlichen Geschichtsforschung, Geheimer Hofrat Prof. Dr. Herman Haupt (1854-1935), der Direktor der Universitätsbibliothek Gießen.[73] Grundsätzlich ging es ihnen um eine umfassende Geschichte der Rostocker Burschenschaft – sie ist bis heute nicht geschrieben –, deren wesentliche Quellen im Schweriner Archiv lagen und daher für Wigger leicht zugänglich waren. Folglich schien er in der Lage und auch der geeignete Autor dafür zu sein. Da Wigger bereits 1886 starb, nahm sich sein Nachfolger, Mitglied der Burschenschaft Brunsviga Göttingen, der Aufgabe an. Es handelte sich um Hermann Grotefend (1845-1931), wohl einer der bedeutendsten mecklenburgischen Landeshistoriographen, überregional bekannt durch seinen Klassiker der Historischen Hilfswissenschaften, das bis in die Gegenwart immer wieder neu aufgelegte *Taschenbuch der Zeitrechnung*. Er war zuvor am Stadtarchiv Frankfurt am Main tätig und leitete seit 1887 das Geheime und Hauptarchiv.[74] Unterstützung erhielt er in den nächsten Jahren und Jahrzehnten von etlichen Burschenschaftern in Archiven und Bibliotheken Mecklenburgs, von denen Carl August Endler (1893-1957) wohl der bedeutendste war: Als Mitgründer der Historischen Kommission für Mecklenburg war er einer der produktivsten und vielseitigsten mecklenburgischen Landesgeschichtsforscher, der die erste zusammenfassende Geschichte von Mecklenburg-Strelitz schrieb, und amtierte zuletzt als Direktor der Mecklenburgischen Landesbibliothek in Schwerin.[75] Nicht untypisch waren auch Burschenschafter wie Friedrich Georg Ludwig Crull

73 Haupt gehörte den Burschenschaften Arminia Würzburg, Germania und Frankonia Gießen sowie Saxonia Hannoversch Münden an, zu ihm vgl. u. a.: Lönnecker: BHK/GfbG (wie Anm. 21), S. 11-21 und öfter; ders., „Dem deutschen Vaterland“ (wie Anm. 72), S. 435; ders.: „... welfischen Umtrieben vorzubeugen“ – Die Burschenschaftliche Historische Kommission und die Gründung der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 1909/10. In: GDS-Archiv für Hochschul- und Studentengeschichte 9 (2011), S. 99-112, hier S. 100f.

74 Lönnecker, BHK/GfbG (s. Anm. 21), S. 97f. u. 156; ders., „Dem deutschen Vaterland“ (s. Anm. 72), S. 437; jeweils mit weiteren Nachweisen.

75 Endler gehörte der Burschenschaft Redaria Rostock an; Lönnecker, BHK/GfbG (s. Anm. 21), S. 99f.; ders.: „Dem deutschen Vaterland“ (wie Anm. 72), S. 439, jeweils mit weiteren Nachweisen.

(1822-1911) aus Wismar, der in Jena, Göttingen, Berlin und Rostock studierte, wo er 1848 zum Dr. med. promoviert wurde. Bis 1883 praktischer Arzt in Wismar, interessierte er sich stets für die Geschichte seiner Heimatstadt und ihrer Einwohner. Im Ruhestand wirkte er bis 1902 als ehrenamtlicher Ratsarchivar, Lokalhistoriker und Heimatkundler, war zudem Ehrensenior des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde und wurde 1891 für seine historischen Arbeiten zum Dr. phil. h. c. der Universität Rostock ernannt.[76]

Wigger, Grotefend und Crull waren diejenigen, die über eine Geschichte der Rostocker Burschenschaft hinausdachten, weitere Facetten ins Gespräch brachten und den gleichfalls in dieser Richtung stark interessierten Haupt darauf hinwiesen, viele Burschenschafter seien ins europäische Ausland und nach Amerika emigriert, folglich solle man ihnen nachspüren und ihren Verbleib feststellen, wie sie gewirkt und gehandelt hatten.[77] Es ist unklar, wer zuerst die Vermutung äußerte, aber man verständigte sich rasch darüber, dass die in die USA Geflohenen und Ausgewanderten höchstwahrscheinlich über Frankreich, Belgien, die Niederlande und Großbritannien reisten. Diesen Raum durch Nachforschungen abzudecken, war unmöglich, folglich schien zunächst die Beschränkung auf die deutschen Auswandererhäfen Hamburg und Bremen nötig. Dies erwies sich insofern als glücklich, als dort zwei Burschenschafter Stadtarchivare waren, deren Unterstützung man sich vornehmlich mit Hilfe Crulls versichern konnte, Anton Hagedorn (1856-1932)[78] und Wilhelm von Bippen (1844-1923).[79] Dabei verfolgten diese

76 In Jena gehörte er ab 1842 der Burschenschaft auf dem Fürstenkeller an, dazu: Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 191, Nr. 311.

77 Hierzu und im Folgenden s. Anm. 73 sowie den entsprechenden Schriftverkehr in: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), O. Burschenschaftliche Historische Kommission/ Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung, Haupt, Herman.

78 Hagedorn gehörte der Burschenschaft der Bubenreuther Erlangen an, war Privatsekretär Leopold von Rankes (1795-1886) und Vorstandsmitglied des Hansischen Geschichtsvereins, 1891-1923 Leiter des Hamburger Stadtarchivs, zu ihm vgl.: Lönnecker: BHK/GfbG (wie Anm. 21), S. 96; ders.: „Dem deutschen Vaterland“ (wie Anm. 72), S. 436, jeweils mit weiteren Nachweisen.

79 Bippen gehörte der Burschenschaft Alemannia Bonn an und war 1875-1914 Leiter des Stadtarchivs Bremen, zu ihm vgl.: Lönnecker: BHK/GfbG (wie Anm. 21), S. 96; ders.: „Dem deutschen Vaterland“ (wie Anm. 72), S. 436, jeweils mit weiteren Nachweisen.

beiden die burschenschaftlichen Amerika-Flüchtlinge nur als einen Aspekt unter mehreren, Schwerpunkt und Hauptinteresse ihrer Studien galten Burschenschaftern aus den beiden Hansestädten und deren Wirken.

Von diesem Kreis aus konnte ein weiterer Mitstreiter gewonnen werden, der Ranke-Schüler Friedrich Wilhelm Schirrmacher (1824-1904), aus Danzig gebürtig, einer der letzten „Vertreter des universitären Polyhistors", der an der Universität Rostock Lehrveranstaltungen von der Antike bis zur Gegenwart hielt und der bei seinem Tode als einer „der bekanntesten und ausgezeichnetsten Historiographen Deutschlands galt". Er war gleichfalls Burschenschafter[80], hatte schon früh Haupt, Wigger und Crull seine Bereitschaft zur Mitarbeit signalisiert, und mit Grotefend stand er auf gutem Fuß. Aber es kam noch mehr hinzu: Schirrmacher las nicht nur Geographie, griechische und römische Geschichte, gab Überblicke über die europäische und deutsche und befasste sich mit der französischen Revolution, der Reformations- und der Landesgeschichte Mecklenburgs, sondern 1881 erschien auch der erste Band seiner *Geschichte von Spanien*, dem bis 1902 drei weitere Bände folgen sollten. Dies bedingte sein Interesse für Kolonial- und Überseegeschichte. Da er zudem eine entschiedene Abneigung gegenüber der Sozialgeschichte hegte und für ihn die großen Persönlichkeiten das Movens der Geschichte bildeten, bevorzugte er dementsprechend einen biographischen Ansatz, was ihn wiederum mit den vorwiegend personengeschichtlich orientierten und prosopographisch arbeitenden Burschenschafts-Historikern verband.

80 Hierzu und im Folgenden mit weiteren Nachweisen: Lönnecker: BHK/GfbG (wie Anm. 21), S. 30 u. 37f.; ders.: „... der deutschen Studentenschaft und unserem Rechtsleben manchen Anstoß geben" – Zwischen Verein und Verbindung, Selbsthilfeorganisation und Studienvereinigung. Juristische Zusammenschlüsse an deutschen Hochschulen ca. 1870-1918 (Rostocker Rechtsgeschichtliche Reihe, Bd. 13), Aachen: Shaker 2013, S. 7, 30, 32, 83, 87, 117, 120, 160, 169f., 193f., 212, 220-223, 231f., 257, 309, 330, 332-335, 345, 358, 411, 421, 423, 429 u. 432; ders.: „Dass man sich den Gang in die Vorlesung sparen kann, ist nicht nur hier eine Binsenwahrheit." – Der Topos der defizitären Lehre und die studentische Selbsthilfe in der Rechtswissenschaft ca. 1871-1914. In: Martin Kintzinger/Sita Steckel (Hrsg.): Akademische Wissenskulturen. Praktiken des Lehrens und Forschens vom Mittelalter bis zur Moderne (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 13), Basel: Schwabe 2015, S. 163-222, hier S. 183.

Schirrmacher engagierte sich auch in der zeitgenössischen Burschenschaft, 1870 war er Mitgründer und seither langjähriger Vorsitzender der VAB Rostock, 1889 Gründungsvorsitzender der VAB Mecklenburg, welche die mecklenburgischen VAB als Gauverband zusammenfasste. Von daher war er auch eng in die Entwicklung der Gesamt-VAB eingebunden, der sich die eingangs genannte New Yorker 1902 anschloss. Die Rostocker Vereinigung stellte die erste VAB überhaupt mit Vereinsstruktur dar, hatte einen Vorsitzenden, Kassenwart und ein festes Programm. Als lose Vereinigung reichte sie bis etwa 1860 zurück, wahrscheinlich aber bis in die frühen 1850er Jahre, möglicherweise sogar noch weiter.[81]

Innerhalb kurzer Zeit hatte sich um 1890 ein Forschungsnetzwerk herausgebildet, welches sich der Geschichte der Burschenschaft in allen ihren Nuancen zuwandte, selbst hinsichtlich der Beziehungen nach Übersee. Schirrmacher war der erste, der für Forschungen in dieser Richtung seine burschenschaftliche Zugehörigkeit nutzte, denn er und der damalige amerikanische Elder Statesman Carl Schurz gehörten beide der Burschenschaft Frankonia Bonn an.[82] Herman Haupt konnte Schirrmacher mitteilen, er habe sich an seinen Bundesbruder Schurz gewandt, der ihm seinerseits Hilfe und Unterstützung zusicherte und sich bei US-amerikanischen Behörden, Archiven und historischen Vereinen – jene nahmen auf lokaler Ebene oftmals die Aufgaben wahr, die in Europa staatliche und kommunale Archive zu den ihren zählten – einzusetzen versprach. Ob dies Erfolg hatte, ist unsicher, aber es ergaben sich Kontakte zur Historical Society of New York. Sie waren der Auslöser für zahlreiche Nachforschungen hinsichtlich des Verbleibs von Burschenschaftern in der Stadt New York und in ganz Nordamerika, welche vor allem mit Hilfe der Missouri Historical Society in St. Louis, der Gründung eines Burschenschafters, durchgeführt wurden.[83] Einer der Ersten, die so ermittelt werden konnten, war Karl Adolf Friedrich Fuchs aus Güstrow (1803-1887?), der 1823 der Burschenschaft in Halle angehört hatte, 1826 in Rostock dem Corps Vandalia, später nach Amerika ausgewandert war und als Pfarrer und Farmer in St. Antonio (Texas) gelebt hatte.[84] Dort war er

81 Lönnecker: „… die Zugehörigkeit“ (wie Anm. 15), S. 281; ders.: „… der deutschen Studentenschaft“ (wie Anm. 80), S. 222, jeweils mit weiteren Nachweisen.

82 Siehe Anm. 33 und 80.

83 Zum Schriftverkehr s. Anm. 77.

84 Lönnecker: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 134, Nr. 501.

nicht nur in seiner Gemeinde engagiert, sondern gründete auch den Landwirtschaftlichen Verein von St. Antonio mit, war Gründer und Vorsitzender mehrerer deutschsprachiger, von ihm geleiteter Männergesangvereine und übte diese Ämter und Funktionen darüber hinaus auch bei einem deutschen Turnverein und der Lese- und Historischen Gesellschaft von St. Antonio aus. Fuchs war eine entscheidende Figur für das Männergesangswesen und die Lokalgeschichtsschreibung, mehrere historische Vereine in Texas sollen ihre Existenz seiner Anregung und seinem Beispiel verdanken, was sich in zahlreichen Ehrungen und Ehrenmitgliedschaften niedergeschlagen haben soll.[85] Aus ungeklärten Gründen, wahrscheinlich aber auf Grund des gemeinsamen Interesses an der Genealogie, kannte Crull den Neu-Texaner Fuchs, der seinerseits dem europäischen Briefpartner weitere Namen und Anschriften für dessen Auskunftsbegehren nannte. Und Fuchs blieb kein Einzelfall. In den nächsten Jahren entstand ein sich immer mehr ausweitendes Briefnetz, welches bald die gesamte USA umspannte. Es konzentrierte sich auf New York und den Mittelwesten, also auf diejenigen Gebiete, in denen der Anteil Deutscher besonders hoch war.[86]

85 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Fuchs, Karl Adolf Friedrich. Zu den deutschen Gesangvereinen in den USA, deren Vorstände und Dirigenten, die, sofern akademisch gebildet, selbst oft Burschenschafter waren, vgl.: Heike Bungert: Inklusion und Exklusion, „Fest“ und „Feier“. Deutschamerikanische Sängerfeste 1848-1914. In: Sabine Mecking/Yvonne Wasserloos (Hrsg.): Inklusion und Exklusion. „Deutsche“ Musik in Europa und Nordamerika 1848-1945, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Unipress 2016, S. 65-94; dies.: Festkultur und Gedächtnis. Die Konstruktion einer deutschamerikanischen Ethnizität 1848-1914 (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 32), Paderborn: Ferdinand Schöningh 2016; Mary Sue Morrow: Das Männergesangswesen in Amerika: Ein Überblick mit besonderer Berücksichtigung von New York, New Orleans und Cincinnati. In: Axel Fischer/Matthias Kornemann (Hrsg.): Dichten, Singen, Komponieren. Die Zeltersche Liedertafel als kulturgeschichtliches Phänomen (1809-1945) (Berliner Klassik. Eine Großstadtkultur um 1800. Studien und Dokumente, Bd. 21), Hannover: Wehrhahn 2016, S. 203-216; Harald Lönnecker: „... in der strengen Pflege des deutschen Liedes Deutschlands Seele hüten“ – Sängereliten zwischen Konvergenz und Abgrenzung in Amerika zwischen 1850 und 1945. In: Friedhelm Brusniak/Helmke Jan Keden (Hrsg.): Deutsches Chorvereinswesen – Aspekte transnationaler Einflussnahmen (im Druck).

86 Zum Schriftverkehr siehe Anm. 77.

Diesseits des Atlantiks hegte man grundsätzlich ein Interesse an allen Burschenschaftern, unter denen die Mecklenburger eine nicht unerhebliche Gruppe bildeten.[87] Es war allen Beteiligten jedoch klar, dass die Erschließung der für Nichtzugehörige fast immer unsichtbaren Netzwerke vor allem durch prosopographische Forschung erfolgen musste, die weitgehend noch in den Anfängen steckte, gerade auch was die Universität Rostock anbetraf. Daran hat sich bis in die Gegenwart nur wenig geändert, allein für mecklenburgische Studenten in Jena und Halle entstanden in den letzten Jahren Listen und erschließen sich somit Zusammenhänge, erste Ergebnisse zu Göttingen lassen zudem ein weitaus größeres, mehr Personen umfassendes Netz erwarten, als bisher angenommen wurde.[88]

Zwischen etwa 1814 und 1850 lassen sich in Halle rund 2100 Burschenschafter nachweisen, von denen 76 Mecklenburger waren.[89] Die meisten, 51, studierten evangelische Theologie, das soziale Aufsteigerfach des 19. Jahrhunderts, hatten die theologischen Fakultäten doch die meisten Stipendien zu vergeben. Außerdem galt Halle als ein Zentrum der Theologie in Deutschland, war in dieser Hinsicht also besonders attraktiv. Zwölf Hochschüler wandten sich der Medizin zu, neun den Rechten, zwei einer Philologie und einer den Naturwissenschaften. Einer studierte Theologie und Philologie. Fünf wanderten später nach Amerika aus, wobei die Beweggründe – politische, ökonomische oder andere – nicht immer erkennbar sind. Diese Quote entspricht dem hohen Anteil von 6,5%. Ähnlich verhält es sich in Jena, wo er bei 6% liegt.[90] Von 3004 nachgewiesenen Burschenschaftern zwischen 1815

87 Hierzu und im Folgenden ebd.

88 Ebd.; Lönnecker: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5); ders.: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5). Zur Geschichte und Entwicklung des Forschungsstands siehe auch: ders.: BHK/GfbG (wie Anm. 21), S. 172-182; Harald Lönnecker: Die Burschenschafterlisten – eines „der wichtigsten Hilfsmittel für die Kenntnis der deutschen politischen und Geistesgeschichte“. Zur Entstehung und Entwicklung eines Gesamtverzeichnisses deutscher Burschenschafter. In: Peter Bahl (Hrsg.): Herold-Jahrbuch, NF, Bd. 14, i. A. des Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften zu Berlin, Neustadt a. d. Aisch 2009: Degener & Co., S. 153-170.

89 Hierzu und im Folgenden: Lönnecker: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5).

90 Hierzu und im Folgenden: Kaupp: Stamm-Buch (wie Anm. 5); Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5).

und 1850 kamen dort 146 aus Mecklenburg. Hier stellten die Juristen mit 76 Immatrikulierten die Mehrheit, gefolgt von 38 Theologen. Medizin studierten zehn, Theologie und Philologie sieben, Ökonomie/Landwirtschaft drei und je einer Philologie, Naturwissenschaften, Pharmazie und Kameralistik. Ein weiterer war für Jura und Medizin eingeschrieben, ebenfalls einer studierte erst Philologie, dann die Rechte, drei wechselten von Medizin zu Jura, drei Studenten lassen sich keinem Fach zuordnen. Hinsichtlich der Herkunft bildet die Kleinstadt Friedland einen gewissen Schwerpunkt. Der Grund dafür ist wahrscheinlich, dass am dortigen Gymnasium seit 1819 Karl Horn (1794-1879) als Lehrer tätig war, der, selbst einer der Hauptgründer der Burschenschaft, sich zeitlebens für sie engagierte und viele seiner Schüler für ein Studium in Jena und die Burschenschaft begeisterte.[91]

Die meisten der Jenaischen Burschenschafter wurden Rechtsanwälte, Pfarrer und Gymnasiallehrer, der bekannteste unter ihnen ist wohl der Schriftsteller Fritz Reuter (1810-1874).[92] Ebenfalls als „Demagog" verfolgt und inhaftiert worden waren die Ärzte Karl Frank (1812-1859) und Adolph Goeden (1810-1888), letzterer 1848/49 Abgeordneter der deutschen Nationalversammlung und Mitglied der Kaiserdeputation.[93] Verfolgt worden war auch Eduard Nauwerk (1809-1868), Advokat in Neustrelitz, 1845 bis 1867 Bürgermeister der Stadt Strelitz, dort 1848 Vorstandsmitglied des Reformvereins und Mitglied der mecklenburgischen Abgeordnetenversammlung. Als Bürgermeister von Schwerin, Sülze, Penzlin, Neustrelitz, Neukalen sowie von Teterow bzw. Röbel amtierten Karl Juhr (1797-1872), Friedrich Liss (1800-1859), Karl Müller (1800-1878), Eduard Fischer (1805-1887), Johann Gottfried Ludwig Mau (1811-1893) und Johann Karl Hermes (1821-1901). Friedrich Kaysel (1808-1895) brachte es zum Oberkirchenratspräsidenten in Schwerin, Gustav Kleffel (1807-1885) aus Goldberg gilt als ein Pionier der Photographie in Deutschland, dessen Tätigkeit auch über den Atlantik ausstrahlte. Karl Bierstedt (1808-1860) beteiligte sich 1830 als Kriegsfreiwilliger am polnischen Befreiungskampf, er ging „nach Polen, wurde als polnischer Fähnrich vor Warschau verwundet", emigrierte zeitweise nach Frankreich, dann über Großbritannien in die USA,

91 Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/2, S. 401f.; Kaupp: Stamm-Buch (wie Anm. 5), S. 24 u. 29, Nr. 1; Lönnecker: Das Wartburgfest (wie Anm. 6).

92 Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 347f., Nr. 1481; zuletzt: Hückstädt: Fritz Reuter (wie Anm. 67).

93 Siehe Anm. 90.

später wirkte er als Notar in Schwerin. Sogar Familientraditionen konnten sich herausbilden: Medizinalrat Dr. Karl Friedrich Ludwig Uterhart (1793-1852) aus Friedland schloss sich 1815 der Jenaischen Burschenschaft an, sein Bruder, der Rostocker Oberappellationsgerichtskanzlist Heinrich Karl Friedrich Uterhart (1797-1849) tat dies in den Jahren 1818/19.[94] Des älteren Bruders Sohn, Ludwig Christian Heinrich Paul Uterhart (1823-1874), wurde 1841 Mitglied und bewahrte sich stets seine nationalen und freiheitlichen Ansichten und Ambitionen: nach 1850 Rechtsanwalt in Rostock, war er 1853 bis 1857 im Zusammenhang mit dem Rostocker Hochverratsprozess in Bützow inhaftiert[95], erwog danach die Auswanderung in die USA, verfügte aber nicht über die notwendigen Mittel. Sein Schicksal wendete sich, 1861 wurde Uterhart Rechtsgelehrter Senator in Rostock und Direktor des Stadtgerichts, 1864 auch Deputierter am Städtischen Obergericht.[96] Heinrich Karl Friedrich Uterharts Stiefsohn Karl Uterhart (1835-1895) gehörte gleichfalls der Jenaischen Burschenschaft an, wurde Arzt und wanderte in die USA aus.[97] Im Sezessionskrieg war er Militärarzt und hinterließ Briefe, die die Schrecken des Krieges widerspiegeln.[98]

Aber auch jemand wie Georg August Ludwig Johnsson (1797-1846) gehörte dazu, der 1815 in Rostock der Landsmannschaft Rostochia angehörte, 1817 Rostocker Vertreter auf dem Wartburgfest gewesen war und Mitglied des Festausschusses. Nach dem Fest blieb er in Jena, später wurde er Privatlehrer in Rostock – dort 1829 auch Dr. phil. –, ab 1828 Lehrer an

94 Kaupp: Stamm-Buch (wie Anm. 5), S. 34, Nr. 28; ebd., S. 155, Nr. 784.

95 Im Mittelpunkt des Prozesses stand der Demokrat Prof. Dr. Karl Türk (1800-1887), 1818/19 Breslauer, 1819 Bonner, 1820/21 Rostocker Burschenschaft, dazu: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/6, S. 73f.

96 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Uterhart, Ludwig Christian Heinrich Paul; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 411f., Nr. 1922.

97 BAK, DB 9 (s. Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Uterhart, Karl; Wegner: Lebenswege (wie Anm. 66), S. 314.

98 Kathrin Möller: „Wer verwundet auf dem Schlachtfeld liegen bleibt, ist der unglücklichste der Welt“. Briefe des Warnemünder Arztes Karl Uterhart aus dem Amerikanischen Bürgerkrieg (1863-1865). In: Wolf Karge/Heiko Herold/Florian Ostrop (Hrsg.): Stier und Adler. 200 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Mecklenburg-Schwerin und den Vereinigten Staaten von Amerika 1816-2016 (Schriftenreihe der Stiftung Mecklenburg, Wissenschaftliche Beiträge, Bd. 6), Rostock: Hinstorff 2017, S. 102-121.

der Großen Stadtschule in Wismar, 1836 Vorsteher eines Mädchenpensionats in Rostock, ab 1843 Lehrer für englische Konversation an der Großen Stadtschule in Rostock. Er hatte mehrere Bildungsreisen nach England und in die USA unternommen, dort Kontakte geknüpft, scheint sich auch mit dem Gedanken an Auswanderung getragen zu haben, war aber nach Ausbleiben ökonomischen Erfolgs nach Rostock zurückgekehrt.[99] Dieser war Karl Hase (1812-1889) aus Schwerin beschert, der 1831 Mitglied der Burschenschaft in Jena geworden war.[100] Deswegen verfolgte ihn 1833 die Rostocker Justizkanzlei, und er floh in die USA. Von hier aus belieferte er später den Burschenschafter Wilhelm Scheeven (1829-1852), Privatdozent der Zoologie in Rostock, Kustos für Schmetterlingskunde, mit Material für seine Sammlung. Seinen Lebensunterhalt verdiente Hase sich zunächst als Lehrer in New York, wo er gegen Ende der 1830er Jahre den „Mecklenburger Verein patriotischer Deutscher zu New York" gründete, nach 1840 auch den „Deutschen Soldaten-Verein", dessen Sektion „Gediente aus Mecklenburg" seiner Leitung unterstand. Dem Verein patriotischer Deutscher scheinen bald auch Nicht-Mecklenburger beigetreten zu sein, weshalb dieser Namensbestandteil nach kurzer Zeit gestrichen wurde. Der Soldaten-Verein scheint eine verdeckte Organisation zur Anwerbung von Zivilisten aus allen gesellschaftlichen Schichten gewesen zu sein, die in deutschen Armeen ihren Wehrdienst geleistet hatten und als Soldaten ausgebildet worden waren. Gesucht wurden Kämpfer für die Auseinandersetzungen in Texas und – später – für den Krieg gegen Mexiko. Mindestens einer – Alexander Conze (1819-1847) aus Bückeburg – war auch Burschenschafter und fiel in diesem Krieg.[101]

Später stieg Hase ins Minengeschäft ein, einer seiner Partner wurde Hermann Ehrenberg (1816-1866), aus Steuden im Mansfelder Seekreis

99 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Johnsson (Johnssen), Georg August Ludwig; Kaupp: Stamm-Buch (wie Anm. 5), S. 97, Nr. 414 (dort falsch mit Todesjahr 1897); Karl-Heinz Steinbruch: US-Amerikaner auf den Spuren ihrer Vorfahren in Mecklenburg. In: Karge u. a.: Stier (wie Anm. 98), S. 152-164, hier S. 163f.

100 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Hase, Karl Anton Ludwig Hermann; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 68; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 245, Nr. 707.

101 1838 Burschenschaft auf dem Burgkeller Jena, 1842 Burschenschaft auf der Kochei Leipzig, dann Markomannia, zu Conze vgl.: Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 190, Nr. 300; ders.: Netzwerke (wie Anm. 8), S. 577 (Abb. 33) u. 593.

stammend, gleichfalls nach dem Frankfurter Wachensturm von 1833 verfolgter Jenaischer Burschenschafter. Gemeinsam waren Hase und Ehrenberg 1835 in die 1. Kompanie der New Orleans Greys eingetreten und nahmen an den Kämpfen um San Antonio und Alamo teil, Ehrenberg schrieb im Anschluss die Geschichte des Texanischen Kriegs.[102] In den späten 1830er und frühen 1840er Jahren war er wieder in Deutschland, studierte an den Universitäten in Freiburg und Halle, kehrte 1844 in die USA zurück und wurde Ingenieur beim Grenzvermessungskorps, dann auch – wohl gemeinsam mit Hase – Besitzer ausgedehnter Minenländereien in Sonora. Seit 1863 war Ehrenberg politisch in Arizona tätig, so 1865 als Mitglied der Convention von Tucson, die die Organisation Arizonas als US-Territorium betrieb, dessen Staatswerdung auch ihm zu verdanken ist. Senator Barry Goldwater nannte ihn „one of the greatest surveyors and map makers ever to visit the Western United States“, im Grand Canyon National Park gibt es einen Ehrenberg Peak, die Stadt Ehrenberg in Arizona ist nach ihm benannt.[103]

1880 war New York „die drittgrößte deutschsprachige Stadt nach Wien und Berlin“, allein 1845 kamen 24.000 deutsche Einwanderer, 1854 sogar 215.000, in der Lower East Side bestand ein regelrechtes „Kleindeutschland“ oder „Little Germany“.[104] Unter den in Amerika lebenden Deutschen bildeten die Wissen und Leistung kumulierenden Akademiker nach eigener wie fremder Auffassung eine natürliche Führungsgruppe, sie waren ökonomisch,

102 Unter dem Titel: Texas und die Revolution, Leipzig 1843. Das Buch inspirierte Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874), 1816 Teutonia Göttingen, 1819 Bonner Burschenschaft, zum Gedicht „Der Stern von Texas“ – es avancierte zur texanischen Nationalhymne – und zu: ders.: Texanische Lieder. Aus mündlicher und schriftlicher Mittheilung deutscher Texaner, San Felipe de Austin o. J., tatsächlich Wandsbeck 1846 (Nachdr. Buchholz i. d. Nordheide: Laugwitz 2001); Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/2, S. 370-372.

103 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Hase, Karl Anton Ludwig Hermann; ebd., Ehrenberg, Hermann; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 204, Nr. 403 u. S. 245, Nr. 707; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 26 u. 54; Hale: Wanderers (wie Anm. 28), S. 202 u. 209.

104 Ilona Stölken: Das deutsche New York. Eine Spurensuche, Leipzig: Lehmstedt 2013, S. 263; vgl. Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 20 u. 22; ebd., S. 21f. zu weiteren Schwerpunkten in Philadelphia, St. Louis, Cincinnati, Baltimore und Boston.

gesellschaftlich-sozial und politisch sehr aktiv, oftmals führend.[105] So auch der umtriebige Hase im um 1840 entstandenen „Unterstützungs-Verein für Auswanderung und Ausgewanderte".[106] Vielleicht war er auch der Gründer, auf jeden Fall sammelte er Geld für den Vereinszweck und scheint dafür auch burschenschaftliche Verbindungen aktiviert zu haben. Mitglied waren auch die bereits erwähnten Friedrich Georg Ludwig Crull und Ludwig Christian Heinrich Paul Uterhart sowie, um nur die bedeutendsten – bleiben wir dabei in Mecklenburg – zu nennen, die folgenden Burschenschafter:

- Gustav Johann Friedrich Gentzen (1796-1871), 1823ff. Burschenschafter in Jena, Berlin und Kiel, Lehrer, 1838 Redakteur der *Neustrelitzer Zeitung*, 1842 Direktor der Bibliothek, des Münzkabinetts und des Georgiums in Neustrelitz[107];
- Gottlieb Christian Kippe (1802-1883), 1821ff. Burschenschafter in Halle, Jena und Leipzig, Mitglied des Jünglingsbundes, deshalb 1825 vom Oberlandesgericht Breslau zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, 1829 Advokat und Syndikus in Rostock, 1848 und 1850 Mitglied der mecklenburgischen Abgeordnetenversammlung, Kommissar des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, 1856 Kanzleiadvokat, Notar, Prokurator, Richter am Kriminalgericht und Provisor des Klosters zum Heiligen Kreuz in Rostock, Richter am Nieder- und Kammergericht, 1876 Prokurator und Rechtskonsulent der Ersten und Zweiten Rostocker Seeversicherungs-Gesellschaft (mehrfach in den USA wegen Fragen der Seeversicherung)[108], Richter am Vereinten Ritterschaftlichen

105 Zum Schriftverkehr s. Anm. 77; Personalia: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5); Kaupp: Stamm-Buch (wie Anm. 5); Lönnecker: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5); ders.: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5); zahlreiche weitere Titel in: ders.: BHK/GfbG (wie Anm. 21).

106 Hierzu und im Folgenden: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Hase, Karl Anton Ludwig Hermann; s. Anm. 77.

107 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Gentzen, Gustav Johann Friedrich; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 226, Nr. 561.

108 In Washington scheint er mit Karl Koch verhandelt zu haben (* 8.8.1812 in Belecke b. Arnsberg i. Westf., † 1876 in Washington, D. C.), 1832/33 Greifswalder Burschenschaft, später Beamter des US-Treasury Department (Finanzministerium), zu Koch vgl.: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten,

Zivil- und Kriminalgericht, 1873-1883 Vorsitzender der mecklenburgischen Anwaltskammer (in dieser Funktion Beziehungen zum Lawyers Council in New York)[109];

– Friedrich Meyer-Malchow (1814-1882), 1830ff. Burschenschafter in Jena, Göttingen und Heidelberg, 1834/35 Untersuchung wegen Teilnahme an der Burschenschaft, Nr. 1118 im Schwarzen Buch, Rechtsanwalt und Notar in Malchow in Mecklenburg, dort 1841-1849 Bürgermeister und Stadtrichter, 1848/49 Mitglied der mecklenburgischen Abgeordnetenversammlung, 1849/50 Staatsrat und Innenminister von Mecklenburg-Schwerin, 1851 interimistischer Justizrat an der Justizkanzlei in Schwerin, Hofrat, 1851-1880 Rats- und Stadtsyndikus in Rostock.[110]

Das bekannteste Mitglied war kein Mecklenburger, aber mit Mecklenburg eng verbunden: Karl Wilhelm von Zehender (1819-1916). Er hatte ab 1840 den Burschenschaften in Kiel, Jena, Halle und München angehört, war ab 1848 Arzt in Eutin in Holstein, seit 1856 Leibarzt des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Strelitz, 1862 Professor der Augenheilkunde in Bern und 1866 in Rostock. Zehender ist der Begründer der Mikrochirurgie und der modernen Ophthalmologie, zugleich Begründer des Fachs an der

---

Koch, Karl; Wentzcke: Burschenschafterlisten (wie Anm. 5), 2, S. 198, Nr. 220; ebenso mit Theodor Poesche/Pösche (1825-1899), 1845 in Halle, Mitgründer der Salingia und der burschenschaftlichen Allgemeinheit, Schüler Arnold Ruges, 1848 führend beteiligt an der Revolution in Halle, 1850 Flucht nach England, 1854 Leiter einer Privatschule in St. Louis, Missouri/USA, Redakteur und Publizist, Leiter des Inlandsteuerbüros im US-Treasury Department, Begründer der zentralen Steuerverwaltung in den USA, Ethnologe und Geograph in Washington, D. C., zu ihm vgl.: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Poesche/Pösche, Theodor Friedrich Wilhelm; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/4, S. 338f.; Lönnecker: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 224, Nr. 1405.

109 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Kippe, Gottlieb Christian; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/7, S. 543f.; Lönnecker: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 175, Nr. 923; ders.: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 279, Nr. 958.

110 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Meyer(-Malchow), Friedrich; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/4, S. 95f.; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 318, Nr. 1250.

Universität Rostock.[111] Als er 1916 in Warnemünde starb, war er nicht nur der älteste und angesehenste Augenarzt der Welt, sondern auch das älteste Ehrenmitglied der VAB New York. Vermittelt hatten das einige seiner Schüler, Deutsch-Amerikaner, die nach dem Studium in die USA zurückgekehrt waren und durch „diese Bezeigung ihrer Ehrfurcht ihrem alten Lehrer nur ein weniges von dem zurückgeben konnten, was er ihnen gegeben", die zugleich aber auch deutlich machten, „dass das [die Ehrenmitgliedschaft, H. L.] ein Zeichen innigster Verbundenheit" sei, „welches wir von fernem Kontinente zu geben vermöchten, und uns stets in Deutschland und den Freistaaten von Amerika in gegenseitigen Ehren und Anerkennung halten wollen".[112]

4. Schluss

Die intellektuelle Führungsgruppe der deutschen Nationalbewegung rekrutierte sich im Vormärz überwiegend aus den ab 1815 gegründeten Burschenschaften. In ihren Kreisen waren Amerika und vor allem die USA, deren politisches und ökonomisches Modell von Beginn an Gegenstand von Diskussionen. Dazu wurden mit der Erhöhung des behördlichen Verfolgungsdrucks ab 1819, nach 1822/23, 1832/33 und 1848/49 die USA verstärkt das Ziel burschenschaftlicher Flüchtlinge, Auswanderer und Reisender, von denen einige Bedeutsames für die USA leisteten und von denen die Brüder Follen, Franz Lieber, Carl Schurz, Friedrich Hecker, Gustav Struve, Georg Fein und Nikolaus Lenau sicherlich die bekanntesten sein dürften. Dazu kamen zahlreiche weitere, weit weniger bekannte, gänzlich unterschiedliche Professionen ausübende Burschenschafter. Sie alle führten die Beziehungen nach Deutschland und untereinander fort, bildeten Netzwerke und kommunikative Nahverhältnisse aus, die in ihrer Studentenzeit wurzelten und sich in den verschiedensten Bereichen und Formen diesseits und jenseits des Atlantiks auswirken konnten. So war etwa der deutsche Journalismus in den

111 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Zehender, Karl Wilhelm von; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 434, Nr. 2065; ders.: Die Mitglieder der Halleschen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 293, Nr. 2079; ders.: Netzwerke (wie Anm. 8), S. 631 (Abb. 110) u. S. 663f.

112 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), C. Vereinigung Alter Burschenschafter (VAB), I. 1896-1918, Friedrich Müller, New York, an Hugo Böttger vom 19.12.1902.

USA eine ihrer Hochburgen, „vor allem bei der Gründung und Verbreitung deutschsprachiger Zeitungen in den Vereinigten Staaten“ erlangten Burschenschafter Bedeutung.[113]

Es entsteht das heterogene Bild einer gebildeten politisch-sozialen Elite, die nicht unsichtbar war, sich aber nur dem Zugehörigen erschloss. Als um 1890 die Burschenschaft in Deutschland Gegenstand des historischen Interesses wurde und die Entwicklung einer entsprechenden Historiographie einsetzte, gerieten auch die vielfältigen burschenschaftlichen Beziehungen nach und von Amerika in den Blick, so dass der Beitrag nicht nur ihnen gilt, sondern auch dem Beginn ihrer Erforschung, zumal die Grenze zwischen beiden anfangs fließend war. Zudem reichte er von einfachen genealogischen Fragen über die Beschäftigung mit Netzwerken bis hin zur wissenschaftlich-prosopographischen Forschung, die über Jahrzehnte im Mittelpunkt stand.

Zur Eingrenzung bot sich das Beispiel Mecklenburg als überschaubar und – wenigstens teilweise – erschlossen an, doch hätte auch jedes andere deutsche Land wahrscheinlich ähnliche Ergebnisse zu bieten.[114] Amerika war ein Gegenentwurf, ein Versprechen von persönlicher wie politischer Freiheit und Unabhängigkeit, wie sie auch für Deutschland erstrebt wurden. Dabei stand dieses Versprechen nicht allein, sondern war mit Freiheitshoffnungen und -erwartungen verwoben, die sich in den 1820er Jahren auf den griechischen und nach 1830/31 auf den polnischen Befreiungskampf konzentrierten. Zudem erlaubte der amerikanische Bezug über die Nation hinauszugreifen,

113 Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 22-24.

114 Gießen, Greifswald und Tübingen sind erschlossen durch: Wentzcke: Burschenschafterlisten (wie Anm. 5); zu Jena und Halle s. Anm. 5. Fränkische Burschenschafter aus Erlangen könnten auf Grund des fortgeschrittenen Forschungsstands wahrscheinlich als nächste in entsprechenden Studien thematisiert werden, zu ihnen vgl. u. a.: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten; Ernst Höhne: Die Bubenreuther. Geschichte einer deutschen Burschenschaft, Erlangen: Palm und Enke 1936; Julius Andreae/Fritz Griessbach: Die Burschenschaft der Bubenreuther 1817-1967, Erlangen: Selbstverlag 1967; Reinhard Rusam/Hans-Otto Glenk: Die Bubenreuther. Geschichte einer deutschen Burschenschaft 1817-2002, Erlangen: Selbstverlag 2002; Arnulf Baumann/Dieter Janson/Helmut Christ (Hrsg.): Die Burschenschaft der Bubenreuther 1817-2017, Erlangen: Selbstverlag 2017; dazu auch Lönnecker: BHK/GfbG (wie Anm. 21), S. 179f. u. 182; in Vorbereitung sind Listen zu Breslau (Dr. Björn Thomann, Troisdorf) und Berlin (Dr. Jens Carsten Claus, z. Zt. Abu Dhabi).

wie es mit den „Vereinigten Staaten von Europa“ auf dem Hambacher Fest der Fall gewesen war. Die „Internationale der Nationalisten“[115] erwartete sich davon innerlich wie äußerlich freie, einige und ökonomisch prosperierende Vaterländer, zusammengeschlossen zu einer friedlichen, gesamteuropäischen Großmacht, die nie wieder so etwas wie die Revolutions- und Napoleonischen Kriege würden erleben müssen.[116] Zugleich bot Amerika die Möglichkeit der Rückprojizierung auf Deutschland, seine oft romantisierend wahrgenommene Freiheit ließ sich trefflich mit den heimatlichen Zuständen kontrastieren, woraus sich Anknüpfungspunkte von großer Sprengkraft in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft ergaben. Nicht zuletzt war Amerika den Herrschenden ein Schreckgespenst, allein der Ruf „Amerika“ habe nach 1833 in Jena die „Philisterseelen“ erschauern lassen.[117]

Dabei war der umgekehrte Blick weitaus seltener, nur die 1835 in New York gegründete, im folgenden Jahr bereits wieder aufgelöste „Germania Society“ – bewusst burschenschaftlich und daher nicht „Germany“ – beabsichtigte, sowohl die Deutschen in den USA enger zusammenzuschließen als auch der nationalen und demokratischen Bewegung in Deutschland intensive Unterstützung zukommen zu lassen.[118] Mitgründer waren die Gießener bzw. Jenaer und Würzburger Burschenschafter August Friedrich Breidenstein (1810-1835) und Friedrich Adolf Wislizenus (1810-1889). Ersterer hatte am polnischen Aufstand und 1833 am Savoyerzug teilgenommen und gehörte zum Jungen Deutschland, letzterer kam im Herbst 1834 in die USA, war Arzt u. a. in New York und St. Louis, wo er gemeinsam mit einem

115 Vgl. Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, 5. Aufl. München: C. H. Beck 1991, S. 310; ders.: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie, München: C. H. Beck 1992, S. 250f.

116 Cornelia Foerster: Der Preß- und Vaterlandsverein von 1832/33. Sozialstruktur und Organisationsformen der bürgerlichen Bewegung in der Zeit des Hambacher Festes (Trierer historische Forschungen, Bd. 3), Trier: THF 1982; dies.: Das Hambacher Fest 1832. Volksfest und Nationalfest einer oppositionellen Massenbewegung. In: Dieter Düding/Peter Friedemann/Paul Münch (Hrsg.): Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1988, S. 113-131.

117 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), B. I. Urburschenschaft und frühe Burschenschaft, 1815-1850, d. Urburschenschaft, Örtliche Burschenschaften: Jena.

118 Von Senger und Etterlin: Neu-Deutschland (wie Anm. 37), S. 186f.; Reiter: Politisches Asyl (wie 37), S. 128f.; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 18.

der Engelmann-Brüder – Georg (1809-1884), Heidelberger, Berliner und Würzburger Burschenschafter – eine gutgehende Praxis unterhielt. 1846/47 Militärarzt im Amerikanisch-Mexikanischen Krieg, setzte sich Wislizenus 1848/49 in den USA für die deutsche Revolution wie überhaupt für das politische Leben ein, war wissenschaftlich tätig als Meteorologe, Geologe und Botaniker, gründete die Academy of Science in St. Louis und die Missouri Historical Society und galt allgemein als „hervorragender Vertreter des Deutschtums in den USA“[119] – in kaum einer Person werden die akademischen Netzwerke zwischen Deutschland und den USA deutlicher. Dass sich Wislizenus darüber hinaus bei den Demokraten und gegen den Nativismus engagierte, war gleichfalls charakteristisch für die eingewanderten Deutschen.[120]

Auch nach 1848/49 ging die Debatte über Amerika und die USA unter deutschen Studenten weiter, wobei das amerikanische Modell immer mehr an Anziehungskraft verlor, immer fremdartiger und immer weniger auf die deutschen Verhältnisse übertragbar erschien.[121] Zu dieser Veränderung beigetragen haben auch Burschenschafter mit ihren Werken, die wie Karl Nauwerck (1810-1891) in seinem *Statistischen Wörterbuch über die Vereinigten Staaten* (1853) oder Julius Fröbel (1805-1893) in *Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen, Studien* (2 Bde., 1857/58) das Land jenseits des Atlantiks mehr und mehr entzauberten, so dass es immer weniger als mögliche Alternative betrachtet wurde.[122] Nach 1871 hatte sich dies endgültig erledigt,

119 BAK, DB 9 (wie Anm. 5), M. Burschenschafterlisten, Breidenstein, August Friedrich; ebd., Wislizenus, Friedrich Adolf; ebd., Engelmann, Georg; Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/1, S. 131f. u. I/6, S. 347-349; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 430f., Nr. 2044; Klemke: Emigration (wie Anm. 28), S. 44, 57 u. 139.

120 Vgl. ebd., S. 27f.

121 Siehe Anm. 117; BAK, DB 9 (wie Anm. 5), I. Örtliche und einzelne Burschenschaften, Jena, 1855, 1865; ebd., Leipzig, 1859, 1867.

122 Nauwerck gehörte seit 1828 der Bonner, Fröbel seit 1830 der Jenaischen Burschenschaft an, zu ihnen vgl. u. a.: Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/2, S. 80-82 u. I/8, S. 108-111; Lönnecker: Die Mitglieder der Jenaischen Burschenschaft (wie Anm. 5), S. 221, Nr. 526; Rainer Koch: Demokratie und Staat bei Julius Fröbel 1805-1893. Liberales Denken zwischen Naturrecht und Sozialdarwinismus (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 84), Wiesbaden: Franz Steiner 1978; ders.: Julius Fröbel: Demokratie und Staat. In: Freitag: Die Achtundvierziger (wie Anm. 34), S. 146-159; Lars

Deutschland war vereinigt, wurde zur Großmacht und schickte sich an, selbst einen „Platz an der Sonne" zu erobern, was von den meisten Studenten mitgetragen wurde.[123] Völlig obsolet geworden waren Gedanken wie die Theodor Pösches[124] und Karl/Charles Goepps (1827-1907): Sie hatten unter dem Einfluss des Struve-Freunds und Bonner Burschenschafters Karl Peter Heinzen (1809-1880) 1853 das Buch *The New Rome. The United States of the World* herausgebracht und darin die Ansicht vertreten, „die USA solle Ausgangspunkt einer politischen Umgestaltung aller Nationen werden und nach und nach der Mittelpunkt sein, an den sich die regenerierten europäischen Staaten anschließen sollten, eine Art Völkerrepublik mit dem Zentripetal-Punkt der Vereinigten Staaten".[125] Ihr Glaube an die historische Mission der

---

Lambrecht: Karl Nauwerck (1810-1891) – Radikaldemokrat aus Mecklenburg mit europäischem Blickfeld. In: Michael Heinrichs/Klaus Lüders (Hrsg.): Modernisierung und Freiheit. Beiträge zur Demokratiegeschichte in Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin: Stock-und-Stein 1995, S. 595-619; ders.: Karl Nauwerck – ein „bekannter patentirter Revolutionär". Herkunft und Jugend – von der Aufklärung zum Aufbegehren (Forschungen zum Junghegelianismus, Bd. 22), Frankfurt a. M./Bern/Wien: Peter Lang 2016.

123 Die Formel vom „Platz an der Sonne" – der von Reichskanzler Bernhard von Bülow 1897 geprägte Begriff erschien seither regelmäßig – griffen Studenten gern auf, s. etwa: BAK, DB 9 (wie Anm. 5), B. III. Allgemeiner Deputierten-Convent (ADC)/Deutsche Burschenschaft (DB), 1881-1919, 2. Protokolle, ADC-Tag, Burschentag, 1898. Zu den Universitäts-Burschenschaften im Kaiserreich bereitet Herr Franz Egon Rode, Stuttgart, eine Dissertation vor, daher immer noch grundlegend: Georg Heer: Geschichte der Deutschen Burschenschaft. Bd. 4: Die Burschenschaft in der Zeit der Vorbereitung des zweiten Reiches, im zweiten Reich und im Weltkrieg. Von 1859 bis 1919 (QuD, Bd. 16), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1939, 2. Aufl. 1977; zu Burschenschaften an Technischen Hochschulen siehe: Frank Grobe: Zirkel und Zahnrad. Ingenieure im bürgerlichen Emanzipationskampf um 1900 – Die Geschichte der technischen Burschenschaft (DuQ, Bd. 17), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 2009.

124 Siehe Anm. 108.

125 Dvorak: Lexikon (wie Anm. 5), I/4, S. 339; zu Heinzen vgl. u. a.: ebd., I/2, S. 288f.; Hellmut G. Haasis: Heinzen, Karl. In: Manfred Asendorf/Rolf von Bockel (Hrsg.): Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus fünf Jahrhunderten. Ein Lexikon, Stuttgart/Weimar: Metzler 1997, S. 253-254. Goepp war kein Burschenschafter, zu ihm vgl.: Daniel Nagel: Von republikanischen Deutschen zu deutsch-amerikanischen Republikanern. Ein Beitrag zum

USA zur Befreiung Europas und der Welt stieß nur noch auf Unverständnis, sollte aber 1917 unter völlig anderen Vorzeichen eine Auferstehung erleben, die von den zeitgenössischen Deutschen zumeist als aggressiv und anmaßend empfunden wurde und nicht wenig zum Antiamerikanismus der 1920er Jahre beitragen sollte.[126]

Identitätswandel der deutschen Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten 1850-1861 (Mannheimer Historische Forschungen, Bd. 33), St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2012, S. 33, 64, 68-70, 75, 79, 88-90, 108, 112f., 117f., 127-132, 135f., 142, 148, 151, 167, 177f., 180f., 187, 197, 201, 203, 218, 251, 267f., 274, 356, 358f., 398, 441, 450, 515f., 526, 569, 571-573 u. 581.

126 Vgl. Klaus Schwabe: Deutscher Anti-Amerikanismus in den Zwanzigerjahren. In: Thomas Stamm-Kuhlmann/Jürgen Elvert/Birgit Aschmann/Jens Hohensee (Hrsg.): Geschichtsbilder. Festschrift für Michael Salewski zum 65. Geburtstag (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft, Beih. 47), Stuttgart: Franz Steiner 2003, S. 106-118.

Ladislaus Ludescher (Heidelberg)

„Ein Werk, das für die Jahrhunderte bestimmt ist [...]“

Die Erinnerung an die Amerikanische Revolution in der Literatur des Vor- und Nachmärz

1. Einleitung

Seit der (Wieder-)Entdeckung Amerikas 1492 fungierte die Neue Welt immer wieder als Projektionsfläche und Gegenfolie zu den als dekadent empfundenen ethischen und soziopolitischen Verhältnissen in Europa. Dies ist insbesondere auch für die Autoren der Vor- und Nachmärzliteratur gültig, die, gespeist aus den enttäuschten Erfahrungen in der Zeit um die Revolution von 1848/49, in der transatlantischen Welt respektive den Vereinigten Staaten von Amerika eine Plattform zur Verwirklichung ihrer Ideale erkannten.

Sinnbild für den Antagonismus von Alter und Neuer Welt waren für zahlreiche Beobachter die beeindruckenden, ganz oder weitgehend unberührten Landstriche im Westen der Vereinigten Staaten, die eine für sie in Europa untergangene Ursprünglichkeit und Authentizität verkörperten. In Karl Wilhelm Theodor Frenzels (1827-1914) dreibändigem historischem Roman *Freier Boden* (1868) wird beispielsweise über Amerika berichtet: „Die Arbeit des Menschen hat hier noch nicht das ursprüngliche Anlitz [sic] der Natur geändert; aus der Erde dampft noch die alte Urkraft zu ihm empor.“[1]

In den Augen der Literaten konnte sich hierdurch in den Vereinigten Staaten eine tugendhafte, Europa moralisch überlegene Gesellschaft herausbilden. So ist in dem ebenfalls dreibändigen historischen Roman *Thaddäus Kosciusko* (1843) des katholischen Theologen Heribert Rau (1813-1876) über die Neue Welt zu lesen: „In Europa freilich kennt man nur seinen eignen Vortheil; aber hier, im Schooße einer freien, Gott gesegneten, Natur, lernen wir uns mit gleicher Liebe umfassen.“[2] In *Freier Boden* erklärt Marquis

1 Karl [Wilhelm Theodor] Frenzel: Freier Boden. 3 Bde., Hannover: Rümpler 1868, hier Bd. 3, S. 51.

2 Heribert Rau: Thaddäus Kosciusko. 3 Bde., Stuttgart: Franck 1843, hier Bd. 2, S. 21. Ebenso konfrontiert ein Quäker einen Deutschen mit der Aussage: „Du kommst ja von Europa her, wo der Egoismus als Weisheit gepriesen wird und die Grundlage aller Handlungen ist.“ Ebd., S. 29.

Bertrand von Thouars, „ein Freund der Nordamerikaner“[3], der sich bereits während des Siebenjährigen Krieges in der Neuen Welt aufhielt, voller Bewunderung: „Drüben habe ich gelernt, was man in Europa nicht mehr lernen kann: Mensch zu sein.“[4] Auch der sich den amerikanischen Revolutionstruppen anschließende hessische Hauptmann Otto von Lorsberg, „Hamlet und Werther in einer Person“[5], akzentuiert die transatlantische Opposition, indem er seine Ankunft in Amerika emphatisch mit den Worten kommentiert: „Aus den Fesseln fürstlicher Tyrannei entflohen, begrüße ich hier die Morgenröthe der Freiheit!“[6]

In Frenzels Roman erscheinen die USA als junges, vitales „Land der Zukunft“[7], in dem die Geschichte schneller voranschreitet als im „alten Europa“.[8] Der Topos des jungen, unverbrauchten und natürlichen Landes wird zu Beginn des dritten Bandes geografisch deutlich mit den Dreizehn Kolonien bzw. Staaten an der Ostküste Nordamerikas in Verbindung gebracht. Hier führt der Erzähler aus:

> Alt geworden in gewohnten Formen, übersäet mit Ruinen und Gräbern, in einer tausendjährigen Kultur versteint, lagen Asien und Europa müde und thatensatt, sie hatten ihren Weltgang vollendet: Amerika begann den seinigen. Aber nicht von jenen Küsten, welche die Spanier zuerst betraten, sollte diese langsame, aber unaufhaltsame Erneuerung der Lebens- und Staatsformen ausgehen, sondern von den nördlich gelegenen unwirthbaren Gestaden. In den Wäldern Neu-Englands und Virginiens wurde der amerikanische Genius geboren.[9]

Obwohl die Vereinigten Staaten „keine Mythen und keine Heldensage“ haben[10], erscheinen sie als wiedererstandene Antike, die als vorbildlich erachtet wird, in Europa jedoch untergegangen ist. Marquis von Thouars erinnert sich: „Uns Jüngeren erschienen die Ufer des Monongahela wie die Ufer des Flusses in der Ebene von Ilion, an denen die Griechen und

3 Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 117.
4 Ebd., S. 112.
5 Ebd., S. 166.
6 Ebd., Bd. 2, S. 282. Siehe auch ebd., Bd. 1, S. 256.
7 Ebd., Bd. 3, S. [1].
8 Ebd., Bd. 1, S. 30.
9 Ebd., Bd. 3, S. [1]f.
10 Ebd., S. 2.

Trojaner gekämpft.“[11] Die Unterstützung der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung durch den Marquis kommentiert der Erzähler mit den Worten: „[D]er Gedanke, für eine große Sache mit Rath und That einzustehen, an der Gründung einer Republik, der Nachahmerin Athens und Roms, teilzunehmen, begeisterte ihn.“[12] In einem fiktiven Gespräch der beiden Forscher Georg Forster (1754-1794) und Samuel Thomas von Soemmerring (1755-1830) mit einem Wirt, dessen Neffe auf Seiten der amerikanischen Patrioten kämpft, kommt dieser Gedanke ebenfalls zum Ausdruck, wenn es heißt: „Dafür haben sie eben eine Republik in Amerika, will sagen einen Staat, wo ein Jeder ein freier Mann ist, wie es vor Zeiten in Griechenland und Italien auch gewesen ist [...].“[13]

Die Absicht, in den Vereinigten Staaten einem triadischen Modell gemäß, das in Europa untergegangene Ideal der Antike wiedererstehen zu lassen und die antiken Vorbilder sogar zu überflügeln, wird von Thomas Randolph dezidiert artikuliert, der leidenschaftlich ausruft: „Raum ist hier für eine Republik, größer als Rom und freier als Athen! Die Lehren, die Plato, Demosthenes und Cicero dem Alterthume verkündigt, machen wir auf diesem Boden wahr.“[14] Im dritten Band kann der Marquis schließlich nach der erlangten Unabhängigkeit der ehemaligen Dreizehn Kolonien vom Mutterland konstatieren:

> Bürgertugend und Menschenwürde sind nicht mit Griechen und Römern aus unserer Welt verschwunden, herrlicher leben sie auf diesem Boden wieder auf. Dem Beispiele, das uns Amerika gegeben, sollen wir nacheifern.[15]

Die Vereinigten Staaten werden damit gewissermaßen zu einer *Nova Troja* bzw. *Nova Roma*[16], deren Vorbildlichkeit zur Nachahmung anregen soll.

Vorstellungen wie diese gehörten zu den generationsübergreifend etablierten Amerikabildern, die in der Literatur eine weite Verbreitung fanden.

---

11 Ebd., Bd. 1, S. 144. Siehe auch ebd., S. 147.
12 Ebd., Bd. 2, S. 127.
13 Ebd., Bd. 1, S. 95.
14 Ebd., Bd. 2, S. 282.
15 Ebd., Bd. 3, S. 252.
16 Siehe hierzu auch Friedrich Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika. Ein dramatisches Gedicht, St. Louis/New York/Philadelphia: Lamers u. Co. 1864, hier 2. Abteilung. 1. Akt. 1. Szene, S. 42; 7. Szene, S. 96.

Die Untersuchung von poetischen und nichtfiktionalen Texten unter einem imagologischen Paradigma ermöglicht einen Einblick in die zeitgenössischen Vorstellungen von der Neuen Welt. Die deutschsprachigen Schriften geben jedoch nicht nur Zeugnis über die verbreiteten Amerikabilder, die gewonnenen Rezeptionsmuster lassen auch Rückschlüsse auf die Vorstellungswelt der Rezipienten zu. Die Rezeption eines Gegenstandes vermittelt nicht nur Informationen zum Rezipierten, sondern gerade auch zum Rezipienten, der einzelne Aspekte des Wahrgenommenen akzentuieren oder aber nivellieren kann. Insofern ist die Wahrnehmung der Amerikanischen Revolution in der fiktionalen und nichtfiktionalen Literatur der Vor- und Nachmärzzeit von besonderem Interesse, da sie aufzeigt, welche Gesichtspunkte eines als vorbildlich erachteten historischen Ereignisses in einer politisch brisanten Zeit eine Rolle spielten. Zusätzliche Aufschlüsse gewährt der Blick auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der deutschsprachigen Rezeption der Revolution dies- und jenseits des Atlantischen Ozeans.

2. Die Rezeption der Amerikanischen Revolution als welthistorisches und kosmopolitisches Ereignis

Äquivalent zu diesem Konzept der Vorbildlichkeit der Vereinigten Staaten ist, dass von den deutschsprachigen Intellektuellen die Amerikanische Revolution als „[e]in Werk, das für die Jahrhunderte bestimmt ist“[17], in eine welthistorische Dimension eingebettet und als Ereignis mit kosmopolitischer Tragweite wahrgenommen wird.[18] Während Eduard Widenmann (1801-

17 Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 240.

18 Aus historischer Perspektive ist die Amerikanische Revolution in ausgesprochen umfangreicher Weise untersucht und dargestellt worden. Neben vielen amerikanischen Forschern haben sich auch zahlreiche deutschsprachige Historiker mit den transatlantischen politischen Entwicklungen beschäftigt. Unter den neueren Forschungstiteln wären z. B. zu nennen: Michael Hochgeschwender: Die Amerikanische Revolution. Geburt einer Nation 1763-1815, München: C. H. Beck, 2. Aufl. 2017; Hermann Wellenreuther: Von Chaos und Krieg zu Ordnung und Frieden. Der Amerikanischen Revolution erster Teil, 1775-1783 (Geschichte Nordamerikas in atlantischer Perspektive von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 3), Münster: LIT 2006, ders.: Von der Konföderation zur Amerikanischen Nation. Der Amerikanischen Revolution zweiter Teil, 1783-1796 (Geschichte Nordamerikas in atlantischer Perspektive von den Anfängen bis zur Gegenwart,

1854; Wirkungsdaten: 1828-1875) sie 1826 als „Schauspiel, das die Welt vorher nie gesehen hatte“[19], bezeichnete, vertrat Heinrich Elsner (1806-1858) 1835 die Meinung:

> Mit Recht beginnt der Geschichtschreiber einen neuen Akt des großen Drama's der Menschengeschichte mit der Losreißung der nordamerikanischen Kolonien von dem Mutterstaate, weil hier zuerst diejenigen Ideen reiften und

Bd. 4), Münster: LIT 2016. Eine kompakte Übersicht bietet Charlotte Lerg: Die Amerikanische Revolution (UTB, Bd. 3405), Tübingen/Basel: Francke/Attempo 2010. Mit der zeitgenössischen Rezeption der Revolution in den deutschen Staaten hat sich der Historiker Horst Dippel in seiner umfangreichen Dissertation beschäftigt, die für das Thema bis heute als maßgeblich gilt: Horst Dippel: Deutschland und die amerikanische Revolution. Sozialgeschichtliche Untersuchung zum poetischen Bewußtsein im ausgehenden 18. Jahrhundert. Diss. phil., Köln 1972. 1977 und 1978 wurde die Arbeit in einer englischsprachigen Übersetzung publiziert: ders.: Germany and the American Revolution, 1770-1800. A Sociohistorical Investigation of Late Eighteenth-Century Political Thinking. Diss., Chapel Hill (North Carolina): University of North Carolina Press 1977; ders.: Germany and the American Revolution, 1770-1800. A Sociohistorical Investigation of Late Eighteenth-Century Political Thinking (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 90). Diss., Wiesbaden: Franz Steiner 1978. Demgegenüber lagen zur Rezeption der Revolution in deutschsprachigen poetisch-fiktionalen Texten lange Zeit nur selektive Einzeluntersuchungen vor, die zu einem großen Teil von interessierten Deutsch-Amerikanern aus der Zeit um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert stammten. Die zeitgenössische deutschsprachige literarische Rezeption der Amerikanischen Revolution zu beiden Seiten des Atlantiks, d. h. nicht nur in den deutschen Territorialstaaten, sondern auch in den nordamerikanischen Dreizehn Kolonien bzw. in den USA hat der Verfasser dieses Aufsatzes in seiner Dissertation untersucht, die voraussichtlich 2018 unter dem Titel „‚Sey mir willkommen! Land der Freyheit!‘ Amerika und die Amerikanische Revolution in der deutschsprachigen Literatur des 18. Jahrhunderts“ in der Reihe Frühe Neuzeit des De Gruyter-Verlages erscheinen wird. Dort findet sich in der Einleitung (Kapitel I) auch eine umfangreichere Übersicht und Zusammenfassung der Forschungslage. Zur Wahrnehmung der Revolution im amerikanischen *Antebellum* siehe: Karsten Fitz: The American Revolution Remembered, 1830s to 1850s. Competing Images and Conflicting Narratives (American Studies, Bd. 186), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 2010.

19 Ed[uard] Widenmann: Die nordamerikanische Revolution und ihre Folgen. Ein Versuch, Erlangen: Palm und Enke 1826, S. 22.

auf welthistorischem Schauplatze diejenigen Fragen beantwortet wurden, um welche sich die Politik und der Kampf des Jahrhunderts bewegt.[20]

Ähnlich verhält es sich in der in Blankversen verfassten, von ihrem Autor Friedrich Schnake (Franz Arnold Friedrich von Schnathorst, 1834-?)[21] mit der Gattungsangabe *Ein dramatisches Gedicht* versehenen *Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika* (1864), die sich durch ein ausgesprochen weitverzweigtes Personenverzeichnis historischer Gestalten der Amerikanischen Revolution auszeichnet (Abb. 1) und deren Szenen an zahlreichen historisch bedeutsamen Orten beiderseits des Atlantiks lokalisiert sind (Abb. 2).[22]

In Schnakes versifiziertem Text erkennt Thomas Paine (1737-1809) die Entwicklungen in der Neuen Welt als Teil eines natürlichen und unaufhaltsamen Prozesses in der Weltgeschichte. Sie stellt für ihn die reale Umsetzung der zeitgenössischen aufklärerischen philosophischen Gedanken dar. Er gelangt zu dem Schluss:

Kein schlauer Staatsmann schmiedete den Plan
Zu dieser Völkerrevolution –
Sie ist das Kind der Weltgeschichte.
Der Geist der Weltgeschichte drängte, stieß
Unwiderstehlich dieses Volk zum Kampf;
Denn eine höh're Macht beherrscht das Schicksal
Der Völker; sie heißt Weltentwicklung.

20 Heinrich Elsner: Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten. Mit den Lebensbeschreibungen der vier berühmtesten Männer desselben: Washington, Franklin, Lafayette und Kosciuszko, Stuttgart: Scheible 1835, S. [5].

21 Schnake wurde am 10. Juli 1834 in Paderborn geboren und wanderte 1853 in die Vereinigten Staaten aus, wo er für deutsch-amerikanische Zeitungen in Illinois arbeitete und später am Bürgerkrieg (1861-1865) als Offizier auf Seiten der Union teilnahm. Zu ihm siehe: Robert E. Ward: A Bio-Bibliography of German-American Writers 1670-1970, White Plains (New York): Kraus International Publications 1985, S. 266.

22 Der über 350 Seiten lange, dem Vorwort zufolge nicht mit Aufführungsabsicht verfasste Text, bei dem es sich um ein bedeutendes Beispiel der deutsch-amerikanischen Rezeption der Revolution handelt, ist in drei „Abteilungen" geteilt und deckt zeitlich die Dekade von der Boston Tea Party 1773 bis zum Rücktritt George Washingtons (1732-1799; Amtszeit 1789-1797) als Oberbefehlshaber der Kontinentalarmee 1783 in Annapolis/Maryland ab.

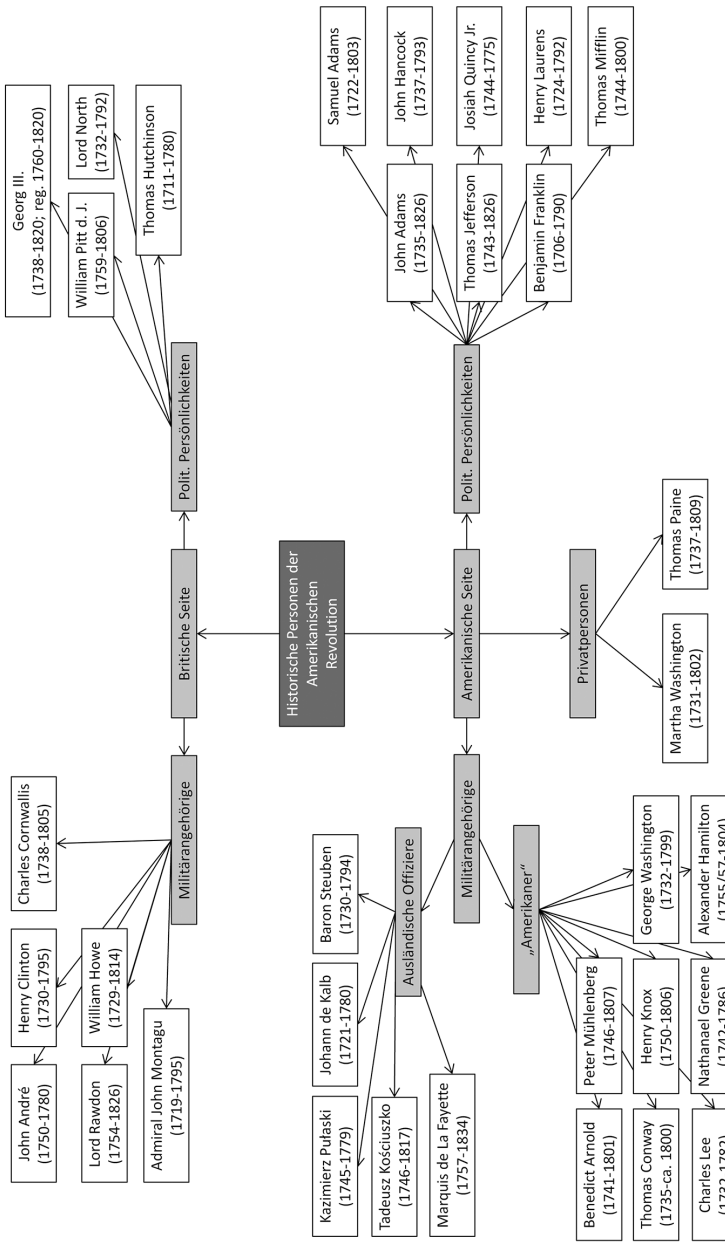


Abb. 1: Historische Personen in Friedrich Schnakes *Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika* (1864).

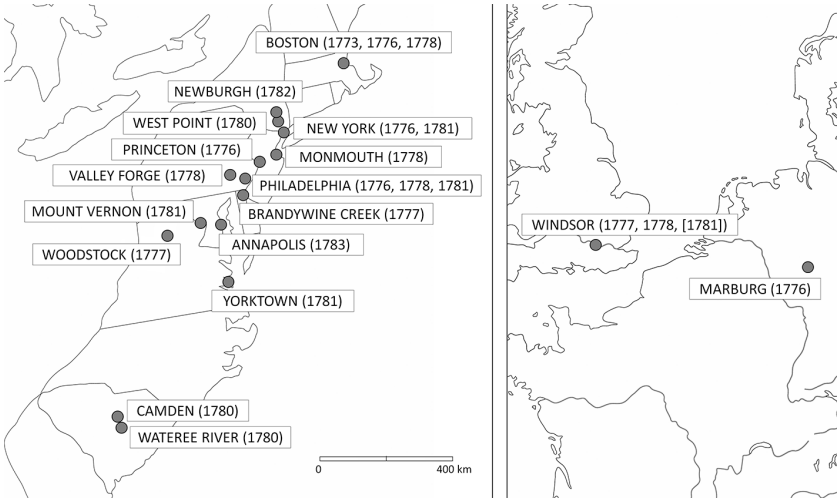


Abb. 2: Identifizierbare Handlungsorte der Szenen in Friedrich Schnakes *Unabhängigkeits-Erklärung* (mit Angabe der Jahreszahlen).

Die Weltgeschichte unsrer Tage aber
Ist Revolution, nicht stiller Fortschritt.
So ist dies Volk der Träger der Ideen
Der letzten Hälft' des achtzehnten Jahrhunderts.[23]

Bei Schnake wird die Unabhängigkeitsbewegung mit der *Magna Charta* (s. u.) und der *Glorious Revolution* von 1688/89 in England in Verbindung gebracht.[24] Auffällig ist außerdem, dass in einigen Texten die Amerikanische Revolution in die Nähe der protestantischen Reformation gerückt wird und teilweise sogar als ihre konsequente Fortsetzung erscheint. Im *Freien Boden* ist zu lesen: „[D]er amerikanische Geist fand eine Gelegenheit, wie

23 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 3. Akt. 1. Szene, S. 207.

24 Siehe ebd., 1. Akt. 5. Szene, S. 82.

sie bisher nur einmal dem deutschen Volke in seiner Reformation geboten worden [...].“[25]

Markant ist darüber hinaus, dass die ethnische Pluralität der amerikanischen Freiheitskämpfer betont und dadurch der kosmopolitische Ansatz und die pannationale Gültigkeit der Bewegung unterstrichen wird.[26] Über Philadelphia berichtet der Erzähler:

> In dieser Stadt, dem Sitze des Congresses der dreizehn vereinigten Staaten, gaben sich die Völker der alten Welt in der neuen ein Stelldichein. Mit Lafayette waren französische Edelleute, mit Kosciusko Polen hinübergekommen; den Spuren Steuben's folgten Deutsche; der Irländer gab dem Spanier die Hand. Die Weltverbrüderung begann in den Straßen Philadelphia's.[27]

In der *Unabhängigkeits-Erklärung* von Schnake wird der Translationswunsch des kosmopolitischen Gedankens, wie er in der Amerikanischen Revolution zum Ausdruck kommt, deutlich, wenn George Washington vor Thomas Paine, Kazimierz Pułaski (1745-1779), Tadeusz Kościuszko (1746-1817), Friedrich Wilhelm von Steuben (1730-1794), (Baron) Johann de Kalb

---

25 Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 15f. Gustav Adolph Neumanns (1813-1886) in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts publiziertes Gedicht „Christian Schell“ setzt ebenfalls mit den Worten an:

> Das Lutherlied, das Siegeslied,
> Das trugen uns're Alten
> Zur neuen Heimath, um es hier
> Als Banner zu entfalten[.]

Gustav Adolph Neumann: Christian Schell. In: H[einrich] A[rmin(ius)] Rattermann (Hrsg.): Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album der Ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 3 Bde. (Gesammelte Ausgewählte Werke von H. A. Rattermann, Bd. 10-12), Cincinnati: Selbstverlag des Verfassers 1911, hier Bd. 2, S. 493-495, zitiert 1. Strophe. 1.-4. Vers, S. 493. Siehe auch Elsner: Befreiungskampf (wie Anm. 20), S. 6; Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 1. Abteilung. 1. Szene, S. 12 und 2. Abteilung. 2. Akt. 2. Szene, S. 122.

26 In Karl Peters 1865 entstandenem Gedicht „Ermuthigung“ ist von „[d]er großen Völkerrepublik“ die Rede, vgl. dazu: Karl Peter: Ermuthigung. In: ders.: Gesammelte Schriften, Milwaukee: Freidenker Publ. Co. 1887, S. 41f., hier 2. Strophe. 8. Vers, S. 41.

27 Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 78.

(1721-1780) und dem Marquis Marie-Joseph Motier de La Fayette (1757-1834) die Hoffnung formuliert:

> O möchten jene vier gewalt'gen Völker,
> Die wir auf diesem Fleck repräsentieren,
> Sich so die Hände reichen, wie wir thun,
> Zu einem unauflöslich festen Bunde!
> Dann wär' das tausendjähr'ge Reich gekommen,
> Der blut'ge Krieg für immer festgebannt.[28]

Allgemein gehört das Motiv der völkerübergreifenden Zusammengehörigkeit aller Menschen unter dem Schirm der Freiheit zum festen Repertoire der deutsch-amerikanischen Unabhängigkeitstagslyrik. So tritt der Sprecher einer anonym veröffentlichten *Ode zum 4. Juli 1830* für den „Weltenbürger-Sinn"[29] ein und ein Chor ergänzt feierlich: „So wie Gott der Vater heißt, / So sind alle Menschen Brüder."[30] Bei Schnake macht der Hauptverfasser der Unabhängigkeitserklärung, Thomas Jefferson (1743-1826; Amtszeit 1801-1809), angesichts eines von ihm imaginierten amerikanischen Freiheitskämpfers ebenfalls deutlich: „Du kämpfst für aller Menschen hohes Recht[.]"[31]

Der Zusammenschluss von Vertretern unterschiedlicher Herkunft unter dem sie alle verbindenden Freiheits- und Selbstbestimmungsgedanken im Unabhängigkeitskrieg wird damit zum Exempel, dem andere, auch europäische, Völker nachfolgen sollen. In Max Lilienthals Gedicht *Yorktown* lauten dementsprechend die letzten beiden Strophen:

> Kommt Völker nun und lernet
> Von unserm Siegeslohn,
> Es gilt der Welt, der ganzen
> Wenn siegt ein Washington.

28 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 3. Akt. 1. Szene, S. 216.

29 [Anonym]: Ode zum 4. Juli 1830. In: Rattermann: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (wie Anm. 25), Bd. 1, S. 435-437, hier S. 436.

30 Ebd.

31 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 5. Szene, S. 80.

Auf! Schwingt den Sternenbanner,
Vom Lorbeerkranz umweht,
Für alle Menschenbrüder
Die neue Zeit ersteht![32]

Ähnlich fordert der Sprecher in Lilienthals Gedicht *Der Obelisk auf Bunkerhill*[33] zum Schluss:

Steh' als der Freiheit Leuchtthurm
An sturmbewegter See,
Daß Völker nicht verzweifeln
In ihrem Freiheitsweh.

Rag' als die höchste Spitze
Am Freiheitsbaum empor,
Und grüß' die ganze Menschheit
Mit unsrer Trikolor.[34]

Und auch bei Frenzel wird prognostiziert:

> Wenn sie in Amerika die Republik aufrecht erhalten können, wird von dort ein Strom des Lichtes ausgehen, unendlich, allerwärmend, wie von der ewigen Sonne. Früher oder später wird sich die alte Welt in diesem Strom verjüngen; ein neuer Frühling des Menschengeschlechts wird anbrechen und Freiheit, Recht und Duldung an die Stelle der Gewalt und des Aberglaubens treten.[35]

In Schnakes *Unabhängigkeits-Erklärung* greift der Bostoner Metzger Brown die Licht- bzw. Wärmemetaphorik, die an Friedrich Gottlieb Klopstocks (1724-1803) Amerika-Exkurs in dessen Ode *Sie, und nicht wir* erinnert[36],

32 Max Lilienthal: Yorktown. In: ders.: Freiheit, Frühling und Liebe. Gedichte, Cincinnati: Bloch und Co. 1857, S. 25f., hier Strophe 6f., S. 26.

33 Das über 60 Meter hohe Bunker Hill Monument wurde 1843 feierlich eingeweiht und soll an die für das Selbstbewusstsein der amerikanischen Patrioten bedeutende Schlacht von Bunker Hill im Jahr 1775 erinnern.

34 Max Lilienthal: Der Obelisk auf Bunkerhill. In: Lilienthal: Freiheit, Frühling und Liebe (wie Anm. 32), S. 15f., hier Strophe 5f., S. 15f.

35 Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 257.

36 Dort heißt es: „[...] An Amerikas Strömen / Flammt schon eigenes Licht, leuchtet den Völkern umher.“ Friedrich Gottlieb Klopstock: Sie, und nicht wir. An La

auf und verweist auf den globalen, transepochal gültigen Freiheitsanspruch der Amerikanischen Revolution, bei dem sich der Textrezipient des 19. Jahrhunderts wohl direkt angesprochen gefühlt haben dürfte:

> Wir wollen hier ein Feuer uns entzünden,
> Das dann den ganzen Erdkreis wärmen soll,
> In dessen heller Flamme einst die Enkel
> Den Freiheitsphönix sich entfalten seh'n.[37]

3. Sympathiebekundungen und Legitimation der Revolution

Die Erhebung der Amerikanischen Revolution zum allumfassenden Vorbild für andere Völker, darunter auch für die deutsche Nation, impliziert natürlich eine Identifikation mit ihren Leitvorstellungen und Zielsetzungen. In der Tat ist die Überzeugung, dass der Separationsprozess vom Mutterland gerechtfertigt und sogar notwendig war, unter den Rezipienten in der Vor- und Nachmärzliteratur so dominant, dass sie in der fiktionalen Literatur nahezu ausnahmslos geteilt wird.[38] Während im *Freien Boden* unter der

---

Rochefoucauld. In: ders.: Ausgewählte Werke. Hrsg. von Karl August Schleiden. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1969, S. 142f., hier S. 143.

37 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 1. Abteilung. 1. Szene, S. 9. Der realhistorische Bezug europäischer Politiker und Freiheitskämpfer auf das amerikanische Vorbild wird am Beispiel von Lajos Kossuth (1802-1894) besonders deutlich, der sich während der Revolution 1848/49 erfolglos um die Unabhängigkeit Ungarns von der Habsburgermonarchie bemühte. 1851/52 reiste er in die Vereinigten Staaten, wo er als „zweiter" bzw. „ungarischer Washington" gefeiert wurde. Dem Besuch Kossuths am Grabe Washingtons auf Mount Vernon setzte der Deutsch-Amerikaner Caspar Butz (1825-1885) ein literarisches Denkmal. Siehe Caspar Butz: Kossuth am Grabe Washington's. In: ders.: Gedichte eines Deutsch-Amerikaners, Chicago: Uhlendorff/Steiger 1879, S. 277f.

38 Siehe A[lbert] E[mil] Brachvogel: Des großen Friedrich Adjutant. Historischer Roman. 4 Bde., Berlin: Janke 1875, hier Bd. 2, S. 111-114; Max Lilienthal: Lexington. In: Lilienthal: Freiheit, Frühling und Liebe (wie Anm. 32), S. 13f., hier 4. Strophe, S. 13; Karl Schmeling: Port James und die Washington-Insel. Historischer Roman aus der Zeit des nord-amerikanischen Befreiungskrieges, Berlin: Sacco 1865, hier Bd. 1, S. 12.

pointierten Formel „Volkes von Gottes Gnaden“[39] auf die Volkssouveränität verwiesen wird, lässt Heribert Rau in seinem Kościuszko-Roman Washington die Idee des Widerstandsrechts folgendermaßen artikulieren:

> Man ist endlich zu der Ueberzeugung gekommen: daß nicht die Nationen für die Fürsten, sondern die Fürsten für die Völker da sind. Aus dieser Ueberzeugung geht aber sehr natürlich das, dem Volke zustehende, Recht hervor, seine Regierung, sobald dieselbe ihre Pflicht als volksthümliche Vertreterin und Handhaberin der Gesetze, nicht erfüllt, in Anklagestand zu bringen oder auch ganz abzusetzen.[40]

Besonders deutlich ist die Legitimation der Revolution in der *Unabhängigkeits-Erklärung* von Schnake zu spüren, die ein äußerst manichäisches Bild entwirft.[41] Während die Patrioten als tugendhafte Freiheitskämpfer erscheinen, schrecken die Briten nicht vor Grausamkeiten zurück, um ihre Ziele zu erreichen. So droht der royalistische Gouverneur von Massachusetts der Stadt Boston, die als Wiege der Unabhängigkeitsbewegung gilt, bei fortgesetztem Widerstand die Vernichtung an: „In einen Aschenhaufen wandl' ich's um / Wenn sich der Bürger England widersetzt.“[42] Außerdem wird darauf hingewiesen, dass die Loyalisten auf die Unterstützung von Indianern zurückgreifen, die „kein Mitleid kennen, / Die weder Weib, noch Kind, noch Greis verschonen“[43] und als „rothe Teufel“[44] bezeichnet werden. Selbst der britische General Henry Clinton (1738-1795) kommentiert diese Allianz mit der Selbstanklage: „Wir sollten uns doch schämen, solche Thaten / Mit Hülfe dieser Wilden zu vollbringen.“[45] Schließlich werden dem ameri-

39 Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 15.
40 Rau: Thaddäus Kosciusko (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 374.
41 Siehe auch A[lbert] E[mil] Brachvogel: Beaumarchais. Historischer Roman. 4 Bde., Jena/Leipzig: Costenoble 1865, hier. Bd. 1, S. 77.
42 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 1. Abteilung. 2. Szene, S. 17.
43 Ebd., 2. Abteilung. 1. Akt. 6. Szene, S. 89.
44 Ebd., 3. Szene, S. 53 u. 54; 2. Akt. 1. Szene, S. 119. „Teufel“ werden nordamerikanische Ureinwohner, denen eine „dämonische Tollheit“ [Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 154] zugeschrieben wird, auch im „Freien Boden“ genannt, siehe ebd., Bd. 2, S. 62.
45 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 6. Szene, S. 89.

kanischen Überläufer Benedict Arnold (1741-1801), der von Rache motiviert ist und mit Judas verglichen wird[46], sogar grausame Militäraktionen gestattet, die an eine Politik der verbrannten Erde erinnern.[47] Die an ihren Mann gerichtete Frage Martha Washingtons (1731-1802), ob Arnold die Stadt Richmond tatsächlich habe abbrennen lassen, beantwortet der Oberbefehlshaber der Kontinentalarmee mit einem Vergleich des Abtrünnigen mit Kaiser Nero (37-68; Amtszeit 54-68). Er erwidert:

> Nur allzu wahr ist das Gerede. – Gleich
> Dem Kaiser Nero, ließ er Richmond sengen,
> Und seine Mörser brüllten Höllensang,
> Als Weiber, Kinder, Greise, Männer heulten,
> Von Schmerz und Wuth zugleich und Tod erfaßt.[48]

Demgegenüber erscheinen die Patrioten als Verfechter der Menschenrechte, auf die an zahlreichen Stellen verwiesen wird.[49] Allgemein wird von den Amerikanern in Schnakes Text wiederholt der Anspruch erhoben, im Recht zu sein bzw. für historisch verbürgte Rechte einzutreten und aus diesem Grund nicht nur moralisch, sondern auch staatsrechtlich überlegen zu sein.[50] Die Beteiligten verweisen dabei unter anderem auf die fehlende

46 Siehe ebd., 4. Akt. 11. Szene, S. 298.

47 So bekennt er in einem Selbstgespräch:

> Ich will mich an dem Feuer Deiner Städte
> An Deiner stolzen Weiler Gluth erwärmen;
> Der Kinder Angstschrei sei mir Musik,
> Und nimmer will ich ruh'n, bis lodernd einst
> Die Unabhängigkeitserklärung fliegt –
> Ein Raub der Flammen – zur Vergessenheit.
> So will ich rächen mich, Du stolzes Land,
> Was ich gemacht, zerstör'n mit eig'ner Hand!

Ebd., 12. Szene, S. 302.

48 Ebd., 5. Akt. 1. Szene, S. 308.

49 Ebd., 1. Abteilung. 1. Szene, S. 13; 2. Abteilung. 2. Akt. 4. Szene, S. 135; 5. Szene, S. 156; 7. Szene, S. 169; 3. Akt. 1. Szene, S. [191] u. 205; 2. Szene, S. 221; 4. Akt. 7. Szene, S. 280; 8. Szene, S. 282; 5. Akt. 10. Szene, S. 333; 3. Abteilung. 1. Szene, S. 336; 4. Szene, S. 350. Siehe auch Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 14f.; Peter: Ermuthigung (wie Anm. 26), 1. Strophe. 3. Vers, S. 41.

50 Siehe Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 1. Abteilung. 1. Szene, S. 10 u. 14; 2. Szene, S. 19; 3. Szene, S. 24, 26-29 u. 33; 2. Abteilung.

Vertretung der Dreizehn Kolonien im britischen Parlament, die schließlich allein das Recht besitzen würden, Steuern unter den Amerikanern zu erheben („No Taxation Without Representation“).[51] Darüber hinaus stützen sie sich explizit auf die *Magna Charta* von 1215[52], in deren Folge schließlich die Amerikanische Revolution vor allem als Verteidigung althergebrachter Rechte verstanden und gedeutet wird.[53] Der Rechtsverstoß auf britischer Seite erscheint bei Schnake als so evident, dass selbst die Gegner der Amerikaner von der Legitimität ihrer Widersacher ausgehen und ihr Unrecht einsehen. In einem Monolog bekennt etwa der von Großbritannien gestützte Gouverneur von Massachusetts Thomas Hutchinson (1711-1780):

> Wir Gouverneure müssen das verhindern,
> Was des Gesetzes Wort uns auferlegt.
> Wir sollen sie nicht schützen, nur verhöhnen,
> So wollen's die geheimen Instructionen.[54]

---

1. Akt. 1. Szene, S. [35], 36 u. 41; 3. Szene, S. 54 u. 59; 4. Szene, S. 65 u. 68; 5. Szene, S. 75, 79, 81 u. 85; 6. Szene, S. 87 u. 95; 8. Szene, S. 102; 2. Akt. 2. Szene, S. 125; 5. Szene, S. 151.

51 Selbstbewusst vertritt der Bostoner Kaufmann und spätere Präsident des Kontinentalkongresses John Hancock (1737-1793) die Auffassung:

> Englands Gesetze sagen aber deutlich:
> ‚Das Volk, im Haus und Parlament vertreten,
> Kann Steuern nur bewill'gen, Niemand anders.'
> Kein König kann sie fordern, sie erzwingen.
> Wir aber sind in England nicht vertreten
> Und werden nicht gefragt um unsern Willen.
> Man will uns unsre alten Rechte nehmen
> Und uns zu Sklaven von Despoten machen.

Ebd., 1. Abteilung. 1. Szene, S. 7. Und kurze Zeit später ergänzt er pointiert: „Wir wollen Steuern selbst bewill'gen können / Im Parlamente, oder keine zahlen.“ Ebd., S. 10. Siehe auch Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 14.

52 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 1. Abteilung. 1. Szene, S. 11; 2. Abteilung. 1. Akt. 5. Szene, S. 69-74; 2. Akt. 7. Szene, S. 167.

53 John Adams (1735-1826; Amtszeit 1797-1801) behauptet in demselben Werk: „Wir wollen nichts, als was uns seit Jahrhundert / Verbrieft, versiegelt übertragen ist.“ Ebd., 1. Abteilung. 3. Szene, S. 28.

54 Ebd., 2. Szene, S. 20.

Mit Blick auf das Einquartierungsrecht räumt er zudem ein:

> Wir stationiren Truppen, wo wir wollen,
> Ganz gegen ihr verbrieftes altes Recht,
> Das keine stehende Armee hier duldet.
> Für diesen König greifen wir in Rechte,
> Die selbst die Majestät hochachten sollte,
> Und machen uns zum Werkzeug des Verraths![55]

Der Gouverneur muss sogar zugeben: „Wenn ich Neu-Englands schlichter Bürger wäre, / So würd' auch ich mich gegen England stemmen[.]"[56] General Clinton artikuliert ebenfalls seine Freude über die kriegsentscheidende britische Niederlage bei Yorktown (1781), da hierdurch die Menschenrechte triumphiert hätten:

> Die rohe Willkür ist einmal erlegen
> Den strenggerechten, ew'gen Menschenrechten.
> Als Brite freu' ich mich der Heldenthat,
> Obgleich mein Heimathsland im Kampf' erlegen.[57]

Schnake geht in seiner Darstellung sogar so weit, dass er den britischen König Georg III. (1738-1820; Amtszeit 1760-1801) sein Unrecht eingestehen und seine Sympathien für den neu entstandenen Staat zum Ausdruck bringen lässt. In einer bizarr anmutenden Szene verkündet dieser nach dem Sieg der Amerikaner panegyrisch:

> Glück auf, Du muth'ger Aar der Völkerfreiheit!
> Glück auf, Du junge, kräft'ge Republik!
> Ein König wünscht Dir Glück und langes Leben.
> O möchtest Du als sich'rer Hort der Freiheit,
> Asyl der Hartbedrängten stets Dich zeigen!
> Wenn blinder Wahn und Despotismus droh'n
> Dem freien Mann, so nimm ihn schützend auf[.][58]

55 Ebd., S. 20f.
56 Ebd., S. 21.
57 Ebd., 2. Abteilung. 5. Akt. 6. Szene, S. 323.
58 Ebd., 8. Szene, S. 326.

Der britische König wünscht sich danach angeblich selbst, „[e]in Bürger jener Republik zu sein“[59], und versichert, dass der Krieg von ihm nur geführt worden sei, um für zukünftige Generationen den Zweifel am metaphysisch bestimmten Ausgang der Ereignisse ausgeräumt zu haben:

> Im Herzen war ich dieser Sache zugethan.
> Doch mußte ich als König sie bekriegen,
> Damit nicht spät're Zeiten sagen können:
> ‚Nur durch den schwachen König gingen die
> Besitzungen verloren!‘ Doch das Schicksal,
> Das über aller Menschen Häuptern waltet,
> Trat ein für die gerechte Sache. Heil
> Dir, junger Adler! Heil Dir, Republik![60]

4. Die Sakralisierung der Amerikanischen Revolution

Bereits in der im vorangehenden Abschnitt zitierten Passage aus Friedrich Schnakes Text wird die Elevation der Amerikanischen Revolution auf eine sakrale Ebene deutlich, da sie schicksalsbestimmt erscheint. Die Sakralisierung der Neuen Welt bzw. der Vereinigten Staaten gehört ebenfalls zu den festen transepochal gültigen Topoi der Amerikarezeption. Wiederholt wird die Neue Welt in den Texten deutschsprachiger Autoren als biblisches Gelobtes Land bezeichnet und die den Atlantik überquerenden Auswanderer mit dem auserwählten Volk Israel verglichen, welches das Schilfmeer (Rote Meer) durchqueren musste.[61] In Karl Frenzels Roman *Freier Boden* erscheint Amerika „unter dem milden Himmel, beschienen von einer glänzenden Sonne, wie ein lichtes Paradies, wie das Land der Verheißung, in welchem Milch und Honig fließt.“[62] Und an anderer Stelle heißt es dort: „Wie die Juden durch die Wüste, hatte er die Pilgrime über das Meer geführt und ihnen das Land gegeben, das von Milch und Honig überfließt.“[63]

Insbesondere in der Natur wird für die Reisenden eine übernatürliche göttliche Präsenz spürbar. So stellt der hessische Hauptmann von Lorsberg

59 Ebd.
60 Ebd., S. 327.
61 Siehe auch Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 34.
62 Ebd., S. 2.
63 Ebd., Bd. 3, S. 8.

im zweiten Band von Frenzels Roman die rhetorische Frage: „Wo wehte der Odem Gottes und der Freiheit, wenn nicht in diesen Wäldern? Ein Frieden, wie ich ihn nie gekannt, waltet darin."[64] Auch in Heribert Raus Kościuszko-Roman kommentiert der Erzähler die Landschaft am Susquehanna River in Pennsylvania, die ein deutscher Reisender zum ersten Mal erblickt, begeistert mit den Worten: „Schien es nicht, als ob die Hand Gottes sich vor ihnen geöffnet hätte, und nun mit einemmale so tausend Schätze reichte?!"[65] Im *Freien Boden* wird die amerikanische Natur sogar wiederholt als biblisches Paradies bzw. als ursprüngliche, reine Welt vor dem Sündenfall beschrieben, zum Beispiel in Marquis von Thouars' Erinnerung: „Rauschen aber im Abendwinde die Wipfel der Bäume zusammen, so ist es, als ginge der Athem Gottes wie am Schöpfungstage darüber hin."[66]

So wie Amerika in Frenzels Werk eine Sakralisierung erfährt, wird auch die Amerikanische Revolution glorifiziert und erscheint in der Folge ebenso göttlich legitimiert. Für die weibliche Romanfigur Virginie ist die metaphysische Intervention auf Seiten der Patrioten evident, wenn sie behauptet: „Gott, der Amerika bisher so sichtlich beschützt hat, wird uns auch in dieser letzten Prüfung nicht verlassen."[67] Ähnlich ist in Schnakes *Unabhängigkeits-Erklärung* George Washington davon überzeugt:

> Ich kann nicht glauben, daß die Vorsehung
> So viel für gar nichts habe thuen können;
> Der große Herr des Weltalls hat uns schon
> Zu weit geführt, als uns noch zu verlassen.[68]

Und Thomas Paine glaubt ebenfalls: „Das Schicksal ist auf unsrer Seite, Siege / Bezeichnen unsern Weg. [...]"[69] Schließlich stimmt auch Thaddeus Kościuszko zu: „Ja, Gottheit – Schicksal – Zufall – oder was? / Beschützet dieses Heldenunternehmen."[70] Der deutschstämmige lutherische Geistliche und General in der Kontinentalarmee Johann Peter Gabriel Mühlenberg

64 Ebd., Bd. 2, S. 92.
65 Rau: Thaddäus Kosciusko (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 30.
66 Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 142.
67 Ebd., Bd. 2, S. 18.
68 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 7. Szene, S. 99.
69 Ebd., 3. Akt. 1. Szene, S. 209f. Siehe auch ebd., S. 213.
70 Ebd., S. 210.

(John Muhlenberg, 1746-1807) teilt den Glauben an den göttlichen Beistand und appliziert diese Vorstellung auf den Topos der Identifikation der amerikanischen Patrioten mit den Israeliten. In einer Predigt versichert er seinen Zuhörern, die er als „Mitbürger! Deutsche Brüder“[71] apostrophiert:

> Der Herr, der einst die Kinder Israel
> Aus Pharaos Händen sicher rettete,
> Wird auch dies Heldenvolk nicht untergehen
> Und seine Sache nicht verderben lassen.[72]

Insbesondere das Motiv der Verteidigung der von Gott verliehenen Freiheit und der allgemeinen Menschenrechte, die ihrerseits als heilig gekennzeichnet werden,[73] wird von den Autoren aufgegriffen, um dem neu entstehenden Staat eine sakrale Aura zu verleihen und die Amerikanische Revolution geradezu in ein eschatologisches Heilsgeschehen einzubetten. In Raus Kościuszko-Roman wird der Unabhängigkeitskampf sogar zu einem Heiligen Krieg stilisiert.[74] Vor dem Hintergrund der revolutionären Ereignisse erklärt Bedlock im zweiten Band dieses Romans zunächst: „Jetzt ward die Empörung zu einem heiligen Kriege für die Erhaltung der Menschenrechte. Die Colonien erklärten ihre Unabhängigkeit und wurden auch als ein unabhängiger Staat anerkannt.“[75] Etwas später behauptet er dann wiederholt

71 Ebd., 2. Akt. 2. Szene, S. 122.

72 Ebd.

73 Siehe z. B. August Braß: Des Vaters Fluch. Erzählung aus dem Nordamerikanischen Freiheitskriege, Hamburg: Engel 1850, S. 55; Marianna Lugomirska: Thaddeus Kosciuszko. Historischer Roman. 4 Bde., Jena/Leipzig: Costenoble 1864, hier Bd. 3, S. 17; Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 1. Abteilung. 1. Szene, S. [5].

74 In dem 1862 entstandenen Gedicht „Der letzte Washington“ von Eduard Dorsch (1822-1887), der 1849 in die Vereinigten Staaten auswanderte, ist ebenfalls von einem „heil'gen Krieg“ die Rede, vgl. dazu: Eduard Dorsch: Der letzte Washington. (An George Washington's Geburtstag, 22. Februar 1862.). In: ders.: Aus der Alten und Neuen Welt. Gedichte, New York: International News Company 1884, S. 114-118, hier 8. Strophe. 1. Vers, S. 116. Ähnlich bezeichnet in Schnakes „Unabhängigkeits-Erklärung“ ein hessischer Subsidiensoldat den amerikanischen Freiheitskampf als „heil'ge[n] Streit/Für's Große, Schöne, Gute“, dazu: Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 8. Szene, S. 109.

75 Rau: Thaddäus Kosciusko (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 60.

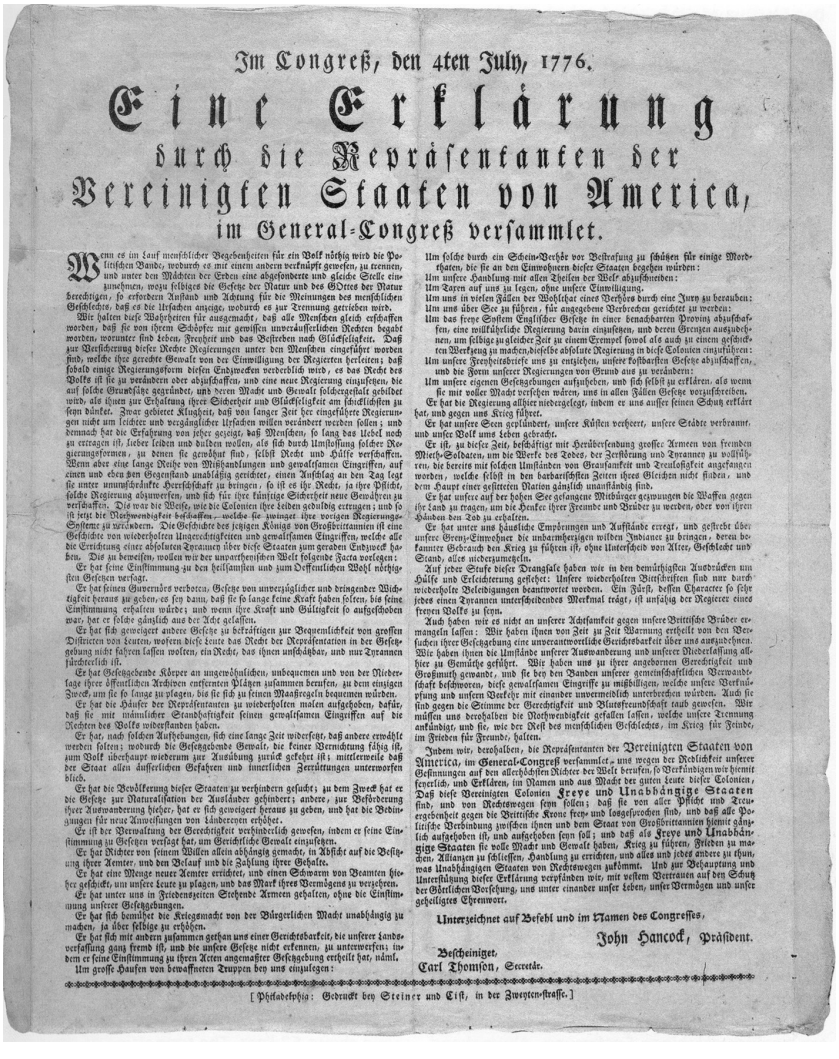
leidenschaftlich: „Ja, meine Brüder, ich höre eine Stimme in mir wie Sturmesbrausen, die da ruft: Der Kampf der Union ist der Kampf der Menschenrechte gegen die Tyrannei! – es ist ein heiliger Krieg! – es ist eine Sache Gottes!“[76] Bedlocks daran anschließend artikulierte Kampfparole „Für Gott und die Unsterblichkeit!“[77] erinnert dabei sogar an eine an die Kreuzzüge angelehnte Sprache, und tatsächlich stellt in Heribert Raus Roman der Erzähler diese Verbindung explizit her, denn er berichtet:

> Alles Volk trat unter die Waffen und selbst die Prediger riefen in den Provinzen Neu-Englands, in welchen die Massen sehr religiös waren, die Brüder für die Sache der Freiheit, die sie – gewiß nicht mit Unrecht – für die des Himmels erklärten, zu den Bannern der Vertheidiger ihrer Rechte, und überall erschallte aus ihrem Munde, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, das erschütternde: ‚Gott will es!‘ Eine heilige Begeisterung wehte, gleich einer mächtigen Flamme, über ganz Nordamerika, und ergriff Jung und Alt.[78]

Als offensichtliches Symbol der Manifestation der Menschenrechte im neuen Staat wurde die Unabhängigkeitserklärung betrachtet[79], die bereits wenige Tage nach ihrer Unterzeichnung von den deutsch-amerikanischen Druckern Melchior Steiner (1757?-1807) und Carl Cist (Charles Jacob Sigismund Thiel, 1738?-1805) in Philadelphia in einer deutschsprachigen Übersetzung veröffentlicht wurde (Abb. 3) und die in der Memorialkultur mit einer sakralen Komponente aufgeladen wurde.

Hier zeigt sich allerdings ein entscheidender Unterschied in der transatlantischen Rezeption der Amerikanischen Revolution. Während die Unabhängigkeitserklärung ähnlich wie die US-Verfassung in den deutschsprachigen Staaten Europas im 19. Jahrhundert kaum im öffentlichen Bewusstsein präsent war und im zeitgenössischen Konstitutionsdiskurs nur eine begrenzte verfassungsrechtliche Bedeutung entfaltete[80], nahm sie in den Vereinigten

76 Ebd., S. 83.
77 Ebd., S. 84.
78 Ebd., S. 107.
79 Siehe z. B. Ernst A. Zündt: Amerika. 1492-1776-1876. In: ders.: Ebbe und Fluth. Gesammelte lyrische Dichtungen und Jugurtha. Trauerspiel in fünf Akten, Milwaukee: Freidenker Publ. Co. 1894, S. 337-341, hier 8. Strophe. 1f. Vers, S. 339.
80 Horst Dippel machte in diesem Zusammenhang deutlich, dass in dem die deutschen Staaten beherrschenden Verfassungsdiskurs des 19. Jahrhunderts „die Verfassung der Vereinigten Staaten nie eine tragende Rolle spielte und – von



Im Congreß, den 4ten July, 1776.

Eine Erklärung

durch die Repräsentanten der Vereinigten Staaten von America, im General-Congreß versammlet.

Wenn es im Lauf menschlicher Begebenheiten für ein Volk nöthig wird die Politischen Bande, wodurch es mit einem andern verknüpft gewesen, zu trennen, und unter den Mächten der Erden eine abgesonderte und gleiche Stelle einzunehmen, wozu solliges die Gesetze der Natur und des Gottes der Natur berechtigen, so erfordern Anstand und Achtung für die Meinungen des menschlichen Geschlechts, daß es die Ursachen anzeige, wodurch es zur Trennung getrieben wird.

Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, daß alle Menschen gleich erschaffen worden, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt worden, worunter sind leben, Freyheit und das Bestreben nach Glückseligkeit. Daß zur Versicherung dieser Rechte Regierungen unter den Menschen eingeführt worden sind, welche ihre gerechte Gewalt von der Einwilligung der Regierten herleiten; daß sobald einige Regierungsform diesen Endzwecken verderblich wird, es das Recht des Volks ist sie zu verändern oder abzuschaffen, und eine neue Regierung anzustellen, die auf solche Grundsätze gegründet, und deren Macht und Gewalt solchergestalt gebildet wird, als ihnen zur Erhaltung ihrer Sicherheit und Glückseligkeit am schicklichsten zu seyn dünket. Zwar gebietet Klugheit, daß von langer Zeit her eingeführte Regierungen nicht um leichter und vergänglicher Ursachen willen verändert werden sollen; und demnach hat die Erfahrung von jeher gezeigt, daß Menschen, so lang das Uebel noch zu ertragen ist, lieber leiden und dulden wollen, als sich durch Umstoßung solcher Regierungsformen, zu denen sie gewöhnt sind, selbst Recht und Hülfe verschaffen. Wenn aber eine lange Reihe von Mißhandlungen und gewaltsamen Eingriffen, auf einen und eben den Gegenstand unablässig gerichtet, einen Anschlag an den Tag legt sie unter unumschränkte Herrschkraft zu bringen, so ist es ihr Recht, ja ihre Pflicht, solche Regierung abzuwerfen, und sich für ihre künftige Sicherheit neue Gewährungen zu verschaffen. Dis war die Weise, wie die Colonien ihre leiden geduldig ertragen; und so ist jetzt die Nothwendigkeit beschaffen, welche sie zwinget ihre vorigen Regierungs-Systeme zu verändern. Die Geschichte des jetzigen Königs von Großbritannien ist eine Geschichte von wiederholten Ungerechtigkeiten und gewaltsamen Eingriffen, welche alle die Errichtung einer absoluten Tyrannen über diese Staaten zum geraden Endzweck haben. Dis zu beweisen, wollen wir der unpartheyischen Welt folgende Facta vorlegen:

Er hat seine Einstimmung zu den heilsamsten und zum Offentlichen Wohl nöthigsten Gesetzen versagt.

Er hat seinen Gouvernörs verboten, Gesetze von unverzüglicher und dringender Wichtigkeit heraus zu geben, es sey denn, daß sie so lange keine Kraft haben sollen, bis seine Einstimmung erhalten würde; und wenn ihre Kraft und Gültigkeit so aufgeschoben war, hat er solche gänzlich aus der Acht gelassen.

Er hat sich geweigert andere Gesetze zu bekräftigen zur Bequemlichkeit von grossen Districten von Leuten, wofern diese Leute das Recht der Repräsentation in der Gesetzgebung nicht fahren lassen wollen, ein Recht, das ihnen unschätzbar, und nur Tyrannen fürchterlich ist.

Er hat Gesetzgebende Körper an ungewöhnlichen, unbequemen und von der Niederlage ihrer öffentlichen Archiven entfernten Plätzen zusammen berufen, zu dem einzigen Zweck, um sie so lange zu plagen, bis sie sich zu seinen Maßregeln bequemen würden.

Er hat die Häuser der Repräsentanten zu wiederholten malen aufgehoben, dafür, daß sie mit männlicher Standhaftigkeit seinen gewaltsamen Eingriffen auf die Rechten des Volks widerstanden haben.

Er hat, nach solchen Aufhebungen, sich eine lange Zeit widersetzt, daß andere erwählt werden sollen; wodurch die Gesetzgebende Gewalt, die niemals Vernichtung fähig ist, zum Volk überhaupt wiederum zur Ausübung zurück gekehrt ist; mittlerweile daß der Staat allen äusserlichen Gefahren und innerlichen Zerrüttungen unterworfen blieb.

Er hat die Bevölkerung dieser Staaten zu verhindern gesucht; zu dem Zweck hat er die Gesetze zur Naturalisation der Auslander gehindert; andere, zur Beförderung ihrer Auswanderung hieher, hat er sich geweigert heraus zu geben, und hat die Bedingungen für neue Anweisungen von Ländereyen erhöhet.

Er ist der Verwaltung der Gerechtigkeit verderblich gewesen, indem er seine Einstimmung zu Gesetzen versagt hat, um Gerichtliche Gewalt einzusetzen.

Er hat Richter von seinem Willen allein abhängig gemacht, in Absicht auf die Besetzung ihrer Aemter, und den Belauf und die Zahlung ihrer Gehalte.

Er hat eine Menge neuer Aemter errichtet, und einen Schwarm von Beamten hieher geschickt, um unsere Leute zu plagen, und das Mark ihres Vermögens zu verzehren.

Er hat unter uns in Friedenszeiten Stehende Armeen gehalten, ohne die Einstimmung unserer Gesetzgebungen.

Er hat sich bemühet die Kriegsmacht von der Bürgerlichen Macht unabhängig zu machen, ja über selbige zu erhöhen.

Er hat sich mit andern zusammen gethan uns einer Gerichtsbarkeit, die unserer Landsverfassung ganz fremd ist, und die unsere Gesetze nicht erkennen, zu unterwerfen; indem er seine Einstimmung zu ihren Acten angenommer Gesetzgebung ertheilt hat, nämlich:

Um grosse Haufen von bewaffneten Truppen bey uns einzulegen:

Um solche durch ein Schein-Gerichte vor Bestrafung zu schützen für einige Mordthaten, die sie an den Einwohnern dieser Staaten begehen würden:

Um unsere Handlung mit allen Theilen der Welt abzuschneiden:

Um Taxen auf uns zu legen, ohne unsere Einwilligung.

Um uns in vielen Fällen des Wohlthat einer Verhörs durch eine Jury zu berauben:

Um uns über See zu führen, für angegebene Verbrechen gerichtet zu werden:

Um das freye System Englischer Gesetze in einer benachbarten Provinz abzuschaffen, eine willkührliche Regierung darin einzusetzen, und deren Grentzen auszudehnen, um solliges zu gleicher Zeit zu einem Exempel sowol als auch zu einem geschickten Werkzeug zu machen, dieselbe absolute Regierung in diese Colonien einzuführen:

Um unsere Freyheitsbriefe uns zu entziehen, unsere kostbarsten Gesetze abzuschaffen, und die Form unserer Regierungen von Grund aus zu verändern:

Um unsere eigenen Gesetzgebungen aufzuheben, und sich selbst zu erklären, als wenn sie mit voller Macht versehen wären, uns in allen Fällen Gesetze vorzuschreiben.

Er hat die Regierung allhier niedergelegt, indem er uns ausser seinen Schutz erklärt hat, und gegen uns Krieg führet.

Er hat unsere Seen geplündert, unsere Küsten verheert, unsere Städte verbrannt, und unser Volk uns Leben gebracht.

Er ist, zu dieser Zeit, beschäftigt mit Herübersendung grosser Armeen von fremden Meth-Soldaten, um die Werke des Todes, der Zerstörung und Tyrannen zu vollständigen, die bereits mit solchen Umständen von Grausamkeit und Treulosigkeit angefangen worden, welche selbst in den barbarischsten Zeiten ihres Gleichen nicht finden, und dem Haupt einer gesitteten Nation gänzlich unanständig sind.

Er hat unsere auf der hohen See gefangene Mitbürger gezwungen die Waffen gegen ihr Land zu tragen, um die Henker ihrer Freunde und Brüder zu werden, oder von ihren Händen den Tod zu erhalten.

Er hat unter uns häusliche Empörungen und Aufstände erregt, und gesteht über diese Grentz-Einrichter die unbarmherzigen wilden Indianer zu bringen, deren bekannter Gebrauch der Krieg zu führen ist, ohne Unterscheid von Alter, Geschlecht und Stand, alles niederzumetzeln.

Auf jeder Stufe dieser Drangsale haben wir in den demüthigsten Ausdrücken um Hülfe und Erleichterung gesuchet: Unsere wiederholten Bittschriften sind nur durch wiederholte Beleidigungen beantwortet worden. Ein Fürst, dessen Character so sehr jeden einen Tyrannen unterscheidenden Merkmal trägt, ist unfähig der Regierer eines freyen Volks zu seyn.

Auch haben wir es nicht an unserer Achtsamkeit gegen unsere Brittische Brüder ermangeln lassen: Wir haben ihnen von Zeit zu Zeit Warnung ertheilt von den Versuchen ihrer Gesetzgebung eine unverantwortliche Gerichtsbarkeit über uns auszudehnen. Wir haben ihnen die Umstände unserer Auswanderung und unserer Niederlassung allhier zu Gemüthe geführt. Wir haben uns zu ihrer angebornen Gerechtigkeit und Großmuth gewandt, und sie bey den Banden unserer gemeinschaftlichen Verwandtschaft beschworen, diese gewaltsamen Eingriffe zu mißbilligen, welche unsere Verbindung und unsern Verkehr mit einander unvermeidlich unterbrechen würden. Auch sie sind gegen die Stimme der Gerechtigkeit und Blutsfreundschaft taub gewesen. Wir müssen uns demnach die Nothwendigkeit gefallen lassen, welche unsere Trennung ankündigt, und sie, wie der Rest des menschlichen Geschlechts, im Krieg für Feinde, im Frieden für Freunde, halten.

Indem wir, demnach, die Repräsentanten der Vereinigten Staaten von Amerika, im General-Congreß versammlet, uns wegen der Redlichkeit unserer Gesinnungen auf den allerhöchsten Richter der Welt berufen, so Verkündigen wir hiemit feyerlich, und Erklären, im Namen und aus Macht der guten Leute dieser Colonien, Daß diese Vereinigten Colonien Freye und Unabhängige Staaten sind, und von Rechtswegen seyn sollen; daß sie von aller Pflicht und Treuergebenheit gegen die Brittische Krone freye und losgesprochen sind, und daß alle Politische Verbindung zwischen ihnen und dem Staat von Großbrittannien hiemit gänzlich aufgehoben ist, und aufgehoben seyn soll; und daß als Freye und Unabhängige Staaten sie volle Macht und Gewalt haben, Krieg zu führen, Frieden zu machen, Allianzen zu schliessen, Handlung zu errichten, und alles und jedes andere zu thun, was Unabhängigen Staaten von Rechtswegen zukömmt. Und zur Behauptung und Unterstützung dieser Erklärung versprächen wir, mit festem Vertrauen auf den Schutz der Göttlichen Vorsehung, uns unter einander unser Leben, unser Vermögen und unser geheiligtes Ehrenwort.

Unterzeichnet auf Befehl und im Namen des Congresses,

John Hancock, Präsident.

Bescheiniget,
Carl Thomson, Secretär.

[Philadelphia: Gedruckt bey Steiner und Cist, in der Zweyten-Strasse.]

Abb. 3: In deutscher Sprache gedruckte Übersetzung der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika. 1776.
[Abbildungsnachweis: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:US-Unabhängigkeitserklärung-deutsch.jpg, Zugriff am 15.02.2018.]

Staaten und damit auch für viele Deutsch-Amerikaner als ein Gründungsdokument einen zentralen Platz in der Memorialkultur ein. In der ausgesprochen umfangreichen deutsch-amerikanischen Unabhängigkeitstagslyrik zum 4. Juli findet sich daher immer wieder auch das Motiv des geheiligten Tages bzw. Dokumentes.[81]

So bedient sich beispielsweise das Gedicht *Der Vierte Juli 1776* des Rabbiners und Pädagogen Max Lilienthal (1815-1882), der 1846 in die USA emigrierte, einer stark sakral aufgeladenen Lexik und einer Vielzahl feinverzweigter biblischer Verweise. Der Akt der Unabhängigkeitserklärung erscheint hier in Analogie zum biblischen Bund zwischen JHWH und den Menschen, die Unterzeichner werden zu seinen Priestern und das Dokument selbst zu einer neuen Heiligen Schrift. Die Strophen zwei bis vier lauten:

---

wenigen Ausnahmen abgesehen – eher Unkenntnis und Desinteresse dominierten". Dazu: Horst Dippel: Die amerikanische Verfassung in Deutschland im 19. Jahrhundert. Das Dilemma von Politik und Staatsrecht, Goldbach: Keip 1994, S. 13. Siehe hierzu auch die damalige Forschungsübersicht, ebd. auf S. 9-11 sowie ders.: Vorbild Amerika? Die Diskussion um die amerikanische Verfassung in Deutschland im Vormärz. In: Winfried Herget (Hrsg.): Amerika. Entdeckung, Eroberung, Erfindung, Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 1995, S. 179-196. Unter den neueren Darstellungen aus der reichhaltigen Forschungsliteratur siehe z. B. Peter Brandt: Gesellschaft und Konstitutionalismus in Amerika 1815-1847. In: Werner Daum (Hrsg.): Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Bd. 2. 1815-1847 (Hrsg. im Auftrag des Archivs der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung und des Dimitris-Tsatsos-Instituts für Europäische Verfassungswissenschaften der Fernuniversität Hagen.), Bonn: Dietz 2012, S. 11-30. Zur deutschen Rezeption der Unabhängigkeitserklärung siehe Horst Dippel: Die Unabhängigkeitserklärung in Deutschland. Betrachtungen über politische Kultur und gemeinsame Werte/ The Declaration of Independence in Germany. Reflections on Political Culture and Shared Values. In: Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika, 4. Juli 1776. Gedruckt von Steiner und Cist in deutscher Sprache, Philadelphia (6.-8. Juli 1776)/Declaration of Independence of the United States of America, July 4, 1776. Printed by Steiner & Cist in German Language, Philadelphia (July 6-8, 1776) (Kulturstiftung der Länder, Bd. 88/Magazin, Bd. 10). Berlin: Deutsches Historisches Museum 1994, S. 62-72.

81 Siehe auch Johann Martin Henni: Die Unabhängigkeitserklärung. (4. Juli 1838.). In: Rattermann: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (wie Anm. 25), Bd. 1, S. 316, hier 2. Strophe. 3. Vers, S. 316.

Die Rosse stehen – und nieder zum Altare,
Der ist zum neuen Gottesdienst bestellt,
Tritt sie [die Freiheit, Anm. L. L.] im jungfräulichen Talare,
Zu heiligen den Bund der neuen Welt.
Auf dem Altare liegt die neue Bibel,
Das heil'ge Buch des ew'gen Menschenrechts,
Aus dem die Menschheit, wie aus einer Fibel,
Den Werth erlerne unseres Geschlechts.

Die Priester nah'n, um ihre heil'ge Weihe
Hier zu empfangen von geweihter Hand,
Auf daß ein jeder dann in seiner Reihe
Auch sorge für des Bundes Fortbestand:
Entsagung für das allgemeine Beste,
Und Wahrheit, Tugend, Recht und Todesmuth,
Sie werden eingesegnet an dem Feste,
Als Wächter für der Menschheit höchstes Gut.

Geschlossen ist der Bund – die Glocke dröhnet,
Und laut erschallt des Chores Freiheitsklang,
Das Wort der neuen Offenbarung tönet
So siegsbewußt die ganze Welt entlang.
Wie immer lauter seine Stimme tönet,
Dem Gotteswort der ersten Schöpfung gleich,
Bis alle Welt, dem guten Geist versöhnet,
Erstehet als ein neues Bruderreich.[82]

Eine besondere Bedeutung fällt der Unabhängigkeitserklärung selbstverständlich auch bei Friedrich Schnake zu. Thomas Jefferson, der in der ersten Hälfte der fünften Szene des ersten Aktes (2. Abteilung) in Schnakes Text einen umfangreichen Monolog hält, lässt darin erkennen, dass er seine Arbeit an dem Schriftstück als göttlichen Auftrag interpretiert. Er tritt damit in die Fußspuren eines Evangelisten, seine Handlungen werden sogar, wie in seiner an das Gebet Jesu im Garten Gethsemane angelehnten Wortwahl deutlich wird[83], zu einer *Imitatio Christi*. In einer Invokation Gottes apostrophiert er ihn mit den Worten:

82 Lilienthal: Der Vierte Juli 1776. In: ders.: Freiheit, Frühling und Liebe (wie Anm. 32), S. 17f., hier 2.-4. Strophe, S. 17f.

83 Vgl. die biblischen Aussagen der Evangelisten Matthäus 26, 36-46; Markus 14, 32-42; Lukas 22, 39-46.

O Gott, jetzt ruf' mich ab; ich hab' vollendet,
Was Du mir Schwachem aufgetragen.
Ich habe meines Volkes Freiheitsbrief
Nach Deinem hohen Rathschluß noch gesehen,
Mein Leib wird in der freien Erde ruhen –
Mein Volk ist endlich frei, ich sterbe gern.
Doch nicht mein Will' geschehe, großer Vater.
Hast Du noch mehr mir aufgetragen, rufe –
Ich werde stets nach Kräften Dir gehorchen
Zum Wohle meines freigword'nen Volkes.[84]

5. Benjamin Franklin und George Washington

Unter den Gründervätern, die in der Memorialliteratur eine Postfiguration Christi erfahren haben, ist an erster Stelle allerdings George Washington zu nennen. War es im 18. Jahrhundert in Europa vor allem noch Benjamin Franklin (1706-1790) gewesen, der für die Zeitgenossen Amerika bzw. die Vereinigten Staaten personifizierte, übernahm im 19. Jahrhundert diese Rolle zunehmend der Oberbefehlshaber der Kontinentalarmee und spätere erste amerikanische Präsident.[85] Obwohl Franklin im 19. Jahrhundert seine dominante Stellung als Personifikation der Neuen Welt bzw. der US-Staaten zunehmend an Washington abtrat, erscheint er in zahlreichen zeitgenössischen Texten weiterhin als positiv besetzte Idealverkörperung des aufgeklärten Menschen und als nacheifernswertes Vorbild. So gab 1845 der Pädagoge und Theologe Julius Kell (1813-1849) in seiner mit dem bezeichnenden Titel *Lebensbeschreibung Benjamin Franklin's, des thatkräftigen Mannes und freisinnigen Volksfreundes. Eine Volksschrift zur Beförderung edler Menschlichkeit, tüchtigen Bürgersinns und uneigennütziger Vaterlandsliebe* versehenen Franklin-Biografie an:

84 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 5. Szene, S. 76f.

85 Eine Übersicht deutschsprachiger „Frankliniana" des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts findet sich im Anhang von Ludescher: Sey mir willkommen! (wie Anm. 18). Eine 502 Schriftstücke, überwiegend englisch-, zum Teil auch deutschsprachige Titel zählende „Bibliotheca Washingtoniana" von 1777 bis 1889 legte William Spohn Baker (1824-1897) vor (Philadelphia: Lindsay 1889).

> Weil aber Benjamin Franklin ein edler Charakter, ein tüchtiger Mann, im besten Sinne des Wortes, ein gesinnungsvoller, thatkräftiger Staatsbürger war, – so glaubte der Verfasser […] kein beßres Beispiel unserm Volke hinstellen zu können, als das des großen Amerikaners […].[86]

Und er ergänzte: „Möchten doch recht Viele aus unserm Volke von dem Manne lernen […]:“[87] Kell vertrat allerdings die Ansicht, dass seine von König Friedrich August II. (1797-1854; Amtszeit 1836-1854) regierte Heimat Sachsen bereits alle soziopolitischen Errungenschaften, für die Franklin in Amerika eingetreten war, erreicht habe. Er erklärte:

> […] [M]öchten […] die Bürger unsers Sächsischen Vaterlands zum Bewußtsein gelangen, wie viel wir, als constitutionelle Staatsbürger von dem, was Franklin für sein Volk erkämpfte, durch das Vertrauen und die Uneigennützigkeit unsers edlen Königs, der dem Sächsischen Volke eine freie Verfassung und zu den treugeübten Pflichten auch die theuren Rechte gab, durch selbstgewählte, einheimische Volksvertreter Gesetze zu treffen und Steuern zu bewilligen, – bereits besitzen![88]

Für die deutschsprachigen Beobachter im 19. Jahrhundert war es aber insbesondere George Washington, dem, ihrer Meinung nach, die Vereinigten Staaten ihre Existenz zu verdanken hatten. 1835 machte etwa Heinrich Elsner deutlich:

---

86 Julius Kell: Lebensbeschreibung Benjamin Franklin's, des thatkräftigen Mannes und freisinnigen Volksfreundes. Eine Volksschrift zur Beförderung edler Menschlichkeit, tüchtigen Bürgersinns und uneigennütziger Vaterlandsliebe, Leipzig: Klinkhardt 1845, S. V.

87 Ebd., S. VI.

88 Ebd., S. VII. Siehe auch Berthold Auerbach: Joseph und Benjamin. Eine Erzählung. In: ders.: Zur Guten Stunde. Gesammelte Volkserzählungen. Bd. 1, Stuttgart: Hoffmann 1872, S. 201-232, hier S. 231f.; Brachvogel: Beaumarchais (wie Anm. 41), Bd. 4, S. 99; Elsner: Befreiungskampf (wie Anm. 20), S. 685; Hermann Kriege: Die Väter unserer Republik in ihrem Leben und Wirken, New York: Uhl/Helmich und Co. 1847, S. [7]-79. Zur Wahrnehmung Franklins im 19. Jahrhundert siehe Karl Heinz Denecke: Der Bürger im Spannungsfeld von Sittlichkeit und Selbstbestimmung. Studien zur Franklin-Rezeption im Deutschland des 19. Jahrhunderts (Mainzer Studien zur Amerikanistik, Bd. 33). Diss., Frankfurt a. M.: Peter Lang 1994.

> So ist auch Washington's Leben so sehr mit dem Entstehen und der ersten Entwicklung der Vereinigten Staaten verwachsen, daß sein Leben sich unmöglich von dem Leben des Volks, dem er angehörte und dessen Retter und hauptsächlichster Rathgeber er wurde, abscheiden läßt.[89]

Elsner verwies auf eine Interdependenz und vertrat die Ansicht, „daß Washington und Nordamerika während des Freiheitskriegs parallele Begriffe"[90] seien, „die sich gegenseitig bestimm[t]en und ergänz[t]en".[91]

Parallel hierzu wird in verschiedenen fiktionalen und biographischen Werken Washington die entscheidende Funktion für den militärischen Sieg über die britische Armee zugeschrieben. Die Autoren betonen dabei stets seine charakterliche Integrität sowie seine Idoneität als militärischer Oberbefehlshaber[92] und Landesvater (*Pater Patriae*)[93], der als *Primus* bzw. *Opti-*

89 Elsner: Befreiungskampf (wie Anm. 20), S. 500.

90 Ebd.

91 Ebd. Siehe auch Lugomirska: Thaddeus Kosciuszko (wie Anm. 73), Bd. 3, S. 103.

92 Siehe z. B. Brachvogel: Des großen Friedrich Adjutant (wie Anm. 38), Bd. 2, S. 214; Elsner: Befreiungskampf (wie Anm. 20), S. 499 u. 637; Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 140f. u. 158; Bd. 2, S. 92, 134f., 175, 199, 202 u. 229; Bd. 3, S. 179f.; Eduard Gehe: Leben Washington's, Leipzig: Langewiesche 1838, S. 10; Stanislaus Graf Grabowski: John Paul Jones. Biographischer Roman. 2 Bde., Hannover: Rümpler 1860, hier Bd. 1, S. 54; Friedrich List: Washington (1830). In: Rattermann: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (wie Anm. 25), Bd. 2, S. 448f., hier 2. Strophe, S. 448; Lugomirska: Thaddeus Kosciuszko (wie Anm. 73), Bd. 3, S. 14, 24 u. 105; Rau: Thaddäus Kosciusko (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 108f., 118-121, 125-128, 222, 228, 337, 381 u. 419; Bd. 3, S. 391f.; Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 1. Szene, S. 37; 3. Szene, S. 52; 4. Szene, S. 68; Johann Ludwig Tellkampf: Dem Andenken Washington's (1838). In: Der Deutsche Pionier. Erinnerungen aus dem Pionier-Leben der Deutschen in Amerika 12,7 (1880), S. 249f., hier 6. Strophe. 1.f Vers, S. 250; J[akob] Venedey: Benjamin Franklin. Ein Lebensbild, Freiburg i. Br.: Friedrich Wagner'sche Buchhandlung 1862, 2. Aufl. 1865, hier S. 1f.; ders.: Georg Washington. Ein Lebensbild, Freiburg i. Br.: Friedrich Wagner'sche Buchhandlung 1861, 2. Aufl. 1865.

93 Siehe z. B. Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 97, 153 u. 165f.; Lugomirska: Thaddeus Kosciuszko (wie Anm. 73), Bd. 3, S. 7 u. 16f.; Bd. 3, S. 19, 83 u. 85; Rau: Thaddäus Kosciusko (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 380 u. 507; Bd. 3, S. 378 u. 393; Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 3. Abteilung. 1. Szene, S. 336; 4. Szene, S. 348.

mus inter Pares durch die ihm übertragene Macht nicht korrumpiert werde, sondern weiterhin mit seinem Volk verbunden bleibe.[94] Der exemplarische Charakter von Washington offenbarte sich in den Augen seiner Bewunderer insbesondere in seiner Entscheidung, die ihm in der sogenannten Newburgh-Verschwörung von Teilen seiner Offiziere und Soldaten angetragene Königskrone zurückgewiesen und später beim Kongress am 23. Dezember 1783 in Annapolis seinen Rücktritt als Oberbefehlshaber der Kontinentalarmee eingereicht zu haben.[95] Gegen Ende des Unabhängigkeitskrieges hatte die Unzufriedenheit über den ausgebliebenen Sold in der Kontinentalarmee zu einer angespannten Situation geführt, die 1783 ihren Höhepunkt erreichte. Angehörige des Militärs artikulierten die Absicht, zum Kontinentalkongress zu marschieren, um ihre Forderungen vorzutragen, ihn bei einer negativen Antwort abzusetzen und Washington zum Alleinherrscher der Vereinigten Staaten zu ernennen. Dieser wies jedoch jegliche Absicht, ihn durch Akklamation zum Monarchen auszurufen, in einer Ansprache am 15. März 1783 in Newburgh (New York) (*Newburgh Adress*) entschieden zurück und unterstrich die Suprematie des Kongresses gegenüber dem Militär. Die Kongresskritik gehört in der fiktionalen Literatur zu den festen Elementen der Rezeption der Amerikanischen Revolution. In Frenzels historischem Roman beschreibt der Erzähler die Stimmung in der Kontinentalarmee mit den Worten: „In einem Punkte nur stimmten sie und alle fremden Officiere überein: in der Verachtung des Congresses und in der Verehrung Washington's.“[96] Auch in Schnakes *Unabhängigkeits-Erklärung*, in der das Motiv wiederholt aufgegriffen wird, empfiehlt Mühlenberg dem militärischen Oberbefehlshaber:

> Sie kennen Ihre Feinde: den Congreß.
> Mein Rath ist, diese Bande von Verräthern
> Mit Bayonetten zu vertreiben. Sie
> Erklären wir für unseren Diktator.

94 Siehe z. B. Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 162; Bd. 3, S. 238; Rau: Thaddäus Kosciusko (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 126.

95 Siehe z. B. Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 169f. u. 226f; Bd. 3, S. 87, 161-165, 224f., 236-242 u. 250; Ernst A. Zündt: Georg Washington (1863). In: Zündt: Ebbe und Fluth (wie Anm. 79), S. 143f., hier 2. Strophe. 5.f Vers, S. 143.

96 Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 127f. Siehe außerdem ebd., S. 230; Bd. 3, S. 118 u. 121.

Mit wem Gewalt ist, dem wird auch das Recht!
Gewalt ist meine Losung; die Armee
Verläßt nicht ihren Vater Washington,
[...].[97]

Als *Novus Cincinnatus* repräsentierte Washington für die Nachwelt damit den Idealtypus des *Civis*, des tugendhaften Bürgers, der in der Not sein Vaterland verteidigt und nach erledigter Arbeit wieder an seine Heimstätte zurückkehrt, um friedlich seinen Hof zu bestellen.[98] In Frenzels historischem Roman führt die Entsagung der Königskrone in Washingtons *Newburgh Adress* zu einer Sanktifikation seiner Person, die wie mit einem Nimbus mit einer sakralen Aura versehen wird:

So schlicht Washington's Worte waren, so wenig er in diesem Augenblicke von einem König und Imperator hatte, der innere Glanz seines Wesens umgab ihn mit einem Lichtgewande. Ein Hauch von seiner Selbstbeherrschung und Entsagung wehte jeden Einzelnen an und hob ihn in dieser Frist über alle Gebrechen und Begierden der Sterblichkeit empor.[99]

Der literarisch ausgesprochen weit verbreitete Sakralisierungsprozess Washingtons[100] kulminiert schließlich in seiner Apotheose, die zeitgenössisch auch in visualisierter Form umgesetzt wurde (Abb. 4).

97 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 3. Akt. 4. Szene, S. 243. Siehe auch ebd., 2. Akt. 5. Szene, S. 148; 9. Szene, S. 187; 3. Akt. 4. Szene, S. 236 u. 243f.; 4. Akt. 7. Szene, S. 279; 5. Akt. 9. Szene, S. 329.

98 Der Vergleich Washingtons mit Lucius Quinctius Cincinnatus (ca. 519-430 v. Chr.), der Livius (ca. 59 v. Chr. – ca. 17 n. Chr.) zufolge [Titus Livius: Römische Geschichte (Ab Urbe Condita). Buch I-III (Sammlung Tusculum). Hrsg. von Hans Jürgen Hillen, Berlin: De Gruyter 4. Aufl. 2014, hier 3. Buch. 26-29. Kapitel, S. 374-382] 458 v. Chr. diktatorische Vollmachten erhielt, um Rom von einer militärischen Bedrohung durch die Aequer, Sabiner und Volsker zu befreien und diese anschließend wieder freiwillig abgab, gehört zu den häufigsten Antikenmotiven in der Washington-Rezeption. Siehe hierzu z. B. Elsner: Befreiungskampf (wie Anm. 20), S. 638; Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 239; August Kopisch: Washington. (Fragment.). In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von [Carl Gottlieb Wilhelm Bötticher], Berlin: Weidmann 1856, S. 311-313, hier 7. Strophe. 3.f Vers, S. 313; Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 3. Akt. 1. Szene, S. 197; 3. Abteilung. 4. Szene, S. 348.

99 Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 242.

100 Siehe ebd., Bd. 1, S. 139 u. 166; Bd. 2, S. 50, 108, 121, 128, 134f., 153 u. 169; Bd. 3, S. 180, 217, 234, 243, 246 u. 252f.; Lugomirska: Thaddeus Kosciuszko

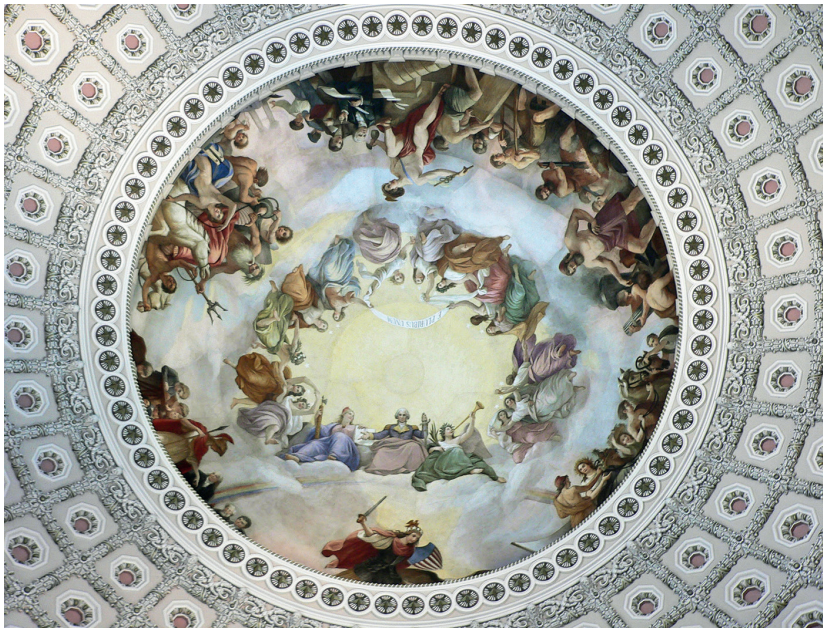


Abb. 4: Constantino Brumidi: The Apotheosis of Washington. 1865. [Abbildungsnachweis: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/69/Apotheosis_of_George_Washington.jpg, Zugriff am 16.12.2017.]

Bei Willibald Winckler (1838-1871) wird Washington „[e]in neuer Heiland“[101] und für den Sprecher in Franz Melchers' (1826-1899) Washington-Gedicht, in dem zur Pilgerfahrt aufgerufen wird, verkörpert Mount Vernon, die Ruhestätte des verstorbenen amerikanischen Gründervaters, das „Mekka der Freiheit“.[102] In Friedrich Lists (1789-1846) 1830 entstandenen Versen zu

(wie Anm. 73), Bd. 3, S. 17f. u. 106f.; Rau: Thaddäus Kosciusko (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 508; Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 3. Szene, S. 54 u. 59; 7. Szene, S. 100; 8. Szene, S. 113.

101 Willibald Winckler: Amerika. Prolog zur Feier des 4. Juli 1870 in Stuttgart. In: ders.: Lieder eines Wandervogels, Stuttgart: Selbstverlag der Witwe des Verfassers 2. Aufl. 1871, S. 97-100, hier S. 98.

102 F[ranz] Melchers: Der Vierte Juli. In: Musenklänge aus dem Süden. Eine Sammlung von Original Gedichten, Charleston: Melchers 1858, S. 102f., hier

Ehren Washingtons erklärt das poetische Subjekt voller Bewunderung sogar ganz direkt:

> Es lastet kein Fehler, kein Tadel auf ihn:
> Ein Gott unter Menschen auf Erden.
> So rein kann die Weiße der Lilie nicht blühn,
> So treu war kein Hirt seiner Heerden.[103]

6. Die Amerikanische Revolution und die Deutschen

Großer Nachruhm wurde George Washington als Repräsentant der Amerikanischen Revolution und allgemein der Vereinigten Staaten insbesondere in der deutsch-amerikanischen Bevölkerung zuteil. In dem 1859 entstandenem Gedicht *Deutscher Genius in Amerika* von Karl Peter (1822-1909) fungiert der Oberbefehlshaber der Kontinentalarmee bzw. erste Präsident als feste Orientierungsgröße. Die achte Strophe fordert die deutschsprachigen Rezipienten dazu auf:

> Seid würd'ge Söhne eurer edlen Ahnen
> Und Ruhmgenossen eines Washington:
> Schreibt Wahrheit, Recht und Licht auf eure Fahnen.
> Beschützt der Freiheitsgöttin heil'gen Thron![104]

Während der Sprecher in Adolph Wislizenus' (1810-1889) *Freiheitsgesang der Deutschen in Amerika* (1839)[105] neben Andrew Jackson (1767-1845; Amtszeit 1829-1837) und Thomas Jefferson dezidiert Washington als Vorbild nennt, erscheint Letzterer im *Gesang deutsch-amerikanischer Krieger* (1836) von Friedrich Lüdeking, der 1832 am Hambacher Fest teilgenommen hatte

5. Strophe, S. 103. Siehe auch Max Lilienthal: Mount Vernon. In: Lilienthal: Freiheit, Frühling und Liebe (wie Anm. 32), S. 11f., hier 4. Strophe, S. 11.

103 List: Washington (wie Anm. 92), 8. Strophe, S. 448. Siehe auch Kopisch: Washington (wie Anm. 98), 3. Strophe. 1.f Vers, S. 312; Lugomirska: Thaddeus Kosciuszko (wie Anm. 73), Bd. 3, S. 15.

104 Karl Peter: Deutscher Genius in Amerika. In: Peter: Gesammelte Schriften (wie Anm. 26), S. 33-35, hier 8. Strophe. 1.-4. Vers, S. 35.

105 Adolph Wislizenus: Freiheitsgesang der Deutschen in Amerika. In: Rattermann: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (wie Anm. 25), Bd. 3, S. 89f.

und anschließend in die Vereinigten Staaten geflohen war[106], wie aus der ersten Strophe hervorgeht, als einigender Identifikationsfaktor für das Selbstverständnis der Deutschen in den USA.[107] Mit Jubelstimme wird dort verkündet:

Schalle laut, deutscher Sang!
Singe mit hellem Klang,
Wer Deutscher heißt:
Heil Euch, im Kriegerstand!
Im neuen Vaterland
Eint Euch im Bruderband
Washington's Geist![108]

Da während des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges über 30.000 Subsidiensoldaten aus sieben deutschen Territorialstaaten auf Seiten der Briten gekämpft hatten, für die in den USA, obwohl nur ein Teil von ihnen aus Hessen stammte, kollektiv der bis heute pejorativ besetzte Ausdruck „Hessians“ gebraucht wurde, stand die deutschstämmige Bevölkerung in den Vereinigten Staaten in der Erinnerungskultur unter einem gewissen Legitimationsdruck.[109] Eine Akzentuierung der deutschen Beteiligung im

106 Vgl. Ward: Bio-Bibliography (wie Anm. 21), S. 183.

107 Zur deutsch-amerikanischen Identität um die Mitte des 19. Jahrhunderts siehe: Daniel Nagel: Von republikanischen Deutschen zu deutsch-amerikanischen Republikanern. Ein Beitrag zum Identitätswandel der deutschen Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten 1850-1861 (Mannheimer Historische Forschungen, Bd. 33), St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2012, bes. S. 129-204.

108 Friedrich Lüdeking: Gesang deutsch-amerikanischer Krieger. In: Rattermann: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (wie Anm. 25), Bd. 3, S. 498, hier 1. Strophe, S. 498.

109 So heißt es bei Schnake im Gespräch zwischen Hochheim und Schröder:
Hochheim. Ja, leider Gottes ist es nur zu wahr,
Daß sich der Deutsche stets als Fürstenknecht
Am besten ausnimmt – sei er, wo er will.
Schröder. Wir woll'n der Welt beweisen, daß der Deutsche
Für Freiheit fechten, fallen, sterben kann;
Daß er, vom heil'gen Freiheitsfeuer erst
Durchwärmt, für Freiheit willig Alles opfert.
Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 8. Szene, S. 111. Heftige Kritik an den als „Soldaten-“ und „Menschenhandel“

Unabhängigkeitskrieg auf Seiten der Patrioten erleichterte die Identifikation mit der neuen Heimat. Gustav Brühl (1826-1903), der 1848 nach Cincinnati/Ohio ausgewandert war, verwies 1883 in seinem unter dem Pseudonym „Kara Giorg“ (serb. für „schwarzer Georg“) verfassten *Festgedicht zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Deutschen in Amerika* auf die unter dem Namen „Molly Pitcher“ bekannt gewordene, von Legenden umwobene Patriotin, die 1778 in der Schlacht von Monmouth die amerikanischen Truppen unterstützt hatte und mit der deutschstämmigen Kolonistin Mary Ludwig Hays McCauley (1754-1832) in Verbindung gebracht wurde. In der 17. Strophe greift der Sprecher außerdem den insbesondere unter Deutsch-Amerikanern tradierten Gedanken auf, dass die Leibwache Washingtons aus Deutschen bestanden habe:

Ein Weib, ein deutsches, hat gewonnen
Bei Monmouth einst die blut'ge Schlacht,
Und deutsche Pionierkolonnen,
Sie hielten an den Grenzen Wacht,
Den Enkeln singen wird's der Barde,
Daß Washington sich seine Garde
Aus Deutschen wählte mit Bedacht.[110]

---

bezeichneten Subsidienverträgen findet sich z. B. in Auerbach: Joseph und Benjamin (wie Anm. 88), S. 218-220; Brachvogel: Des großen Friedrich Adjutant (wie Anm. 38), Bd. 2, S. 117; Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 7, 11, 65, 95 u. 116; Bd. 2, S. 241; Rau: Thaddäus Kosciusko (wie Anm. 2). Bd. 2, S. 50f. u. 441; Gustav Adolph Neumann: Der hessische Grenadier (1851). In: Rattermann: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (wie Anm. 25), Bd. 3, S. 490f.; Karl Peter: Aus dem vorigen Jahrhundert (1847). In: Peter: Gesammelte Schriften (wie Anm. 26), S. 9f.; Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 2. Szene, S. 49-51; 5. Akt. 4. Szene, S. 316.

110 Kara Giorg [= Gustav Brühl]: Festgedicht zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Deutschen in Amerika. (18. Oktober 1883.). In: ders.: Abendglocken. Gedichte. Chicago: Koelling & Klappenbach [1897], S. 224-229, hier 17. Strophe, S. 228. Zu „Molly Pitcher“ und ihrer Wahrnehmung im kollektiven Gedächtnis siehe auch: Ludescher: Sey mir willkommen! (wie Anm. 18), Kapitel III.14. Zu den deutschen Subsidientruppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg siehe ebd., insbesondere Kapitel III.9 und V.4. Abbildungen zu den „Hessen“ und ihrem Tross sowie zu der legendären „Molly Pitcher“ während der Schlacht von 1778 finden sich auch in: Hochgeschwender: Die

Zahlreiche fiktionale Texte verweisen außerdem auf deutsche bzw. deutschstämmige Offiziere in der Kontinentalarmee wie (Baron) Johann de Kalb[111], Nicholas Herkimer (Herckheimer, ca. 1728-1777)[112] oder Johann Peter Gabriel Mühlenberg.[113] Zum prominentesten deutschen Teilnehmer am Unabhängigkeitskrieg wurde jedoch Baron Friedrich Wilhelm von Steuben.[114] Der preußische Offizier, der 1777 nach Amerika gereist und von Washington zum Generalinspekteur der Kontinentalarmee ernannt worden war, galt als wichtiger Urheber für die Etablierung von Disziplin und Ordnung unter den amerikanischen Truppen. So stellt in Schnakes *Unabhängigkeits-Erklärung* Baron de Kalb pointiert die rhetorische Frage: „Hat Steuben nicht Soldaten hier geschaffen, / Wo früher hergelaufenes Gesindel war?“[115]

Selbstverständlich ermöglichte die Akzentuierung der Bedeutung der Deutschen für den Unabhängigkeitskrieg durch die Literaten aber nicht nur eine erhöhte Identifikation mit den Vereinigten Staaten, sondern schuf zugleich auch die Gelegenheit, Kritik an den transatlantischen

---

Amerikanische Revolution (wie Anm. 18), S. 269 u. 273. Zur Rekrutierung von Subsidientruppen durch die Briten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und deren negative Deutung vgl. u. a. ebd., S. 213-220 (dort auch die aktuellen Zahlen zur Truppenstärke der deutschen Einheiten, nach Schätzungen von Historikern).

111 So z. B. Carl de Haas: De Kalb's Tod. In: C[onrad] Marxhausen (Hrsg.): Deutsch-amerikanischer Dichterwald. Eine Sammlung von Original-Gedichten Deutsch-amerikanischer Verfasser, Detroit: Marxhausen 1856, S. 185-188; Kara Giorg [= Gustav Brühl]: De Kalb. In: ders.: Poesien des Urwalds, New York/Cincinnati: Benziger Brothers 1871, S. 37-39.

112 Siehe beispielsweise Caspar Butz: Die Schlacht bei Oriskany. In: Butz: Gedichte eines Deutsch-Amerikaners (wie Anm. 37), S. 306-310; Gustav Adolph Neumann: Herckheimer (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts). In: Rattermann: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (wie Anm. 25), Bd. 2, S. 496.

113 Siehe auch Herrmann Schuricht: Der Deutsche Tag im Jahre 1893. Festspiel. In: ders.: History of The German Element in Virginia. Bd. 1, Baltimore: Kroh 1898, S. 218-221, hier S. 220f.

114 Siehe z. B. Gustav Adolph Neumann: Steuben (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts). In: Rattermann: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (wie Anm. 25), Bd. 2, S. 495.

115 Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 3. Akt. 1. Szene, S. 195. Siehe auch Brachvogel: Des großen Friedrich Adjutant (wie Anm. 38), Bd. 2, S. 156-160.

soziopolitischen Verhältnissen zu artikulieren.[116] Sehr häufig nutzten daher Deutsch-Amerikaner, gerade in der Unabhängigkeitstagslyrik, die Möglichkeit, an die durch die Amerikanische Revolution errungenen Vorzüge in den Vereinigten Staaten zu erinnern und den Gegensatz zur Situation der Deutschen in den Einzelstaaten des Deutschen Bundes zu akzentuieren. So wendet sich in Wilhelm Wagners Gedicht *Zur Feier des 4. Juli 1834* der Sprecher, der den Wunsch äußert „Das Vaterland lebe! es werde frei!"[117], einerseits mit Freude, andererseits aber auch etwas betrübt, folgendermaßen an seine Zuhörer:

> Mit Wärme genießet der Freiheit Gewinn,
> Und Knechtschaft haltet für Sünde! –
> Die fernen Brüder, sie trauern noch –
> Doch wir sind frei von dem Sklavenjoch.[118]

116 Siehe z. B. Frenzel: Freier Boden (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 86, 117 u. 266; Bd. 2, S. 36 u. 163f.; Bd. 3, S. 178 u. 191; Schnake: Unabhängigkeits-Erklärung (wie Anm. 16), 2. Abteilung. 1. Akt. 2. Szene, S. 49; 6. Szene, S. 88; 8. Szene, S. 102f. u. 111.

117 Wilhelm Wagner: Zur Feier des 4. Juli 1834. In: Rattermann: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (wie Anm. 25), Bd. 1, S. 379f., hier 6. Strophe. 1. Vers, S. 380.

118 Ebd., 3. Strophe. 3.-6. Vers, S. 379.

Thomas Giese (Düsseldorf)

Die Amerikabilder Emanuel Leutzes im Kontext von Bildern, Versen und Texten der Zeit

Für Liz

1. Einleitung

„People here are all in a state of delirium about the Mexican War. A military ardor pervades all ranks – [...] Nothing is talked of but the ‚Halls of the Montezumas'"[1], notiert Herman Melville am 29. Mai 1846 in Lansingburgh, New York. Der US-Senat und -Kongress hatten zwei Wochen zuvor die von Präsident James K. Polk (1795-1849) eingebrachte Kriegserklärung gegen Mexiko angenommen. Mit „Halls of the Montezumas" spielt Melville auf die Eroberung Mexikos durch die Spanier unter Führung von Hernán Cortés an. Im Januar 1848 stehen nach zweijährigem blutigem Krieg US-Truppen in der mexikanischen Hauptstadt. Im gleichen Jahr malt Emanuel Leutze in Düsseldorf *The Storming of the Great Mexican Teocalli, by Cortez* (im Folgenden: *The Storming of the Teocalli*), das im März 1849 im Galeriesaal der Düsseldorfer Akademie ausgestellt wird und „in den nächsten Tagen gleich den übrigen Bildern des jungen Meisters nach seiner amerikanischen Heimath gesandt" werden soll, wie dem *Düsseldorfer Journal und Kreisblatt* in seiner Ausgabe vom 2. März 1849 zu entnehmen ist.[2] Ab Juli war das Werk dann in der Galerie der *American Art Union* am Broadway zu sehen.[3] Als es 1991 in der Ausstellung *The West as America: Reinterpreting Images of the Frontier, 1820-1920* im Washingtoner National Museum of American Art

1 Brief vom 29. Mai 1846. Zit. nach Robert Walter Johannsen: To the Halls of the Montezumas: The Mexican War in the American Imagination, Oxford: Oxford University Press 1985, S. 10. Vgl. auch: From Family Correspondence of Herman Melville. Unedited Selections. In: http://andromeda.rutgers.edu/~ehrlich/361/melville_letters.html (Zugriff am 18.04.2018).

2 *Düsseldorfer Journal und Kreisblatt* (zit. DJK), No. 52 (2. März 1849).

3 The Gallery – No. 3. Bulletin of the American Art Union (zit. BAAU). Vol. 2, No. 4 (Juli 1849), S. 6-8.

präsentiert wurde, provozierten Ausstellung und Gemälde eine heftige Kontroverse. Im Bericht der *New York Times* heißt es dazu:

> The problems with the exhibition are evident from the canvas that dominates the very first gallery. Emanuel Leutze, the German-born painter of patriotic American chestnuts like ‚Washington Crossing the Delaware', portrays Cortes and his Spanish troops storming the Teocalli pyramid of the Aztecs. Indians vainly defend their sacred site against an invading force that is not above looting jewels from corpses and tossing babies around. Leutze renders the terror-stricken women and children who flee the Spaniards and who beseech the heavens for help as if he were painting ‚The Massacre of the Innocents'. And yet a viewer gathers from the wall text that accompanies this 1848 painting that ‚The Storming of the Teocalli' is, in fact, a racist and imperialistic image intended to represent ‚the might of Christianity prevail[ing] against a dark and bloodthirsty foe'.[4]

Es ist bemerkenswert, dass ein Gemälde derart in den Fokus einer Kontroverse über das Geschichtsbild der USA rückt. Noch bemerkenswerter ist, dass es sich um ein Gemälde handelt, das 143 Jahre zuvor auf einer Staffelei in einem Düsseldorfer Atelier entstand.

Im Vormärz hatten Düsseldorfer Gemälde ähnlich heftige Kontroversen ausgelöst. Historienmaler im Umkreis von Carl Friedrich Lessing (1808-1880), einem Großneffen des Schriftstellers der Aufklärung, ließen „sich von Gedanken inspiriren, deren Lösung auch noch in unsre Tage hinüberspielt", konstatiert 1854 der Armenarzt, Dichter und Kunstkritiker Wilhelm Müller (1816-1873). Künstler wollten „frisch und keck in Ereignisse greifen, die zu dem Leben in unserer Zeit in einer bestimmten Beziehung stehen".[5] Historie wurde „als Katalysator zur Zuspitzung aktueller Auseinandersetzungen dienstbar gemacht".[6]

4 Michael Kimmelman: Old West, New Twist at the Smithsonian. In: New York Times, 26. Mai 1991, auch unter: http://www.nytimes.com/1991/05/26/arts/art-view-old-west-new-twist-at-the-smithsonian.html (Zugriff am 18.04.2018).

5 Wolfgang Müller von Königswinter: Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren, Leipzig: Rudolph Weigel 1854, S. 89. Müller publizierte unter dem Pseudonym Wolfgang Müller von Königswinter.

6 Thomas Giese: „Gegen Münchener Tendenzen". Immermanns Kunstartikel in *L'Europe littéraire* von 1833. In: Bernd Füllner/Norbert Otto Eke (Hrsg.): Das Politische und die Politik im Vormärz (Jahrbuch Forum Vormärz Forschung 2015, Bd. 21), Bielefeld: Aisthesis 2016, S. 227-251, hier S. 251.

Der Streit um das Teocalli-Bild war 1991 mit dem Ende der Washingtoner Ausstellung in der US-amerikanischen Öffentlichkeit und Wissenschaft nicht vorbei. So knüpfte Jochen Wierich 2001 in seinem Aufsatz *Struggling through History: Emanuel Leutze, Hegel, and Empire* an Martin Christadlers These an, Leutze habe seine Amerika-Vorstellung George Bancrofts protestantisch-hegelianischer Deutung der amerikanischen Geschichte entlehnt. In seinem späteren Werk *Grand Themes: Emanuel Leutze, Washington Crossing the Delaware, and American History Painting* aus dem Jahr 2012 führte Wierich dies dann weiter aus. Für seine These konnte er aber lediglich eine Belegstelle beibringen, und in dieser wird ein Einfluss Hegels auf die Düsseldorfer Schule sogar explizit bestritten.[7] Barbara Groseclose hatte hingegen 1975 in ihrer Leutze-Monografie die Auffassung vertreten, Leutze habe 1850/51 das Ereignis der Delaware-Überquerung ins Gedächtnis rufen wollen, um die Deutschen zur Fortsetzung der gescheiterten Revolution von 1848/49 zu ermutigen.[8] Sie blendet dabei allerdings aus, dass die Vereinigten Staaten in den Jahren nach 1848 im Hinblick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse keineswegs uneingeschränkt als Vorbild hatten dienen können. Denn zu jener Zeit wurde im US-Senat und -Kongress diskutiert, inwieweit in den von den USA annektierten mexikanischen Territorien die Sklaverei wieder legalisiert werden könne, die der Staat Mexiko bereits 1829 per Dekret für abgeschafft erklärt hatte. Einigen US-Bürgern diente Europa Mitte des 19. Jahrhunderts sogar als Exilort oder Rückzugsraum.[9] Sowohl

7 Jochen Wierich: Grand Themes: Emanuel Leutze, Washington Crossing the Delaware, and American History Painting, Pennsylvania State: Penn State University Press 2012, hier S. 63, Anm. 39. Wierich bezieht sich dabei auf eine Rezension zu dem Werk von Friedrich von Uechtritz: Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. Theil I, Düsseldorf: Schreiner 1839. In von Uechtritz' Buch fände sich „eine ironische Polemik gegen gewisse Aesthetiker der Hegelschen Schule", heißt es in der Rezension. An besagter Stelle schreibt von Uechtritz, dass „ein Maler, der sich auf das Studium der Werke Hegels einlassen wollte, […] als Maler verloren [wäre]", ebd., S. 72f.

8 Groseclose spricht von der „German – indeed the European – conception of America as the land of moral regenereation and spiritual rebirth". Dazu: Barbara Groseclose: Emanuel Leutze 1816-1868: Freedom is the only King, Washington: Smithsonian Institution 1975, S. 37.

9 Der afroamerikanische Schriftsteller Frederick Douglass, der aus der Sklaverei fliehen konnte, hatte sich ab 1845 für einige Jahre in Europa aufgehalten, da zu dieser Zeit selbst in den US-Nordstaaten Sklaven rechtlich weiterhin als ‚Eigentum'

Groseclosesals auch Wierichs Thesen mangelt es an quellengestützten Fakten. 1964 attestierte Wolfgang Hütt dem Künstler Leutze eine wesentliche „Bedeutung für die Entwicklung einer realistischen Kunst in Düsseldorf“[10], obwohl der Maler nach eigenen Angaben „a thorough poetical treatment of a picture“ anstrebte. Sabine Morgen schließlich interpretierte *Washington Crossing the Delaware* als „ein amerikanisch-nationales Monument“, das in „einem überzeitlichen Zusammenhang patriotische Gefühle weckt“, obwohl das Bild von Anfang an auch Anlass für Hohn und Spott bot.[11]

Jenseits des Atlantiks gibt es in der kunstgeschichtlichen Forschung Ansätze zu einer Neubewertung der im Vor- und Nachmärz in Düsseldorf produzierten Amerikabilder. Der Standort von Leutzes Staffelei in Europa „placed him culturally and physically outside the ranks of his fellow antebellum artists“[12], wie dies Justin Wolff etwa für Leutzes zeitweise ebenfalls in Düsseldorf lebenden Kollegen Richard Caton Woodville (1825-1855)

---

galten und die Sklavenbesitzer des Südens auf Auslieferung ihres ‚Eigentums‘ bestehen konnten. In Großbritannien trat er dann bei verschiedenen Anlässen mit Vorträgen und Reden gegen die Sklaverei auf, und englische Freunde sammelten Geld für ihn, um ihn selbst aus der Sklaverei frei zu kaufen. Auch der Politiker und Senator von Massachusetts Charles Sumner war nach Europa geflohen, nachdem er 1856 im US-Kongress die skandalösen Zustände im Sklavenhalterstaat Kansas in scharfer Form angeprangert hatte, und von einem demokratischen Kongressabgeordneten krankenhausreif geschlagen worden war. Während eines mehrjährigen Europaaufenthalts gelang es Sumner, sein Trauma zu überwinden, er kehrte 1859 in den US-Senat zurück und nahm den Kampf gegen die Sklaverei und für die bürgerliche Gleichstellung der Afroamerikaner wieder auf. Vgl. dazu u. a.: Frederick Douglass: Das Leben des Frederick Douglass als Sklave in Amerika von ihm selber erzählt, Göttingen: Lamuv Verlag 1991 (Erstveröffentlichung engl. 1845); David Herbert Donald: Charles Sumner and the Rights of Man, New York: Knopf 1970.

10 Wolfgang Hütt: Die Düsseldorfer Malerschule, Leipzig: VEB E. A. Seemann 1964, S. 55.

11 Sabine Morgen: Die Ausstrahlung der Düsseldorfer Schule nach Amerika im 19. Jahrhundert: Düsseldorfer Bilder in Amerika und amerikanische Maler in Düsseldorf (Göttinger Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. 2), Göttingen: Edition Ruprecht 2008, hier S. 263.

12 John Davis/Justin Wolff: Richard Caton Woodville: American Painter, Artful Dodger. In: Caa Reviews. A Publication of the College Art Association, 15.09.2003, auch unter: http://www.caareviews.org/reviews/578#.WgRmPIgxkdU (Zugriff am 18.04.2018).

konstatiert. Woodvilles Bilder, so heißt es bei Wolff, würden nicht in die Schemata passen, in denen *American genre painting* gesehen werde. Doch bei kaum einem anderen Künstler gehen die Urteile so weit auseinander wie bei dem 1816 in Schwäbisch Gmünd geborenen Emanuel Leutze. Bei Biographen besteht lediglich darin Konsens, dass er als Neunjähriger mit seinen Eltern in die Vereinigten Staaten kam, als Heranwachsender in Philadelphia Zeichen- und Malunterricht bei John Rubens Smith (1775-1849) nahm und erste künstlerische (Verkaufs-)Erfolge ihm im Alter von 24 Jahren die Reise nach Europa ermöglichten. Im Düsseldorfer Atelier von Carl Friedrich Lessing begann Leutze 1841 sein erstes Historienbild *Columbus before the Council of Salamanca*. Das Folgebild *Columbus in Chains* wurde 1842 vom belgischen König bei der Brüsseler Gemäldeausstellung prämiert, und 1893 erschien es als Motiv auf der 2-$-Briefmarke zur Erinnerung an die *World's Columbian Exposition* von Chicago. Studienreisen führten Leutze 1843/44 nach München, Venedig, Bologna und Rom. 1845 heiratete er in Düsseldorf Juliane Lottner und kehrte 1851 für mehrere Monate nach Amerika zurück. Die *Pennsylvania Academy of the Fine Arts*, Philadelphia, verlieh ihm 1853 die Ehrenmitgliedschaft. Im gleichen Jahr zeichnete ihn der preußische König mit *der Goldenen Medaille für Kunst* aus.[13] Weil in Europa Aufträge ausblieben, die ihn und seine Familie hätten ernähren können, kehrte er 1859 erneut in die Staaten zurück, wo er mit der Ausmalung des Washingtoner Kapitols beauftragt wurde.[14] Als er 1868 mit nur 52 Jahren starb, hatte er bis dahin nur eine Wand im Treppenhaus des Kapitols fertig stellen können. Das Wandbild wird von einer Verszeile aus Georg Berkeleys Gedicht *On the Prospect of Planting Arts and Learning in America* gekrönt.

Leutzes *Washington Crossing the Delaware* wurde in den USA zur nationalen Ikone und blieb bis heute äußerst populär. Dient es den einen als Objekt ihrer anhaltenden Bewunderung, so den anderen als Vorlage für satirische Fotomontagen, Collagen und spöttische Karikaturen.

Den Schwerpunkt meiner nachstehenden Untersuchung lege ich auf eine eingehende Bildbetrachtung und die Beschäftigung mit zeitgenössischen Zeitungsrezensionen, Gedichten und Liedtexten. Bei den im Rheinland

13 Zur Verleihung der Goldenen Medaille siehe: DJK. No. 43 (19. Februar 1853), zur Ehrenmitgliedschaft in der Academy: Wöchentlicher Kunstbericht. Meldung. In: DJK. No. 126 (28. Mai 1853).

14 Neu erschlossene Briefquellen zu Leutzes Übersiedlung finden sich in: Heidrun Irre: Von der Rems zum Delaware, Schwäbisch Gmünd: Einhorn 2016, S. 69.

wirkenden Dichtern und Malern ist ähnlich wie bei Heine stets zu fragen, „was als bare Münze gelesen werden darf und was zwischen den Zeilen", und dieses ist jeweils „nur fallweise und nicht kategorial zu bestimmen".[15] Da bei einer Paraphrasierung das ironisch Mitschwingende, versteckte Anspielungen und Doppeldeutigkeiten verloren gehen würden, werde ich im Folgenden ausführlich die Quellen zitieren. Um vor allem interbildliche Bezüge aufzeigen zu können, bediene ich mich eines Verfahrens, das 2015 Margaret A. Rose in ihrem Beitrag über *Gemalte Politik* am Beispiel Johann Peter Hasenclevers[16] angewandt hat. So soll der 1854 von Wilhelm Müller aufgestellten These, Leutze habe für sein künstlerisches Wirken „stets Ereignisse, deren treibende Gedanken auch noch in unsere Tage herüberwirken"[17], gewählt, nachgegangen werden. Im Vordergrund der Untersuchung steht die Frage, inwieweit sich in Leutzes Werken eine „Vereinigung verschiedenartiger Charaktere und selbst Antithesen" finden lassen, welche „mit wunderbarem Geschick zur Hervorhebung der Hauptidee angewandt"[18] werden, wie dies einmal Hermann Püttmann (1811-1874) bei der Betrachtung von Werken Carl Friedrich Lessings formuliert hatte.

Um es konkreter zu fassen: In der vorliegenden Studie geht es um die Problemstellung, inwiefern der Streit, den das Teocalli-Bild 1991 in der Washingtoner Ausstellung provozierte, ebenso wie die nicht abebbenden Kontroversen über Leutzes *Washington Crossing the Delaware* jeweils auf Uneindeutigkeiten in der Bildaussage zurückzuführen sind, oder ob diese Kontroversen nicht vielmehr durch die den Bildern eingeschriebenen Antithesen provoziert wurden. Zu diesem Zweck werden auch Bezüge zu (Amerika-)Bildern anderer zeitgenössischer, in Europa tätiger Maler – wie etwa von Eduard Bendemann, Carl Friedrich Lessing, Richard Caton Woodville und Paul Delaroche – hergestellt, wogegen Parallelen zu ‚poetischen'

15 Claas Morgenroth: Das Ereignis des Schreibens. Foucault, Heine und das Politische. In: Füllner/Eke: Das Politische und die Politik im Vormärz (wie Anm. 6), S. 47-72, hier S. 53.

16 Margaret A. Rose: Gemalte Politik. J. P. Hasenclevers *Arbeiter und Stadtrath* von 1848 und 1850. In: Füllner/Eke: Das Politische und die Politik im Vormärz (wie Anm. 6), S. 227-251.

17 Müller von Königswinter: Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 5), S. 140.

18 Hermann Püttmann: Die Düsseldorfer Malerschule und ihre Leistungen seit der Errichtung des Kunstvereins im Jahre 1829. Ein Beitrag zur modernen Kunstgeschichte, Leipzig: Otto Wigand 1839, S. 34.

Amerikabildern – sei es in Ferdinand Freiligraths *Californien* oder in Heinrich Heines *Vitzliputzli* – nur schlaglichtartig an dieser Stelle aufgezeigt werden können.

Konzentrieren werde ich mich in der Untersuchung in erster Linie auf die folgenden Bilder von Emanuel Leutze: auf *The Storming of the Teocalli* (2,15 x 2,51 m), das während bzw. unmittelbar nach der gescheiterten 1848er Revolution entstanden ist, und auf das unmittelbar darauf begonnene und 1851 vollendete *Washington Crossing the Delaware* (3,78 x 6,48 m).

2. „Zwischen America und hier..."

Die erste bei einem Atelierbrand beschädigte Version von *Washington Crossing the Delaware* wurde Dezember 1850 im Kölner Gürzenich ausgestellt und verlost, wobei „[d]er ganze Ertrag der Verlosung [...] zum Besten der Familien einberufener Landwehrmänner" verwandt wurde.[19] Das Feuilleton der *Kölnischen Zeitung* brachte eine ausführliche Bildbesprechung, die das *Düsseldorfer Journal und Kreisblatt* am 12. Januar 1851 nachdruckte. Als die zweite Version des Monumentalbildes in Begleitung des Künstlers jenseits des Atlantiks eintraf, erschien in der *Evening Post* am 19. September eine unwesentlich gekürzte Übersetzung, die *Literary World* druckte diese wiederum am 27. September nach.[20] Einleitend heißt es in dieser Rezension: „Wir halten uns an den Gedanken, welcher sich in dem Bilde ausspricht; der ist ganz, mächtig und unverkennbar", wobei die Bildidee wie folgt gefasst wird:

> Der Maler hat in diesem Gemälde die Begebenheiten der Stunde dargestellt, in welcher über das Wohl und Wehe der nordamerikanischen Freistaaten durch die Kühnheit ihres muthvollen und staatsklugen Führers für Jahrhunderte hin entschieden wurde. Fast waren die Mittel zur Fortführung des Krieges erschöpft, das Heer drohte sich in wenigen Tagen aufzulösen: die Sache der Freiheit jenes Erdstriches, mit ihren unermeßlichen Folgen für das alte Europa, wäre für wer weiß wie lange hinausgeschoben, vielleicht für immer vernichtet worden, – da leistete der große Geist Washington's das dem moralisch niedrigeren, sorglos ruhenden Feinde [gemeint sind insbesondere die jenseits des Delaware bei Trenton lagernden hessischen Truppenkontingente,

19 DJK. No. 273 (14. November 1850).

20 Vgl. dazu: Morgen: Die Ausstrahlung der Düsseldorfer Schule (wie Anm. 11), S. 235.

> Anm. Th. G.] unmöglich Scheinende: er überschritt mit seinen Schaaren in der Nacht, mitten durch die treibenden Eismassen den Delaware [...].[21]

Die Mitglieder des während der 1848er Revolution gegründeten Vereins *Malkasten* hatten für Leutze am 24. Juli 1851 ein Abschiedsfest ausgerichtet, bei dem ein Faltblatt mit einem *Abschiedslied* verteilt wurde.[22] Auf Seite drei und vier war zudem ein Gedicht mit dem Titel *Washingtons Uebergang* abgedruckt, das – wesentlich kleiner gesetzt – die Unterzeile „über den Delaware" trägt. Die ersten zwei, an Bänkelsang erinnernden, Strophen lauten:

> Hört ihr Leute das Gedichte
> Von dem großen Wasserfluß,
> Der in der Naturgeschichte
> Heißt der Delawarius.
>
> Dieser fließt im fernen Westen
> Zwischen America und hier,
> Und an seinen wüsten Küsten
> Haus't manch grauses Ungethier.

In literarischer Hinsicht eher unbedeutend, scheinen diese Verse aber Wesentliches zum Verständnis des Bildes beitragen zu können. Emanuel Leutze war Präsident des *Malkastens* und zeichnete sich durch eine besondere Geselligkeit aus. Es ist deshalb davon auszugehen, dass die Vereinsmitglieder mit dem Gemälde, an dem der Künstler seit 1849 arbeitete, gut vertraut waren. Eine wissenschaftliche Analyse der Kunstszene am Rhein wird, dies sei hier erwähnt, stets dadurch erschwert, dass jenes scherzend-poetische Idiom, das sich in der Region unter preußischer Zensur bis zur Perfektion entwickelt hatte und oft auch auf US-Amerikaner ansteckend wirkte, erst dechiffriert werden muss.[23] Worthington Whittredge

21 DJK, No. 273 (14. November 1850).

22 Vgl. auch Bernd Kortländer: „unendlich deutsch und komisch". Der Malkasten und seine Dichter. In: Künstlerverein Malkasten (Hrsg.): Hundertfünfzig Jahre Künstler-Verein Malkasten, Düsseldorf: Richter 1998, S. 42-55, hier S. 48.

23 In der Zeitung *The Crayon* berichtete ein US-Student aus Düsseldorf, dass ihm die Akademie als eine Art „menagery" vorgestellt worden sei, „on account of the strange beings that inhabited it, among whom the students, with long flowing hair, figured as lions, and some of the professors as grumbling bears". Dazu:

(1820-1910) ließ, um nur ein Beispiel zu nennen, bei seinem Bericht über die Entstehung von *Washington Crossing the Delaware* der Fantasie freien Lauf. Verzweifelt habe Leutze, so kolportiert Whittredge, nach geeigneten Modellen gesucht. Da alle Deutschen zu klein gewesen seien und „finding American types" für Leutze zum Problem wurde, habe er – Whittredge – am Ende selbst nicht nur für den Mann am Steuerruder, sondern auch für Washington posieren müssen. „This was all because no German model could fill Washington's clothes"[24], scherzt Whittredge. Ein Blick auf das Gemälde liefert den Schlüssel zu dieser Pointe: Rechts von dem Mann am Ruder sind zwei Männer auf dem Eis zu sehen, gegen die jene im Boot tatsächlich wie Giganten erscheinen.[25] Whittredge macht aus dieser „inaccuracy" durch seine Interpretation eine dezidiert politische Pointe, indem er behauptet, außer US-Amerikanern habe nur ein Norweger die Größe gehabt, um als Modell dienen zu können. Norwegen besaß zu jener Zeit, worauf auch in Journalen hingewiesen wurde, eine der fortschrittlichsten Verfassungen Europas.[26]

Bei dem an Bänkelsang erinnernden Abschiedsgedicht für Leutze ist gleichfalls aufmerksam nach solchen versteckten Anspielungen zu suchen. Was auffällt: In den Versen fließt der Delaware bzw. „der Delawarius" nicht an einem geografisch konkret benennbaren Ort, sondern schlicht „im

(Anonym): Dear Crayon! In: The Crayon, Vol. 4, No. 8 (August 1857), Rubrik: Foreign Correspondance, Items, etc., S. 250, siehe auch: http://www.jstor.org/stable/25527612 (Zugriff am 18.04.2018). Vgl. zu dem Thema: James M. Brophy: Popular Culture and the Public Sphere in the Rhineland, 1800-1850, New York: Cambridge University Press 2007.

24 Worthington Whittredge: The autobiography of Worthington Whittredge, 1820-1910. Hrsg. von John I. H. Baur, Brooklyn: Museum Press 1942, S. 22. Siehe auch: https://babel.hathitrust.org/cgi/pt?id=wu.89054773270;view=1up;seq=38 (Zugriff am 18.04.2018).

25 Es gab jedoch etliche Kunstwissenschaftler, die Whittredges Scherz – Amerikaner seien größer als Deutsche – völlig ironiefrei nachdruckten, vgl. dazu etwa: John K. Howat: Washington Crossing the Delaware. In: Metropolitan Museum of Art Bulletin. No. 07 (März 1968), S. 289-299, hier S. 292.

26 „In Norwegen und Belgien sind nun bekanntlich die freiesten, ausgebildetsten konstitutionellen Verfassungen", die demokratische Partei in Deutschland habe daher „die Verfassungen in Norwegen und Belgien als Muster aufgestellt". (Anonym): Die Partheien. Artikel. In: DJK, No. 124 (6. Mai 1848).

Westen", genauer: „Zwischen America und hier, [...]." In den Strophen vier bis sechs heißt es über den aufrechten Helden im Boot:

Es geschah vor vielen Jahren,
Daß ein sich'rer Washington
Ueber diesen Fluß gefahren
Mit viel Pferden und Kanon!

Dieser war ein großer Räuber
In dem Land America,
Schonte nicht das Kind im Leibe,
Wie's die Welt mit Grausen sah.

In der Mitte thut er stehen,
Durch das Perspectiv er schaut,
Alle Leute, die ihn sehen,
Denen schaudert gleich die Haut.[27]

Die diesen Mann auf der anderen Uferseite sahen, waren Briten und ihre hessischen, oft zwangsrekrutierten, Söldner, aber auch die Ureinwohner, denen beim Anblick eines Weißen sicherlich ebenfalls gleich die Haut geschaudert hat. Diese Verse über den „große[n] Räuber" – stehen sie hier für die andere, die dunkle Seite des so aufrechten weißen Mannes im Boot? Leutzes Werk erhielt jenseits des Atlantiks sowohl enthusiastische Kritiken als auch totale Verrisse, in denen unter anderem kritisiert wurde, dass Leutzes Washington sehr einem eroberungssüchtigen Napoleon oder Cäsar ähneln würde.[28] Die Verse, „Schonte nicht das Kind im Leibe, / Wie's die Welt mit Grausen sah", lassen an das Gemälde *The Storming of the Teocalli* denken. Überlagern sich in Leutzes Vorstellungswelt tatsächlich, wie im ‚Bänkelsang' angedeutet, gleich mehrere Bilder?

27 Groseclose: Emanuel Leutze 1816-1868 (wie Anm. 8), S. 47. Die Autorin hat das Gedicht in ihrer Monografie zwar aufgenommen, jedoch unter Auslassung der Strophen fünf und sechs. Das Faltblatt mit dem Gedicht befindet sich im: Malkastenarchiv Düsseldorf, Best. 08/Personenbezogene Sammlung/Leutze. Sabine Schroyen, ist für ihre bereitwillige Unterstützung der Recherchen im Archiv des Künstlervereins Malkasten an dieser Stelle zu danken.

28 Wierich: Grand Themes (wie Anm. 7), S. 42.

Ist die „Vereinigung verschiedenartiger Charaktere und selbst Antithesen", die Hermann Püttmann bei Carl Friedrich Lessings Gemälden konstatierte, auch in Leutzes *Washington Crossing the Delaware* zu finden? So wenig wie der „Delawarius", der im Gedicht „zwischen America und hier" fließt, ein realer Fluss ist, so wenig scheint auch der auf die Leinwand gemalte Bootsheld mit jenem George Washington identisch zu sein, der von 1732 bis 1799 in den Vereinigten Staaten lebte und wirkte. Dass seine Historienbilder keine bloßen Reproduktionen historischer Ereignisse, sondern vielmehr Produkte seiner Imagination seien, hat Leutze selbst stets betont. Seine Arbeitsweise wurde im November 1849 in dem *Bulletin of the American Art Union*, das der US-amerikanische Kunstverein mit Sitz in New York vierzehntägig an Vereinsmitglieder versandte (im Folgenden: *Bulletin*), wie folgt geschildert:

> Before he takes up his pencil he seems to have painted a mental picture, in which every part of his proposed work has been designed in form and colors that tell the story in unmistakeable language. Every glance of the eye, every gripe of the hand, every planting of the foot seems to have been worked out in that hidden painting.[29]

Der Künstler male zunächst „a living soul", wie es dort heißt, und erst im zweiten Schritt kleide er das Imaginierte „in honest muscles, full of ‚blood and blue veins', and, last of all, put on the doublets and the hose [...]".[30] Das „hidden painting" würde während des Malprozesses auf der Leinwand angefüllt „with life and passion", glühenden Farben und satten Kontrasten, wie sie dem Maler zuvor „in the silent gallery of his imagination" erschienen seien. In dieser imaginären Galerie hängen, so ist zu vermuten, *The Storming of the Teocalli* und das Monumentalbild *Washington Crossing the Delaware* dicht beieinander. Welche anderen Werke befinden sich noch in dieser imaginären Galerie?

Leutzes Bild von der Eroberung Mexikos wurde, als das monumentale Washington-Bildnis ab Oktober 1851 im *Stuyvesant-Institute* am Broadway ausgestellt wurde, durch Heinrich Heines Ballade *Vitzliputzli* erneut ins

29 The Gallery – No. 5. Artikel. In: Bulletin of the American Art-Union, Vol. 2, No. 8 (November 1849), S. 16f.

30 Ebd. Die „Seele" als zentrales ‚Organ' der Kunstproduktion findet sich auch bei Wilhelm Schadow, der wie Immermann entscheidenden Einfluss auf die Kunstkonzepte der Düsseldorfer Malerschule ausübte. Vgl. Giese: Gegen Münchener Tendenzen (wie Anm. 6), S. 241ff.

Gedächtnis gerufen. Diese war als Vorabdruck in französischer Übersetzung in der Oktober-Ausgabe der Zeitschrift *Revue des Deux Mondes*[31] erschienen. In der Ballade hat Heine den Blick auf die Fremden sozusagen umgedreht: Die Fremden sind nicht mehr die „Indianer", die Bewohner „Westindiens", sondern vielmehr die übers Meer gekommenen Weißen. Dieser Perspektivwechsel findet sich pointiert in jener Passage in Verse gesetzt, in welcher der Dichter den aztekischen Opferpriester zu seinem Gott beten lässt:

O verderbe unsre Feinde,
Diese Fremden, die aus fernen
Und noch unentdeckten Ländern
Zu uns kamen über's Weltmeer –

Warum ließen sie die Heimath?
Trieb sie Hunger oder Blutschuld?
Bleib' im Land und nähr' dich redlich,
Ist ein sinnig altes Sprüchwort.

Was ist ihr Begehr? Sie stecken
Unser Gold in ihre Taschen,
Und sie wollen, daß wir droben
Einst im Himmel glücklich werden![32]

31 Die Revue des Deux Mondes war bereits im 19. Jahrhundert ein Periodikum mit internationaler Verbreitung. Georg Weerth entdeckte z. B. 1855 eine Ausgabe der Zeitschrift mit neuen Heine-Gedichten auf der Börse von Buenos Aires. Brief Weerths an Heine vom 1. April 1855. In: Heinrich Heine: Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, Berlin/Paris: Akademie/Éditions du CNRS 1970ff., hier Bd. 27, Brief Nr. 1216, S. 292ff.

32 Heinrich Heine: Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Werke [Düsseldorfer Ausgabe] (DHA). Hrsg. von Manfred.Windfuhr. Bd. 3/1, Hamburg: Hoffmann & Campe 1992, hier S. 74. Zum Vorabdruck der Ballade „Vitzliputzli" in der Revue des Deux Mondes siehe auch: http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k86921h/f358.image.r=heine (Zugriff am 18.04.2018).

3. Emanuel Leutzes *The Storming of the Teocalli*

Auf den unteren Etagen der Tempelpyramide leisten aztekische Krieger den hochgerüsteten Invasoren Widerstand, auf den oberen sehen wir fliehende Frauen und Kinder. Anders als auf einigen Gemälden vom Typ *The Massacre of the Innocents*[33] wehren sich die Frauen hier nicht, Menschenopfer werden fatalistisch hingenommen. Diese hatten im Weltbild der Azteken einen festen Platz. Auf einer der unteren Etagen opfert ein Azteke ein Kleinkind, auf einer der obersten, also dort, wo traditionell der Opferpriester das Menschenopferritual verrichtet, steht ein Spanier, „[a] grim old warrior, with his sword between his teeth, [...] hurling down an infant which he has torn from its mother's arms. Others are planting the standard of Castile upon the walls".[34]

Diese Darstellung wird 1849 in der Juli-Ausgabe des *Bulletin* als „that terrific combat described by Prescott in the second volume of his ‚Conquest of Mexico'" angegeben. Das Bild stellt eine groteske Verdrehung der Vorlage dar: Bei Prescott erstürmen die Spanier die Tempelpyramide, stürzen die Götzenbilder hinunter und errichten einen Altar mit einem Banner der Heiligen Jungfrau, die das Jesuskind auf dem Arm trägt. Bei Leutze hingegen wirft der Konquistador statt der Götzenbilder einen Säugling hinab, so als ob er sich in aberwitziger Weise zum aztekischen Menschenopferkult ‚bekehrt' hätte.[35] Im *Bulletin* wird dazu erläutert, dass in Märtyrerdarstellungen Alter

33 Das Gemälde „Kindermord in Bethlehem" (ca. 1637) von Peter Paul Rubens könnte Leutze 1843 in München gesehen haben, wo er die Sammlung besuchte, vgl.: Henry T. Tuckerman: Artist-Life: or Sketches of American Painters, New York: D. Appleton & Company 1847, S. 177. Zu dem „Massacre of the Innocents"-Motiv vgl. Morgen: Die Ausstrahlung der Düsseldorfer Schule (wie Anm. 11), S. 142.

34 The Gallery – No. 3. Artikel. In: Bulletin of the American Art-Union. Vol. 2, No. 4 (Juli 1849), S. 6. Sabine Morgen wertet „die Tötung eines Kindes in einem kriegerischen Akt durch die Europäer" im Vergleich zur „Kindsopferung durch den Priester" als weniger grausam. Diese Bewertung scheint genauso wenig nachvollziehbar wie ihre Auffassung, dass Leutze mit dem Bild „die Verherrlichung des Sieges der Christen über die Heiden" darstellen würde, dazu: Morgen: Die Ausstrahlung der Düsseldorfer Schule (wie Anm. 11), S. 139 u. 143. Vgl. auch Wierich: Grand Themes (wie Anm. 7), S. 48-51.

35 Bei Prescott heißt es über den Eroberer Cortés: "He accordingly, without further ceremony, caused the venerated images to be rolled down the stairs of the

Abb. 1: Aztekisches Menschenopferritual. Holzschnitt, anonym, nach einem Codex aus dem 16. Jahrhundert.

Meister die in den Himmel gemalten Engel einen Ausgleich zu den gleichzeitig abgebildeten grausamen Szenen schaffen würden.

> But in this work nothing mitigates the terrible ferocity of the action – not even the figure of the monk, whose misguided ideas of the true spirit of Christianity destroy our respect for his devotedness. On all sides are the glaring eyes and bloody hands of a mortal combat, and all the most ferocious passions that can agitate the human heart – the thirst for gold – the blind fanaticism [...].[36]

great temple, amidst the groans and lamentations of the natives. An altar was hastily constructed, an image of the Virgin and Child placed over it, and mass was performed by Father Olmedo and his reverend companion for the first time within the walls of a temple in New Spain." Dazu: William Hickling Prescott: History of the Conquest of Mexico. II. Buch, Kapitel IV, New York: Harper & Brothers 1843, S. 152.

36 The Gallery – No. 3 (wie Anm. 34), S. 6.

Abb. 2: Emanuel Leutze (1816-1868), *The Storming of the Teocalli, by Cortez and His Troops* (Ausschnitt), 1849, Öl auf Leinwand. 215,1 x 250,8 cm, Wadsworth Atheneum Museum of Art, Hartford, CT (USA). The Ella Gallup and Mary Summer Collection Fund, Inv. Nr. 1985.7.

Als das Gemälde zuvor im Galeriesaal der Düsseldorfer Akademie präsentiert wurde, fand sich im *Düsseldorfer Journal und Kreisblatt* eine kurze Beschreibung: „[O]hne gerade eine bestimmte Episode aus der Geschichte jenes gräuelvollen Krieges zu sein, giebt die Composition ein Bild des grausamen Kampfes überhaupt." Zu der dargestellten Szene wird angemerkt: „Die Spanier haben nach langem Kriege die Oberhand gewonnen, ein Theil von ihnen ist in die Hauptstadt der Azteken eingedrungen und hat sich bis zum Tempel des obersten Götzen der Mexicaner durchgeschlagen [...]."[37]

In dem Gemälde selbst finden wir jedoch keinen Hinweis, der auf einen langen Krieg, welcher angeblich vorausging, hindeuten würde. Der Autor des Artikels scheint auf etwas außerhalb des Bildes anzuspielen. Vielen war damals noch der Expansionskrieg der Vereinigten Staaten gegen Mexiko, der im Januar 1848 endete, lebhaft im Gedächtnis; über dessen Verlauf war auch in deutschen Blättern ausführlich berichtet worden. Das *Morgenblatt für gebildete Leser* hatte z. B. im Januar 1848 Auszüge *Aus dem Briefe eines Offiziers über den Feldzug nach Mexiko* gebracht. „Die Gräuel dieses Krieges will ich nicht beschreiben", heißt es da. „Sie finden sie in jedem öffentlichen Blatte. Es war ein wahres Schlachten und die Grausamkeiten, deren Augenzeuge ich war, beschreibt keine Feder."[38]

Den im Bild hergestellten Gegenwartsbezug werde ich weiter unten im Text noch näher beleuchten, zunächst aber komme ich zu der Frage: Welche Vor-Bilder gab es für die dargestellten Szenen? Die in der rechten Bildhälfte ganz oben dargestellten kauernden Frauen zeigen große Ähnlichkeit mit einer Gruppe in Leutzes Gemälde *The Iconoclasts* von 1847, welche sich dort in der rechten unteren Ecke befindet. Im Letzteren hält ein Bilderstürmer – die Heilige Schrift in der Hand – den Frauen eine Strafpredigt. Während in *The Iconoclasts* im Kircheninnenraum der Blick von einer der Frauen bittend nach oben gerichtet ist, richtet in ähnlicher Weise eine Aztekin in dem Teocalli-Gemälde ihren Blick gen Himmel. Rechts über der Frauengruppe in

37 DJK. No. 52 (2. März 1849).

38 Weiter heißt es in dem Artikel des Morgenblatts, dass für das US-Heer Freiwillige angeworben worden seien, die zu einem Großteil aus Deklassierten – „Verlaufenes Gesindel, sehr viele englische Deserteurs" – bestanden hätten. „Von Menschlichkeit hatten diese Leute keinen Begriff; [...] ich [konnte] doch sehr oft den Anblick der Abscheulichkeiten nicht ertragen, die ich verüben sah. Einmal jagte ich einem Kerl eine Kugel durch den Kopf, als ich ihn beschäftigt fand, einer Schwangern den Leib aufzuschneiden." Vgl. Morgenblatt für gebildete Leser. No. 17 (20. Januar 1848), S. 67f.

The Iconoclasts sind zwei Soldaten in Rüstung auf den Altar gestiegen, einer von ihnen schlägt mit einem Beil auf eine Darstellung Marias mit dem Jesuskind ein. Im Teocalli-Bild richtet sich die Attacke der Krieger dagegen nicht gegen ein Gemälde, sondern gegen lebende Menschen.[39] Das brutale Hinschlachten auf den Stufen des Teocalli-Bildes weist in einigen Bildelementen Parallelen zu Motiven in dem Gemälde *Destruction* aus Thomas Coles' Zyklus *The Course of Empire* aus dem Jahr 1836 auf. Die in Coles' fiktivem Massaker dargestellte, vor dem Denkmalsockel die Arme hoch reckende, Frau könnte als Vorlage für die in ähnlicher Haltung gemalte Figur gedient haben, die sich rechts oben im Teocalli-Gemälde befindet.

Noch größere Ähnlichkeit zeigt die erwähnte Frauengruppe mit Motiven in Gemälden Eduard Bendemanns (1811-1889), eines Künstlers, der als Student Wilhelm Schadow 1827 von Berlin nach Düsseldorf gefolgt war und ab 1838 an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden lehrte.[40] Die einen Rundbogen bildende Kontur der Kauernden greift die Silhouette der Figurengruppe in Bendemanns Werk *Die Juden im Exil* auf. Einige der Szenen könnten auch von den in sich zusammen gesunkenen Frauen inspiriert sein, die in der linken Bildhälfte von Bendemanns *Jeremias auf den Trümmern Jerusalems* (1835/36)[41] dargestellt ist. Diese Bilder Bendemanns, die durch Stiche Verbreitung fanden, waren schnell recht populär, ja geradewegs zu Ikonen geworden und hatten insbesondere im Rheinland eine über das rein Ästhetische hinaus gehende Wirkung. Sie „sprechen ein tiefernstes Wort hinein in die Tagesdebatten über Emancipation des unglücklichen Volkes", wie Hermann Püttmann konstatiert.[42]

39 Beide Gemälde wurden im Bulletin miteinander in Beziehung gesetzt: "All those who remember *The Iconoclasts*, which was shown at the Art-Union rooms two years ago, will readily believe that the treatment of the Mexican scene, mentioned above, cannot fail to be exeedingly vigorous and effective in Mr. Leutze's hands." Vgl. Bulletin of the American Art-Union. Vol. II, No. 1 (April 1849). Zit. nach Morgen: Die Ausstrahlung der Düsseldorfer Schule (wie Anm. 11), S. 137.

40 Hütt: Die Düsseldorfer Malerschule (wie Anm. 10), S. 168.

41 Zerstört. Einst Leineschloss, Hannover.

42 Püttmann: Die Düsseldorfer Malerschule (wie Anm. 18), S. 44.

Abb. 3: *The Storming of the Teocalli, by Cortez and His Troops* (ganz). Siehe Bildunterschrift zu Abb. 2. [Abbildungsnachweis: Wikimedia, unter: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Leutze,_Emanuel_%E2%80%94_Storming_of_the_Teocalli_by_Cortez_and_His_Troops_%E2%80%94_1848.jpg. (Zugriff am 14.04.2018)]

Abb. 4: Detail aus *The Storming of the Teocalli, by Cortez and His Troops* (Abb. 3). Die Gruppe Frauen auf der obersten Etage rechts weist in der Art ihrer Gruppierung deutliche Ähnlichkeit mit der Figurengruppe in Bendemanns *Die Juden im Exil* (Abb. 5) auf.

Abb. 5: *Die Juden im Exil* (Gefangene Juden in Babylon), Nachstich von Ferdinand Ruscheweyh aus dem Jahr 1832 nach dem Gemälde von Eduard Bendemann, Öl auf Leinwand, 183 x 280 cm, Wallraf-Richartz-Museum, Köln.

Exkurs: Emanzipation aller unterdrückten Menschenklassen

In der 1839 veröffentlichten Schrift *Die Düsseldorfer Malerschule seit der Gründung des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen im Jahr 1829* unterstreicht Hermann Püttmann, dass die Gemälde Eduard Bendemanns „nicht in die strenge Kategorie der Historienbilder" einsortiert werden können, vielmehr

> wendet der Künstler seine Blicke von dem Standpunkte der Gegenwart aus in die Tage der Vorzeit, und die riesigen Gebilde der Vergangenheit steigen aus dem Nebel empor, um ihre Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit mit der Gegenwart zu zeigen.[43]

Püttmann stellt Bendemann auf die gleiche Stufe wie den Maler Lessing, die Gegenwart erscheint ihm dabei als eine fast schon messianische Umbruchperiode. Die Reformation sei auf halbem Wege stecken geblieben, proklamiert er, denn „das Emancipationssystem" hätte „außer den Glaubenszuständen auch auf andere Einrichtungen des gesellschaftlichen Verbandes ausgedehnt w[e]rden" müssen. Püttmann hebt hier die besondere Produktivkraft des Zweifels hervor, weil dieser jegliche Autorität in Frage stelle, was wiederum eine Weitung des Blickes zur Folge gehabt habe:

> Amerika wurde von Neuem entdeckt, nämlich das freie Nordamerika; in Frankreich erstanden zwei furchtbare Titanen: Freiheit und Gleichheit; in Deutschland erblühte aus Schutt und Moder der moderne Messias, den die Pfaffen Antichrist nennen: die Philosophie.[44]

Das Thema „Emancipation" beschränkte sich im Rheinland nicht allein auf ästhetische Debatten. Schon die Freiheitskämpfe in Griechenland und Polen hatten aus dem Rheinland solidarische Unterstützung erfahren.[45] Als dann Anfang der 1840er Jahre die rechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung auf die politische Agenda kam und in der Öffentlichkeit zu einer

43 Ebd., S. 43.

44 Ebd., S. 26f.

45 Vgl. dazu u. a.: Eberhard Illner: Solidaritat der Patrioten. Die Philhellenen- und Polenvereine im Rheinland. In: Ottfried Dascher/Everhard Kleinertz (Hrsg.): Petitionen und Barrikaden. Rheinische Revolutionen 1848/49. Ausstellungskatalog. Bearb. von Ingeborg Schnelling-Reinicke u. a., Münster: Aschendorff 1998, S. 61-65, hier S. 62f.

starken Mobilisierung führte – nicht zuletzt weil „der neue Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. Vorstellungen eines christlich-germanischen Staates hegte, der die Juden von der christlichen Bevölkerung bewußt absondern würde" – rollte eine „Welle landesweiten Protests in Form von Eingaben und Gesuchen, Zeitungsartikeln und Broschüren" an.[46] Mehrere Petitionskampagnen bewirkten in der Folge, dass die rechtliche Gleichstellung 1843 beim siebten Rheinischen Provinziallandtag eines der Schwerpunktthemen bildete. In einem Debattenbeitrag wurde die Emanzipation der jüdischen Bevölkerung in den Kontext der Emanzipation aller Unterdrückten gestellt.[47] Als ein konservativer Abgeordneter beteuerte, auch er sei für die Emanzipation, jedoch plädiere er „für eine allmälige, stufenweise, je nach dem sie in der Bildung fortschreiten", empörte sich ein Emanzipationsbefürworter, es „sei dieses ein Grund, der stets bei allen Völkern und zu allen Zeiten vorgeschoben worden ist, wo es galt, die Emancipation einer unterdrückten Menschenklasse zu verhindern". Das scheinheilige Argument mangelnder Bildung habe er, so der Abgeordnete,

> mehr als einmal in vollem Ernste gegen die Emancipation der Katholiken in Irland gehört; wer erinnert sich nicht des nämlichen Einwandes gegen die Emancipation der Griechen in der Türkei? wer hört ihn nicht noch alltäglich vorbringen gegen die Freistellung der Farbigen in den überseeischen Ansiedlungen der Europäer?[48]

Der Landtag beschloss mit überwältigender Mehrheit die rechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung, die Umsetzung des Beschlusses scheiterte letztlich allerdings am Veto des preußischen Königs.

Bei der Mobilisierung für die Emanzipation spielte die bildende Kunst eine wichtige Rolle. Die Kunstvereine, welche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an vielen Orten entstanden, waren „durch ihre vielfältigen kunstpolitischen und kunsterzieherischen Maßnahmen ein wichtiges

46 Marina Sassenberg: Aus zweitausend Jahren. Jüdische Geschichte im Rheinland. In: Ludger Heid/Julius H. Schoeps (Hrsg.): Wegweiser durch das jüdische Rheinland, Berlin: Nicolai 1992, S. 9-19, hier S. 13.

47 Zu den Debattenbeiträgen beim Rheinischen Provinziallandtag vgl. hier: Düsseldorfer Zeitung. Nr. 58 (2. August 1843).

48 Ebd. Der Verweis auf die „Freistellung der Farbigen" bezieht sich vermutlich auf die Kampagne Hundred Conventions, mit dem die Anti-Slavery Society 1843 in den USA mobilisierte.

Bildungsinstrument" geworden[49], wobei der *Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen* zudem *die Förderung öffentlicher Kunstwerke als Vereinszweck in seinen Statuten fest verankert hatte.* Der erste diesbezügliche Ankauf betraf das Gemälde *Die Juden im Exil.* Der Vereinsvorstand trat mit dem Kölner Erzbischof über eine Anbringung in St. Maria in Capitolio in Verhandlungen. Da Bendemann aus einer jüdischen, zum Protestantismus konvertierten Familie stammte und die Darstellung zudem nicht der traditionellen katholischen Ikonographie entsprach, war die Offerte ein durchaus demonstrativer Akt.[50] Obwohl der Kunstverein zugesagt hatte, den größten Teil der Kosten für die Anbringung zu tragen, kam eine Vereinbarung nicht zustande. Nach der Absage des Erzbischofs wurde das Gemälde unter gleichen Konditionen dem Wallraf-Richartz-Museum in Köln überlassen. Bendemann fertigte zusätzlich mehrere Repliken an, und nach kurzer Zeit hingen auch die von Ferdinand Ruscheweyh 1832 in Kupfer gestochenen Reproduktionen des Werkes an vielen Orten aus. 1833 besprach Karl Immermann das Gemälde in einer Artikelserie über die Malerei in Deutschland, die in der in Paris erscheinenden *L'Europe littéraire* publiziert wurde[51], Atanazy Raczyński erwähnte das Gemälde im ersten Band seiner 1836 publizierten *Histoire de l'art moderne en Allemagne*[52], die noch im gleichen Jahr auch in deutscher Übersetzung erschien.

49 „[Kunstvereine] trugen wesentlich zur Liberalisierung der Kunst und zum Entstehen eines neuen Kunstmarktes bei, organisierten Verkaufsausstellungen, versorgten durch das Verlosen angekaufter Gemälde die eingeschriebenen Mitglieder mit Kunstwerken, verbreiteten die Kenntnis berühmter Bilder durch Nachstiche und gaben Anteilscheine aus, durch die sie Kapitalien gewannen, die sie dann nutzbringend zur Durchführung künstlerischer Aufgaben verwendeten." Hütt: Die Düsseldorfer Malerschule (wie Anm. 10), S. 18. Vgl. auch: Kunst-Blatt. No. 35 (30. April 1829), S. 137.

50 Obwohl der Kunstverein zugesagt hatte, 70% der Kosten für den Ankauf des Gemäldes zu tragen, zog der Erzbischoff eine zuvor bereits gegebene Zusage zurück, woraufhin der Kunstverein vorschlug, „es dem dortigen städtischen Museum zu überlassen". Vgl.: Karl Immermann: Briefe. Textkritische und kommentierte Ausgabe. Hrsg. von Peter Hasubek, München: Carl Hanser 1978-1987, hier Bd. 3.1, S. 33-44. Zu Bendemann vgl.: Guido Krey: Gefühl und Geschichte. Eduard Bendemann (1811-1889). Eine Studie zur Historienmalerei der Düsseldorfer Malerschule, Weimar: VDG 2003, S. 111ff.

51 Vgl. dazu Giese: Gegen Münchener Tendenzen (wie Anm. 6), S. 227-251.

52 Atanazy Raczyński: Geschichte der neueren deutschen Kunst, Berlin: A. W. Schade 1836, hier 1. Bd., S. 169.

Beim Pariser Salon von 1837 wurde Bendemanns großformatiges Werk *Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem* mit einer Medaille 1. Klasse, prämiert. Parallel dazu war auch Carl Friedrich Lessings *Hussitenpredigt* ausgezeichnet worden. Mit der anschließenden Ausstellung der *Hussitenpredigt* in vielen deutschen Städten ging eine spektakuläre Politisierung der Person Lessings einher, die durch die dezidiert Partei ergreifende Besprechung von Lessings Zeichnung *Jan Hus vor dem Konzil* in Raczyńskis Standardwerk weiter forciert wurde.[53] Über die geballte klerikale Macht, der sich Hus gegenübersah, heißt es da:

> [D]ie Richter sitzen behaglich da; die Gerechtigkeit scheint sie wenig zu beschäftigen [...]; man sieht wohl, diese von Furcht und Gewissensbissen freien Männer werden bald ihr Bluturtheil fällen [...]: der Spott ist die Logik dieser Männer, die ihre Macht vertheidigen und des Sieges gewiss sind.[54]

4. Carl Friedrich Lessings *Belagerung/Verteidigung eines Kirchhofs*

Am äußeren linken Bildrand von *The Storming of the Teocalli* ist ein Konquistador erkennbar, welcher der Leiche eines Azteken die Goldkette vom Hals reißt. Unmittelbar daneben hockt jener Mönch, der in dem bereits behandelten *Bulletin*-Artikel erwähnt wird und der einem sterbenden, sich gegen dieses Ritual wehrenden Azteken ein Kruzifix entgegenhält. Eine ähnliche Szene findet sich – ebenfalls am linken Bildrand – in Lessings Werk *Belagerung/Verteidigung eines Kirchhofs im Dreißigjährigen Krieg*.[55] Formal nahezu identisch, jedoch horizontal gespiegelt, liegt der Sterbende – oder bereits Tote – da. Er wehrt das Kreuz hier jedoch nicht ab, sondern hält friedvoll gefaltet die Hände über der Brust. Martina Sitt wies darauf hin, dass Leutze bei einigen Werken „seine Bildsprache aus einem ganzen Amalgam von Details" geschöpft und vor allem „starke Anleihen bei Lessings Figurenrepertoire" gemacht habe.[56] Die Helme im Teocalli-Bild ähneln dann auch tatsächlich denen in Lessings, gleichfalls im Jahr 1848 entstandenen,

53 Raczyński: Geschichte der neueren deutschen Kunst (wie Anm. 52), 1. Bd., S. 169.

54 Ebd., S. 158.

55 Vgl. Morgen: Die Ausstrahlung der Düsseldorfer Schule (wie Anm. 11), S. 140f.

56 Martina Sitt: Duell an der Wand. Carl Friedrich Lessing. Die Hussiten-Gemälde, Dortmund: Parerga 2000, S. 99.

Gemälde und „scheinen teilweise dem Repertoire der Düsseldorfer Ateliers zu entstammen".[57]

Bei der Gestaltung der präkolumbianischen Tempelarchitektur griff Leutze auf Abbildungen von Maya-Bauten zurück.[58] Zahlreiche Bücher, Kupferstiche und Lithographien mit weitgehend korrekten Darstellungen der Rüstung und Ausrüstung von Cortés' Truppen waren ebenfalls im Handel erhältlich. Und so scheint Leutze mit der falschen Darstellung der Helme ganz bewusst eine Analogie zu Lessings Gemälde intendiert zu haben. Das Stufenförmige der Tempelpyramide vermittelt darüber hinaus den Eindruck, als ob der Betrachter Zuschauer bei einem Bühnenspektakel sei.

Lessings *Belagerung/Verteidigung eines Kirchhofs* war nur wenige Monate vor Leutzes Teocalli-Bild gleichfalls im großen Galerie-Saal der Akademie präsentiert worden. In der Annonce vom 16. Dezember 1848 im *Düsseldorfer Journal* heißt es, dass Lessings Werk „uns und unserem Welttheile wahrscheinlich schon bald auf immer entführt werden wird", in der Bildbesprechung am Folgetag wurde konkretisiert, „daß die herrliche Landschaft wahrscheinlich nach Amerika versandt werden wird".[59] Dieser Hinweis auf „Amerika" – tatsächlich wurde das Bild vom Düsseldorfer „Verein zur Errichtung einer Gemäldegalerie" angekauft und ist in Düsseldorf verblieben[60] – wie auch die Annahme, dass Leutze mit den Bildzitaten auf einen Wiedererkennungseffekt setzte, lassen vermuten, dass er damit auf eine Beziehung beider Bilder auch auf der inhaltlichen Ebene hinweisen wollte. Eine eingehende Betrachtung scheint deshalb hier angebracht.

Im *Düsseldorfer Journal und Kreisblatt* wird Lessings *Belagerung* „als das bedeutendste unter den neueren Landschaftsbildern" vorgestellt, und mit ironischem Unterton als „eine schöne Erinnerung an die vergangene" – hier in Anführungsstrichen gesetzt – „schöne Zeit" beschrieben. Es sei eine

57 Vgl. dazu: Die Eroberung des Teocalli durch Cortés und seine Truppen, 1849. In: Bettina Baumgärtel (Hrsg.): Die Düsseldorfer Malerschule und ihre internationale Ausstrahlung 1819-1918. Bd. 2, Petersberg: Michael Imhoff 2011, hier S. 151.

58 Truettner wies darauf hin, dass die Architektur „wahrscheinlich in Teilen lithographischen Illustrationen von Maya-Tempeln, die 1844 in einem Band von Frederick Catherwood erschienen waren", entstammt, dazu: Morgen: Die Ausstrahlung der Düsseldorfer Schule (wie Anm. 11), S. 137.

59 DJK. No. 326 u. 327 (16./17. Dezember 1848).

60 Lessings Gemälde gehört heute zum Bestand des Düsseldorfer Kunstmuseums/Stiftung Museum Kunstpalast.

„romantische Landschaft", wobei der Rezensent das Ironische noch zusätzlich akzentuiert, indem er den Maler von den Zeitgenossen klar absetzt: „Nur Lessing hat seine alte Vorliebe für das goldene Zeitalter nicht aufgegeben [...] und seine Landschaften [...] staffirt und schmückt er gerne mit mittelalterlichen Scenen." Tatsächlich fällt der Blick aber auf eine beklemmende Kriegsszene.

Abb. 6: Carl Friedrich Lessing: *Belagerung (Verteidigung eines Kirchhofs im Dreißigjährigen Krieg)*, 1848, Öl auf Leinwand, 116,5 x 176,6 cm, Kunstmuseum Düsseldorf/Museum Kunstpalast. [Abbildungsnachweis: Carl Friedrich Lessing: Romantiker und Rebell. Hrsg. von Martina Sitt. Ausstellungskatalog, Düsseldorf: Donat 2000, S. 71.]

Der Hinweis, dass der Maler sich die letzte Zeit „vorzugsweise mit seinem großen Werk ‚Hus vor dem Scheiterhaufen' beschäftigt" habe, die „romantische Landschaft" demzufolge nur Nebenprodukt sei, lässt sich als Wink zur thematischen Einordnung des Werks lesen. Denn Lessings Hussitenzyklus

galt in der öffentlichen Wahrnehmung, wie im Exkurs in Abschnitt 3 bereits angedeutet, als dezidiert politisch. Lessings Historienmalerei widersprach jeglicher Mittelalteridylle. Die Ausstellung der „romantischen Landschaft" ab dem 16. Dezember gewann durch ihren Zeitpunkt eine besondere Brisanz, da seit dem Vormonat über Düsseldorf der Belagerungszustand verhängt worden war, und sowohl der Bürgergardenchef Laurenz Cantador als auch Ferdinand Lassalle in Haft saßen. Lessing selbst hatte ab Mai 1848 die Funktion eines Zugführers bei einer der Bürgergardeeinheiten übernommen. Unmittelbar vor Verhängung des Belagerungszustandes hielt Cantador eine Rede vom Rathausbalkon eine Rede vor den angetretenen Bürgergarden und unterstrich dabei, dass diese nicht „ein neues Polizei-Institut" bilden würden, vielmehr seien sie gegründet worden, um „eine Leibgarde der Freiheit zu schaffen", und ihr vornehmlicher Auftrag sei, „die Verfassung gegen jedes Attentat der Regierung zu vertheidigen".[61]

Nur einen Tag später verhängte Regierungspräsident von Spiegel unter Einbeziehung der in Köln stationierten preußischen Truppenkontingente den Belagerungszustand, „ein Ausrufer verkündete die Herrschaft des Bajonetts", und es wurden „alle öffentlichen Plätze mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie" besetzt. Polizeiinspektor Zeller war von den preußischen Behörden entlassen, Mitglieder des „Regierungskollegiums zu Düsseldorf" vom Dienst suspendiert und versetzt worden. Auf einer Geheimsitzung der Bürgergarde kamen die Versammelten zu der Erkenntnis, dass bewaffnete Gegenwehr in der aktuellen Situation „nur das Blut der Tapfersten und Muthigsten" kosten würde. In den Folgetagen ging das Militär „in grausamer Weise gegen Bürgergardisten und ihre Angehörigen vor. So wurde eine 70-jährige Frau, die sich nicht zum Verbleib ihres Sohnes äußern wollte, mit Gewehrstößen zu Tode gefoltert."[62]

In diesem Kontext liest sich die Beschreibung des Lessing-Gemäldes wie ein Kommentar zur aktuellen Belagerung:

61 Zit. nach Dietmar Niemann: Düsseldorf während der Revolution 1848/49: Dokumente, Erläuterungen, Darstellung. Münster: Aschendorff 1983, S. 190. Von den 66 Offizieren der Bürgergarden waren insgesamt elf Maler. Lessing hatte den Dienst aber bereits vor Fertigstellung der „Belagerung" wieder quittiert. Vgl. Dawn M. Leach: Zwischen Romantik und Realismus – Revolutionäres Engagement der Künstler. In: Dascher/Kleinertz: Petitionen und Barrikaden (wie Anm. 45), S. 214-216.

62 Zit. nach Niemann: Düsseldorf während der Revolution 1848/49 (wie Anm. 61), S. 192-197.

> Die Kirche im Vordergrunde auf einer Anhöhe ist zerstört; des festen Thurmes Spitze und das Dach in Schutt verwandelt, des Kirchhofs hohe steile Mauer zerschossen und Trümmerhaufen ringsum. Hierher hat sich ein zersprengtes Häuflein Krieger zur kurzen Rast nach heißem Kampfe zurückgezogen; zwischen den verwitterten Kreuzen und Steinen des Friedhofs liegen Todte und Verwundete neben offenen Gräbern.[63]

Es folgt eine Verszeile von Ludwig Uhland (ohne Titel- und Autorenangabe): „Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab." Eine alte Frau betet

> knieend für die Seelen der Gefallenen. Die Lebenden aber kauern um ein Feuer, Marketenderinnen reichen einen Trank und Speise – oder sie spähen in die Ferne, wo zwischen hohen Kornfeldern ein Reitertrupp herannaht, der so eben von einem brennenden Dorfe kommend, verheerend durch die blühenden Felder zieht.[64]

Die Präsentation von Lessings Gemälde zu diesem Zeitpunkt – der spätere Titel *Belagerung/Verteidigung eines Kirchhofs* wird in der Bildbeschreibung nirgendwo erwähnt – lassen den Bezug zum aktuellen Belagerungszustand geradezu zwingend erscheinen. Indem Emanuel Leutze Bildzitate aus diesem Werk in das Teocalli-Bild integriert, wird der Betrachter dazu angeregt, auch in Leutzes Bild nach Analogien zu aktuellen Begebenheiten, sprich zu dem ein Jahr zuvor beendeten US-Krieg gegen Mexiko, zu suchen. Beide Gemälde zeigen Szenen totaler Zerstörung. Die scheinbar religiös-kriegerischen Auseinandersetzungen werden als Kampf um Macht (bzw. Gold) demaskiert. Stand hinter der aufeinander folgenden Präsentation beider Gemälde im gleichen Ausstellungsraum eine Strategie? Für eine derartige Annahme spricht, dass die Belieferung der *American Art Union*-Galerie am Broadway mit Werken aus Düsseldorf gleichfalls einer geradezu dramaturgischen Regie zu folgen schien. Für das Publikum jenseits des Atlantiks mussten – aufgrund des völlig anderen Erfahrungshintergrunds – natürlich andere Bezüge hergestellt werden. Ein Beispiel hierfür bildet ein Werk von Woodville, das

63 (Anonym): Ein neues Bild von Lessing. Artikel. In: DJK. No. 327 (17. Dezember 1848).

64 Ebd. Die Verszeile stammt aus dem Gedicht: Ludwig Uhland: Die Döffinger Schlacht. In: Deutsches Lesebuch. Proben der deutschen Poesie seit dem XVI. Jahrhundert. 2. Teil, Basel: Schweighauser'sche Buchhandlung 1836, S. 1263f.

in der *American Art Union*-Galerie, einige Wochen bevor das Teocalli-Bild dort eintraf, ausgestellt war und im *Bulletin* beschrieben wurde.

5. Richard Caton Woodvilles Gemälde *Mexican News*

Im Frühjahr 1849 traf in der Galerie am Broadway Richard Caton Woodvilles[65] kleinformatiges, ebenfalls 1848 entstandenes, Ölgemälde *Mexican News* ein, dessen Präsentation in der April-Ausgabe des *Bulletin* angekündigt und in der Folgenummer besprochen worden war. Der 1825 in Baltimore geborene und von 1845 bis 1851 in Düsseldorf lebende Künstler stellt in diesem Werk eine Figurengruppe unter dem Vordach eines Hotels, das zugleich als Post-Office fungiert, dar. Die im Bildzentrum stehende Person starrt mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund in eine aufgeschlagene, offensichtlich frisch eingetroffene Zeitung. An ihrer Kleidung ist abzulesen, dass die Szene irgendwo in einem kleinen Ort der USA in der Gegenwart spielt. Es handelt sich fast um eine pantomimische Darstellung: *EXTRA* steht in großen Lettern über dem Blatt. Am linken Balken des Vordachs ist ein kleiner Zettel angepinnt, auf dem „Volunteers for Mexico" steht, und über dem Eingang hängt ein großes Schild, versehen mit dem Schriftzug „American Hotel" in Versalien. Es signalisiert, dass hier nur derjenige Zutritt hat, der so solvent ist, dass er sich eines der Zimmer leisten kann. Einzelne Details, wie z. B. der Schwarze auf der untersten Stufe und das vor ihm stehende Mädchen, werden im *Bulletin* besonders herausgestellt:

> The old negro sitting upon the step is life itself. [...] There is also something painful in the truth with which the squalor and rags of the poor negro girl are rendered. But as an exhibition of character and feeling, how admirable is the whole group! How much unity and completeness it possesses! How well the individual pecularities of each person represented are shown beneath the momentary feeling of common interest which animates them all![66]

65 Zu Woodville vgl.: Justin P. Wolff: Richard Caton Woodville: American Painter, Artful Dodger, Princeton: Princeton University Press 2002; Joy Peterson Heyrman: New Eyes on America: the Genius of Richard Caton Woodville, London: Yale University Press 2013.

66 The Gallery. No. 2. Artikel. In: Bulletin of the American Art-Union. Vol. 2, No. 2 (Mai 1849), S. 9.

Abb. 7: *Mexican News*, 1851, Stahlstich (57,5 x 47 cm) von Alfred Jones nach dem Gemälde von Richard Caton Woodville, auch bekannt unter dem Titel *War News from Mexico*, Öl auf Leinwand, 68,6 x 63,5 cm, Crystal Bridges Museum of American Art, Bentonville, Arkansas.

Zwischen den Zeilen ist auch hier ein ironischer Unterton herauszuhören. Denn „the momentary feeling of common interest" kann sich bei dieser Gruppe nur auf den kollektiven Wunsch nach einem Dach über dem Kopf und nach sauberer Kleidung beziehen. Mit diesem Bild wurde zugleich auch Interesse für das Nachfolgebild aus Düsseldorf geweckt. Das im Juli eintreffende Teocalli-Gemälde wird im *Bulletin* ebenfalls ausführlich – wie in der bereits erwähnten Besprechung dargelegt – vorgestellt. Die grausamen Taten der US-Freiwilligenarmee, die in den Vereinigten Staaten wie in Europa die Zeitungsspalten füllten[67], bleiben eine provozierende Leerstelle in beiden Gemälden. Anstelle der aktuellen kriegerischen Auseinandersetzungen werden im Teocalli-Gemälde den Galeriebesuchern drei Jahrhunderte zurückliegende Ereignisse während der spanischen Eroberungen präsentiert, die in manchen Blättern sogar als ein Sieg der Zivilisation gefeiert wurden.[68] Zum Teil gab es auch erboste Kritik an der unmaskierten Darstellung von Kriegsgräueln, obwohl diese nicht annähernd so brutal gezeigt werden wie in Thomas Coles *Destruction* aus dessen Zyklus *The Course of the Empire* von 1836.

67 US-Offiziere hatten unmittelbar nach Kriegsbeginn patriotische Briefe an penny papers geschrieben. Das Satireblatt Yankees Doodle reagierte im Dezember 1846 mit dem Abdruck eines fiktiven Briefes eines Soldaten an seinen Vater, in dem es heißt: „What could have possessed you to send me way off here? Your notions of military glory are altogether too exalted. [...]. There is no fun in cutting throats. I've tried it. The other day, I dissected several of my fellow creatures in the most approved military style; but do you think it was pleasant to see their bowels gush out, and hear their cries of agony? If I were' to do the Mexicans as I would have them do to me' I should led them alone [...]. Blowing out the brains of such jubilating, good-hearted simpletons, is no joke; but I am called out." Zit. nach: Wolff: Richard Caton Woodville (wie Anm. 65), S. 96.

68 Die eigentliche Botschaft war also auch hier nur zwischen den Zeilen zu lesen oder richtiger zwischen den Bildern. In der American Art Union dominierten die konservativen Elemente. Die heftige Reaktion gegen das Leutze-Bild in der Öffentlichkeit deutet darauf hin, dass es – wenn vielleicht auch nur unbewusst – als Protest gegen den Expansionskrieg verstanden wurde. Und so gab es Versuche, das Bild gemäß der eigenen ideologischen Ausrichtung umzuinterpretieren: Der Rezensent der Literary World wollte in dem Gemälde „the victory of the civilized over the savage" auf die Leinwand gebracht sehen, kritisierte jedoch Leutze für seine die ganze Brutalität des Geschehens aufzeigende Darstellung, welche lediglich eine „accumulation of horrors" sein würde. Zit. nach: Wierich: Grand Themes (wie Anm. 7), S. 60.

US-Präsident Polk hatte noch nachträglich, in den Jahren 1848/49, mit den Goldfunden in Kalifornien den Krieg gegen Mexiko und die Annexionen zu rechtfertigen gesucht. Der „thirst for gold" wurde im *Bulletin*, wie bereits erwähnt, bei der Beschreibung des Teocalli-Bildes thematisiert. Ferdinand Freiligrath (1810-1876), der intensive Kontakte zu Düsseldorfer Malern pflegte, widmete 1850 dem Goldrausch und der durch ihn ausgelösten Einwanderungswelle in den neuen Bundesstaat sein Gedicht *Californien*. Die vom Goldrausch Besessenen werden darin beschrieben als „blind und taub, / Ihr einzig Sinnen der blitzende Raub –". Einem mysteriösen „Gnom", der in Freiligraths Versen diesem Treiben bereits seit Jahrhunderten zuzusehen scheint, legt der Dichter die Worte in den Mund: „Und klebt auch an manchem Korne schon Blut, / Es wird euch die Brust nicht verengern! / Nur zu, nur zu! So war es von je –." Der Gnom spannt einen Bogen von der Zeit der Konquistadoren bis zur Gegenwart:

> Die Mär El Dorados hat sich erneut:
> Wie zu jenen Tagen, so ist es heut',
> Wo mit lauterem Gold ihren Weg ich bestreut
> Den Cortez und den Pizarren.[69]

Wie sehr im Rheinland das Thema der US-Annexionen ins öffentliche Bewusstsein gedrungen war, wird durch eine Kölner Karnevalszeitung von 1849 deutlich, in welcher die Verhängung des Belagerungszustands über Köln im September 1848 und die Okkupation Kaliforniens zueinander in Beziehung gesetzt werden. Ein fiktiver Karnevalsumzug – unter dem Motto „Die Reise nach Californien" – findet sich darin beschrieben. In Wien habe man „aufgeräumt", heißt es da, und dabei „die probateste Lösung aller socialen Fragen" aufgezeigt, „aus purer Herzensgüte [...] den geplagten Sterblichen die Bürde des Lebens nehmend. – O mildes Regiment der Säbel und Bayonnette!" Und darauf kündigt Hanswurst an: „Ich, der Hanswurst, gebe, wo es der Hanswürste aller Farben so viele gibt, meine Würde gerne auf [...] und ziehe nach Californien [...]." Mit der Charakterisierung „Hanswürste aller Farben" wird hier bissig auf den bei einem Großteil der Bevölkerung fest zu stellenden Schwenk hin zum Nationalen Bezug genommen. Die nationale Begeisterung sei derart groß gewesen, „daß selbst viele deutsche Hühner

69 Ferdinand Freiligrath: Neuere politische und sociale Gedichte. Zweites Heft, Köln: Selbstverlag 1850, S. 26.

Abb. 8: *Washington Crossing the Delaware*, 1853, Stahlstich von Paul Girardet, 56,5 x 98 cm, Sammlungen Museum im Prediger, Schwäbisch Gmünd. Nach dem Gemälde von Emanuel Leutze, 2. Fassung, 1851, Öl auf Leinwand, 378 x 648 cm, Metropolitan Museum of Art, New York.

[...] aus reinem Patriotismus schwarz-roth-goldene Eier gelegt haben". In dem imaginären Karnevalszug wird unter anderem „eine Legion Freunde des Oktroyierens" präsentiert, zudem „ein Pröbchen kölner Belagerungszustand, um den Californiern einen Beweis der fortgeschrittenen Bildung Deutschlands zu geben".[70]

6. „Der Geist Washington's und Franklin's"

Der Schriftsteller Henry James (1843-1916) erinnert sich, wie er als Achtjähriger mit seinen Eltern zum Broadway pilgerte und vor Leutzes monumentalem *Washington Crossing the Delaware* stand, „lost in the marvel of

70 Zit. n. Christina Frohn: „Löblich wird ein tolles Streben, wenn es kurz ist und mit Sinn." Karneval in Köln, Düsseldorf und Aachen 1823-1914. Diss., Bonn: Philosophische Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität 1999, S. 338f., siehe unter: Online-Ressource: http://hss.ulb.uni-bonn.de/1999/0212/0212.pdf.

the wintry light, of the sharpness of the iceblocks, of the sickness of the sick soldier". Ganz großes Drama spielte sich auf der Riesenleinwand ab: „I live again in the thrill of that evening [...]." Ein ironischer Unterton schiebt sich auch hier fast unmerklich zwischen die Zeilen, doch der Autor ist immer noch ganz voller Bewunderung „of the profiled national hero's purpose, as might be said, of standing up, as much as possible, even indeed of doing it almost on one leg, in such difficulties, and successfully balancing".[71]

In der November-Ausgabe 1851 des *Bulletin* hatte ein Rezensent begeistert geschrieben, Leutzes Monumentalbild habe „the simplicity and straightforwardness of an old chronicle. It tells its story in a plain and direct manner as Froissart, or the Book of Kings."[72] Den enthusiastischen Besprechungen folgten schnell Verrisse und ironische Spitzen. Leutzes Washington habe „the head and the air of a dancing-master" und stünde im Boot, als wolle er gleich ans Ufer hüpfen „and dance a pirouet on the snow"[73], stichelte 1864 ein Rezensent in der *New York Times*. Auch Wissenschaftlern fallen Widersprüche auf. Sabine Morgen konstatiert eine „Annäherung an die Bühnenkunst" wie bei dem Teocalli-Bild. Doch selbst auf einer Bühne hätten die Figuren Probleme: Der jugendliche Offizier müsste „mit der Fahne in der Hand eigentlich aus dem Boot fallen", und zu einer Gruppe Bootsleute merkt sie an, „dass sie [...] in Größe und Anordnung eine Unstimmigkeit aufweist". Warum stimmt hier so vieles nicht? Der Künstler hatte doch 1843 mit *Columbus Before the Queen* gezeigt, dass er einen kompletten Hofstaat mit einem selbstbewusst auftretenden Kolumbus und kompliziert verschachtelter maurischer Architektur perspektivisch korrekt auf die Leinwand bringen konnte. Wenn die Figurengruppe auf dem Delaware-Bild wie ausgeschnitten vor dem Hintergrund steht, dann wohl nur, weil sie wie ausgeschnitten wirken soll. Das Herrschaftlich-Aristokratische, dieser Habitus wie in „einem Herrscherporträt", die „statische, klassizistisch-statuarische Haltung des Generals"[74] – wie verträgt sich dies alles mit unserer Vorstellung von einem Demokraten? Wir haben nach dem „hidden painting" zu fragen, das Leutze

71 Zit. n. Howat: Washington Crossing the Delaware (wie Anm. 25), S. 299.

72 The Chronicle. In: Bulletin of the American Art-Union. No. 8 (Nov. 1, 1851). S. 131.

73 Carrie Rebora Barratt: Washington Crossing the Delaware and the Metropolitan Museum. In: The Metropolitan Museum of Art Bulletin, Fall 2011, Vol. I. XIX, No. 2, S. 9.

74 Morgen: Die Ausstrahlung der Düsseldorfer Schule (wie Anm. 11), S. 214-229.

bereits vor dem ersten Pinselstrich in seiner Vorstellung vollständig in sich trägt. Wie sieht die „silent gallery of his imagination" nach 1848 aus?

Das Idealbild ‚Washington' hatte ebenso wie das Vorbild vom ‚Freistaat Amerika' in der öffentlichen Wahrnehmung tiefe Risse bekommen. Das *Düsseldorfer Journal und Kreisblatt* druckte im Juli 1850 den Brief eines Württembergers aus New Orleans ab. Die Vereinigten Staaten hätten, so heißt es dort, „allen äußeren Feinden Trotz bieten" und „eine ungeheure Rolle in der Weltgeschichte" einnehmen können, „wenn der Geist Washington's und Franklin's sich nicht von ihnen gewendet hätte", und es wird konkret aufgeführt:

> Die Besitznahme von Texas, der Krieg mit Mexico und nun gar das Gold von Californien haben die Vereinigten Staaten umgeformt, und ein Volk, welches erobert, verliert durch Vergrößerung und Zunahme seines Volumens [...].[75]

Unmittelbar nach Ausbruch der Februarrevolution war die Schriftstellerin Fanny Lewald (1811-1889) von Oldenburg Richtung Paris aufgebrochen, musste allerdings in Düsseldorf einen Zwischenstopp einlegen, da die Eisenbahnlinie bei Valenciennes unterbrochen war. In den ersten Januartagen 1849 erschien ihr Reisetagebuch im *Morgenblatt für gebildete Leser*, 1850 dann die Buchfassung. Die Kunst müsse „mitwirken, so viel an ihr ist, für die Sache der Freiheit", fordert sie dort. Die Düsseldorfer Maler würden „in der Politik zwei Parteien" bilden: „Die Frommen und die Romantiker halten es mit dem Bestehenden", die anderen, allen voran Lessing, „sind ergriffen vom Geiste des Jahrhunderts, und voll freudiger Hoffnung auf eine freie Zukunft".[76] Im ersten Artikel im *Morgenblatt* konstatiert die Schriftstellerin: „Eine neue Aera beginnt", und fragt im gleichen Atemzug: „Was wird sie den Franzosen bringen? Neue Kämpfe? Mord und Guillotine? Eine kurze Epoche der Freiheit und neue Tyrannei?" Aber dies komme ihr „undenkbar vor, nachdem man die Ideen des Socialismus, der brüderlichen Menschheitsvereinigung im Leben zu verwirklichen versucht hat". Die Pariser Februarrevolution erscheint ihr als „das größte Ereigniß der Zeit", jedoch ist sie überzeugt, dies könne

75 DJK. No. 177 (25. Juli 1850).

76 Fanny Lewald: Erinnerungen aus dem Jahre 1848, Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn 1850, hier S. 28.

> nur der Anfang sein jener socialen Revolution, die uns seit Jahren als unabweisliche Nothwendigkeit vor dem innern Auge stand, und die wir herbeisehnten, wie man das Frühjahr ersehnt, mit Bangen vor den Stürmen und Nöthen des wahrscheinlichen Eisganges. Mögen wir bewahrt bleiben, wenn er über uns kommt![77]

Das Bonmot von „Bonaparte, der ein Washington von Europa werden konnte, und nur dessen Napoleon ward“[78], das Heinrich Heine in einem Artikel über Paul Delaroche prägte und 1834 in die Sammlung *Französische Maler* aufnahm, hatte im September 1848 durch die Wahl des Enkels des Korsen zum Präsidenten der Republik, des späteren Kaisers Napoleon III., wieder an Aktualität gewonnen.

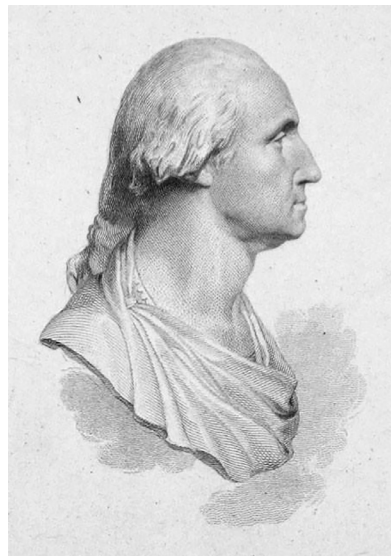


Abb. 9: Kupferstich nach der Washingtonbüste von Jean Antoine Houdon. Houdon gestaltete diese nach einer Lebendmaske, die er 1785 in Mount Vernon vom ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten abgenommen hatte. Leutze betonte stets, dass diese Maske Vorlage für sein Washingtonantlitz im Gemälde von 1851 (Abb. 8) war.

77 Morgenblatt für gebildete Leser. No. 8 (9. Januar 1849), S. 31.

78 Den Artikel nahm Heine in die Sammlung „Französische Maler“ auf, Wiederabdruck im Salon, vgl. Heine: DHA (wie Anm. 32), Bd. 12/I, S. 41.

Wie spiegelt sich dies in dem Werk wieder? In dem Monumentalbild sind Bildzitate aus Herrscherbildnissen – Jacques-Louis Davids (1748-1825) *Bonaparte franchissant le Grand-Saint-Bernard* und Paul Delaroches (1797-1856) *Bonaparte Crossing the Alps*[79] – verarbeitet, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts bereits tief ins kollektive Gedächtnis eingeprägt hatten.

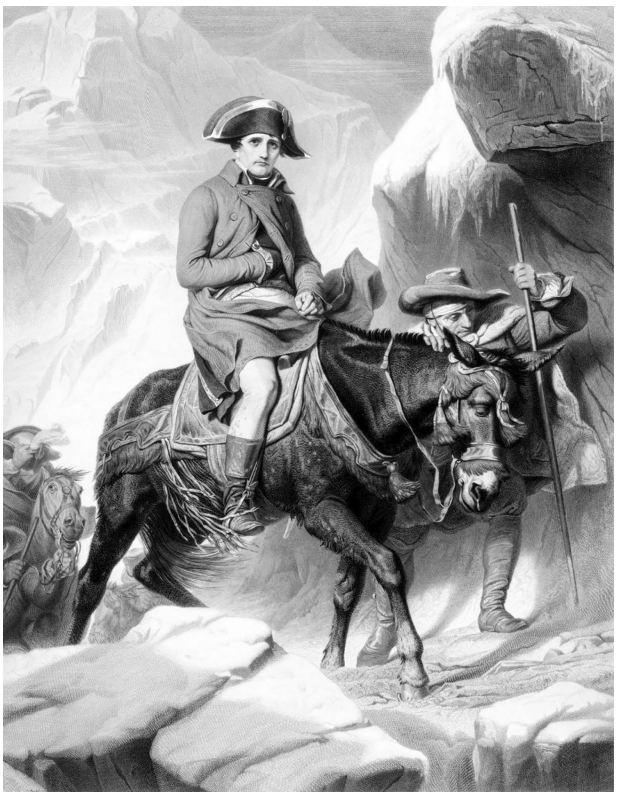


Abb. 10: Nachstich von Alphonse François aus dem Jahr 1851 nach dem Gemälde von Paul Delaroche, *Napoléon Crossing the Alps*, 1848, Öl auf Leinwand, 289 x 222 cm, St Jame's Place, London.

79 Davids Gemälde aus dem Jahr 1800 befindet sich heute im Château de Malmaison in Rueil-Malmaison bei Paris.

Das Bild des die Alpen überquerenden Bonaparte hatte Delaroche 1848 gemalt und nach England verkauft, zwei Jahre später eine Replik gefertigt, die in die USA ging. Das Verlagshaus John Britnell & Son ließ eine 63.2 x 49.4 cm große Stahlstich-Reproduktion erstellen, die 1851 in den Kunsthandlungen aushing, als die zweite Version von Leutzes *Washington Crossing the Delaware* der Öffentlichkeit in Düsseldorf und ab Oktober am Broadway präsentiert wurde.[80]

Auf einem Maultier sitzend, in einen grauen Mantel gehüllt, hat Delaroche einen nicht gerade heroischen Napoleon gestaltet. Wie ein Scherenschnitt steht dessen Silhouette vor einem mächtigen, in gleißendem Weiß erstrahlenden Eis- und Schneemassiv. Auf Leutzes Monumentalbild ist hinter Washingtons Leitboot ein in grauem Mantel Gehüllter auf einem Schimmel zu erkennen, der sich im eisigen Wind duckt (Abb. 11). Als wolle Leutze bestätigen, dass es sich hierbei tatsächlich um ein Bildzitat aus Delaroches Gemälde handelt, hat er ins vordere Boot den älteren Herrn mit Hut und verbundener Stirn gesetzt, der demjenigen, der auf Delaroches Bonaparte-Bild das Maultier führt, zum Verwechseln ähnlich sieht. Rechts neben dem Schimmel erkennen wir ein sich aufbäumendes Pferd, dessen Kopf – gespiegelt – die Silhouette des Pferdekopfes in Davids *Bonaparte franchissant le Grand-Saint-Bernard* von 1801 exakt nachzeichnet. Auf diese Weise sind beide Bildzitate aus Napoleondarstellungen nach rechts, also in die entgegengesetzte Richtung von Washingtons Leitboot ausgerichtet.

Die Vorwürfe, Leutze habe statt eines Washington einen eroberungssüchtigen Napoleon gemalt, sind nicht ganz von der Hand zu weisen. Tatsächlich ähnelt dessen Hut weniger einem Dreispitz als einem der Napoleonhüte aus Carl von Steubens satirischem Gemälde *Les huit époques de Napoléon Ier ou Vie de Napoléon en huit chapeaux*'[81] aus dem Jahr 1826. Es scheint, als habe Leutze auf die Merkwürdigkeit der Kopfbedeckung hinweisen wollen, indem er gegenüber dem *Bulletin* äußerte, er habe den Kopf nach der

80 Die Gemälde von Delaroche, „among which I need not mention the ‚Napoleon crossing the Alps'", seien herausragend, hieß es wenige Wochen vor dem Eintreffen von „Washington Crossing the Delaware" im Bulletin. Dazu: Art in Foreign States/Art in France. Artikel. In: Bulletin of the American Art-Union. No. 5 (01. August 1851), S. 82f. Vgl. auch: Delaroche. In: Bulletin of the American Art-Union. No. 9 (Dezember 1850), S. 148-150.

81 Steubens Gemälde befindet sich heute im Musée national des châteaux de Malmaison & de Bois-Préau in Rueil-Malmaison bei Paris.

Gipsmaske, die Jean Antoine Houdon in Mount Vernon vom lebenden Washington abgenommen hatte, gestaltet (Abb. 9). Sowohl Houdons Büste wie auch dessen überlebensgroße Statue, die heute im *Virginia State House* von Richmond steht, zeigen Washington ohne Hut.[82] Wollte Leutze damit andeuten, dass dieser Napoleonhut eigentlich gar nicht zu Washington passt? Für Irritationen sorgten ebenfalls die falschen Uniformen der Männer in Washingtons Boot, die mit ihren roten Aufschlägen tatsächlich denen der mexikanischen Armee mehr ähnelten als denen der Yankee-Truppen.

Von einer ungebrochenen messianischen Aufbruchsstimmung war 1851 nichts mehr übrig geblieben, vom Zweifel umso mehr. Hermann Püttmann hatte bereits 1839 eine eigentümliche Widersprüchlichkeit in den Anschauungen seiner Zeitgenossen bemerkt: „Cromwell und Karl I., Spinoza und Martin Luther, Brutus und Julius Cäsar, Lafayette und Napoleon werden oft von ein und derselben Individualität bewundert und geliebt."[83] Diese Ambivalenz manifestierte sich im Rheinland besonders prägnant in der Haltung zu Napoleon. Zum einen waren 1815 viele froh, den französischen Kaiser quitt zu sein, der einen in immer neue militärische Abenteuer hineingezogen hatte, zum anderen hatten mit dem *Code Napoléon* erstmals Rechtssicherheit und verbriefte Individualrechte im Rheinland Einzug gehalten. Das napoleonische Gesetzeswerk wurde in der Folge von den Abgeordneten des Rheinischen Provinziallandtags gegen alle Versuche der königlich-preußischen Regierung, ein Strafrecht nach preußischem Muster einzuführen, verteidigt. Diese standhafte Haltung hatte großen Rückhalt in der Bevölkerung.

George Washingtons „ruhige feste Stellung inmitten der tosenden Elemente entspricht dem Bilde, welches wir uns von dem [...] Manne machen", hatte es im Februar 1850 nach der Entwurfspräsentation im *Düsseldorfer Journal und Kreisblatt* geheißen.[84] Nicht die historische Persönlichkeit Washingtons steht also bei dem Gemälde im Zentrum, sondern das Washington-Bild in den Köpfen der Betrachter. Der Maler hat in seinem Monumentalbild den Widerspruch zwischen dem Eroberer und dem Befreier in einer Person auf die Leinwand gebracht. Der Bootsheld verkörpert sozusagen die zwei Seiten einer Medaille: das Ideal in unseren Köpfen und zugleich den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit.

82 Howat: Washington Crossing the Delaware (wie Anm. 25), S. 292.
83 Püttmann: Die Düsseldorfer Malerschule (wie Anm. 18), S. 39f.
84 Feuilleton/Wöchentlicher Kunstbericht. In: DJK. No. 36 (10. Februar 1850).

Abb. 11: Detail aus Washington Crossing the Delaware (Abb. 8). Der sich im eisigen Wind duckende Reiter weist große Ähnlichkeit mit der Figur in Napoléon Crossing the Alps (Abb. 10) auf. [Abbildungsnachweis: Wikimedia, unter: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Washington_Crossing_the_Delaware_by_Emanuel_Leutze,_MMA-NYC,_1851.jpg. (Zugriff am 14.04.2018)].

„I want to know what the ‚boys' will say of it?", sei eine von Leutzes ersten Fragen gewesen, als er mit dem Bild in New York eintraf, was im *Bulletin* in beipflichtender Weise mit den Worten kommentiert wurde: „Why is not the opinion of the less instructed classes a good test of the higher merits of a great national picture?"[85] Ein Detail in dem Gemälde ist zumeist übersehen

85 The Chronicle. Artikel. In: Bulletin of the American Art-Union. No. 8 (1. November 1851), S. 131.

worden. Im Bericht über die Entwurfspräsentation vom Februar 1850 wurde neben den „junge[n] Leute[n] der vornehmen Klasse, deren zarte Hände solcher harten Arbeit nicht gewohnt sind", und „eine[m] Krieger, dessen gemischte Kleidung den Bauer verräth", der Schwarze „in Offiziersuniform"[86] erwähnt. Es gab allerlei Spekulationen über diesen Afroamerikaner. Dass es sich um einen schwarzen Offizier handelt, wird fast nirgendwo erwähnt. Er ist übrigens der einzige unter den Offizieren in Washingtons Boot, der sich mit ganzer Körperkraft ins Zeug legt, damit der Kahn voran kommt. Die weißen Offiziersvertreter begnügen sich hingegen damit, pathetisch ins flatternde Fahnentuch zu greifen oder ihre Blicke übers Wasser gleiten bzw. in die Ferne schweifen zu lassen.

7. Schlussbetrachtung

Sein erstes, 1841 in Düsseldorf entstandenes, Historienbild – *Columbus Before the Council of Salamanca* – ist mit „E. Leutze, Philadelphia" unterzeichnet. Spätere Werke, so auch das 1848 entstandene *The Storming of the Teocalli,* signierte der Künstler mit Namen und Jahreszahl. In der sich im *Metropolitan Museum of Art* befindenden zweiten Version von *Washington Crossing the Delaware* steht auf dem hinter Washingtons Boot schwimmenden Eisblock programmatisch in roter Schrift: „E. Leutze/Düsseldorf 1851".

Wofür stand Düsseldorf im Jahr 1851? In einem Bericht der *Leipziger Illustrierten Zeitung* vom August 1850 wird betont, „Schüler und Meister aus allen Weltgegenden" seien in Düsseldorf anzutreffen, „Nordamerikaner, Engländer, Norweger, Franzosen, Russen und Polen". Der US-Student Sanford R. Gifford stellt 1856 bewundernd fest: „Artists of all grades or merit meet here on terms of their most perfect and genial social equality."[87]

86 Kunstbericht. In: DJK. No. 36 (10. Februar 1850). Zu der Diskussion über den Afroamerikaner vgl.: Jody B. Cutler: Art Revolution: Politics and Pop in the Robert Colescott Painting *George Washington Carver Crossing the Delaware*. In: Americana: The Journal of American Popular Culture (1900 – present), Vol. 8 (Fall 2009), Issue 2, auch unter: http://www.americanpopularculture.com/journal/articles/fall_2009/cutler.htm (Zugriff am 18.04.2018).

87 Sabine Schroyen: Blutrote demokratische Tendenzen oder schöne Eintracht. Die Gründung des Malkastens am 6. August 1848. In: Künstlerverein Malkasten: Hundertfünfzig Jahre (wie Anm. 22), S. 23; dies.: „A true brotherhood seems to reign among them." Der Künstlerverein Malkasten und seine internationalen

Gifford hatte bereits fünf Jahre zuvor zu jenen Künstlern gezählt, die sich auf Leutzes, via Printmedien verbreiteten Aufruf gemeldet hatten, um in New York ein öffentliches Bankett zu Ehren von Lajos Kossuth auszurichten und künstlerisch zu gestalten. Der ungarische Revolutionär wurde Anfang Dezember 1851 in einem Festzug vom Gouverneur New Yorks, von europäischen Demokraten und vielen Flüchtlingen aus Ungarn begleitet. Seit dem Empfang Lafayettes habe New York keine so prachtvolle Parade gesehen, hieß es im Pariser *Journal des débats*. „Kossuth, der Washington von Ungarn!", war auf einem der Spruchbänder zu lesen. Auf einem Transparent fanden sich die Portraits von Washington, Lafayette, Kossuth und Sultan Abdul-Medjid vereint und laut *Journal des débats* war es mit dem Willkommensgruß versehen: „Kossuth, sois le bienvenu! Celui qui souffre pour la liberté souffre pour le genre humain!"[88] Leutze machte auf diese Weise deutlich, dass sein Engagement sich nicht auf ein rein akademisches beschränken ließ.

Das Monumentalbild *Washington Crossing the Delaware* war vom Pariser Unternehmen Goupil, Vibert & Co angekauft und in Begleitung des Künstlers in die Vereinigten Staaten transportiert worden.[89] In New York fertigte Leutze für das Werk eigens einen Rahmen an und versah diesen mit „other striking selections of important revolutionary events".[90] Von Oktober 1851 bis Februar 1852 strömten 50.000 Besucher zum Broadway, um das im *Stuyvesant-Institute* präsentierte Monumentalbild zu sehen.

Die Bezüge von Emanuel Leutzes Amerikabildern zu anderen Gemälden, zeitgenössischen Debatten sowie den revolutionären Kämpfen der Jahre 1848 bis 1851 sind derartig vielfältig und weitverzweigt, dass sie in der vorliegenden Studie nur ausschnitthaft aufgezeigt werden konnten. Des Künstlers

---

Mitglieder. In: Baumgärtel: Die Düsseldorfer Malerschule und ihre internationale Ausstrahlung (wie Anm. 57), Bd. 1, S. 273-278, hier S. 276.

88 Journal des débats. (24. Dezember 1851).

89 Vgl. Howat: Washington Crossing the Delaware (wie Anm. 25), S. 292.

90 Zit. nach: Eli Wilner/Suzanne Smeaton: Setting a Jewel: Recreating the Original Frame for *Washington Crossing the Delaware*. In: The Metropolitan Museum of Art Bulletin, Fall 2011, Volume I.XIX, Number 2, S. 32f. Der Originalrahmen ist leider verschollen. Im Jahr 2012 wurde der möglicherweise ebenfalls von Leutze gefertigte Kriegsrahmen wiederhergestellt, der 1864 auf einem Foto während des Civil War zu sehen war. Das Gemälde wurde im Rahmen einer Ausstellung gezeigt, bei der Spenden für eine von Abraham Lincoln ins Leben gerufene zivile Hilfsorganisation gesammelt wurden.

breit gefächertes demokratisches und kulturpolitisches Engagement[91] blieb, da es nicht Gegenstand dieser Untersuchung gewesen ist, gänzlich ausgeklammert. Resümierend lässt sich sagen, dass in Leutzes Werken keine Gegenüberstellung von „Europa" und „America" erkennbar ist. Stattdessen finden wir eine von Alter und Neuer Welt: Die „Alte Welt" ist in Leutzes Verständnis die Welt vor der Aufklärung, die Zeit der Herrschaft geistlicher und weltlicher Autoritäten: Kardinäle, Fürsten, Könige, Kaiser – die „Neue Welt" ist jene, die noch zu schaffen ist. Der antikoloniale Befreiungskampf unter Washingtons Führung ist zu dieser zukünftigen Welt ein erster Schritt, die Schaffung demokratischer Institutionen ein weiterer. Auf dem Weg in die Zukunft weist Leutze der Kunst, die, wie es Fanny Lewald forderte, mitwirken muss „für die Sache der Freiheit", die Rolle des Widerspruchs und des Zweifels zu. Werke wie *Washington Crossing the Delaware* erheben den von Hermann Püttmann propagierten Zweifel geradezu zum ästhetischen Konzept, worin sich auch Leutzes feste Verankerung im künstlerischen Diskurs der Düsseldorfer Kunstszene zeigt.[92]

Aufgrund der hier vorgenommenen Untersuchung und ihrer Ergebnisse konnten bestimmte Deutungen in der kunsthistorischen Forschung ausgeschlossen oder sogar widerlegt werden. So stellt das Gemälde *The Storming of the Teocalli by Cortez and His Troops* entgegen der Darstellung von Truettner (1991), Morgen (2008) und Wierich (2012) keine Illustrierung von Prescotts Geschichtsverklärung dar, sondern wurde als polemisches Gegenbild dazu entworfen. Die Studie zeigte zudem, dass in der Historienmalerei im Umkreis von Emanuel Leutze und Carl Friedrich Lessing

91 Leutze war langjähriger Präsident des Vereins der Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe, im Revolutionsjahr engagierte er sich in der Initiative zur Gründung einer Rheinisch-Westfälischen Akademie, mit dem Ziel, dem dogmatischen königlich-preußischen Lehrbetrieb eine selbstbestimmte Ausbildung entgegenzusetzen. Er war Mitbegründer des Malkastens und 1856 Mitinitiator des ersten bundesweiten Treffens bildender Künstler in Bingen, aus dem die Allgemeine Deutsche Kunstgenossenschaft hervorging.

92 Vgl. dazu Püttmann: Die Düsseldorfer Malerschule (wie Anm. 18), S. 39: „Neben der herbesten analytischen Philosophie lebt die glühendste Gefühlspoesie; neben dem crassen Spotte das edelste Mitleiden, neben unerbittlicher Strenge und dem heftigsten Streben nach Erforschung der Wahrheit zugleich eine Trauer über den Tod so vieler Vorurtheile, die aus Gewohnheit erträglich und zuweilen sogar lieb geworden sind."

Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnisse oft mit thematisiert werden, ohne dass auf diese ausschließlich in eindimensionaler Weise fokussiert würde.

Es scheint gerade die überbordende, sich teilweise widersprechende Flut an Symbolik von *Washington Crossing the Delaware* zu sein, die Karikaturisten immer wieder dazu reizt, gerade dieses Bild als Vorlage für ihre satirischen Darstellungen und Fotomontagen zu verwenden. Für die Forschung könnten nun u. a. Studien weiterführend sein, die sich mit Fragen der Analogien zwischen Emanuel Leutzes ästhetischer Praxis und dem Verständnis und den Werken anderer Künstler und Schriftsteller beschäftigen. Heinrich Heines *Historien*, deren Entstehungszeit mit Carl Friedrich Lessings Arbeit an *Belagerung/Verteidigung eines Kirchhofs* und Emanuel Leutzes Arbeit an *The Storming of the Teocalli* und *Washington Crossing the Delaware* zusammenfällt, bieten sich für eine vergleichende Studie geradezu an. Ebenfalls könnte der Vergleich mit Gottfried Kellers ästhetischem Verständnis und literarischem Schaffen zu neuen Erkenntnissen führen. Kellers Erzählen, das passagenweise mehr „um die Störung eines ‚symbolischen Erzählens' bemüht" zu sein scheint, als um künstlerische Konsolidierung, weist deutliche Parallelen zu Leutzes bildnerischen Irritationen auf. Wie bei Keller fügen sich auch bei Leutze Symbolik und dingliche Wirklichkeit oft nicht zu einer Einheit, „sondern eröffnen miteinander in Konflikt stehende Deutungsperspektiven"[93] – diese Überlegungen könnten erste Ansätze für künftige Untersuchungen auf einem bis dato noch weitgehend unbeackert gebliebenen Feld sein.

93 Thomas Gann: Im Paradiesgärtlein. Anarchie und „Heimatlosigkeit" in Gottfried Kellers *Romeo und Julia auf dem Dorfe*. In: Detlev Kopp/Sandra Markewitz (Hrsg.): Anarchismus im Vor- und Nachmärz (Jahrbuch Forum Vormärz Forschung, 2016, Bd. 22), Bielefeld: Aisthesis 2017, S. 205-232, hier S. 226.

Marion Freund (Bonn)

Progressive Emanzipation – Bildungspolitische Innovation – Journalistisch-literarische Renovation

Mathilde Franziska Annekes Leben und Wirken in den USA

> We never knelt before false gods. We never shook in stormy weather. Instead we believed in the divinity whose love still builds tabernacles.
> (The epitaph on her headstone)[1]

Mathilde Franziska Anneke (1817-1884), in Deutschland vor allem als Akteurin der 1848er Revolution bekannt, rückte bislang mit ihrem Werdegang im amerikanischen Exil weniger in den Fokus des Interesses und dies, obwohl sie gerade dort unter Beweis stellte, dass sie unbeirrt den einmal beschrittenen Weg ihrer Überzeugungen ebenso zielstrebig wie mit notwendiger Radikalität verfolgte. Zeitlebens blieb sie ihren demokratischen Idealen nicht nur treu, sondern verfolgte energisch deren Umsetzung: Als Journalistin, Schriftstellerin und als Pionierin der amerikanischen Frauenrechtsbewegung, als innovative Reformpädagogin sowie als politische Vordenkerin in ihrer Wahlheimat Milwaukee/Wisconsin setzte sich Mathilde

1 Englische Übersetzung der Inschrift auf Mathilde Franziska Annekes Grabstein von Stephani Richards-Wilson: Mathilde Franziska Anneke (1817-1884): Social Entrepreneur and Suffragette. In: Hartmut Berghoff/Uwe Spiekermann (Hrsg.): Immigrant Entrepreneurship. The German-American Experience since 1700, Washington, D.C.: German Historical Institute 2016, S. 141-165, hier S. 141. Nach Richards-Wilson stammt dieser Spruch aus der Novelle „Trümmer und Epheu" des deutschen Professors, Schriftstellers und Dichters August Konrad Gustav Pfarrius (1800-1884), was jedoch nicht verifiziert werden konnte. Die Inschrift lautet auf Deutsch: „Wir haben nie gekniet vor falschen Göttern. Wir haben nie gebebt in Sturmeswettern. Doch an die Gottheit haben wir geglaubt, der nur die Liebe noch die Hütten baut." Vgl. die Abbildung des Grabsteins in Maria Wagner: Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten, Frankfurt a.M.: Fischer 1980, S. 412. Darunter steht zwar, dass diese Zeilen aus „Trümmer und Epheu" stammen, jedoch ohne Angabe des Verfassernamens. Es sei darauf hingewiesen, dass Mathilde Franziska Anneke 1870 einen Sammelband mit Gedichten unter dem Titel „Trümmer und Epheu" geplant haben soll, der aber nie erschienen ist. Ebd., S. 378.

Franziska Anneke ungebrochen für die Gleichstellung der Geschlechter, sprich: für die Verwirklichung der Menschenrechte für alle ein. Vielen zeitgenössischen Urteilen zufolge war sie eine charismatische Persönlichkeit, die in Amerika gerade wegen ihrer Geradlinigkeit und ihrer Charakterstärke als eine hoch geschätzte Persönlichkeit galt, die sich, wie es in einem Nachruf heißt, „durch das ganze Land Ansehen und Achtung“[2] erworben hatte. In der deutsch-amerikanischen Forschung zur 1848er Generation wird Mathilde Franziska Anneke nicht nur als symbolisches Bindeglied zwischen der Frauenrechtsbewegung in Europa und den USA, sondern auch als eine Ausnahmeerscheinung betrachtet, zumal „her political activism and liberal ideas“, anders als bei manchen anderen 48ern, „did not moderate with time, and she always believed in the rightness of the women's movement“.[3]

Dennoch beschränkt sich die deutsche Forschungsliteratur noch immer auf meist kürzere Beiträge zur Autorin mit unterschiedlichen Schwerpunkten ihres Schaffens und Einzelaspekten zu ihrer politisch-emanzipatorischen Entwicklung vorwiegend bis zum Ende der Revolutionszeit.[4] Über die revolutionäre Phase hinausgehend, finden sich vor allem biographisch orientierte Veröffentlichungen mit essayistischem, seltener mit wissenschaftlichem Forschungscharakter wie etwa der 2009 von Michaela Karl publizierte biographische Essay über Mathilde Franziska Anneke.[5] 2010 erschien der Aufsatz

2 „Freidenker“, 30. November 1884, zitiert nach Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 414.

3 Susan L. Piepke: Mathilde Franziska Anneke (1817-1884). The Works and Life of a German-American Activist, including English Translations of “Woman in Conflict with Society” and “Broken Chains”, New York u. a.: Peter Lang 2006, S. 86.

4 U. a. Franz-Werner Kersting: Vom Gebetbuch zum revolutionären Traktat. Anmerkungen zur freireligiösen Politisierung Mathilde Franziska Annekes. In: Westfälische Forschungen 49 (2000), S. 407-420; Tonja de Almeida Madeira Clemente: „Für die geistige und sittliche Erhebung des Weibes.“ Mathilde Franziska Anneke (1817-1884). In: Reinhard Bockhofer (Hrsg.): Verachtet, verfolgt, verdrängt. Deutsche Demokraten 1760-1986, Bremen: Donat 2007, S. 127-133; Heinrich Bleicher-Nagelsmann: „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen!“ Publizistinnen in der frühen Frauenbewegung. In: Heidi Beutin (Hrsg.): Die Frau greift in die Politik. Schriftstellerinnen in Opposition, Revolution und Widerstand, Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 2010, S. 151-173.

5 Michaela Karl: Für Freiheit und Frauenrechte. Mathilde Franziska Anneke (1817-1884), die badisch-pfälzische Amazone. In: dies. (Hrsg.): Streitbare Frauen. Porträts aus drei Jahrhunderten, St. Pölten/Salzburg: Residenz 2009 (2011/2013), S. 33-51 u. 253-254 (Anmerkungen).

Wenn's überhaupt angeht von Joey Horsley, die sich den innigen Frauenbeziehungen der Autorin widmet.[6] 2011 wurde in *Einspruch! Reden von Frauen* ein Kurzbeitrag zu Mathilde Franziska Anneke publiziert, in dem auch ihre Verteidigungsrede für Susan B. Anthony in Milwaukee vom 13. Juli 1873 abgedruckt ist.[7] 2012 kamen gleich drei Schriften heraus: die biographische Studie von Karin Hockamp, unter dem Titel *Von vielem Geist und großer Herzensgüte*[8]; Wolfgang Korns biographischer Kurzbeitrag *Von der Lust am Eigensinn*[9] sowie *Migration und Liebesheirat* von Sigrid Nieberle, die sich als eine der wenigen Forscherinnen mit dem Thema Transkulturalität in Amerika-Texten bei Mathilde Franziska Anneke, Fanny Lewald und Jenny Hirsch den belletristischen Werken zuwendet.[10] 2013 erschien der Aufsatz über das Wirken der Autorin in Deutschland und Amerika von Marion Freund[11], 2015 das *Lesebuch* von Enno Stahl[12] und zum 200. Geburtstag von Mat-

6 Joey Horsley: „Wenn's überhaupt angeht, die verschiedenen Stadien der liebenden Verhältnisse und die Kategorien von Freundschaft und Liebe einzuteilen." Mathilde Franziska Anneke (1817-1884). In: dies./Luise F. Pusch (Hrsg.): Frauengeschichten. Berühmte Frauen und ihre Freundinnen, Göttingen: Wallstein 2010, S. 50-91.

7 Mathilde Franziska Anneke: „Kein brutaleres Unrecht als die gesetzliche Unterordnung des einen Geschlechts unter das andere" (1873). In: Lily Tonger-Erk/Martina Wagner-Egelhaaf (Hrsg.): Einspruch! Reden von Frauen, Stuttgart: Reclam 2011, S. 33-41.

8 Karin Hockamp: „Von vielem Geist und großer Herzensgüte". Mathilde Franziska Anneke (1817-1884), Bochum: Universitätsverlag Brockmeyer 2012.

9 Wolfgang Korn: Verkannt und vergessen: Die Frauenrechtlerin und 1848er-Revolutionärin Mathilde Franziska Anneke. In: ders. (Hrsg.): Von der Lust am Eigensinn. 11 unbequeme Deutsche, die Geschichte schrieben, Stuttgart: Theiss 2012, S. 63-77.

10 Sigrid Nieberle: Migration und Liebesheirat. Erzählte Transkulturalität bei Lewald, Anneke und Hirsch. In: Wynfrid Kriegleder (Hrsg.): Literarische Narrationen der Migration Europa – Nordamerika im 19. Jahrhundert, Wien: Praesens 2012, S. 55-69.

11 Marion Freund: Mathilde Franziska Anneke (1817-1884) – „Ihr Auftreten, ihre Gesten, ihre Redekunst waren einfach großartig". In: Walter Schmidt (Hrsg.): Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49. Bd. 4, Berlin: Fides 2013, S. 13-60.

12 Mathilde Franziska Anneke: Lesebuch. Zusammengestellt und mit einem Nachwort von Enno Stahl (Nylands Kleine Westfälische Bibliothek, Bd. 49), Köln: Nyland-Stiftung 2015.

hilde Franziska Anneke brachte 2017 Erhard Kiehnbaum ihren Briefwechsel mit Franziska und Friedrich Hammacher heraus[13]. Ihre Leistungen auf dem Gebiet der Frauen- und Stimmrechtsbewegung in Amerika sind jedoch ebenso wie ihr allgemeines politisches Engagement in ihrer neuen Heimat von deutscher Seite bislang wenig erforscht. Etwas mehr Interesse fand ihr pädagogisches Wirken in den USA.[14] Eine neuere umfassende Biographie von Mathilde Franziska Anneke steht somit nach wie vor aus.[15]

13 Erhard Kiehnbaum (Hrsg.): „Ich gestehe, die Herrschaft der fluchwürdigen ‚Demokratie' dieses Landes macht mich betrübt […]" Mathilde Franziska Annekes Briefe an Franziska und Friedrich Hammacher 1860-1884. Zu ihrem 200. Geburtstag (Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e. V. Wissenschaftliche Mitteilungen, H. 8), Berlin: Argument 2017, vgl. auch den ersten Band dieser Briefedition: ders. (Hrsg.): „Bleib gesund, mein liebster Sohn Fritz […]" Mathilde Franziska Annekes Briefe an Friedrich Hammacher 1846-1849 (Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e. V. Wissenschaftliche Mitteilungen, H. 4), Berlin: Argument 2004.

14 Andreas Etges: Erziehung zur Gleichheit. Mathilde Franziska Annekes Töchter-Institut in Milwaukee und ihr Eintreten für die Rechte der Frauen. In: Zeitschrift für Pädagogik 6 (1994), S. 945-962; Anke Ortlepp: „Auf denn, Ihr Schwestern!" Deutschamerikanische Frauenvereine in Milwaukee, Wisconsin, 1844-1914, Stuttgart: Franz Steiner 2004, S. 153-162; Marion Freund: Mathilde Franziska Anneke und Louise Otto-Peters. Zwei Wege in die Frauenbewegung – Amerika/Deutschland. In: Louise Otto-Peters Jahrbuch II (2006), Leipzig: Sax 2007, S. 134-148.

15 Zur Biographie von Mathilde Franziska Anneke vgl.: Wilhelm Schulte: Mathilde Franziska Anneke (1817-1884). In: Wilhelm Steffens/Karl Zuhorn (Hrsg.): Westfälische Lebensbilder. Bd. VIII, Münster: Aschendorff 1959, S. 120-138; Martin Henkel/Rolf Taubert: Das Weib im Conflict mit den socialen Verhältnissen. Mathilde Franziska Anneke und die erste deutsche Frauenzeitung, Bochum: Edition Égalité 1976; Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1); Manfred Gebhardt: Mathilde Franziska Anneke. Madame, Soldat und Suffragette. Biografie, Berlin: Neues Leben 1988; Susanne Kill: Mathilde Franziska Anneke: Die Vernunft gebietet uns frei zu sein. In: Sabine Freitag (Hrsg.): Die Achtundvierziger. Lebensbilder aus der deutschen Revolution 1848/49, München: C. H. Beck 1998, S. 214-224; Klaus Schmidt: Mathilde Franziska und Fritz Anneke. Aus der Pionierzeit von Demokratie und Frauenbewegung. Eine Biographie, Köln: Schmidt von Schwind 1999; Marion Freund: „Mag der Thron in Flammen glühn!" Schriftstellerinnen und die Revolution von 1848/49, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer 2004, S. 37-46. Im Feministischen Archiv

Ein breiter gefächertes Interesse lässt sich hingegen in der englischsprachigen Literatur feststellen. Bereits 2006 beschäftigte sich Susan L. Piepke eingehend mit der Autorin im Zusammenhang mit der Frauenrechts- und Anti-Sklavenbewegung sowie mit ihrem Bildungsinstitut in *The Works and Life of a German-American Activist*.[16] 2012 veröffentlichte Michaela Banks ihre Untersuchung *Women of Two Countries*, die sich der Beziehung zwischen Ethnizität und Geschlecht widmet.[17] Schließlich kamen 2014 die Beiträge *Fighting and Writing* von Birgit Mikus und *Mathilde Franziska Anneke's Anti-Slavery-Novella Uhland in Texas (1866)* von Denis M. Della Rossa heraus[18], die sich beide mit den belletristischen Werken auseinandersetzen. Und zuletzt erschienen 2016/17 Stephani Richards-Wilsons Studie *Social Entrepreneur and Suffragette* und Pia Wiegminks Untersuchung *Antislavery Discourses*, die erneut Annekes gesamtgesellschaftliches emanzipatorisches Engagement in den USA erörtern.[19] Es bleibt zu hoffen, dass sich in Zukunft auch die deutsche Forschungslandschaft einer der Autorin angemessenen Multiperspektive weiter öffnen wird.

---

und Dokumentationszentrum Köln (= FrauenMediaTurm) befindet sich eine Microverfilmung des Nachlasses Anneke aus dem Archiv der State Historical Society of Wisconsin, Madison, USA, Family documents.

16 Piepke: The Works and Life (wie Anm. 3). Während hier eine englische Übersetzung von Mathilde Franziska Annekes Texten „Das Weib im Conflict mit den socialen Verhältnissen" und „Die gebrochenen Ketten" aufgenommen wurde, erfolgte 2007 ein Wiederabdruck der beiden Werke in deutscher Sprache in der Anthologie „Other Witnesses" von Cora Lee Kluge: Other Witnessess. An Anthology of Literature of the German Americans, 1850-1914, Madison: Max Kade Institute for German-American Studies 2007, S. 83-116.

17 Michaela Bank: Women of Two Countries. German-American Women, Women's Rights, and Nativism, 1848-1890, New York/Oxford: Berghahn Books 2012, S. 68-110.

18 Birgit Mikus: Mathilde Franziska Anneke: Fighting and Writing for the Motherland. In: dies. (Hrsg.): The Political Woman in Print. German Women's Writing 1845-1919, Bern u. a.: Peter Lang 2014, S. 107-136; Denise M. Della Rossa: Mathilde Franziska Anneke's Anti-Slavery-Novella *Uhland in Texas* (1866). In: Rob McFarland/Michelle Stott James (Hrsg.): Sophie Discovers Amerika. German-Speaking Women Write the New World, New York: Camden House 2014, S 81-91.

19 Richards-Wilson: Social Entrepreneur and Suffragette (wie Anm. 1); Pia Wiegmink: Antislavery Discourses in Nineteenth-Century German American Women's Fiction. In: Atlantic Studies 4. Vol. 14 (2017), S. 476-496.

1. Progressive Emanzipation: Mathilde Franziska Anneke und die Frauenrechte

Es ist erstaunlich, wie schnell Mathilde Franziska Anneke nach ihrer Emigration in die Vereinigten Staaten von Amerika im Oktober 1849, wo sie sich mit ihrer Familie zunächst in Cedarburg und dann im Frühjahr 1850 in Milwaukee/Wisconsin niederließ, ihre politischen Handlungsmuster wieder aufgriff und an ihr revolutionäres Gedankengut anknüpfte. Bereits Anfang April 1850 berichtete sie in einem Brief an Franziska Hammacher (1825-1895), dass „viele Anforderungen" an sie eingegangen seien, „an verschiedenen Journalen und Zeitungen" mitzuwirken.[20] Auch die von ihr als „liebe Freundin" bezeichnete Amalie Struve (1824-1862) habe sie gebeten, „den von ihr herausgegebenen Frauenalmanach mit Beiträgen" zu unterstützen, wozu sie sich zu diesem Zeitpunkt aber nicht entschließen konnte, zumal sie „mit dem Studium zu einer Vorlesung", die sie halten sollte, sehr in Anspruch genommen war.[21] Tatsächlich versuchte Mathilde Franziska Anneke von Beginn an, die kulturelle Erinnerung an 1848/49 zu bewahren, indem sie beispielsweise über deutsche Literatur öffentlich referierte und „dabei stets ihre Gedanken über die Stellung der Frau in der Gesellschaft" einfließen ließ.[22] Ihren ersten Vortrag hielt sie in der Military Hall in Milwaukee am 16. April 1850.[23] Bald aber wandte sich Mathilde Franziska Anneke einem Projekt zu, das ihr schon während der Revolution am Herzen lag[24]: eine

20 Mathilde Franziska Anneke an Franziska Hammacher, Brief vom 3. April 1850. In: Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 79-82, hier S. 81.

21 Ebd. Für ihre Mitarbeit gibt es bislang keine Nachweise, auch nicht für den „Frauenalmanach" selbst.

22 Maria Wagner: Vorwort. In: dies. (Hrsg.): Mathilde Franziska Anneke. Die gebrochenen Ketten. Erzählungen, Reportagen und Reden (1861-1873), Stuttgart: Heinz 1983, S. 1-8, hier S. 4.

23 Vgl. Richards-Wilson: Social Entrepreneur and Suffragette (wie Anm. 1), S. 147.

24 Dies geht zumindest aus einem Bericht des Kölner Korrespondenten des Bonner Wochenblatts im Februar 1849 hervor: „Die Frau des Ex-Lieutenants und Demokratenführers Anneke [hegt] jetzt allen Ernstes das Projekt [...], eine ‚Frauenzeitung' herauszugeben. ‚Dieselbe soll', wie diese interessante, geistig gebildete und ästhetisch schöne Frau mir selbst sagte, ‚dahin zielen, die Frauenwelt mit allen Interessen ihres Standes zeitgemäß bekannt zu machen, eine Emanzipation der Frauen zu bewirken und sie auf einen ihrer würdigen Standpunkt geistig, physisch und moralisch zu stellen [...]' Frisch auf! Franziska Mathilde Anneke,

eigene Frauen-Zeitung herauszugeben, in der sie die weibliche Emanzipation in den Mittelpunkt ihrer politischen und sozialen Zielsetzungen rückte. Am 1. März 1852 erschien Mathilde Franziska Annekes *Deutsche Frauen-Zeitung*, die laut Maria Wagner als „die erste feministische Zeitung" gilt, „die von einer Frau in eigener Regie auf amerikanischem Boden publiziert worden ist".[25] Sie selbst hatte zwar „keine Mittel", fand aber Unterstützung beim damaligen „Herausgeber des *Volksfreundes*"[26], der „bereitwillig für Satz, Druck, Papier und Expedition" sorgte.[27] Als sich die Redakteurin allerdings erlaubte, Frauen als Setzerinnen einzustellen, reagierten die deutschen Buchdrucker in Milwaukee mit Empörung und gründeten „die Gewerkschaft der Buchdrucker"[28], infolgedessen die *Deutsche Frauen-Zeitung* nicht mehr dort, sondern in New York herausgegeben werden musste.

Leider gibt es insgesamt nur wenige Informationen zur *Deutschen Frauen-Zeitung* von Mathilde Franziska Anneke. Über deren Erscheinungsdauer und Verbreitung ist in der Forschung kaum etwas zu erfahren. Nach Angaben von Andreas Etges wurde das Blatt in „2.000 Exemplaren landesweit verschickt" und wurde dann im Jahr 1855 eingestellt.[29] Auch Klaus Schmidt spricht von „2.000 Abonnements", die eine „starke Wirkung ihres Blattes ahnen" lassen, zumal sie es in New York auch „von monatlicher auf wöchentliche Erscheinungsweise umstellen" konnte.[30] Nach Hilde Schmölzer, die jedoch keine exakten Zahlen nennt, erreichte die *Deutsche Frauen-Zeitung* eine „beachtliche Auflagenhöhe" und fand „von der Ostküste Amerikas bis

---

wenn Du Gutes nur bezwecken, aber keine Abnormitäten zum Gesetz erheben willst! Die ‚Frauenzeitung' in solcher Art mag erscheinen […]", zitiert nach: Jürgen Herres: 1848/49. Revolution in Köln, Köln: Janus 1998, hier S. 67.

25 Wagner*:* Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 315.

26 Ebd.

27 Rudolf Koss: Milwaukee, Milwaukee: Herold 1871, zitiert nach: Wagner: Ebd., S. 315-317, hier S. 316.

28 Ebd., S. 76.

29 Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 947 (ohne Beleg). Vermutlich stammen diese Angaben aus Gisela Roethke: M. F. Anneke: Eine Vormärzkämpferin für Frauenrechte in Deutschland und in den Vereinigten Staaten. In: Yearbook of German-American Studies 28 (1993), S. 33-51. Vgl. Horsley: „Wenn's überhaupt angeht" (wie Anm. 6), S. 58.

30 Schmidt: Mathilde Franziska und Fritz Anneke (wie Anm. 15), S. 111.

nach Texas und Brasilien Verbreitung".[31] Laut Mathilde Franzsika Annekes eigenen Angaben erschien sie circa zweieinhalb Jahre an wechselnden Orten und musste dann aus privaten Gründen eingestellt werden. Wesentlich konkreter äußerte sie sich dazu allerdings nicht. An Alexander Jonas, der sie um Auskünfte für eine geplante *Geschichte der Frauenrechtsbewegung unter den Deutschen in den Vereinigten Staaten*[32] gebeten hatte, schrieb sie, dass sie „ausser einigen Correspondenten" keine „stehenden Mitarbeiter" gehabt hätte, „während die Zahl der Abonnenten eben hinreichend war das Blatt zu stützen".[33] Wenn Mathilde Franziska Anneke private Gründe anführte, hing das Ende der *Deutschen Frauen-Zeitung* vielleicht auch mit ihrem Umzug nach Newark/New Jersey, wo sie seit etwa Anfang 1853 lebte, und ihren veränderten Lebensverhältnissen zusammen. Möglicherweise setzte sie zu dieser Zeit andere Prioritäten. Jedenfalls zeigten sie und ihr Mann ein breites Engagement, führten, wie schon in Köln, ein offenes Haus und beteiligten sich sehr aktiv am kulturellen und politischen Leben der Stadt. Hier gab Fritz Anneke auch die erste deutsche Tageszeitung – die *Newarker Zeitung* – heraus, für deren Finanzierung seine Frau gesorgt hatte. Die Zeitung lief offenbar so gut, dass die Familie, die in der Newarker Zeit neben den drei Kindern Fanny – damals noch nicht verheiratet –, Fritz und Percy im Jahr 1855 noch um die Zwillinge Hertha und Irla anwuchs[34], sorglos leben und sich sogar ein Stück Land kaufen konnte. Außerdem verbrachten sie in Newark, wo sie bis 1858 blieben, ihrer Aussage nach sowohl persönlich wie finanziell angenehme Jahre, sodass zumindest Geldprobleme nicht der Grund für das Erscheinungsende der *Frauen-Zeitung* gewesen sein können.

31 Hilde Schmölzer: Revolte der Frauen. Porträts aus 200 Jahren Emanzipation. Wien: Kitab 1999, S. 196. Die Information über die Verbreitung der Zeitung wurde aus Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 322, übernommen.

32 Vgl. Mathilde F. Anneke an Alexander Jonas, Brief vom 26. April 1877. In: Gerhard K. Friesen: A Letter from M. F. Anneke. A Forgotten German-American Pioneer in Women's Rights. In: Journal of German-American Studies, Vol. XII, No. 2 (1977), S. 34-46, hier S. 39.

33 Ebd., S. 38.

34 Mathilde Franziska Anneke hatte insgesamt sieben Kinder: Johanna, genannt Fanny (1837-1877), Fritz (1848-1858), Percy Shelley (1850-1928), die Zwillinge Hertha (1855-?) und Irla (1855-1858). Eine Tochter namens Rosa starb bald nach der Geburt und eine weitere Tochter, deren Namen ebenfalls Irla lautete, starb im Alter von drei Jahren.

Gewiss aber war die Herausgabe der *Deutschen Frauen-Zeitung*, die im Untertitel als *Central-Organ der Vereine zur Verbesserung der Lage der Frauen* bezeichnet wurde[35], für Mathilde Franziska Anneke nicht nur ein lang gehegter Herzenswunsch, sondern tatsächlich Ausdruck ihrer tiefsten politischen Überzeugungen. Mit der ihr gewohnten Radikalität prophezeite sie über dieses „einzige Organ für die deutschen Frauen der Union", dass es „ihre Interessen ohne Rücksicht vertreten wird, und" – wer Mathilde Franziska Annekes Lebenslauf kennt, zweifelt daran nicht – „lieber verstummen will, als ein Haar breit von der einmal erkannten Wahrheit abzuweichen".[36] Es ist zwar leider nur ein Exemplar der *Deutschen Frauen-Zeitung* erhalten, dennoch lässt sich daran eine Tendenz ihres Blattes ablesen, in dem Maria Wagner gar „eine gewissse Ähnlicheit mit modernen Blättern, die heute als militante Frauenzeitungen" gelten, sehen will.[37] In jedem Fall konzentrierte sich die Redakteurin in ihrer *Deutschen Frauen-Zeitung* – auch wenn sie hier ihrem revolutionären Erbe aus der Kölner Zeit folgte und die „sozialen Bestrebungen der damaligen Arbeitervereine in New York, Williamsburg und Newark"[38] im Blick behielt – vorrangig auf Texte zur Frauenemanzipation mit aufklärerischer Funktion, zumal sie grundsätzlich die Auffassung vertrat, „dass mit der Befreiung des Weibes erst die soziale Frage gelöst werden könne".[39] Dazu gehörten neben einigen Gedichten auch Auszüge aus Schriften von Theodor Gottlieb von Hippel (1775-1843) oder Übersetzungen der englischen Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft (1759-1797). Doch schon zu diesem Zeitpunkt galt Mathilde Franziska Annekes besondere Aufmerksamkeit der amerikanischen Frauenrechtsbewegung, weshalb sie über „alle Vorgänge in der Bewegung" der „amerikanischen Streiterinnen" berichtete.[40] In der erhaltenen Ausgabe findet sich ein Artikel über die Akteurin Ernestine L. Rose (1810-1892), der späteren Simultanübersetzerin von Mathilde Franziska Anneke, deren Bostoner Rede sie auszugsweise abdruckte und sich freute, „mitteilen zu können, daß sie sich bisweilen durch Beiträge an

35 Vgl. Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 316.

36 Mathilde Franziska Anneke. In: Deutsche Frauen-Zeitung, New York, Nr. 7 (15.10.1852), zitiert nach Wagner: Ebd., S. 317.

37 Ebd.

38 Mathilde Franziska Anneke an Alexander Jonas, Brief vom 26. April 1877. In: Friesen: A Letter from M. F. Anneke (wie Anm. 32), S. 37.

39 Ebd.

40 Ebd.

unserem Blatt beteiligen wird".[41] Noch in einer Besprechung der *Deutschen Frauen-Zeitung* aus dem Jahre 1871 heißt es rückblickend, dass sich die Redakteurin nicht nur für „die geistige und sittliche Erhebung der Frauen", sondern auch für ihre „Gleichberechtigung mit dem Manne in socialer und politischer Beziehung" einsetzte.[42] Insofern kann es kaum verwundern, dass das Wahlrecht für Frauen ein primäres Ziel war, da das weibliche Geschlecht gemäß ihrer Überzeugung nur auf dieser Basis seinen „Wünschen und Forderungen Nachdruck" verleihen könnte.[43]

Im Juni 1852, noch während der Herausgabe ihrer *Frauen-Zeitung*, trat Mathilde Franziska Anneke eine siebenmonatige „Agitationsreise durch einen Theil der Vereinigten Staaten"[44] an, die, recht modern, „by local *Turnvereine, Arbeitervereine and Freie Gemeinden*"[45] gesponsert und von der deutschen Presse vielfach beachtet wurde. Und wie sie selbst in der Revolution 1848/49 die Redaktion der *Neuen Kölnischen Zeitung* übernommen hatte, als ihr Mann im Gefängnis saß, übernahm nun Fritz Anneke während ihrer Abwesenheit ihre Zeitung und kümmerte sich um die Kinder. Sinn dieser Reise war es zum einen, Unterstützung für ihr Zeitungsprojekt zu bekommen und viele Abonnements zu verkaufen. Zum anderen erhoffte sie sich, möglichst viele Frauen für ihre politischen Zielsetzungen zu mobilisieren und zu organisieren. So sprach Mathilde Franziska Anneke, der beeindruckendes rhetorisches Talent nachgesagt wurde, auf ihrer Reise in allen größeren Städten über „die Erhebung des Weibes, verlangte die soziale Verbesserung" der Stellung von Frauen, ihr „Recht auf Arbeit und vor Allem das politische Stimmrecht".[46] Erneut konnte sie hier auf revolutionäre Erfahrungswerte zurückgreifen, indem sie energisch für

41 Mathilde Franziska Anneke. In: Deutsche Frauen-Zeitung, zitiert nach Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 321.

42 Koss: Milwaukee (wie Anm. 27), zitiert nach: Wagner: Ebd., S. 315-317, hier S. 316.

43 Mathilde Franziska Anneke. In: Deutsche Frauen-Zeitung, zitiert nach Wagner: Ebd., S. 315.

44 Mathilde Franziska Anneke an Alexander Jonas, Brief vom 26. April 1877. In: Friesen: A Letter from M. F. Anneke (wie Anm. 32), S. 36.

45 Annette P. Bus: Mathilde Franziska Anneke and the Suffrage Movement. In: Charlotte L. Brancaforte (Hrsg.): The German Forty-Eighters in the United States, New York u. a.: Peter Lang 1989, S. 79-92, hier S. 81.

46 Mathilde Franziska Anneke an Alexander Jonas, Brief vom 26. April 1877. In: Friesen: A Letter from M. F. Anneke (wie Anm. 32), S. 36.

„eine Organisation unter den deutschen Frauen" in Amerika plädierte, zu Vereinsgründungen aufrief, die sie miteinander vernetzt wissen wollte, und ihre Zeitung „als deren Organ" anbot.[47] Amalie Struve muss wenigstens einen dieser Vorträge besucht haben, denn sie berichtete am 23. Oktober 1852 in der *Freien Presse Philadelphia* enthusiastisch über Mathilde Franziska Annekes Rede mit dem Titel *Die freie und sittliche Erhebung des weiblichen Geschlechts*.[48] Ihre Vortragsreise war offensichtlich ein großer Erfolg, zumindest was die erhofften Abonnements anging. Mathilde Franziska Anneke berichtete im November 1852 davon, dass ihre beiden Vorträge „außerordentliche Sensation erregt" hätten und die Menschen sie „gar nicht fort lassen wollen von hier".[49] Sicherlich war ein solches Engagement und Auftreten für eine deutsche Einwanderin in einem Amerika der damaligen Zeit recht ungewöhnlich. Mathilde Franziska Anneke selbst erwähnte gegenüber Alexander Jonas, dass ihres Wissens nach keine deutsche Frau vor ihr, mit Ausnahme von Ernestine L. Rose, die allerdings Polin war, aber in deutscher Sprache schrieb, öffentlich für die Rechte der Frauen eingetreten sei. Ihren Kampf für die weibliche Emanzipation führte sie im Jahr 1852 noch weitgehend als Einzelperson, und dieser Einsatz hatte, da sie sich anfangs vorrangig an ihre deutschen Geschlechtsgenossinnen wandte, noch keinen transnationalen Charakter. Das änderte sich jedoch bald nach dem Ende ihrer Reise im Jahr 1853, als sie sich den Kreisen der amerikanischen Frauenrechtsbewegung um die beiden Wortführerinnen Elizabeth Cady Stanton (1815-1902) und Susan Brownell Anthony (1820-1906) anschloss. Es ist hier nicht der Raum, um auf die amerikanische Frauenrechtsbewegung, Mathilde Franziska Annekes enge Verbindungen zu ihr und ihre vielfältigen Aktivitäten detailliert einzugehen – dafür bedarf es eigener Studien –, die wichtigsten Punkte sollen aber wenigstens ansatzweise vorgestellt werden.

Die amerikanische Frauenrechtsbewegung, deren Wurzeln in den 1830er Jahren lagen, war von vornherein eng mit der Antisklavenbewegung

47 Ebd.

48 Amalie Struve: Die freie und sittliche Erhebung des weiblichen Geschlechts. In: Monica Marcello-Müller (Hrsg.): Frauenrechte sind Menschenrechte! Schriften der Lehrerin, Revolutionärin und Literatin Amalie Struve, Herbolzheim: Centaurus 2002, S. 53.

49 Mathilde Franziska Anneke, Brief an ihre Familie, November 1852. In: Wagner: Selbszeugnisse (wie Anm. 1), S. 84.

verbunden.[50] 1832 konstituierte sich in Boston eine „Antisklaverei-Gesellschaft", die bald schon zu eigenständigen weiblichen Initiativen führte und sich über weitere Organisationen stark verbreitete. 1837 tagte in New York die erste „Nationale Weibliche Anti-Sklaverei-Gesellschaft mit 81 Delegierten aus zwölf Bundesstaaten".[51] Von da an gab es regelmäßige so genannte Anti-Sklaven-Treffen amerikanischer Frauen, die von Sklavenhaltern, von Befürwortern der Sklaverei und auch von der Kirche massiv bekämpft wurden.[52] Als 1840 während des „Welt-Anti-Sklaven-Kongresses" in London weibliche Delegierte nicht zu Abstimmungen zugelassen und aus der Versammlung ausgeschlossen wurden, beschlossen zwei Betroffene, einen Frauenrechtskonvent einzuberufen: Lucretia Mott (1793-1880) und Elizabeth Cady Stanton. Die geplante Konferenz tagte allerdings erst 1848 in Seneca Falls. Mit ihrer *Declaration of Sentiments*[53] gilt sie als „Ursprung der modernen Frauenrechtsbewegung"[54], die sich von diesem Zeitpunkt an beständig

50 Zur amerikanischen Frauen- und Stimmrechtsbewegung vgl. Württembergische Landesbibliothek: Remember the Ladies. Literatur zur Geschichte der amerikanischen Frauenfrage. Ausstellungskatalog. Redaktion von Ute Sametschek. 2. erw. Aufl., Stuttgart: Württembergische Landesbibliothek 1992; Annette Kuhn (Hrsg.): Die Chronik der Frauen, Dortmund: Chronik-Verlag Harenberg 1992; Schmölzer: Revolte der Frauen (wie Anm. 31), S. 205-210; Cordelia Scharpf: Die Frauenstimmrechtsbewegung in den USA 1848-1920. In: Irina Hundt (Hrsg.): Über Grenzen hinweg. Zur Geschichte der Frauenstimmrechtsbewegung und zur Problematik der transnationalen Beziehungen in der deutschen Frauenbewegung, Berlin: Deutscher Staatsbürgerinnen-Verband 2007, S. 10-37.

51 Kuhn: Die Chronik der Frauen (wie Anm. 50), S. 333.

52 Eine herausragende Rolle in der weiblichen Antisklavenbewegung dieser Zeit spielten die beiden Schwestern Sarah und Angelina Grimké, die selbst aus einer Sklavenhalterfamilie stammten, sich dann aber den Quäkern und schließlich 1836 der abolitionistischen Bewegung anschlossen. Ihren Kampf gegen die Sklaverei verbanden sie sehr schnell mit dem Kampf um Frauenrechte, weil sie erkannten, dass die Rechtlosigkeit der Frau einen effektiven Kampf für versklavte Menschen verhinderte, vgl. hierzu auch Schmölzer: Revolte der Frauen (wie Anm. 31), S. 206-207.

53 Declaration of Sentiments. In: Hannelore Schröder (Hrsg.): Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation. Bd. 1. München: C. H. Beck 1979, S. 92-95.

54 Württembergische Landesbibliothek: Remember the Ladies (wie Anm. 50), S. 28.

fortentwickelte. Ab 1850 nahm dann die Bewegung durch die „Erste Nationale Frauenrechtskonvention" in Worcester/Massachusetts, „eine nationale Erscheinung" in Amerika an.[55] Eine ihrer profiliertesten Repräsentantinnen war Elizabeth Cady Stanton, die sich von Beginn an, auch gegen manchen Widerstand in den eigenen Reihen, für das Frauenwahlrecht stark machte. Eine enge Freundschaft verband Elizabeh Cady Stanton mit Susan Brownell Anthony, die sie 1850 kennenlernte und mit der sie von da an eng zusammenarbeitete.

Dem Kampf dieser beiden herausragenden Persönlichkeiten schloss sich Mathilde Franziska Anneke im Jahr 1853 an und zählte seitdem, neben Susan Brownell Anthony und Elizabeth Cady Stanton, zu den zentralen Pionierinnen der amerikanischen Frauenbewegung.[56] Im gleichen Jahr trat sie auch als erste deutsche Rednerin und als „Repräsentantin Deutschlands"[57] bei der Frauenrechtsversammlung in New York auf und wurde in ein Komitee gewählt, dessen Aufgabe es war, „eine Erklärung dieser Konvention an die Frauen der Welt" zu verfassen, deren Ziele darzulegen und „die Frauen zur Mitarbeit an denselben" einzuladen.[58] Mathilde Franziska Anneke avancierte recht schnell zu einer der aktivsten Mitstreiterinnen der amerikanischen Frauenrechtsbewegung, ein Engagement, das sie nur während ihres Aufenthalts in der Schweiz von 1860 bis 1865 ruhen ließ. Unermüdlich agierte sie als Vortragsreisende, besuchte zahlreiche Tagungen und übernahm die „Rolle der Vermittlerin zwischen deutschamerikanischer Bevölkerung und amerikanischer Frauenwahlrechtsbewegung".[59] Im Februar 1869 war eine Frauenwahlrechtsversammlung in Milwaukee geplant, für die Mathilde Franziska Anneke von Elizabeth Cady Stanton und Susan Brownell Anthony gebeten wurde, eine Rede zu halten, die vielfach beachtet wurde und auf große Resonanz stieß. Resultat dieser Veranstaltung war die Gründung der „Wisconsin Woman Suffrage Association" (WWSA), die als Teil der „National Woman Suffrage Association" (NWSA, Nationale Frauenstimmrechtsgesellschaft)

55 Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 331.

56 Zu Mathilde Franziska Anneke und ihrer Verbindung zur amerikanischen Frauenrechtsbewegung vgl.: Elizabeth Cady Stanton u. a. (Hrsg.): History of Woman Suffrage. 6 Vols., Rochester (NY): Source Book Press 1881-1922; Bus: Mathilde Franziska Anneke and the Suffrage Movement (wie Anm. 45); Piepke: The Works and Life (wie Anm. 3), hier vor allem Kap. 6, S. 71-87.

57 Horsley: „Wenn's überhaupt angeht" (wie Anm. 6), S. 59.

58 Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 332.

59 Ortlepp: „Auf denn, Ihr Schwestern!" (wie Anm. 14), S. 180.

„für einen Verfassungszusatz zum Frauenwahlrecht eintrat".[60] Mathilde Franziska Anneke war nicht nur eine der Vizepräsidentinnen der bundesstaatlichen Organisation, sondern wurde auch zur „Vizepräsidentin und Vertreterin des Staates Wisconsin in die Führung gewählt".[61] Aufgabe dieser Organisation war es, „das Stimmrecht für die Frauen der Nation auf gleicher Grundlage mit den Männern zu sichern".[62] Mit diesem Vorhaben scheiterte allerdings die amerikanische Frauenrechtsbewegung und konzentrierte sich im Anschluss daran auf ihr Wirken in den einzelnen Staaten, zum Teil sogar mit Erfolg. 1869 erhielt Wyoming das Frauenstimmrecht, 1870 das benachbarte Utah. Mathilde Franziska Anneke wiederum agitierte in ihrer Wahlheimat Wisconsin. 1870 trat sie bei der nationalen Frauenversammlung in Washington als Staatsdelegierte, „mit Bittschriften beladen", auf, „die von tausend Bewohnern Wisconsins unterzeichnet waren" und um die Unterstützung ihres Kampfes für politische Gleichberechtigung baten.[63] Hier wurde sie in das Komitee von Frauen gewählt, das sich für das Gesuch einer Gesetzesordnung bei Kongressabgeordneten engagierte, mit der die weibliche Gleichberechtigung zuerst für den Bezirk Washington und dann „die allgemeine Gleichberechtigung aller Frauen"[64] erwirkt werden sollte. Auch in den folgenden Jahren blieb Mathilde Franziska Anneke für die amerikanische Frauenrechtsbewegung und deren Ziele aktiv, beschränkte sich aber

60 Ebd., S. 181; vgl. auch Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 951. Mathilde Franziska Annekes Schwester, Johanna Weiskirch, war auch in der WWSA aktiv, dazu Ortlepp: „Auf denn, Ihr Schwestern!" (wie Anm. 14), S. 181.

61 Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 334. Der Gründung der NWSA ging die Loslösung der Frauen von der amerikanischen Gleichberechtigungsbewegung voraus, die eine Fusion mit dem Anti-Sklaven-Verein war, um gemeinsam für das allgemeine Wahlrecht zu kämpfen. Doch es kriselte in der Verbindung, als die Männer zunächst das Wahlrecht lediglich für die schwarzen Männer, nicht aber für die Frauen durchsetzen wollten. Als schließlich auch nur schwarze Männer das Wahlrecht erhielten und 1869 im Kongress eine Resolution für ein 16. Amendment anstand, das den Frauen das Stimmrecht sichern sollte, wurde eine Tagung einberufen, bei der die oben genannte „National Woman Suffrage Association" gegründet wurde. Dazu erneut Ortlepp: Ebd., S. 181 u. ebenso Wagner: Ebd., S. 333-334.

62 Ebd., S. 334.

63 Ebd., S. 354.

64 Ebd., S. 355.

ab etwa 1874/75 vorwiegend auf ihre Tätigkeiten als Vizepräsidentin für Wisconsin. Mehrere zunächst Erfolg versprechende Versuche, das Frauenstimmrecht für den Staat Wisconsin durchzusetzen, scheiterten jedoch zu ihrer großen Enttäuschung.

Noch bis 1880 agitierte Mathilde Franziska Anneke für die amerikanische Frauenrechtsbewegung als Rednerin und nahm an vielen Tagungen der bundesstaatlichen wie der nationalen Organisation teil. Ihren letzten öffentlichen Auftritt hatte sie am 5. Juni 1880 bei der Tagung der „National Woman Suffrage Association" in Milwaukee. Zweifellos prägte Mathilde Franziska Anneke die amerikanische Frauenrechtsbewegung entscheidend mit. Wie ihre Mitstreiterinnen verknüpfte sie den Kampf um Frauenrechte nicht selten mit dem Kampf gegen die Sklaverei respektive ihr Engagement für die weibliche Gleichberechtigung mit der Befreiung der Sklavinnen. 1904 wies Susan Brownell Anthony anlässlich der Gründung des Weltbundes für Frauenstimmrecht beim Zweiten Internationalen Frauen-Kongress in Berlin auf die überragende Rolle Mathilde Franziska Annekes hin[65], eine Rolle, für die sie jedoch niemals angemessen gewürdigt wurde.

2. Familienleben zwischen politischer Aktion und schriftlicher Agitation

Mathilde Franziska Anneke bewies zeitlebens eine unermüdliche Tatkraft trotz permanenter Mehrfachbelastungen, wie es heute genannt würde, und vieler Schicksalsschläge. 1858 endete die familiäre Idylle in Newark abrupt, als die Kinder Fritz und Irla an den Pocken starben, nachdem Fritz Anneke eine Impfung abgelehnt hatte. Die Annekes verkauften die Zeitung und kehrten mit den beiden überlebenden Kindern Percy und Hertha – Fanny war inzwischen verheiratet und blieb in Newark – nach Milwaukee zurück. Hier wohnten längst auch Mathilde Franziska Annekes Mutter Elisabeth Giesler sowie ihre Schwestern Johanna, später verheiratete Weiskirch, und Maria,

65 Vgl. Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 945. Der Autor stützt sich hier als Quelle auf die Ausgabe der Duluth News Tribune vom 31. März 1912 sowie auf Aussagen von Regina Ruben: Mathilde Franziska Anneke, die erste große deutsche Verfechterin des Frauenstimmrechts, Hamburg: Ruben 1906, S. 5. Maria Wagner nennt außerdem noch den Evening Wisconsin vom 27. Juni 1904, vgl. Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 429.

später verheiratete Scheffer. Sporadischen Kontakt pflegten die Annekes im Anschluss an ihre Rückkehr nach Milwaukee mit Carl Schurz (1829-1906) und dessen Ehefrau Margarethe (1833-1876), „die soeben den ersten Kindergarten der USA eröffnet" hatte.[66] Außerdem lernten Mathilde Franziska und Fritz Anneke das Journalisten- und Schriftstellerpaar Sherman (1812-1904) und Mary Corse (1831-1865) Booth kennen, bei dem sie zeitweise lebten. Sherman Booth war damals ein bekannter Journalist, der gegen die Sklavenhaltung agitierte, und politisch eine nicht unbedeutende Persönlichkeit, privat aber eher ein unangenehmer Charakter. So entwickelte sich zwischen Mathilde Franziska Anneke und Mary Booth während deren Scheidung eine tiefe Freundschaft[67], wohl auch, weil es den Annekes nach dem Tod ihrer Kinder nicht mehr gelang, ein harmonisches, geschweige denn ein dauerhaft gemeinsames Leben zu führen.

In Milwaukee nahm Mathilde Franziska Anneke ihre journalistische Arbeit wieder auf und etablierte sich vor allem als Theater- und Musikkritikerin. Sie führte erneut, wie schon in Newark, ein offenes Haus mit literarisch-musikalischen Abenden und scheint in dieser Zeit, wenn schon vielleicht kein erfülltes und glückliches, so doch wenigstens ein interessantes Leben geführt zu haben. Fritz Anneke hingegen hatte grundlegende Probleme, sich eine berufliche Existenz aufzubauen und persönlich zu stabilisieren. 1859 reiste er nach Europa, um als Kriegsberichterstatter über den italienischen Freiheitskampf zu berichten, ließ sich dann aber, nachdem bei seiner Ankunft bereits Frieden geschlossen war, als Korrespondent für verschiedene deutsch-amerikanische Zeitungen in der Schweiz nieder. Seine Frau konnte er überreden, ihm mit den Kindern – in Begleitung von Mary Booth sowie deren Tochter – im Juli 1860 nachzufolgen. Fritz Anneke kehrte allerdings schon 1861 wieder in die USA zurück, um sich am Amerikanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Nordstaaten zu beteiligen. Mathilde Franziska Anneke blieb in Zürich, und ihr Haus wurde auch hier zu einem offenen Haus, das sich schnell zum Treffpunkt eines literarisch-künstlerischen und politisch gleichgesinnten Kreises ehemaliger Achtundvierziger und deutscher Exilanten entwickelte. Zu ihren regelmäßigen Gästen gehörten unter anderem Emma (1817-1904) und Georg (1817-1875) Herwegh, die in unmittelbarer Nachbarschaft wohnten, Ferdinand Lassalle (1825-1864) und Sophie

66 Karl: Für Freiheit und Frauenrechte (wie Anm. 5), S. 47.

67 Zur Freundschaft von Mathilde Franziska Anneke und Mary Booth vgl. Horsley: „Wenn's überhaupt angeht" (wie Anm. 6), S. 61-74.

Gräfin von Hatzfeldt (1805-1881), das Ehepaar Ottilie (1803-1872) und Alexander (1800-1864) Kapp – der hier eine Schule leitete – sowie deren Tochter Cäcilie (1827?-1895).

Besonders eng blieb jedoch die Freundschaft mit Mary Booth, die mit ihrer Tochter bei Mathilde Franziska Anneke im Haus wohnte. Sie spendete Mathilde Franziska Anneke oft Trost in finanziell angespannten Zeiten, vor allem aber stand sie ihr angesichts einer immer weiter zunehmenden Entfremdung gegenüber ihrem Mann Fritz zur Seite. Beide arbeiteten zudem gemeinsam an mehreren literarischen Projekten, bei denen sie sich gegenseitig inspirierten. So gehörten die Jahre in der Schweiz für Mathilde Franziska Anneke zu den produktivsten ihrer journalistischen und literarischen Schaffensperiode, was allerdings auch ihrer Existenzsicherung geschuldet war. Denn das Honorar für ihre Arbeit erfolgte oft nicht rechtzeitig oder in angemessener Höhe, und auch ihr Mann schickte nicht immer für den Lebensunterhalt ausreichende Geldbeträge. Mary Booth erging es ähnlich. So befand sich Mathilde Franziska Anneke oft in finanzieller Not, in der sie vor allem von dem Ehepaar Kapp Unterstützung erhielt, sogar Emma Herwegh lieh ihr gelegentlich Geld. Mathilde Franziska Anneke schrieb in dieser Zeit für zahlreiche deutsche und amerikanische Zeitungen wie die in Augsburg erscheinende *Allgemeine Zeitung*, die *Illustrierte Leipziger Zeitung*, die *Didaskalia*, den *Milwaukee Herold* oder die *Illinois Staatszeitung* u. v. m. Zentrales Thema während des Amerikanischen Bürgerkrieges war selbstredend auch für Mathilde Franziska Anneke die Sklaverei, gegen die sie ebenso nachdrücklich wie in allen anderen Fragen der Unterdrückung und Diskriminierung Stellung bezog. Dabei verknüpfte sie von vornherein die Frage der Sklavenbefreiung kompromisslos mit der Frauenfrage, indem sie sich gezielt der doppelten Unterdrückung, nämlich jener der Frau und der Sklavin widmete. Zu nennen sind hier etwa ihre Erzählreihen *Die Sclaven-Auction*, *Die gebrochenen Ketten* sowie ihr Roman *Uhland in Texas*.[68]

Die Autorin blieb fünf Jahre in der Schweiz, und auch diesen Lebensabschnitt musste sie mit einem Verlust beschließen: Mary Booth war schwer herzkrank und entschloss sich im Jahr 1864, nach Amerika zurückzukehren, wo sie bereits im April 1865 starb. Mathilde Franziska Anneke hatte sich in der Zwischenzeit mit Cäcilie Kapp angefreundet, der sie mit ihren Kindern im Februar 1865 vorübergehend nach Paris folgte, ehe sie sich dann

68 Die Texte zur Sklavenfrage sind abgedruckt in: Mathilde Franziska Anneke: Die gebrochenen Ketten (wie Anm. 22).

gemeinsam im Juli des gleichen Jahres nach Amerika einschifften – mit dem Plan, jenseits des Atlantiks eine Mädchenschule zu gründen.

3. Bildungspolitische Innovation – Das Milwaukee Töchter-Institut in Amerika[69]

Gleich nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz in die USA widmete sich Mathilde Franziska Anneke voller Elan diesem neuen Projekt. Im September 1865 gründete sie mit ihrer Freundin Cäcilie Kapp die „Mädchenerziehungsanstalt" in Milwaukee, die im Oktober eröffnet wurde. Mathilde Franziska Anneke war zunächst für die Haushaltsführung zuständig und unterrichtete Schulanfängerinnen. Ab 1867, als Cäcilie Kapp eine Professur am Vassar College/New York erhielt, übernahm Mathilde Franziska Anneke die Leitung der Schule und führte sie unter dem Namen „Milwaukee Töchter-Institut" fort. „Die Chancen für ihr Schulprojekt standen recht günstig", so Andreas Etges, da Milwaukee „ein Zentrum der deutschen Einwanderung" in die USA war.[70] Vor allem „die deutsche Elite" der Stadt, die ihre Kinder zu selbstständigem Denken und unabhängigen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern erzogen haben wollte, zeigte sich öffentlichen Schulen gegenüber besonders skeptisch, zumal sie von traditionellen Lehrmethoden wenig hielt.[71] Unter dieser Voraussetzung konnte Mathilde Franziska Anneke in der ihr eigenen Agilität und Überzeugungskraft das von ihr vertretene Erziehungs- und Bildungskonzept für Frauen verwirklichen, ein Konzept, das offensichtlich sehr gut ankam. Für Mathilde Franziska Anneke war Bildung „eine Voraussetzung für individuelle Gleichheit", so Andreas Etges, „doch die konnte sich erst in gleichen Lebenschancen äußern, wenn auch die politische Gleichstellung von Männern und Frauen rechtlich verankert war".[72] Sie forderte deshalb eine gleich-

69 Zum Milwaukee Töchter-Institut vgl. Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 945-962, vor allem S. 948-952; Ortlepp: „Auf denn, Ihr Schwestern!" (wie Anm. 14), S. 153-162.

70 Etges: Ebd., S. 945. Zur Schulsitutaion in Milwaukee siehe auch S. 947-948. Der Artikel von Andreas Etges zum Töchter-Institut von Mathilde Franziska Anneke gehört bis heute zu den informativsten und aufschlussreichsten Beiträgen zur weiblichen Schulbildung in der bildungshistorischen Literatur, die ansonsten eher spärlich ausfällt.

71 Ebd., S. 947.

72 Ebd., S. 946.

wertige Bildung beider Geschlechter, weil ihrer Auffassung nach sonst keine wirklich freie Generation von Menschen heranwachsen und damit auch keine freie Nation entstehen könne. Die weit verbreitete Vorstellung von Bildung als Voraussetzung gesellschaftlicher Veränderung und als notwendiges Mittel zur Gleichberechtigung beherrschte das Denken vieler ehemaliger demokratischer Achtundvierziger, das, noch in der Tradition der Aufklärung stehend, als Erbe der deutschen Revolution gepflegt wurde.

Mathilde Franziska Anneke vertrat mit ihrem Erziehungs- und Bildungskonzept vehement den Standpunkt, dass es „keine separate Sphäre für Frauen" geben dürfe[73], weshalb sie an ihrer Schule auch für Mädchen damals unübliche Fächer wie Mathematik, Rhetorik oder Naturwissenschaften unterrichtete. Der Unterricht war überhaupt äußerst innovativ und abwechslungsreich: neben Französisch gab es u. a. „Konversation des Deutschen und Englischen", dazu Physik und Geometrie, aber auch traditionelle weibliche Unterrichtsfächer wie Handarbeiten und Musik, und nicht zuletzt wurden sogar „regelmäßige Ausflüge und Außenunterricht" gepflegt.[74] Der Unterrichtsstil, der „oft eine Mischung aus Vorlesung und offener Diskussion"[75] war, kann zweifellos als modern bezeichnet werden. Mathilde Franziska Anneke, die selbst keine Lehrerinnenausbildung hatte, unterrichtete „Mythologie, Deutsch, Literatur" und einiges mehr. Von ihren Schülerinnen wurde sie „als äußerst anregende Lehrerin geschildert"[76] und im Rückblick immer wieder hochgeschätzt für das, was sie ihnen auf ihrem Lebensweg an Wissen und Kompetenzen mitgegeben hat. Augenscheinlich avancierte Mathilde Franziska Anneke zu einem unvergesslichen Vorbild ihrer Schülerinnen und Schüler – „seit 1870 wurde nach vielen Anfragen auch Jungen"[77] in das Töchter-Institut aufgenommen –, wie hier eine von mehreren Repliken zeigt:

> Die Kenntnisse, die wir uns erwarben, waren doch noch das Geringste, was wir aus ihren Stunden mitnahmen. Unser ganzes Ich war durchdrungen von dem Schönen, dem Edlen, dem Reinen, dem Guten.[78]

73 Ebd., S. 957.
74 Ebd., S. 949.
75 Ebd.
76 Ebd.
77 Ebd.
78 Hermine Koeffler-Baumgarten an Hertha Anneke-Sanne, 1905, zitiert nach Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 959. Vgl. zu ihren Schülerinnen und Schülern insbes. S. 958-959.

Mathilde Franziska Anneke war aber nicht allein bei ihren Schülerinnen und Schülern sehr angesehen. Ihre Verdienste „auf dem Gebiete der Jugenderziehung“ und „der Mädchenbildung“ wurden in der deutschen und amerikanischen Presse ebenso vielfach beachtet wie allgemein sehr gelobt.[79] Außerdem soll ihr Institut nicht nur in Milwaukee großes Ansehen, sondern in den gesamten Vereinigten Staaten „einen nationalen Ruf und der Name Anneke einen guten Klang“ besessen haben.[80] Das hohe Ansehen und der gute Ruf waren auch der Grund für viele Eltern, ihre Kinder dem Milwaukee Töchter-Institut anzuvertrauen. Nicht zuletzt wegen der Reputation wollten zahlreiche Lehrerinnen und Lehrer dort unterrichten, obwohl Mathilde Franziska Anneke ihnen kein hohes Gehalt zahlen konnte, denn die Schule steckte trotz des Renommees fast immer in finanziellen Schwierigkeiten. Deshalb gründete sich zum Schuljahr 1868/69 eigens ein Unterstützungsverein namens „Levana“, der dafür gedacht war, Mathilde Franziska Anneke wenigstens „bei der Bestreitung der laufenden Kosten unter die Arme zu greifen“.[81] Inwieweit dieser Verein dem Töchter-Institut tatsächlich helfen konnte, lässt sich nicht mehr genau nachvollziehen. Vermutlich stellte die „Levana“ jedoch ihre Aktivitäten bereits in der zweiten Jahreshälfte 1870 ein, ihre Arbeit wurde dann später vom Verein „Hera“ fortgeführt, der sich im Dezember 1874 gegründet hatte.[82] Über diese Entwicklung war Mathilde Franziska Anneke sehr erleichtert, zumal sie seit dem Tod ihres Mannes zwei Jahre zuvor kaum auf zusätzliche Unterstützung hoffen konnte. Auf der Gründungsveranstaltung am 10. Januar 1875 bedankte sie sich entsprechend euphorisch bei den über 80 anwesenden Frauen:

> Meine Grundsätze sind: Streben nach der Einfachheit in den Sitten, kenntnisreiches Wissen, Tugend, Reinheit und Wahrheit des Herzens. Ich appeliere [sic!] an den Verein, diese Grundsätze aufrecht zu erhalten. In diesem Sinne wollen wir in Zukunft zusammen arbeiten. Ich leiste meine geistige, Sie die materielle Kraft, so bauen wir gemeinsam unseren Grundsätzen einen Tempel,

79 Ebd., S. 952. Zu den Pressestimmen vgl. Ortlepp: „Auf denn, Ihr Schwestern!“ (wie Anm. 14), S. 156-157.

80 Nachruf Mathilde Franziska Anneke. In: „Freidenker“ vom 7. Dezember 1884, zitiert nach Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 952.

81 Ortlepp: „Auf denn, Ihr Schwestern!“ (wie Anm. 14), S. 158. Zum Verein „Levana“ hier S. 157-159.

82 Zum Verein „Hera“ vgl. ebd., S. 159-162; Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 951-952.

> in welchem wir unsere Töchter zu wirklich einfachen, sittenstrengen, edlen und kenntnisreichen Republikanerinnen heranbilden. [...] Nicht für meine Erleichterung allein haben Sie dies Werk geschaffen, sondern auch eine ganze nachkommende Generation wird die Früchte unseres Strebens ernten.[83]

Einige der Gründungsmitglieder der „Hera" hatten schon der „Levana" angehört, der Verein „Hera" war aber wesentlich größer. Schon nach kurzer Zeit stieg „die Mitgliederzahl von 80 auf 100", im Februar auf 125.[84] Deren vielfältiges Engagement[85] zur finanziellen Unterstützung zeitigte nun offenbar auch Erfolg. Jedenfalls verbesserte sich ab 1875 die finanzielle Situation des Töchter-Instituts deutlich, und es standen genügend Mittel „zur Verfügung, um einen qualitativ hochwertigen, an modernste Unterrichtsmethoden angelehnten Schulunterricht für Mädchen durchzuführen".[86] Mathilde Franziska Annekes Institut stand für „erstklassige Bildung"[87] und genoss, wie schon erwähnt, einen sehr guten Ruf. Viele bedeutende Persönlichkeiten der Stadt schickten ihre Kinder in ihre Schule, obwohl sie weder die politischen Ansichten noch die Radikalität der Leiterin schätzten. Die Eltern zeigten sich aber letztendlich stets zufrieden mit dem Bildungsergebnis, das durch das Töchter-Institut erzielt wurde, und versicherten wiederholt, dass die politischen Überzeugungen Mathilde Franziska Annekes ausschließlich ihre Privatsache seien und keinen Einfluss auf ihren Unterricht hätten. Dennoch musste sie eine gewisse Rücksicht auf diese Klientel nehmen und sich mit öffentlichen Äußerungen zurückhalten.

Das hinderte sie aber nicht daran, politisch aktiv zu sein. Denn parallel zu ihrer Arbeit für das Töchter-Institut engagierte sie sich weiterhin für die amerikanische Frauenrechtsbewegung, zu der sie spätestens 1869 wieder Kontakt geknüpft hatte. Außerdem war sie für den Frauenverein der Freien Gemeinde in Milwaukee aktiv, der sie bereits kurz nach deren Gründung im Jahre 1867 beigetreten war und deren Ehrenmitgliedschaft ihr im November 1883 verliehen wurde.[88] Des Weiteren war Mathilde Franziska Anneke Mitinitiatorin des Vereins „Radikale Demokratie", der aus der 1872 gegründeten „Partei der radikalen Demokraten" hervorgegangen war und für die

83 Banner, 10.1.1875, zitiert nach Etges: Ebd., S. 951-952.
84 Ortlepp: „Auf denn, Ihr Schwestern!" (wie Anm. 14), S. 160.
85 Ebd., S. 161-162.
86 Ebd., S. 162.
87 Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 959.
88 Vgl. Ortlepp: „Auf denn, Ihr Schwestern!" (wie Anm. 14), S. 180.

Einführung der direkten Demokratie eintrat. Und schließlich gehörte sie als Gründungsmitglied der „Sektion III der Internationalen Arbeiter Assoziation" vom 1. Februar 1876 – dem sozialistischen Frauenverein Milwaukees – an, für den sie sich mit ihrem gewohnten Eifer engagierte.[89] Leider verschlechterte sich der Gesundheitszustand von Mathilde Franziska Anneke in den 1870er Jahren entscheidend. Schon lange an einem Leberleiden erkrankt, verletzte sie sich 1876 die rechte Hand, die in der Folge gelähmt blieb, sodass sie nicht mehr schreiben konnte. Das hatte auch Auswirkungen auf das „Milwaukee Töchter-Institut": Schülerinnen mussten abgewiesen werden, was sich trotz der Unterstützung des Vereins „Hera" finanziell bemerkbar machte. Als Mathilde Franziska Anneke wegen ihrer Gesundheit 1882 ihre Unterrichtstätigkeit aufgeben musste, übernahm zwar ihre Tochter Hertha zunächst die Leitung, doch wurde die Schule 1883 endgültig geschlossen.

Ihre politischen Anschauungen und Aktivitäten wurden wegen ihrer herausragenden Leistung also weitgehend toleriert, sodass sie ihre Bildungsideale oder Grundsätze, wie sie es selbst nannte, in die Tat umsetzen konnte. Dabei gelang es ihr sehr gut, den revolutionären Gedanken der Gleichheit um den emanzipatorischen Gedanken der Gleichwertigkeit beider Geschlechter zu erweitern und praktisch in ihrem Bildungskonzept zu verwirklichen. Mathilde Franziska Anneke ist mit ihrem unermüdlichen und vielseitigen Engagement ein beeindruckendes Beispiel nicht einfach nur gelebter demokratischer Werte von 1848/49, sondern auch eines zeitlebens fortgeführten Kampfes um die Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse auf pädagogischem wie politischem Boden. Insofern ist Andreas Etges zu Recht zuzustimmen, dass es überraschend, wenn nicht gar unverständlich ist, weshalb „ihre Wirkung als Lehrerin und Leiterin"[90] von der Forschung bislang so stark vernachlassigt worden ist und noch immer wird – und dies, obwohl sie ihre Schule fünfzehn Jahre lang mit großem Erfolg führte, einem Erfolg, der auch öffentlich anerkannt wurde. Über die Wirkung ihrer Erziehung heißt es noch viele Jahre später, dass „alle Fragen der Menschenrechte mit der Unabhängigkeit des Denkens und dem Beharren auf unbedingte Gerechtigkeit"

89 Vgl. hierzu ebd., S. 188ff. Zu den Gründungsmitgliedern gehörte neben Anneke auch eine frühere Schülerin von ihr, Rosa Brucker. Auf der Gründungsversammlung schlug Anneke eine Resolution vor, die einstimmig angenommen wurde, vgl. dazu Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 960.

90 Ebd., S. 945.

von der Persönlichkeit Mathilde Franziska Annekes direkt auf ihre Zöglinge prägend ausgestrahlt hätten.[91]

4. Journalistisch-literarische Renovation – Die Erneuerung der Schreibtradition

Selbstverständlich beschränkte Mathilde Franziska Anneke ihren Kampfgeist nicht auf die politische Geschlechter- und pädagogische Erziehungsebene, sondern bezog weiterhin für ihre Überzeugungen schreibend Position. Dabei lag die Erneuerung ihrer Schreibtradition weniger in den von ihr genutzten Genres als vielmehr in deren Inhalten.

Als Herausgeberin und Redakteurin der *Deutschen Frauen-Zeitung* konnte sie das Blatt nach ihren eigenen Vorstellungen gestalten. Es war, wie der Name schon sagt, eine Zeitung für deutsche Frauen in Amerika mit dem thematischen Schwerpunkt ihrer Emanzipation. Insofern konzentrierten sich die Inhalte auf aufklärende Texte, auf Ereignisse mit Bezug zur amerikanischen Frauenbewegung, es gab Berichterstattungen verschiedener Art, aber auch feuilletonistische Elemente wie Erzählungen, Kurzgeschichten und Gedichte.[92] Mathilde Franziska Anneke nutzte also ein möglichst breites Spektrum medialer Botschaften, um ihr Zielpublikum zu erreichen. Als Journalistin, die „zu den führenden Kulturredakteuren der deutschen Presse“[93] gehörte, blieb sie zeitlebens aktiv, sei es nun als „*die* Theater- und Musikkritikerin ihrer Tage“[94] oder einfach mit der alltäglichen Berichterstattung. Auch der Lyrik wurde Mathilde Franziska Anneke nie untreu. Im Mittelpunkt der Betrachtungen sollen hier jedoch ihre belletristischen Werke stehen, die bis heute, jedenfalls von Seiten der deutschen Forschung, kaum angemessene Beachtung finden. In ihrem Spätwerk griff die Autorin auf den Anspruch der Vormärztradition zurück: Literatur sollte aktuell sein, kritisch in das Tagesgeschehen eingreifen und zu gesellschaftlichen Veränderungen respektive Verbesserungen führen. Von daher wundert es nicht, dass Mathilde Franziska Anneke ihre schriftstellerischen Leitideen in ihrer

91 Sentinel v. 27.4.1830, zitiert nach ebd., S. 960.

92 Zu den Inhalten des einzigen Exemplars der Frauen-Zeitung vgl. Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 317-322.

93 Etges: Erziehung zur Gleichheit (wie Anm. 14), S. 947.

94 Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 395.

neuen Heimat um den Aspekt der Sklavenbefreiung maßgeblich erweiterte, und zwar stets in Verbindung mit der Emanzipation der Frau. In allen ihren Texten zur Sklavenfrage thematisierte sie die doppelte Unterdrückung als Frau und als Sklavin, insbesondere die Ausbeutung der Frau als sexuelles Lustobjekt. Aus ihren Schriften seien an dieser Stelle zwei herausgegriffen: *Die Sclaven-Auction* und *Uhland in Texas*.[95] Es würde zu weit führen, im Einzelnen auf diese Novellen einzugehen oder sie gar einer literarischen Analyse zu unterziehen, aber sie sollen wenigstens in ihren zentralen Aussagen kurz vorgestellt werden.

Für die *Sclaven-Auction*[96] ist das insofern relativ leicht, weil der Text als eine stringente Parabel eine klare Botschaft sendet, die mit der realen Figur des Kongressabgeordneten Gerrit Smith (1797-1874), „der als Symbol für den Abolitionismus galt"[97], eine bessere und gerechtere Zukunft imaginiert. Mathilde Franziska Anneke, die Gerrit Smith persönlich kannte, setzte ihm mit der Novelle ein ehrendes Denkmal. In ihrer kurzen Erzählung schildert die Autorin das Schicksal einer Sklavenfamilie, in deren Mittelpunkt Alfons steht, der „die Kunst des Lesens" beherrscht, was „zu den größten Verbechen der armen Sclaven im Süden Amerika's gezählt wird".[98] Er soll, wie seine Freundin Isabella, auf dem Sklavenmarkt verkauft werden. Mathilde Franziska Anneke beschreibt mit drastischen Worten – wofür sie sich sogar beim Lesepublikum entschuldigt – die zahlreichen Erniedrigungen beim Verkauf der Sklaven, begonnen beim sogenannten „Sclavenstall"[99], über das demütigende Feilschen der Käufer, bis hin zu deren Lüsternheit in Bezug auf die Sklavin als Sexualobjekt. Kontrastiert werden diese negativen Protagonisten und „Plätze der Schmach und der Schande für das große Land"[100] mit edlen Charakteren, dem Holländer van Renssellar, der im Auftrag von

95 Mathilde Franziska Anneke: Die Sclaven-Auction. Ein Bild aus dem amerikanischen Leben. Fortsetzungsartikel. In: Didaskalia, Jg. 1862, Nr. 174 bis 178. Wiederabdruck in: Wagner: Die gebrochenen Ketten (wie Anm. 22), S. 27-47; Mathilde Franziska Anneke: Uhland in Texas. Fortsetzungsartikel. In: Sonntagsausgabe der Illinois Staatszeitung, 15. April bis 3. Juni 1866. Wiederabdruck in: Ebd., S. 49-190.

96 Zur "Sclaven-Auction" vgl. Mikus: Fighting and Writing for the Motherland (wie Anm. 18), S. 128-130.

97 Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 380.

98 Mathilde Franziska Anneke: Die Sclaven-Auction (wie Anm. 95), S. 27.

99 Ebd., S. 37.

100 Ebd.

Gerrit Smith Isabella kauft. Isabella erhält die Freiheit genauso wie sie Alfons zugestanden wird, sodass sie „vereint in die Freiheit" ziehen können.[101] Am Ende bekommt das Paar von Gerrit Smith, „jenem hochherzigen Manne, dem großen Abolitionisten und werkthätigsten Freunde der Menschheit", zur Hochzeit eine „prächtig cultivirte Farm" geschenkt, ein literarischer Sehnsuchtsort für die Freiheit.[102]

Während diese Parabel in erster Linie den unweigerlichen Sieg des Guten über die Verächter der Menschenwürde und -rechte in den Vordergrund stellt, rückt in der wesentlich umfassenderen und detailreichen Novelle *Uhland in Texas*[103] vor allem der deutlich referentielle Bezug zur 1848er Revolution ins Zentrum des Geschehens. Hier ist es keine reale Person der Gegenwart, sondern eine im kulturellen Gedächtnis verankerte Figur der Vergangenheit, die zum symbolischen Träger einer optimistischen Zukunftsvision wird. Gemeint ist der Dichter Ludwig Uhland (1787-1862), wie allein schon der Titel verkündet[104], der 1848 als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung das sogenannte demokratische Gewissen der Nation vertrat. In Entsprechung dazu steht *Uhland in Texas* in der Zeit des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten nun als demokratisches Gewissen für die amerikanische Nation. Die revolutionäre Parole der Freiheit ist der Schlüsselbegriff dieser Novelle, in die Mathilde Franziska Anneke emanzipatorische Botschaften von 1848/49 auf vielfältige Weise einfließen lässt. Neben ideologisch aufgeladenen Begrifflichkeiten wie Freiheit, Humanität

101 Ebd., S. 47.

102 Ebd.

103 Zu „Uhland in Texas" vgl. Marion Freund: Revolutionäre Erinnerungskultur – Emanzipatorische Spuren der 1848er-Bewegung im Wirken Louise Ottos und ihrer Wegbegleiterinnen. In: Susanne Schötz/Martina Schattkowsky (Hrsg.): Louise Otto-Peters und die Revolution von 1848/49. Erinnerungen an die Zukunft (Dresdner Beiträge zur Geschlechterforschung in Geschichte, Kultur und Literatur, Bd. 3), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2012, S. 101-115, hier S. 110-115; Nieberle: Migration und Liebesheirat (wie Anm. 10), S. 59-62; Mikus: Fighting and Writing for the Motherland (wie Anm. 18), S. 131-136; Wiegmink: Antislavery Discourses (wie Anm. 19), S. 484-489; Della Rossa: Mathilde Franziska Anneke's Anti-Slavery-Novella *Uhland in Texas* (wie Anm. 18), S. 81-91.

104 Der Titel bezieht sich auf eine deutsche Ansiedlung in Texas, die kurz vor dem Sezessionskrieg Ludwig Uhland, „dem deutschen Dichter, dem Freunde und Genossen, zu Ehren", wie es im Text auf S. 108 heißt, gegründet worden war.

und Menschenrecht operiert die Autorin in ihrem Text mit zahlreichen Querverweisen und sprachlichen Chiffren aus dem Kontext der Revolution von 1848/49. Dazu gehört auch der Aspekt der Bildung – man denke an die revolutionäre Parole „Bildung für alle" – und der freien Persönlichkeitsentfaltung. So schildert Mathilde Franziska Anneke die Sklaven in ihrem Text nicht etwa ausschließlich als wenig gebildete Personen, denen eigenständiges Denken völlig fremd ist. Die zentralen Repräsentanten sind im Gegenteil sogar sehr intelligent, einige von ihnen sprechen mehrere Sprachen – was sie eigentlich gar nicht dürften, weil es ihnen per Gesetz verboten ist, lesen und schreiben zu lernen – und sind darüber hinaus zu eigener Urteilsfähigkeit in der Lage. Die Sklaven werden im Text auch als individualisierte Charaktere und ebenso schlagfertige wie handlungsorientierte Persönlichkeiten dargestellt, also durchweg mit Eigenschaften versehen, die sie von vornherein als freie Menschen kennzeichnen. Und die Autorin vergisst natürlich nicht, über die Figur der schönen Sklavin Flora die doppelte Ausbeutung und Unterdrückung als Frau und Sklavin anzuprangern, die sie in einer kontrastiv angelegten Handlungsgeschichte dem Lesepublikum plausibel und mit feuilletonistischem Spannungscharakter vor Augen führt. Außerdem erlaubt sie sich, den wichtigsten Vertretern der Sklaven im Text immer wieder Schlüsselszenen zuzuschreiben wie z. B. am Ende den Sklavinnen, „ein wirklich schönes Tableau" darzustellen, nämlich „die Freiheitsgöttin", personifiziert von der Sklavin Josephine, zu deren Füßen ein schwarz verschleiertes Mädchen „mit erhobenen Händen" sitzt, „an welchen Fesseln hingen".[105]

Mathilde Franziska Anneke macht in ihrer Novelle mehr als einmal deutlich, dass es für Sklaverei keine Rechtfertigung gibt, weshalb auch die im Text vorgebrachte Entschuldigung für eine derartige in den Südstaaten an sich nicht erlaubte Darstellung „der nach Erlösung ringenden Unterdrückung"[106] zurückgewiesen wird. Zum Schluss vereinigen sich die Ideale der deutschen Revolution mit den Prinzipien der Humanität einer vergangenen Zeit, die im Transfer deutscher Werte nach Amerika die Freiheit als unveräußerliches Menschenrecht zur optimistischen Zukunftsvision werden lässt. Denn dafür steht „die Ansiedlung Uhland in Texas", die sich, wie der Schlusssatz betont, „ausbreiten" und „emporblühen" wird, „wenn die Kriegsstürme ausgetobt haben, zum Andenken des deutschen Sängers, zur Ehre des deutschen Namens".[107]

105 Mathilde Franziska Anneke: Uhland in Texas (wie Anm. 95), S. 122.
106 Ebd.
107 Ebd., S. 190.

Mögen Mathilde Franziska Annekes *Anti-Slavery-Novellas* häufig stark symbolisch aufgeladen sein und sprachlich noch oft das revolutionäre Pathos transportieren, so bleiben sie aber Zeugnis ihrer tiefsten politischen Überzeugungen, die zu vertreten und zu verteidigen sie in jeder publikumswirksamen Form niemals müde wurde, auch im medialen Genre der Belletristik nicht. Die meisten dieser Schriften erschienen jedoch nicht als selbstständige Publikationen, sondern als Fortsetzung in Zeitungen und Zeitschriften. Dementsprechend passte sich Mathilde Franziska Anneke als erfahrene Journalistin dem feuilletonistischen Stil an und war als Autorin darauf bedacht, ihre zentralen Botschaften in einer leicht verständlichen Sprache und möglichst spannungsreichen Handlungsgeschichte zu vermitteln. Es ist positiv zu honorieren, dass sich inzwischen mehr Forscherinnen mit Mathilde Franziska Annekes literarischen Werken beschäftigen – das sollte für die Zukunft beibehalten und vertieft werden, auch von deutscher Seite.

5. Am Ende eines engagierten Lebens

Mathilde Franziska Anneke führte bis zum Ende ihres Lebens einen mehrfachen Kampf um die Gleichstellung der Geschlechter: mit dem „Milwaukee Töchter-Institut" einen pädagogischen Kampf um ein emanzipatorisches Bildungsfundament und mit ihrem Vereins- und Frauenwahlrechtsengagement einen politischen Kampf für die Realisierung ihrer Vorstellungen von einer demokratischen Gesellschaft. Die „politische Befreiung des Weibes"[108] blieb für sie immer zentrales Anliegen ihres praktischen und schriftstellerischen Wirkens. Als anerkannte Mitstreiterin der amerikanischen Frauenrechtsbewegung, als ebenso engagierte wie unermüdliche Schriftstellerin, Journalistin und Pädagogin wusste sie ihre demokratischen Werte von Freiheit und Gleichheit im Dienste der Verwirklichung der Menschenrechte auch für die Frauen mit ungebrochener Stärke und Geradlinigkeit trotz vieler Schicksalsschläge zu verfechten. Im Juli 1865 starb ihre geliebte Freundin Mary Booth, im Dezember des gleichen Jahres ihre Mutter, 1872 starb ihr Mann Fritz und 1877 ihre Tochter Fanny. Nur zwei ihrer Kinder – Percy und Hertha – überlebten Mathilde Franziska Anneke. Selbst schon lange von Krankheiten gezeichnet, starb sie am 25. November 1884 in Milwaukee, von

108 Mathilde Franziska Anneke an Alexander Jonas, Brief vom 26. April 1877. In: Friesen: A Letter from M. F. Anneke (wie Anm. 32), S. 38.

der deutsch-amerikanischen Presse insbesondere für ihre „journalistischen, pädagogischen und schriftstellerischen Leistungen" gewürdigt, nicht aber für ihre „Bestrebungen um die Gleichberechtigung der Frau".[109]

Wer Mathilde Franziska Anneke als politischer Akteurin, als pädagogischer Reformerin und frauenrechtlicher Pionierin gerecht werden will, muss sich ihrem Wirken in seiner ganzen Bandbreite widmen, einer Bandbreite, bei der es in Zukunft sicherlich noch vieles zu erforschen und zu entdecken gilt.

109 Wagner: Selbstzeugnisse (wie Anm. 1), S. 413.

Astrid Haas (Bielefeld)

Prairie Promises, Lone Star Limits

Depictions of Texas in German Travelogues from 1830-1860[1]

1. Introduction

Hin nach Texas! hin nach Texas!
Wo der Stern im blauen Felde
Eine neue Welt verkündet,
Jedes Herz für Recht und Freiheit
Und für Wahrheit froh entzündet –
Dahin sehnt mein Herz sich ganz.[2]

In dem Tal der Guadelupe
wohnt kein Fürst, kein Edelmann
kennt man keine Fronarbeiten,
Zehnten, Ungerechtigkeiten,
kein Regal und keinen Bann.[3]

Written as a valediction for a friend bound to emigrate to Texas, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben's poems *Der Stern von Texas* and *Ein Guadelupelied*, both published in the 1846 collection *Texanische Lieder*, poignantly express the popular sentiment of enthusiasm for migration to Texas that had spread widely across German-speaking lands in the mid-1840s. The two songs further capture the two major factors that inspired at least 20,000 Germans to exchange the familiarity of their homes for an unknown future in what was then a remote region in the North American West during the

1 This essay emerged out of the author's research project "Narrative Constructions of Texas in U.S. American, Mexican, and German Travelogues from Mexican Independence to the U.S. American Civil War (1821-1861)", funded by a grant from the German Research Foundation (reference no. HA 6246/1-1).

2 August Heinrich Hoffmann von Fallersleben: Der Stern von Texas. In: August Heinrich Hoffmann von Fallersleben: Gesammelte Werke. Ed. Heinrich Gerstenberg. Vol. 5: Zeit-Gedichte, Berlin: Fontane 1891, p. 3.

3 August Heinrich Hoffmann von Fallersleben: Ein Guadelupelied. In: Fallersleben: Gesammelte Werke (see n. 2), p. 5.

Vor- and *Nachmärz* eras[4]: the dream of economic opportunities enabling emigrants to escape from poverty and the highly stratified German society, on the one hand, and the desire for civil liberties and political agency that could not be attained in the repressive political climate in their native lands, on the other.[5] Moreover, the two songs exemplify the large body of written texts from the period that articulated the German vision of Texas as a specific version of the North American experience.[6]

While Hoffmann von Fallersleben (1798-1874) never set foot on Texan soil, many texts from this corpus of writing were travelogues based on their writers' actual journeys to and through Texas. In the following, I will analyze three such accounts by German visitors and settlers from the *Vor-* and *Nachmärz* periods. As I have elsewhere discussed the most common type of this genre, the emigrant guides that focused on either promoting German settlement in Texas or on warning against such endeavors[7], the present essay will study texts that either foreground their narrators' personal travel or migration experiences or claim a scientific perspective: Eduard Ludecus's *Reise durch die mexikanischen Provinzen* (1837), Ferdinand Roemer's *Texas* (1849), and Christiane Haun's *Mit dem Paketsegler 1853 nach Texas* (1854). Addressing German sojourns during different phases of the era in distinct regions and social contexts in Texas as well as voicing diverse narrative agendas, the three case studies provide an insight into both the diversity and the

4 Cf. Randolph B. Campbell: Gone to Texas. A History of the Lone Star State, New York: Oxford University Press 2003, p. 159, 207-208.

5 Cf. Eric Dorn Brose: German History, 1789-1871. From the Holy Roman Empire to the Bismarckian Reich, Providence, RI: Berghahn Books 1997, p. 80-124, 155-224, 245-293; Walter Struve: Germans and Texans. Commerce, Migration, and Culture in the Days of the Lone Star Republic, Austin: University of Texas Press 1996, p. 13-16, 27-30.

6 Cf. Mischa Honeck: We Are the Revolutionists. German-Speaking Immigrants and American Abolitionists after 1848, Athens, GA: University of Georgia Press 2011, p. 38-70; Ute Ritzenhofen: Amerikas Italien. Deutsche Texasbilder des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a. M./Bern/Brüssel u. a.: Peter Lang 1997.

7 Cf. Astrid Haas: From Göttingen to Galveston. Travel Writing and German Migration to Texas, 1830-1848. In: Marcus Hartner/Marion Schulte (Eds.): Migration in Context: Literature, Culture and Language, Bielefeld: Aisthesis 2016, p. 135-151.

continuity of experiences, perceptions, and representations that characterize this body of writing.[8]

2. German *Amerikaliteratur* and Migration to Texas, 1830-1860

Although Texas during the *Vor-* and *Nachmärz* was a remote and largely unsettled region in the contested border area between Mexico and the United States, Germans regarded the region not only as an integral part of North America but also as a singular embodiment of the promises and perils of pioneer life in the rural New World. A Mexican province since the country's de-facto independence from Spain in 1821, Texas became an independent nation state in 1836 and was annexed to the United States in 1845. When Mexico opened Texas for foreign settlement in the 1820s, it quickly attracted growing numbers of Anglo Americans and Europeans looking for inexpensive land, professional opportunities, and civil liberties.[9] Unsurprisingly, the region was soon addressed within the era's German-authored *Amerikaliteratur*, a growing body of factual and fictional texts about the United States and adjacent North American territories for German readers. Ranging from emigrant diaries and letters, travel accounts, political tracts, and works of journalism to poems, songs, and novels, these works both responded and contributed to the massive German migration to North America during the nineteenth century. Given this context of migration, it is no surprise that travelogues and emigrant writings made up a large segment of the German *Amerikaliteratur* of the time. In line with the travel genre's ability to convey ideas and knowledge about alien territories and cultures for designated target audiences[10], the German-authored journey accounts served the growing demand among their target readers for information on the New World and its prospects for German emigrants. Most works of this text corpus accordingly provide factual data about the region, practical advice for immigrants,

8 For a more detailed discussion of the travel genre as well as case studies of these and other travelogues of Texas from the era cf. Astrid Haas: Lone Star Vistas. Constructions of Texas in U.S. American, Mexican, and German Travel Narratives, 1821-1861. Habilitationsschrift, Universität Bielefeld 2016.

9 Cf. Campbell: Gone to Texas (see n. 4), p. 100-108.

10 Mary Louise Pratt: Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation, 2. Aufl., London: Routledge 2007.

and the promise that migration to the New World, although not suitable for everybody, was worth the effort for many.[11]

German texts about Texas largely fall in line with the political, economic, social, and cultural assessments made about the New World and its resident population groups in the period's *Amerikaliteratur* at large. While Mexican Texas caught comparatively little attention among German-speaking writers, the region's independence in 1836 inspired a growing enthusiasm about this new republic and a spirit of adventure to become part of it. Although Texas would lack the key signifiers of North American modernity, urbanization and industrialization, until late in the nineteenth century, German writing from the *Vor-* and *Nachmärz* eras prominently discussed the region either as a suitable site for German emigrant colonies or as a model for political change. It reached a peak during the 1840s, entangled with the rising wave of German migration to Texas triggered by both rising poverty rates and a growing political repression of liberal thought and thinkers in German lands. Especially the voluminous body of settlement-promoting literature, spread the myth of the Lone Star State —an epithet derived from the single five-pointed star on the state's flag—as a land of liberty and paradise of plenty for the healthy, skilled, and diligent.[12]

3. Eduard Ludecus's *Reise durch die mexikanischen Provinzen*

Driven by wanderlust and inspired by Gottfried Duden's influential German travelogue *Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas* (1829), the Braunschweig-based clerk Eduard Ludecus (1807-1879) decided to move to the United States to become a farmer in the Missouri

11 Cf. Peter J. Brenner: Reisen in die "Neue Welt". Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts, Tübingen: Niemeyer 1991; Stephan W. Görisch: Information zwischen Werbung und Warnung. Die Rolle der Amerikaliteratur in der Auswanderung des 18. und 19. Jahrhunderts, Darmstadt: Hessische Historische Kommission 1991; Wolfgang Helbich: Land der unbegrenzten Möglichkeiten? Das Amerika-Bild der deutschen Auswanderer im 19. Jahrhundert. In: Jürgen Elvert (Ed.): Deutschland und der Westen im 19. und 20 Jahrhundert. Vol. I: Transatlantische Beziehungen, Stuttgart: Franz Steiner 1993, p. 295-321.

12 Cf. Ritzenhofen: Amerikas Italien (see n. 6), p. 28, 60, 109-151, 269-274; Struve: Germans and Texans (see n. 5), p. 43-45, 102-103.

Valley. When he arrived in New York City in October 1833, he met the colonization agent Charles Beales, who convinced him instead to join his own designated colony in Texas, at the time part of the Mexican state of Coahuila y Texas. Beales's group of sixty colonists reached their destination in the Lower Rio Grande Valley in March 1834. The settlement they established, La Villa de Dolores, was short-lived, though, due to the unsuitability of the territory for farming, the constant threat of Amerindian raids, and Beales's poor organization. When the colonists left Dolores in July of the same year, Ludecus returned to the United States, where he would settle for good.[13]

From his departure in Bremen in August 1833 through his stay in New Orleans after his Texas experience in November 1834, Ludecus wrote a series of nineteen letters to friends and family in Germany, which he sent home in a single package after his return to the United States. They were published in 1837 as *Reise durch die mexikanischen Provinzen Tumalipas [sic], Cohahuila [sic] und Texas im Jahre 1834: In Briefen an seine Freunde*.[14] The correspondence moves from merely recording the traveler's personal experiences to more general observations seeking to advise Germans considering emigration about conditions in the North Mexican regions of Texas, Coahuila, and Tamaulipas.[15] In a highly ironic manner, the travelogue unmasks the illusionary promises Beales had made to attract colonists by comparing a dirt road in Dolores to the most elegant shopping street of Berlin. Soon after the colonists founded the town, Ludecus remarks:

> Schnell wurden verschiedene Punkte ausgemessen, um die ersten Strassen und Plätze zu bezeichnen, die ihre Namen von denen der Officiere erhielten; noch habe ich aber *Ludecus street* nicht besucht, und ich thue Diess erst, wenn diese

13 Cf. Louis E. Brister: Eduard Ludecus's Journey to the Texas Frontier. A Critical Account of Beales's Rio Grande Colony. In: Southwestern Historical Quarterly 108.3 (Jan. 2005), p. 369-385, p. 371-383.

14 Cf. Eduard Ludecus: Reise durch die mexikanischen Provinzen Tumalipas [sic], Cohahuila [sic] und Texas im Jahre 1834. In Briefen an seine Freunde [1837], Charleston, NC: Nabu Press 2012. For an English translation see Eduard Ludecus: John Charles Beales's Rio Grande Colony. Letters by Eduard Ludecus, a German Colonist, to Friends in Germany in 1833-1834, Recounting His Journey, Trials, and Observations in Early Texas. Ed. and translated by Louis E. Brister, Austin: Texas State Historical Association 2008.

15 Cf. Brister: Ludecus's Journey (see n. 13), p. 384.

> Strasse, mit schönen Palästen geziert, die Länge der Friedrichsstrasse in Berlin erreicht hat.[16]

Elsewhere, his journey account draws on the Biblical exodus of the Israelites from Egyptian bondage to convey the settlers' disappointment with their condition: "[Es] sprach ein Jeder davon, die leeren Fleischtöpfe Ägyptens zu verlassen und das gesegnete gelobte Land […] aufzusuchen."[17] The ironic invocation of the empty flesh pots of Egypt to characterize the Dolores settlement once again scrutinizes the unfulfilled promise of the colonization project and the deprivations its brought forth in reality.

The subjects of freedom and material welfare addressed here run as a leitmotif through Ludecus's text. One of the letters contains a telling anecdote about one of Beales's often authoritarian-acting representatives in Dolores:

> Eine Schaar Wespen, vielleicht verwandelte französische Liberale, auf der Seelenwanderung begriffen, […] applicirten […] viele rothe und blaue Flecken in das leichenblasse Gesicht [Mr. Egertons], dass er sicher, hätte er sich damit in Deutschland gezeigt, als ein Erzdemagog nach Mainz gebracht worden wäre.[18]

Invoking the wasps as French political activists who literally turn Mr. Egerton's face into the tricolored French flag that would secure him persecution for demagogy in Germany, the narrator critiques the lack of political freedom in his homeland and voices his own support of the liberal goals of the French July Revolution of 1830. In an earlier letter, he mocks the aggravated political restrictions in Germany since the Congress of Vienna in 1814/15 by assuring that the freedom of the Holy Alliance should not suffer from his preaching the 'religion' of freedom in Dolores.[19] As he confirms elsewhere:

> Zwölf Monate sind es her, dass ich noch ruhig in Deutschland sass […], Alles im Überfluss hatte und unzufrieden war; jetzt bin ich im Innern Mexiko's […],

16 Ludecus: Reise (see n. 14), p. 180, original emphasis and spelling.

17 Ibid., p. 234, original spelling.

18 Ibid., p. 236, original spelling. The passage alludes to the Mainz-based Central Investigative Commission installed by the Carlsbad Decrees of 1819 to identify and persecute revolutionary activities in Germany [cf. Brose: German History (see n. 5), p. 91].

19 Cf. Ludecus: Reise (see n. 14), p. 196.

> ohne einen Pfenning Geld [...] und bin gezwungen, [...] im heißen Sommer durch eine wasserleere Wüste, unsicher vor wilden Indianern und räuberischen Mexikanern, auf unzulänglichen Wegen [...] mich durchzuschlagen und doch – zufrieden.[20]

In line with his personal objective as well as typical of European and U.S. American travelogues focusing on migration, Ludecus pays particular attention to the economic and political potential of his destination for settlement, yet without that text corpus's typical downplaying of the region's insufficiencies. The text especially frames the wild nature of Texas and Tamaulipas as a simultaneous source of danger, adventure, and survival, as the text recounts numerous hunting expeditions and struggles with ferocious animals the narrator engaged in.[21] This ties in with European Romanticist discourse, in which the nature of the Americas appears as an original, wild, and untamable force. Its perceived utter contrast to European civilization rendered the hemisphere an ideal projection plane for exotic fantasies Europe could not provide. In this line of thought, the privileged position of the Europeans manifested itself in their access to both European culture, upon which they based their claims to appropriate the New World, and to the wilderness of the Americas.[22] Ludecus's *Reise* often looks at nature through the Romanticist lens of seeking both physical and spiritual experiences. This becomes most obvious in the text's calling nature the most beautiful church in the world.[23] In another passage, the narrator describes a harmonious interaction of humans and nature: "Die Scene war äußerst romantisch: rings um uns dichter Walt von theilweise hohen majestätischen Bäumen, durch welche der ruhige Fluss hinschlich [...], auf beiden Seiten Wagen und Karren mit langen Zügen Ochsen."[24]

This rhetorical connection of beauty and abundance—or, elsewhere, their opposites, ugliness and scarcity—also characterizes the text's assessment of the economic suitability of the different parts of Texas for German settlement. For instance, the narrator notes about the lower Rio Grande

20 Ibid., p. 244, original spelling.
21 Cf. ibid., p. 354.
22 Cf. Johanna Birk: Mexiko in Berichten deutscher Reisender. Die kulturelle Wahrnehmung um 1830, Halle/Saale: GILCAL 2008, p. 21-22, 25 and 44.
23 Cf. Ludecus: Reise (see n. 14), p. 179.
24 Ibid., p. 152, original spelling.

River: "Alles ist öde und todt in seiner Nähe."[25] In contrast, the land near the Nueces River "glich einem Garten, eine üppige Vegetation bewiess eine grosse Fruchtbarkeit".[26] The garden image blends the aesthetic discourse of tamed nature, which tones down readers' anxieties about an alien land, with the utilitarian rhetoric used to justify U.S. American or European colonization as putting a fertile land to proper use by cultivation. Ludecus's travelogue further invokes a specifically German view of (kitchen) gardens as indicators of a society's education and cultural refinement. The text asserts: "Der Mexikaner [ist] zu faul, mehr zu pflanzen als er selbst braucht, und vom Gartenbau versteht er durchaus gar Nichts. [...] Nur einige wenige der Amerikaner besitzen Gärten."[27] Read as a both marker and consequence of Mexican and Anglo idleness and ignorance, the absence of gardens thus signifies the region's lack of civilization which, in the logic of European colonial discourse, legitimized further settlement by supposedly superior populaces such as the Germans.

Ludecus's prejudices against the different resident population groups of Texas resonate in many passages of his *Reise*. The volume exemplifies the tendency of German *Amerikaliteratur* to look at Anglo U.S. Americans with a particular regard to how their political traditions, economic practices, social values, and customs, would impact the lives of German immigrants in their midst. Ludecus's travelogue praises the Anglos' republicanism, pragmatism, and perseverance, yet complains about their lack of manners and discipline, bias against foreigners, and constant striving for economic advantage: "Religion ist ein gutes Geschäft in Amerika und sehr einträglich", the text states.[28] In a similar vein, the volume characterizes the Tejanos (Mexican Texans) either as loyal, helpful, and courageous servants of the Anglo and German colonists or as idlers, cowards, or criminals, who were unable or -willing to truly advance their country. Many Mexican mayors accepted bribes, Ludecus argues, and he depicts Mexican Catholic priests as being lax about celibacy.[29] These views are clearly based on the racial-cultural belief that non-Anglo-Saxon societies, assumedly being on a lower stage of civilizational

25 Ibid., p. 160, original spelling.
26 Ibid., p. 156, original spelling.
27 Ibid., p. 333, original spelling.
28 Ibid., p. 196; for further examples see ibid., p. 273, 332, 336.
29 Cf. ibid., p. 341, 306; for further examples see ibid., p. 168, 175-176, 232, 277.

development, 'naturally' inclined toward a life in crime, want, or servitude and hence required European or United States guidance and colonization.[30]

The same line of reasoning also characterizes Ludecus's portrayal of indigenous populations. His *Reise* tellingly calls Mexico a country, "wo man gegen die Ureingebornen in einem Verteidigungskampf begriffen ist"[31]. The German travelogue largely frames the Texas Natives according to the popular stereotypes of the 'noble savage', on the one hand, and the 'savage threat', on the other—a strategy common to most German as well as Anglo American travel and settlement accounts. While the former image caters to the colonial fantasy of the indigenous ally willingly submitting to white rule, the latter serves to legitimize the colonizers' violent subjugation of indigenous peoples. Ludecus's narrative particularly argues that the frequent indigenous raids of white settlements hampered the economic and cultural advancement of Texas.[32] To underline this image of indigenous barbary, the narrator depicts the Texas Natives as an integral part of wild nature, for instance, by invoking the specter of cannibalism to underline the dangers they posed to the group of German and Anglo colonists: "Dachte ich daran, wie ich [...] meinen Wasserdurst im Lager stillen würde, [...] so fiel mir ein, dass es doch noch wahrscheinlicher sei, ein Wilder werde an mir seinen Blutdurst stillen."[33]

4. Ferdinand Roemer's *Texas*

A remote corner of Mexico at the time of Ludecus's journey, Texas presented itself as the latest addition to the territory of the United States when, more than ten years later, the young geologist Karl Ferdinand von Roemer (1818-1891) visited the region, being one of the first European scientists to study it. In April 1845 he sailed to the United States with funds from the Berlin Academy of Sciences and the Society for the Protection of German Emigrants to Texas, the major German emigration society operating in the area, to explore North America's geological formations and to assess the state of the German settlements in Texas. After a tour of New England, Quebec, and

30 Cf. Birk: Mexiko (see n. 22), p. 32-35, 37, 44; Ritzenhofen: Amerikas Italien (see n. 6), p. 190, 192-195.

31 Ludecus: Reise (see n. 14), p. 154.

32 Cf. ibid., p. 101, 112, 222.

33 Ibid., p. 145.

the U.S. Midwest, he journeyed extensively through Texas between December 1845 and May 1847 before returning to Germany.[34]

During his lengthy academic career, Roemer would publish widely on the geology of North America and, owing to his pertinent contributions to the subject, has been acknowledged as the "father of the geology of Texas."[35] Probably inspired by the Berlin Academy of Sciences, to whom he reported about his journey, he also penned a travelogue-cum-scientific study for both scholars and general audiences, entitled *Texas: Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes nach eigener Betrachtung geschildert* (1849).[36] Following the tradition of the scientific journey account, the book is divided into three sections: a general introduction to the geography and settlement history of Texas, followed by a chronological report of the writer's journey, and finally a systematic appendix presenting the results of his scientific studies, including the first geological map of the region. Roemer's use of scientific terminology to describe geological phenomena, plants, and animals and his citing numerous references from other travelogues or scientific studies to support his observations underline the scholarly character of his book. In a critical discussion of these sources, he clearly distinguishes his more scholarly and presumably also more objective work from the many emigrant guides that were flourishing at the time of his publication. However, such claims to objectivity and denigrations of rival

34 Cf. Volker W. Göbel/Helga Stein: Ferdinand Roemers Reise nach Nordamerika 1845-1847. In: Rudolf W. Keck (Ed.): Gesammelte Welten. Das Erbe der Brüder Roemer und die Museumskultur in Hildesheim, 1844-1994. Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Hildesheimer Museumsvereins, Hildesheim: Gerstenberg 1998, p. 337-392, p. 337-374; Rolf Schroeder/Helga Stein: Als Geologe bei deutschen Auswanderern in Texas. Zum 100. Todestag von Ferdinand Roemer (1818-1891). In: Natur und Museum 121.12 (Dec. 1991), p. 387-400.

35 Göbel/Stein: Roemers Reise (see n. 34), p. 368.

36 Cf. Ferdinand Roemer: Texas: Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes nach eigener Betrachtung geschildert [1849], London: British Library 2010. For an English translation see Ferdinand Roemer: Roemer's Texas. With Particular Reference to German Immigration and the Physical Appearance of the Country. Translated by Oswald Mueller, San Marcos, TX: German-Texan Heritage Society/Department of Modern Languages, Southwest Texas State University 1983.

texts were a common gesture in many works of travel writing, especially texts also assessing a region's potential for migration and settlement.[37]

Indeed, the way Roemer's volume looks at Texas and its populations clearly indicates the writer's intertwined concerns with both natural phenomena and German settlement opportunities. The book crosses the threshold from merely assessing the suitability of the territory for colonization to actively promoting the latter not only by presenting the region as "das schöne Wiesenland, dem wohl noch eine große Zukunft bevorsteht", but also by emphasizing that its fertile terrain and mineral riches required little effort to make settlements thrive. "Mögen seine weiten grünen Prairien die Wohnsitze einer großen und glücklichen Bevölkerung werden", the text concludes.[38] Akin to Ludecus, Roemer identifies those barren parts of the region he considers unsuitable for settlement, yet, like other narratives promoting migration, his *Texas* employs images of nature implying human intervention and mastery. "Niemals erschien mir die Prairie so sehr als ein reizender natürlicher Garten oder Park im größten Maßstabe", the narrator remarks about the vicinity of San Antonio.[39] Representing a space of "cultivated naturalness" that was large, but not boundless, unpeopled though not hostile[40], the image of the park symbolically tames the potentially threatening wilderness of Texas to make it appeal to the book's German target readers and present it as a destination not only suitable but also desirable for settlement.

In contrast to the garden-like qualities of unsettled nature, Roemer remarks, once again echoing Ludecus's travelogue, that human-tended (kitchen) gardens were "eine seltene Erscheinung in Texas", and he calls the Mexican population "eine träge und sorglose Race" for not cultivating large tracts of land.[41] In addition to implying the superiority of German settlers, who gained a reputation in Texas for their diligence in horticulture and home-making, the comment's focus on the Mexicans also ties in with the U. S. American colonial discourses that presented Texas as a garden in order to legitimize Anglo land-taking with their purported greater efforts and

37 Cf. Roemer: Texas (see n. 36), p. 41-45; Ritzenhofen: Amerikas Italien (see n. 6), p. 51.

38 Roemer: Texas (see n. 36), p. 362; cf. also ibid., p. vi, 13, 263.

39 Ibid., p. 192.

40 Nicola Trott: "The Picturesque, the Beautiful and the Sublime". A Companion to Romanticism. Ed. Duncan Wu, Malden, MA: Blackwell 1999, p. 72-90, p. 74.

41 Roemer: Texas (see n. 36), p. 228, 150, original spelling.

ability to attend to it. The image of Mexican idleness further complements the general depiction of the Tejanos in Roemer's *Texas* as exotic and defective: Picturesquely dressed and 'primitive' in their workmanship, they appear to embody an earlier stage of human development, whereas their notorious gambling, theft, cowardice, and violence signifies cultural degeneration at the same time.[42] Both ways of othering the Tejanos contribute to the European and Anglo American colonial discourses that declared Mexican civilization inferior in order to justify Anglo-Saxon claims to territory and power in Texas.[43]

Given the German geologist's entanglement with Eurocentric colonial ideas, it is no surprise that Roemer's travelogue depicts the Texas Natives as even more deficient than the Tejanos. The volume asserts, on the one hand, their qualities as 'noble savages': The Caddo Indians, the narrator claims, "leben [...] stets in bestem Einvernehmen unter sich und Zank und Hader sind unter ihnen unbekannt".[44] Even the Comanches, widely feared for their resistance to white settlement, are praised for their bravery, mastery of the horse, hospitality, and inventive mind.[45] Roemer's narrator further scrutinizes the United States government policy of Indian removals:

> Daß über den Indianerstämmen von Texas [...] das Verhängnis allmähliger Zurückdrängung aus ihren Wohnsitzen durch die Weißen und endlicher Vernichtung schwebt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Die schönsten Landstriche sind ihnen bereits entrissen und rastlos vorwärts schreitend streckt der weiße unersättliche Eroberer nach immer neuen Jagdgründen des rothen Mannes seine Hand aus.[46]

Yet, rather than blaming the white settlers for this genocide, the book, once again in line with Ludecus's and other German or U. S. American travelogues, fully endorses the European and U. S. American discourses and practices of colonization. It seeks to legitimize them by depicting the Amerindian population of Texas as truly 'savage threat'—not only lazy and thievish but animal-like creatures. Roving bands of Natives marauding in the wilderness, the line of reasoning goes, prevented white settlements in parts of the region and

42 Cf. ibid., p. 15, 150-155, 167, 205.
43 Cf. Ritzenhofen: Amerikas Italien (see n. 6), p. 204-205.
44 Roemer: Texas (see n. 36), p. 245.
45 Cf. ibid., p. 295.
46 Ibid., p. 19, original grammar and spelling.

therefore had to be subjugated alongside the wilderness they inhabited in order to 'civilize' Texas.[47]

In contrast to Ludecus, Roemer expresses a certain appreciation of Anglo U.S. Americans in his *Texas*. The text values their work ethic and practical skills as well as the determination, courage, and perseverance with which this population faced dangers, endured hardships, and removed obstacles to settle the West. However, the volume simultaneously presents their presumed want of mores, manners, cultural sophistication, and class distinctions in a way that places the Anglo Texans only a step above their Tejano neighbors.[48] Most repulsive to the German visitor was their constant striving for material gain. As he puts it: "Ein Texaner ist in jedem Augenblicke [...] bereit, alles, was er an und um sich hat [...], zu verkaufen oder zu [ ]tauschen, wenn er einen vorteilhaften Handel machen zu können glaubt."[49] Although it explicitly approves of their annexation of Texas and is indebted to a Eurocentric hierarchy of civilizations, Roemer's *Texas* deviates from the specifically U.S. American colonial discourse that claimed Anglo political, economic, and cultural superiority over other populations of European descent.

The book's portrayal of Anglo Texan culture is further tied to the institution of black slavery in their midst. What is striking, if not cynical, here is the narrator's assessment of this system. Despite his assumption that many German emigrants rejected slavery[50], he joins the U.S. American pro-slavery discourse: references to ancient Rome suggest that slavery was compatible with an esteemed civilization, while images of Blacks as child-like members of their owner's extended families naturalized their status.[51] His only critique of slavery concerns its socio-economic impact on Texas. He doubts its general profitability and considers it a particular obstacle for German settlers, whose lack of financial resources and experience with slave-holding placed them at a disadvantage in their economic and social standing vis-à-vis their Anglo neighbors.[52]

The geologist's worries about the fate of Germans in Texas were directly connected to his mission of assessing the situation of the budding German

47 Cf. ibid., p. 4, 6-7, 186, 189.
48 Ibid., p. 84-85, 103, 353.
49 Ibid., p. 113; for further examples see, p. 25, 87, 150-152.
50 Ibid., p.31.
51 Cf. ibid., p. 40, 79, 92.
52 Cf. ibid., p. 40, 48, 201.

colonies in the Lone Star State and the region's potential for more settlements. His narrative clearly argues in favor of further German emigration to Texas, as it emphasizes the large stretches of fertile lands and the promising state of some of the existing German communities. However, even though the major German emigration society active in Texas had sponsored his stay in the Lone Star State, Roemer does not blindly propagate their particular colonization endeavor in his travelogue but scrutinizes the association's mismanagement that caused many of its German colonists to struggle with diseases, desperation, and death.[53] The volume also blames the exaggerated expectations of many German emigrants and their lack of needed practical skills for their misery. In a move common in migration-promoting texts seeking to truly serve their target audience, the narrator warns:

> Möchten doch alle, welche nicht den festen Entschluß und die nöthige Befähigung besitzen, um sich als Ackerbauer dort niederzulassen, nicht dorthin gehen, wo sie statt des geträumten Glückes nur Enttäuschungen und ein trauriges Ende finden werden.[54]

Strikingly, a somewhat sad tone also runs through Roemer's depiction of those German immigrants who successfully established themselves in Texas. His travelogue argues that educated German immigrants would rather hold on to the language, customs, and class distinction of the old country, whereas peasants and skilled workers more readily embraced their new environment, as it offered them professional opportunities and economic prosperity not available to them in their homelands. Placing great importance on social stratification and cultural refinement as markers of civilization, the geologist presents the successful immigrants as indicators of German cultural superiority. At the same time, however, he bemoans the price of this success: the gradual loss of the immigrants' original German culture, as they negotiated a new, hybrid identity in the course of their integration process.[55]

53 Cf. Roemer: Texas (see n. 36), p. 23, 31-36, 203; Göbel/Stein. Roemers Reise (see n. 34), p. 363, 367-368.

54 Roemer: Texas (see n. 36), p. 128, original spelling; cf. also ibid., p. 259.

55 Cf. ibid., p. 107-109, 122, 281-282.

5. Christiane Haun's *Mit dem Paketsegler 1853 nach Texas*

The Germans who heeded Roemer's and other travelers' call to come to Texas from the 1830s through the 1850s included a large number of women, as many emigrants relocated with their entire families. While a number of them would write memoirs about their lives in Texas toward the end of their lives in the late nineteenth or early twentieth century, only a single journey account by a female German traveler to Texas is known from the time period: Christiane Haun's (1832-1873) travel journal-cum-emigrant letter *Mit dem Paketsegler 1853 nach Texas: Reisebericht der Christiane Haun*, published posthumously in 1971.[56] Born and raised in Thuringia, Haun became engaged to the Lutheran pastor and farmer Otto Haun, who was on visit from his German emigrant congregation in Round Top, Texas, in 1852. In the following year, she joined him in his new homeland, leaving Bremerhaven in October, reaching the Texas coast seven weeks later and Haun's farm in mid-December. The couple and their Texas-born children would live in Round Top until the outbreak of the U. S. American Civil War in 1861, when they returned to Germany for good.[57]

Haun kept a travel diary, which takes the form of a personal letter to the loved ones she left behind. The small book was mailed to Germany in spring 1854, where it was circulated among her family and friends and kept in the possession of her descendants. Begun aboard the ship that brought her to Texas and completed a few months after her arrival in Round Top, the journal records the writer's trip and her first weeks in the Lone Star State.[58] It opens with a few introductory sentences, in which the diarist justifies her writing with her promise to inform her family about her journey.[59] As much as an honest response to her relatives' desire for news from the recent emigrant, these lines also represent a gesture of feminine modesty. In line with the prevalent middle-class gender ideology of separate spheres, which defined and prescribed the private realm of domesticity as the proper field of feminine

56 Cf. Christiane Haun: Mit dem Paketsegler 1853 nach Texas. Reisebericht der Christiane Haun. Ed. Rosemarie Pohl-Weber, Bremen: Focke-Museum/Zertani 1971; Ritzenhofen: Amerikas Italien (see n. 6), p. 59-60.

57 Cf. Haun: Paketsegler (see n. 56), p. 7, 18-24; Rosemarie Pohl-Weber: Einführung. In: Haun: Paketsegler (see n. 56), p. 4-5.

58 Cf. Haun: Paketsegler (see n. 56), p. 6, 24; Pohl-Weber: Einführung (see n. 57), p. 5.

59 Cf. Haun: Paketsegler (see n. 56), p. 6.

activity, women had to justify both their traveling and their addressing an audience in writing about it, as this dual public self-exposure transgressed the boundaries of feminine propriety.[60]

Almost the first three quarters of *Mit dem Paketsegler* depict the transatlantic voyage. In addition to providing lively descriptions of life on board an emigrant ship, the narrative articulates Haun's own and many other passengers' ambivalent feelings about their journey: the struggle between hope for a better future, the fear of failure due to poverty, illness, or shipwreck, and the feelings of homesickness for places and people left behind.[61] In addressing the experience of transatlantic relocation, Haun's journey account further provides crucial insights into the social class stratification among the emigrants. As a cabin passenger, the author was clearly a privileged traveler, and her diary reveals how she enjoyed the amenities her status entailed, such as free meals, well-equipped common rooms, and the captain's attention. Yet, possibly informed by her journeying together with a poorer male cousin who had a berth in steerage, the narrator voices not only her awareness of her privileges but also her empathy with those who lacked them: She notes that the cabins were occupied by members of the upper and middle classes, whereas steerage passengers were mostly skilled workers and their families. Possibly because of her cousin, she apparently also mingled occasionally with steerage passengers and voices respect for their professions in her journal.[62]

Once on Texas soil, the social distinctions among the German emigrants matter even less in Haun's travelogue, whereas the shared German ethno-cultural identity gains relevance. Time and again, the text comments on other Germans who had already settled in the Lone Star State and reports on the narrator relishing German food and celebrating German holidays in Texas. Probably informed by the life of her own brother-in-law, the narrator pays respect to those German emigrants who returned to Germany in disappointment, as their dreams of a better life in Texas had failed to materialize, despite all efforts. Her own relocation to the Lone Star State, however, seemed to have been a success story, and she acknowledges with gratitude

60 Brigitte Georgi-Findlay: The Frontiers of Women's Writing. Women's Narratives and the Rhetoric of Westward Expansion, Tucson, AZ: University of Arizona Press 1996, p. 13, 16-17, 21-25, 51, 69-71.

61 Cf. Haun: Paketsegler (see n. 56), p. 7-21; Pohl-Weber: Einführung (see n. 57), p. 5; Werner Kloos: Vorwort. In: Haun: Paketsegler (see n. 56), p. 3.

62 Cf. Haun: Paketsegler (see n. 56), p. 8-10.

that she arrived safely, was spared from hunger of severe illness, and happily reunited with her fiancé. Her joining an acculturated husband and a supportive immigrant community surely facilitated her integration into her new Anglophone environment.[63] Consequentially, she could credibly praise the United States, respectively Texas, in her journal as "neue[s] Vaterland" and "neue[] Heimat".[64]

Haun's positive view of the region particularly manifests itself in her esteem of Texan culture in the dual agricultural and social meaning of the term. Visiting the market hall of Galveston, she observes in *Mit dem Paketsegler*:

> Die Waren waren schönstens aufgeputzt und aufgehäuft [...]. Aber da sah man weder das europäische Feilschen noch das Weibergedränge der dortigen Märkte. Fast ausschließlich Herren in den feinsten schwarzen Fracks, jedoch öfters mit großen Löchern in den Ärmeln oder in den Stiefeln [...], gingen mit großen Handkörben oder Eimern umher und kauften ein, oder aber es verrichteten dies dienstbare Negerinnen, die meist in den feinsten Kleidern [...] einherstolzierten, was sich zu ihren häßlichen schwarzen Gesichtern putzig genug ausnahm.[65]

Where other travelers tend to acclaim the fertility of the Texan soil yet deplore the deficiencies of its various resident population groups, Haun voices her admiration both for the abundance of the region's products and for its society. Even their worn-out clothing cannot mar her praise for Anglo Texan manners, which she contrasts favorably to the pushing and shoving typical of European markets. In a similar vein, the narrator points out the splendid gardens in the port town of Galveston. Here,

> die herrlichsten Rosen in allen Farben, ganze Laubgänge von Myrthen und Orangen, große Kaktus und Aloes, Bananen, Zypressen und andere ergötzten unsere Augen. [...] Die Gärten und Häuser zeugten von großer Akkuratesse, während die Straßen ziemlich schlecht gehalten sind.[66]

Deviating from both Anglo and other German observers like Ludecus and Roemer, to whom the widespread Anglo Texan disregard for horticulture signified their lack of diligence and cultural refinement, Haun's travelogue

63 Cf. ibid., p. 18-24.
64 Ibid., p. 18, 20.
65 Ibid., p. 19, original terminology and spelling.
66 Ibid., p. 19, original grammar.

presents the gardens of Galveston as a symbol of Anglo care for their homes, on the one hand, and of the beauty and fertility of Texas, accentuated by a reference to the barrenness of autumnal Germany, on the other. Elsewhere, her journal even recommends the Texas Anglos as models for German immigrant farmers because of their sense of practicality and modest needs[67], a unique perception of this population group in a German-authored travelogue of Texas from the *Vor-* and *Nachmärz* periods.

Haun never addresses any encounters with Natives or Mexicans in her narrative but, in addition to Anglo U. S. Americans, repeatedly mentions Blacks. Their exotic otherness in the eyes of the German newcomer, as shown in the market scene just cited, manifests itself in the narrator's perception of their physiognomy as ugly, which strikingly contrasts with their fine clothing and confident attitude. In contrast to many other German travelogues, *Mit dem Paketsegler* never explicitly elaborates on the situation of Blacks in Texas for its German target readers. Hence it is only from references in Haun's text to black people's activities or employment situation—Rhodes's "Neger 'Tom'" or "Surmanns Negerin Sara"—that one can deduce their status as servants, probably even as slaves.[68] As these two and several other Blacks were in the service of German immigrants living in Central Texas, the text most likely testifies to the practice of black slavery among German immigrants, a fact that contradicts the widespread myth that the Texas Germans almost unanimously opposed the peculiar institution.[69]

6. Conclusion

"Most people's knowledge of most places comes through media of various sorts, so that for most people the representation comes before the 'reality'", Mike Crang observes. As "literature [...] plays a central role in shaping people's geographical imaginations", the spaces and places depicted, among others, in travel writing are almost always already mediated "literary landscapes".[70] They convey popular notions of a given region as much as factual knowledge

67 Cf. ibid., p. 24.

68 Ibid., p. 22, original terminology; see also ibid., p. 21, 24.

69 Cf. Ritzenhofen: Amerikas Italien (see n. 6), p. 215-216, 271; Struve: Germans and Texans (see n. 5), p. 74-77.

70 Mike Crang: Cultural Geography, London: Routledge 1998, p. 44, 47.

and thereby shape subsequent practices of travel and views of places and cultures encountered. German travelogues like Eduard Ludecus's *Reise durch die mexikanischen Provinzen*, Ferdinand Roemer's *Texas*, and Christiane Haun's *Mit dem Paketsegler 1853 nach Texas* exemplify both widespread German imaginaries of North America during of the *Vor-* and *Nachmärz* eras and particular modifications of these, owing to the specific history of Texas at the time. They largely follow established patterns of viewing the region, as laid down in other German as well as U.S. American journey accounts: They blend utilitarian and aesthetic discourses in order to depict the territory's economic potential and emotional appeal, and they establish a hierarchical order of the different ethnic groups living in Texas according to their perceived closeness to, or otherness from, German culture.

Connected in one way or another to the German emigration wave to Texas during the period, the three journey narratives studied here further address the concerns, expectations, and experiences of Germans coming to settle in the region. Traveling through Mexican Texas, Ludecus views the province in his account as a potential destination for German emigrants, the more as it offered civil liberties unavailable in their homelands. Roemer, whose stay in Texas coincided with its annexation to the United States, emphasizes the potential an Anglo-dominated U.S. state entailed for German colonists and bolsters this with his scientific findings concerning soil quality, climate, and infrastructure. The two men's accounts also scrutinize the role poorly organized colonization schemes and ill-prepared migrants played in the failure of some German settlement endeavors. Haun's journal exemplifies a German immigrant success story from the antebellum U.S. state of Texas. Both her and Roemer's volumes, however, show a striking lack of concern for the institution of slavery. Where the geologist scrutinizes this practice solely for economic reasons, the pastor's wife glosses over the lot of the slaves, as her casual references to them avoid the word "slave" altogether.

As these examples demonstrate, German travelogues to Texas from the *Vor-* and *Nachmärz* eras testify to the significance of the region in the German collective imaginary of North America at the time as much as they informed the massive migration of Germans to Texas that has profoundly shaped the history and culture of the region to this day. Comparing the three travelogues studied here simultaneously reveals the diversity of experiences and vantage points as well as the impact of specific historical contexts and individual positions for the shaping of these imaginaries.

Wilfried Sauter (Essen)

Die Imagination der Freiheit

Transatlantische Lieder des Literaten August Peters und sein Bild der Vereinigten Staaten

> Ich stand am Niagarafall,
> Bespritzt von weißem Schaum,
> Da weckt' in mir der Wogen Schall
> Gar manchen ernsten Traum.

So beginnt das erste von vier Gedichten, die der junge Schriftsteller August Peters im Rahmen seines Lyrik-Bandes von 1844 unter dem Titel *Transatlantische Lieder* zu einer speziellen Sequenz zusammenfasste.[1] Darin phantasiert sich Peters in das von ihm nie besuchte Nordamerika, um kritische Blicke auf die deutsche Heimat zu richten und das Ideal der Freiheit und des Lebens aus eigener Kraft zu feiern.

Peters gliedert seinen Gedichtband in zwei Hauptteile, wovon er den ersten mit *Liebe* und den zweiten mit *Freiheit, Vaterland, Heimath* überschreibt. Damit deckt er das breite Spektrum der in den frühen 1840er Jahren erkennbaren romantischen und politischen Gedichtkonjunktur des Vormärz ab. Der zweite, oft eine aufbegehrende Tendenz zeigende Teil weist einen größeren Umfang auf und entspricht inhaltlich etwa dem, was Friedrich von Sallet innerhalb seiner viel gelesenen Sammlung *Ernsthafte Gedichte* nannte.[2] Als Vorbilder und Inspiratoren der jüngeren Vergangenheit für seine lyrischen Arbeiten führt Peters Ludwig Uhland, Ernst Moritz Arndt, Friedrich Gottlieb Klopstock, Theodor Körner, Heinrich von Kleist und Friedrich Schiller an, womit er auf den Enthusiasmus der in den Befreiungskriegen eskalierenden Nationalbewegung, den Sturm und Drang, aber auch auf leisere klassische Töne zurückgreift.[3] Uhland bildet für Peters eine Brücke zu

1 August Peters: Gedichte, Chemnitz/Schneeberg: Verlag des Verfassers bei Goedsche 1844, hier S. 176.

2 Friedrich von Sallet: Gesammelte Gedichte, Königsberg: Verlag des Verfassers 1843, S. 307ff.

3 Vgl. Peters: Gedichte 1844 (wie Anm. 1), Titelblatt sowie S. 83 u. 147f.

zeitgenössischen Autoren wie Georg Herwegh, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Johann Jacoby, Ludwig Walesrode, Ludolf Wienbarg und Rudolf Prutz, denen er in einem seiner Gedichte ebenfalls seine Reverenz erweist[4] und das mit der inhaltlich und stilistisch kennzeichnenden Strophe endet:

> Damit des schönen Ruhms du nicht entbehrest,
> Des höchsten für den ächten deutschen Mann:
> *Für Freiheit leben, kämpfen, bluten, sterben.*
> Ein Wicht, wer das nicht freudig will und kann!

1. Der Literat August Peters

August Peters (1817-1864) war der talentierte Sohn kleiner Leute aus dem sächsischen Erzgebirge. Dieser „phantasiereiche, vielbelesene Mann, rastlos aus eigenem Wesen, beunruhigt durch die politischen und sozialen Strömungen der Zeit“[5], orientierte sich nach zahlreichen glücklosen Versuchen zur Begründung einer eigenen beruflichen Existenz immer stärker auf das literarische und publizistische Feld. Im Sommer 1846 übernahm Peters für etwa ein Jahr die Redaktion der erfolgreichen oppositionellen Monatsschrift mit dem Namen *Der Volksvertreter* in Berlin, die bis dahin von Friedrich Wilhelm Held (1813-1872) redigiert wurde.[6] Held musste die Redaktion abgeben, weil er in Magdeburg eine Haftstrafe wegen Pressevergehen abzusitzen hatte.[7]

---

4 August Peters: An Anastasius Grün. In: Peters: Gedichte 1844 (wie Anm. 1), S. 119-123.

5 So Siegfried Sieber: Ein Romantiker wird Revolutionär, Leipzig: Marlitt 2006 (Neudruck der ersten Auflage, Leipzig 1949), S. 46.

6 Vgl. insbes. Der Volksvertreter, Berlin: Schlesinger, 6 (1847), S. 99. Der Name der seit September 1845 erscheinenden Zeitschrift variiert: Der Volksvertreter von Held (1845), Held's Volksvertreter (1/1846-4/1847); zunächst war Reichardt der Verleger. In verschiedenen Ausgaben wird auf den Anzeigen-Seiten die Auflage des Volksvertreters jeweils mit 16.000 Exemplaren angegeben.

7 Die für Held sehr deprimierende Haftzeit beginnt am 22. Juli 1846 und dauert – mit krankheitsbedingten Unterbrechungen – bis Ende Oktober 1847, vgl. Karl Griewank: Friedrich Wilhelm Held und der vulgäre Liberalismus und Radikalismus in Leipzig und Berlin 1842-1848, Rostock: Diss. phil. 1922, S. 87f.

Der *Volksvertreter* geht unter Peters' Redaktion sehr regelmäßig und häufiger als zuvor auf die Entwicklungen in Nordamerika ein, auch befasst er sich differenziert mit der Auswanderungsfrage. Peters' Haltung im Vormärz zu dem gesamten Themenkomplex ist daher aus dieser Zeitschrift recht gut abzuleiten. Im August 1847 musste Peters das Blatt im Konflikt um dessen politische Ausrichtung verlassen, wie sein Nachfolger Heinrich Bettziech-Beta (eigentlich: Johann Heinrich Bettziech, 1813-1876) zu Beginn des September-Heftes 1847 erkennen lässt.[8] Während Beta in seiner Vorstellung ausdrücklich auf den von ihm geschriebenen *Freihandels-Katechismus* verweist und seine wirtschaftsliberale Haltung betont, lässt Peters durchaus soziale und sozialistische Ideen anklingen. So propagiert er beispielsweise in einer Anmerkung zu einem Beitrag, der der Auswanderung wirtschaftlich aktiver Menschen mit innerer Kolonisation begegnen will, den gemeinschaftlichen Besitz von Produktionsmitteln.[9] Auch unterstützt Peters nachdrücklich die Idee einer die Besitzenden stärker heranziehenden Einkommenssteuer, die an die Stelle der Mahl- und Schlachtsteuer treten soll, die die arme Bevölkerung besonders belastet.[10] Sein Eintreten *Für den Fortschritt* – so die Überschrift eines programmatischen, namentlich gekennzeichneten Artikels – zielt in moralisierendem Ton auf die Beachtung des Gemeinwohls, diskreditiert die nichts schaffenden und ausschließlich verzehrenden „Drohnen" und endet mit dem Appell: *„Vorwärts! für die Zukunft des Menschengeschlechts, für Wahrheit, Freiheit, Sittlichkeit und allgemeine Gerechtigkeit!"*[11]

Während der Revolution von 1848/49 war Peters an verschiedenen kurzlebigen Presse-Unternehmungen beteiligt; schließlich nahm er im Mai und Juni 1849 an den Kämpfen um die Reichsverfassung teil und ging dabei von Sachsen aus in die bayerische Rheinpfalz und von dort weiter nach Baden. Nach der Niederschlagung der Revolution wurde er in der Festung Rastatt gefangen genommen und zu einer Haftstrafe verurteilt, wonach er bis 1852 im Zuchthaus im badischen Bruchsal einsaß. Im Zusammenhang mit einer

8 Heinrich Bettziech-Beta: An die Leser. In: Volksvertreter (wie Anm. 6), 9 (1847), S. 99f.

9 D(ie) Red(aktion) (d. i. August Peters): Anmerkung zu einer Korrespondenz „Aus Hinterpommern". In: Volksvertreter (wie Anm. 6), 9 (1846), S. 132.

10 Volksvertreter (wie Anm. 6), 7 (1847), S. 3f., zuvor auch schon in ebd., 6 (1847), S. 137.

11 Volksvertreter (wie Anm. 6), 11 (1846), S. 51-55 (Der zitierte Schlusssatz wird im Original durch Sperrung hervorgehoben, Anm. W. S.).

möglichen Haftverkürzung, die Häftlingen verschiedentlich von den Behörden unter der Bedingung der Auswanderung angeboten wurde, setzte sich Peters mit dem Gedanken auseinander, nach Nordamerika zu gehen. Anstatt jedoch entlassen zu werden, überstellten ihn die badischen Behörden nach Sachsen, wo er erneut zu einer Zuchthausstrafe verurteilt und erst 1856 begnadigt wurde. Die Frauenrechtlerin Louise Otto (1819-1895) aus Meißen betreute ihn während der Haftjahre und ermöglichte ihm durch ihre engagierte Vermittlungstätigkeit das literarische Arbeiten. Dafür musste er als Gefangener ein Pseudonym annehmen, und er nannte sich fortan in seinen Büchern und Artikeln – nach seinem Geburtsort – Elfried von Taura. Louise Otto und August Peters heirateten im Jahr 1858, lebten beide vom Schreiben und arbeiteten schließlich in Leipzig gemeinsam an der *Mitteldeutschen Zeitung*.

Was die allgemein- und literaturhistorische Forschung anbetrifft, so fehlt bislang eine kritische Biographie August Peters', alle Skizzen seines Lebens stützen sich letztlich auf eine dem „nihil nisi bene" verpflichtete Darstellung Hugo Röschs aus dem Jahr 1886, für die dieser von Louise Otto-Peters das entsprechende Material erhalten hatte.[12] Neuere Veröffentlichungen zu August Peters und auch zu Louise Otto rauen das glatte Bild inzwischen punktuell auf und lassen Widersprüchlichkeiten seines Agierens erkennen.[13]

12 Hugo Rösch: Elfried von Taura. Glück auf! Ein Jahrbuch für das Erzgebirge und seine Freunde, Leipzig: Pfau 1886, S. 66-77; ders.: Jugendbiographie Elfrieds von Taura (Aus seinen hinterlassenen Papieren). Ebd., S. 77-106. Die Peters-Darstellung von Sieber: Ein Romantiker (wie Anm. 5) stützt sich ausschließlich auf diese Materialbasis und ergänzt sie lediglich durch Verweise auf das allgemeine Zeitgeschehen.

13 Vgl. z. B. zum Auftreten Peters' gegenüber den Justizbehörden: Wilfried Sauter: Freiheitskampf und Strafgericht. Das Zuchthaus als Lebensort revolutionärer Publizisten und als Objekt des politischen Diskurses. In: Claude D. Conter (Hrsg.): Literatur und Recht im Vormärz (Forum Vormärz Forschung. Jahrbuch 2009, Bd. 15), Bielefeld: Aisthesis 2010, S. 59-79, hier S. 64f. und 76ff.; zum Verhältnis zwischen August Peters und Louise Otto siehe auch: Irina Hundt (Hrsg.): Im Streben nach „Einfluß aufs Ganze": Louise Ottos Tagebücher aus den Jahren 1849-1857 (Louise-Otto-Peters-Jahrbuch 3/2009), Beucha/Markleeberg: Sax 2010, hier S. 29; Magdalena Gehring: Die Revolution 1848/49 im Leben von Louise Otto-Peters. In: Susanne Schötz/Martina Schattkowsky (Hrsg.): Louise Otto-Peters und die Revolution von 1848/49. Erinnerungen an die Zukunft (Dresdner Beiträge zur Geschlechtergeschichte in Geschichte, Kultur und

Im vorliegenden Aufsatz sind die von August Peters im Jahr 1844 veröffentlichten, in Nordamerika verorteten Gedichte Ausgangspunkt der nachstehenden Betrachtungen, da diese *Lieder* seine – zumindest zeitweilige – Auswanderung imaginieren. Seine Sicht auf Nordamerika und die Auswanderungsproblematik insgesamt werden sodann ausführlich anhand des von ihm in den Jahren 1846 und 1847 redigierten *Volksvertreters* erschlossen. Peters' intensive Auseinandersetzung mit einer möglichen Auswanderungsbereitschaft nach Nordamerika, von der er sich als verurteilter Teilnehmer an den Revolutionskämpfen von 1849 eine Verkürzung seiner Haftstrafe durch die badischen Behörden erhoffte, schließen diese Betrachtungen ab.

2. Die *Transatlantischen Lieder* als Lehrstücke für die Alte Welt

Die vier auf Nordamerika bezogenen Gedichte sind einzeln durchnummeriert und weisen jeweils vier bis acht im Kreuzreim gehaltene vierzeilige Strophen auf.[14] Schon das erste Gedicht zeigt, dass der Aufenthalt in Amerika mit schmerzlichem Verzicht verbunden ist. Peters vermisst das heimatliche Tal seiner Kindheit, seine Freunde, er hat Sehnsucht nach seiner Geliebten, und er kann deswegen seine Tränen kaum unterdrücken. Vor allem aber bekümmert ihn der Gedanke an das in Kleinstaaten zerrissene, machtlose Deutschland der Gegenwart, dem er dessen vermeintlich ruhmvolle Vergangenheit gegenüberstellt:

> Dann dacht ich auch an's Vaterland,
> An's alte deutsche Reich,
> An seinen Ruhm, an seine Schand' –
> Und da, da weint' ich gleich.

Alle geschilderten Schmerzen ließen sich durch eine Rückkehr in die Heimat beheben, nur die nationale Frage, der Status Deutschlands blieb beklagenswert und erforderte eine Umgestaltung der Verhältnisse, nämlich die Begründung eines neuen deutschen Reiches.

Literatur, Bd. 3), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2012, S. 69-99, insbes. S. 92-93.

14 Peters: Gedichte 1844 (wie Anm. 1), S. 176-181. Wegen des geringen Umfangs dieser Sequenz wird in diesem Abschnitt auf weitere einzelne Nachweise aus dem Gedichtband bewusst verzichtet.

Dass Peters selbst in seiner Phantasie nicht dauerhaft in Nordamerika bleiben will, verdeutlicht gerade das zweite Gedicht. Darin bietet ihm ein Schiffer die Rückreise an, und wieder werden das Fehlen von Freunden und Liebe „im fremden Land" thematisiert. Aber diesen Verlockungen in der Heimat steht die Existenz in Freiheit in Amerika gegenüber, und diese wiegt schwerer und hält ihn in seiner Vorstellung dort zurück, zumindest vorläufig, wie er den Schiffer am Ende wissen lässt:

Doch kommst du einstens mit der Mähr,
Mein Vaterland sei frei,
Und segelst wieder über's Meer,
Dann bin ich gleich dabei.

Das dritte und das vierte Gedicht der *Transatlantischen Lieder* verherrlichen die harte, bescheidene, nur auf der eigenen Kraft basierende Existenz des freien Farmers „Im allerfreisten Land". Das selbst gezimmerte „kleine Haus ist eines Königs Schloß, / Denn König bin ich hier, frei, ohne Schranken", so wertet Peters dieses Leben als werktätiger ‚König' unter anderen Menschen von gleicher Stellung. Eine zusätzliche Phantasie bestimmt das dritte Gedicht, aus dem das Königsmotiv stammt: Flüchtete sich zu ihm ein Tyrann, ein tatsächlicher König, vor seinem „Volk, das zürnend ihn entthronte", so nähme Peters ihn gastlich „wie einen meiner Brüder" auf, um ihm schließlich zu sagen:

Ich bin ein deutscher Mann; einst hast du dich
Gar schwer versündiget an meinesgleichen,
An mir nicht minder; sieh! ich könnte mich
Jetzt rächen ob den schwer empfund'nen Streichen.

Doch fürchte nichts von einem freien Mann!
In Frieden will mit dir mein Brot ich brechen.
Der freie Mann vergiebt; nur ein Tyrann
Kann selber an Gefall'nen noch sich rächen.

Peters postuliert die moralische Überlegenheit des freien Mannes, der selbst niemanden beherrschen, der aber auch nicht beherrscht sein will, der keinen Luxus anstrebt und nur von den Ergebnissen der eigenen Arbeit, nicht aber auf Kosten anderer existieren will. Die von ihm herausgestellten Tugenden

entsprechen dem zeitgenössisch gebrauchten, gängigen Leitbild vom treuen und biederen Deutschen.

Dem von ihm so entworfenen, beinahe anarchistisch anmutenden Freiheits- und Gleichheitsideal stellt Peters den Wunsch nach einem starken deutschen Reich an die Seite. Dass diese Zielvorstellungen in seiner Wahrnehmung der Vereinigten Staaten von Nordamerika durchaus miteinander vereinbar sind, wird – speziell am Beispiel des Militärs – noch zu zeigen sein. In jedem Fall imaginiert sich Peters deshalb in das Land jenseits des Atlantiks, weil er am Beispiel Nordamerikas ein Leitbild für die Einzelstaaten des Deutschen Bundes entwickeln möchte. Es fällt auf, dass in den *Transatlantischen Liedern* ausschließlich Beziehungen zu Menschen aus Deutschland oder Europa geschildert werden, und dass – mit Ausnahme einzelner Bemerkungen zu benachbarten Farmern unbekannter Herkunft – Beziehungen zur einheimischen amerikanischen Bevölkerung überhaupt nicht erwähnt werden und sich auch nicht zu entwickeln scheinen. Damit wird quasi die im Moment der Ankunft gegebene Fremdheit des Einwanderers perpetuiert, obwohl die Begründung einer wirtschaftlichen Existenz als Farmer in Peters' Vorstellungen durchaus gelingt – und obwohl, wie wir wissen, jenseits des Atlantiks zahlreiche deutsche Netzwerke existierten. Peters ist in seiner Auswanderer-Phantasie auf dem Sprung zurück in die deutsche Heimat, wo er eigentlich seinen Traum vom freien und gerechten Leben in einem starken deutschen Reich verwirklicht sehen möchte.

Auch wenn Peters in seinen Gedichten mit dem Winnipeg-See und den Niagara-Fällen konkrete Orte weit im Norden Amerikas benennt, von denen der eine außerhalb der Vereinigten Staaten und der andere an deren äußerster Grenze liegt, entwirft er für sich letztlich eine Utopie.

3. Nordamerikanische Raumvorstellungen in den *Transatlantischen Liedern*

Das mitteleuropäische Bild der Welt prägte ab den 1830er Jahren maßgeblich das von Carl Joseph Meyer (1796-1856) herausgegebene, ausgesprochen erfolgreiche geographisch-lexikalische Werk *Universum* mit seinen erläuterten Stahlstichen, in dessen zweitem Band – neben anderen Motiven aus Nordamerika – die Niagarafälle eindrucksvoll dargestellt werden: „Meilenweit erzittert die Erde von dem Anprall der Woge auf den Boden der Tiefe

und in Schaumwirbeln lös't sie sich auf [...]".[15] Wahrscheinlich hat August Peters, der später selbst Beiträge für das *Universum* liefern wird, das weit verbreitete Lexikon ebenfalls rezipiert und sich in der Folge daraus für die eingangs zitierte Strophe des ersten Gedichts seines Liederzyklus bedient.

Der von Peters im zweiten und dritten seiner *Transatlantischen Lieder* erwähnte Winnipeg-See ist Teil des riesigen Territoriums der Hudson's Bay Company. Die Gesellschaft hatte für ihr Gebiet von der britischen Regierung das Pelzhandelsmonopol erhalten und bildete in diesem Raum erst allmählich marginale staatliche Strukturen aus. Um einen Stützpunkt zur Versorgung der Pelzjäger und händler zu erhalten, warb die Hudson's Bay Company in Europa um Siedler, die den Ausbau einer auf Landwirtschaft basierenden Siedlung am Red River betreiben sollten, der in den Winnipeg-See mündet. Durch den Maler und Zeichner Peter Rindisbacher (1806-1834), der im Jahr 1821 mit einer größeren Gruppe Schweizer Auswanderer dorthin kam, verfügen wir über zahlreiche Bilder vom beschwerlichen Weg durch die Hudson Bay, von kaum schiffbaren Flüssen und vom Winnipeg-See, aber auch von den Siedlungen der dort lebenden Menschen, insbesondere der Indianer, wobei ein Teil der Bilder durch britische Offizielle bereits kurz nach ihrem Entstehen nach Europa gebracht und dort gedruckt wurde.[16] Von dieser abgelegenen Gegend entstand also auf verschiedenen Wegen ein Bild in Europa.

Die Bewohner der Red River-Siedlung wandten sich im Sommer 1826 nach mehreren Missernten und anderen Katastrophen bei ihrer Flucht nach Süden, überschritten am 49. Breitengrad die Grenze zum Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika und erreichten schließlich den Mississippi.[17] Das zeigt die geringe praktische Bedeutung der zwischen den Vereinigten Staaten und dem Vereinigten Königreich von Großbritannien vereinbarten Grenzlinie in dieser abseits gelegenen Region, in der pragma-

15 Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswerthesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. Zweiter Band, Hildburghausen/New York: Bibliographisches Institut 1835, S. 74ff., das Zitat auf S. 75. Im dritten Band des „Universums" von 1836 werden ab S. 3 die oberhalb der Fälle gelegenen „Schnellen des Niagara" beschrieben, damit wird dieses Thema erneut aufgegriffen.

16 Otto Lüthi/Josef Buntschu: Peter Rindisbacher, 1806-1834, Indianermaler, [Münsingen:] Lüthi 2007, hier insbes. S. 91.

17 Lüthi/Buntschu: Rindisbacher (wie Anm. 16), S. 33.

tisches Handeln und reale wirtschaftliche und räumliche Strukturen die staatliche Zugehörigkeit durchaus in Frage stellen konnten.[18]

Für August Peters ist allein die Vorstellung einer von großartiger Natur geprägten Landschaft entscheidend, in der er sich ein freies Leben aus eigener Kraft vorstellen kann. Wie sehr er auf passende, für ihn verfügbare, klischeehafte Bilder zurückgreift, und wie wenig dabei das von ihm genannte Gebiet tatsächlich eine Rolle spielt, zeigt sich im dritten Gedicht in dem Bild eines gewaltigen Baumes, unter dessen Krone er Schutz findet und seine selbst gebaute Hütte stellt: Es ist ein Mahagonibaum.[19] Dieses imposante Gewächs wird dem europäischen Publikum beispielsweise recht gut beschrieben und illustriert im *Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse* von 1833, dessen entsprechender Artikel mit den Worten beginnt: „Der Mahagoni (Mahoni, Mahogani) ist ein sehr großer Baum *Amerika's* und scheint auf den Erdstrich zwischen den Wendekreisen beschränkt zu seyn [...]."[20] Den Inhalt der zweiten Hälfte der einleitenden Bemerkungen dieses Artikels scheint Peters allerdings nicht rezipiert zu haben, die das Vorkommen des Mahagonibaums allein innerhalb der Tropenzone verorten. Tatsächlich liegen die nördlichsten Mahagoni-Vorkommen deutlich mehr als 3.000 Kilometer südlich des Winnipeg-Sees, und somit ist Peters Verwendung dieses prachtvoll schirmenden Baums mit der Realität in keiner Weise vereinbar.

4. Peters' Sicht auf Nordamerika als Redakteur des *Volksvertreters*

August Peters hat sich mit der Geschichte Nordamerikas und den diversen Grenzziehungen im Laufe der Zeit ebenso intensiv befasst wie mit den Möglichkeiten und Problemen der Auswanderung dorthin. Das zeigt die große Zahl von Artikeln unterschiedlichsten Umfangs, die er vom Sommer 1846 bis zum August 1847 in der Berliner Zeitschrift *Der Volksvertreter* platziert. Peters stellt zum Beispiel den ersten US-Präsidenten George Washington

18 Vgl. Hartwell Bowsfield: The United States and Red River Settlement. Manitoba Historical Society Transactions, Series 3, Number 23, 1966-67 Season, unter: http://www.mhs.mb.ca/docs/transactions/3/unitedstatesredriver.shtml (Zugriff am 17.04.2018).

19 Peters: Gedichte 1844 (wie Anm. 1), S. 179.

20 Das Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Bd. 1, Leipzig: Bossange 1833, S. 7f.

als Befreier Nordamerikas und Begründer der blühenden Union umfassend vor, charakterisiert ihn als „Held, Bürger und Mensch“ und damit explizit auch als ein Vorbild für die Europäer.[21] Dabei empfiehlt er das kurz zuvor in Bremen in deutscher Übersetzung erschienene Buch von Ambrose Dudley Mann, auf das er sich in seiner biographischen Skizze stützt, als ein „sehr empfehlenswertes Buch für deutsche Auswanderer“.[22]

Im März 1847 nimmt Peters einen umfangreichen, die dortigen Verhältnisse lobenden Bericht über die Auswanderung in die Vereinigten Staaten auf, der zahlreiche Hinweise zur „Naturalisierung“, also zum Erwerb der US-Staatsbürgerschaft enthält.[23] Mehrere Anmerkungen des Redakteurs zu dem Artikel, die kenntnisreich die darin gebotenen Informationen kommentieren, verdeutlichen dessen intensive Auseinandersetzung mit dem Thema. Einige Monate später empfiehlt Peters in der Rubrik *Literarisches* zwei Bücher zur Auswanderung, die sich überwiegend auf Texas beziehen.[24] Auf der gleichen Seite dieser Ausgabe wird „zur Warnung“ für Auswanderer der Fall einer Familie aus Rees im Rheinland beschrieben, die in Texas mit ihrem gesamten Eigenkapital Land gekauft und dieses auch erschlossen hatte, die bei dem Kaufvertrag jedoch betrogen worden war und sich daraufhin verschulden musste.

Mehrfach erfolgen Warnungen davor, die Auswanderung nach Nordamerika für einen leichten Weg zu halten. Peters verweist in einem Artikel u. a. auf eine Sammlung veröffentlichter Briefe, in denen ein Betroffener seine Erlebnisse bei der Auswanderung nach Texas schildert und die dabei erfahrene geringe Hilfe durch den „hochadligen“ Mainzer „Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas“ beklagt; Zitate daraus warnen vor Illusionen: „Unter keinen Bedingungen dürfen aber Schwächliche, Dumme oder Faule hierherkommen.“[25] Auch wird davon abgeraten, in den Nordseehäfen ohne vorherige Buchung die Überfahrt nach Amerika zu versuchen; die Schiffe seien auf Monate hinaus belegt, die Preise für die Überfahrt auf das Doppelte gestiegen.[26]

---

21 Volksvertreter (wie Anm. 6), 9 (1846), S. 106-115, insbes. S. 106f.
22 Ambrose Dudley Mann: Die nordamericanischen Freistaaten, Bremen: Schünemann 1845. Siehe dazu auch: Volksvertreter (wie Anm. 6), 9 (1846), hier S. 106.
23 Volksvertreter (wie Anm. 6), 3 (1847), S. 100-105.
24 Ebd., 8 (1847), S. 95.
25 Ebd., 4 (1847), S. 46.
26 Ebd., 6 (1847), S. 139.

Dabei werden gesellschaftliche Probleme in Nordamerika in Peters' Artikeln nicht ignoriert, sondern durchaus in das Bewusstsein der deutschen Leserschaft gerückt. So werden etwa im *Volksvertreter* religiöse Eiferer in den Vereinigten Staaten kritisiert, die trotz ihrer hohen moralischen Ansprüche das Schicksal der Sklaven „in den Südstaaten der Union" nicht wahrnehmen würden; so wird eingehend die Geschichte einer jungen Sklavin erzählt, die von ihrem Besitzer geschwängert und schließlich sogar hingerichtet wird.[27] Peters weist aber auch die Überheblichkeit deutscher „Philister" zurück, die mit dem Hinweis, in den US-Staaten hätten „Lynchgesetze" Geltung, „gegen die nordamerikanische Freiheit" argumentieren würden, indem er diesen in dem gleichen Artikel ein aktuelles Beispiel für – antijüdische – Lynchjustiz in Deutschland entgegenhält.[28] Die indigene Bevölkerung Nordamerikas kommt dagegen weder in Peters' Gedichten noch in den Berichten des *Volksvertreters* vor.

In verschiedenen Nummern greift der *Volksvertreter* das Schicksal des Juristen Dr. Georg Friedrich Seidensticker (1797-1862) aus dem Königreich Hannover auf, der im Zusammenhang mit den Göttinger Unruhen im Jahr 1831 zu einer langen Zuchthausstrafe verurteilt worden war und erst 1845 unter der Auflage der sofortigen Einschiffung nach Amerika begnadigt wurde und in die Vereinigten Staaten auswanderte.[29] Bereits der ehemalige *Volksvertreter*-Redakteur Friedrich Wilhelm Held hatte im Frühjahr 1846 eine Notiz eingerückt, dass die „Deutschen in Nordamerika" große Summen zur finanziellen Sicherung der Zukunft des Dr. Seidensticker und seiner Familie gesammelt hätten, während die Liberalen in Deutschland „so viel wie nichts gethan" hätten.[30]

Der frühere preußische Offizier Held wies bereits zur Jahreswende 1845/46 auf einen möglichen Krieg um Oregon zwischen dem Vereinigten

27 Ebd., 8 (1846), S. 93.

28 Ebd., 4 (1847), S. 41.

29 Seidenstickers Schicksal wird ausführlich beschrieben in: Volksvertreter (wie Anm. 6), 10 (1846), S. 8-13.

30 Ebd., 5 (1846), S. 93. Zu Georg Friedrich Seidenstickers Leben und Wirken im Königreich Hannover wie auch später im US-Staat Pennsylvania vgl. u. a.: Gerhard Friesen: Heinrich Albert Oppermanns Briefe an Georg Friedrich Seidensticker 1839-1848. In: Christoph Suin de Boutemard (Hrsg.): Heinrich Albert Oppermann. Zivilgesellschaftliches Handeln in historischer und aktueller Perspektive (Oppermann-Studien, Bd. 1), St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2007, S. 117-201, insbes. S. 117-128.

Königreich von Großbritannien und den Vereinigten Staaten hin und führte dazu aus, dass es auf beiden Seiten harte Positionen gebe, „indessen ist Krieg für zwei Krämernationen wie England und die vereinigten Staaten immer eine mißliche Sache, und der kaufmännische Rechengeist wird schon noch das Uebergewicht über den politischen Ungestüm bekommen".[31] Damit reproduziert Held nicht nur damals verbreitete, übliche Klischees über die vermeintliche anglo-amerikanische Denkweise, er spricht auch das Thema der Grenzen der Vereinigten Staaten von Nordamerika an, die zu dieser Zeit noch sehr in Bewegung sind. Das damalige Oregon-Gebiet umfasste die heutigen US-Staaten Oregon und Washington sowie den südlichen Teil der heutigen kanadischen Provinz British Columbia. Unter Peters' Redaktion meldet der *Volksvertreter* dann bereits im August 1846 die Beilegung des Oregon-Streits: Die Vereinigten Staaten gewährten den Pelzhändlern der britischen Hudson's Bay Company freie Schifffahrt auf den relevanten Flüssen bis zum Jahr 1863, das britische Königreich akzeptierte dagegen nun auch für den Westen des Kontinents den 49. Breitengrad als Festlandsgrenze zu den Vereinigten Staaten.[32]

In der gleichen Meldung werden militärische Erfolge im US-Krieg gegen Mexiko gefeiert, die den Vereinigten Staaten letztlich im Friedensvertrag von 1848 erhebliche Gebietsgewinne im Süden und Westen einbringen sollten. Dabei zeichneten sich nach Aussagen des Redakteurs vor allem die ausschließlich aus Deutschen bestehenden Einheiten im Kampf aus, die durch ihren militärischen Einsatz bewirken wollten, dass „die Nativisten (Eingeborenen) durch den Erfolg und die That sehen, wo die besten Männer stehen".[33] Auf diese Weise kommt in dem besagten Artikel deutscher Nationalstolz zum Ausdruck, und es wird gleichzeitig auf die durchaus nicht immer einwanderungsfreundliche Stimmung in den US-Staaten hingewiesen. Darüber hinaus wird die militärische Durchsetzungskraft von Freiwilligenverbänden betont, die nach Vorstellung vieler demokratischer Politiker der Zeit auch in Deutschland die stehenden Heere der Monarchen ersetzen sollten. Nicht zuletzt berichtet ein von einem externen Autor verfasster, im *Volksvertreter* abgedruckter Artikel ausführlich über *Die freiwilligen Compagnien in den vereinigten Staaten von Nordamerika*, in dem wiederum die aus Deutschen

31 Volksvertreter (wie Anm. 6), 1 (1846), S. 45.

32 Ebd., 8 (1846), S. 90.

33 Ebd. Aus dem Zusammenhang geht deutlich hervor, dass mit „Eingeborenen" die angestammte anglo-amerikanische Bevölkerung gemeint ist.

bestehenden Einheiten positiv hervorgehoben werden, welche „ihrem alten Vaterlande wahren Ruhm verschafft" hätten.[34]

In einem anderen, zu Beginn des Jahres 1847 erscheinenden Artikel geht Redakteur Peters auf einen Bericht des US-Präsidenten Polk an den Kongress über die blühende Entwicklung der Vereinigten Staaten ein und ergänzt diesen um Nachrichten über das politisch vorangetriebene Projekt einer transkontinentalen Eisenbahn vom Atlantik zum Pazifik; Peters kontrastiert diese Pläne dann mit einigen konkreten, sehr begrenzten Eisenbahnprojekten innerhalb des Deutschen Bundes, die an kleinstaatlichen Eifersüchteleien zu scheitern drohten.[35] Die nordamerikanischen Freistaaten werden also in Peters' Argumentation immer wieder als Ort der Chancen, der Freiheit – und der Bewährung für die deutschen Einwanderer gesehen. Dabei ist der Blick bei aller grundsätzlicher Sympathie durchaus kritisch und differenziert, und der Auswanderung, die als ein möglicher, gangbarer Weg aus der politischen und wirtschaftlichen Misere in Deutschland betrachtet wird, steht stets die Perspektive des Bleibens und der Veränderung der Alten Welt nach freiheitlich-republikanischem Vorbild als deutliche Alternative gegenüber.

Während in Peters' *Transatlantischen Liedern* die Freiheit mit Hilfe von Bildern einer mächtigen Natur und des hart arbeitenden, letztlich erfolgreichen Farmers dargestellt wird, beschäftigen sich die Artikel im *Volksvertreter* auch mit komplexeren Wirtschaftsvorgängen, der Entfaltung neuer Techniken und mit einigen – von der Bevölkerung gestützten – politischen Machtinstitutionen in den Vereinigten Staaten, darunter insbesondere mit dem Militär. Immer wieder wird der Alten Welt dabei der Spiegel und damit die Notwendigkeit einer Veränderung vorgehalten.

5. Für und gegen die Auswanderung nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49

Für politische Akteure mit demokratischen Überzeugungen stand in diesen Jahren die Auswanderung nach Nordamerika immer als Möglichkeit im Raum, wenn der Druck der restaurativen Kräfte als zu stark empfunden wurde. So vertrat Mathilde Franziska Anneke (1817-1884), deren Mann seit den Kölner Ereignissen im März 1848 „in schmählichster Haft" saß, bereits im

34 Volksvertreter (wie Anm. 6), 7 (1846), S. 25-28, hier insbes. S. 25.
35 Ebd., 2 (1847), S. 90.

Sommer dieses ersten Revolutionsjahres unter Bezug auf ihre bevorstehende Niederkunft die Ansicht: „Neue Lebenspläne sollen nach diesem Übergang entworfen werden. Mir winkt das Land jenseits der Meereswellen."[36] Als nach dem endgültigen militärischen Scheitern der Revolution für sie und ihre Familie die Auswanderung unausweichlich wurde, vertraute sie auf informelle Netzwerke und ihre eigenen Fähigkeiten, wenn sie etwa Ende Juli 1849 in Basel mit Blick auf Amerika die Erwartung formulierte: „[…] unsere Empfehlungen und unsere Arbeitskräfte sollen uns dort wol forthelfen."[37] Mathilde Anneke war offensichtlich fest davon überzeugt, dass sie gerade in den Vereinigten Staaten die Chance erhalten würde, ihre Persönlichkeit, Talente, Neigungen und Fähigkeiten vollständig entfalten zu können.

Zurückhaltendere Überlegungen zur Auswanderung zeigen sich exemplarisch in Briefen von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874) und seiner Frau Ida (1831-1860) aus Bingerbrück an den Freund Rudolf Müller (auch Müller-Holldorf, 1813-1890) und dessen Familie, einen mecklenburgischen Gutspächter und Demokraten, den im Jahr 1850 – letztlich allerdings nicht umgesetzte – Auswanderungsgedanken umtrieben. Heinrich Hoffmann schreibt: „Eben habe ich Holz gesägt und gehackt." Unter ausdrücklichem Bezug auf diese harte Handarbeit fragt er dann: „Was wollt ihr wol in America? Menschen […] mit hunderterlei Bedürfnissen, mit großen Ansprüchen ans Leben […]" und formuliert als Alternative:

> Strebt nach dem, was Euch frei macht, lernt einfach und vernünftig leben, vereinfacht Eure Bedürfnisse, veredelt Eure Neigungen, u. Ihr findet hier was Ihr dort sucht, *hier* ein America, ein schöneres sogar als Euch *dort* je die Wirklichkeit geben kann.[38]

---

36 Brief von Mathilde Franziska Anneke an Friedrich Hammacher vom 20.07.1848. In: Erhard Kiehnbaum (Hrsg.): „Bleib gesund, mein liebster Sohn Fritz…". Mathilde Franziska Annekes Briefe an Friedrich Hammacher 1846-1849 (Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e. V. Wissenschaftliche Mitteilungen, H. 4), Berlin: Argument 2004, S. 90-91, hier S. 90.

37 Brief von Mathilde Franziska Anneke an Friedrich Hammacher vom 26.07.1849. In: Kiehnbaum: Mathilde Franziska Annekes Briefe 1846-1849 (wie Anm. 36), S. 106-108, hier S. 108.

38 Brief von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben an Rudolf Müller vom 26./28.04.1850. In: Mariusz Dzieweczyński (Hrsg.): Im mecklenburgischen Exil. Edition des Briefwechsels zwischen Hoffmann von Fallersleben und seinem

Zeitgleich schreibt die junge Ida Hoffmann an den gleichen Adressaten:

> Vor einigen Tagen hat Heinrich ein Fuder Holz gekauft, was wir allein entzwei machen, Heinrich sägt, ich haue es in Stücken, [...] es gefällt uns sehr gut und wir werden uns immer so viel als möglich unabhängig zu erhalten suchen. Wenn wir dann mal auswandern müssen, sind wir doch vorbereitet und finden uns desto leichter.[39]

Diese Äußerungen zeigen, dass demokratisch gesinnte Achtundvierziger das Leben in Nordamerika mit der Unausweichlichkeit elementarer körperlicher Arbeit verbanden. Gleichzeitig waren sie sich darüber im Klaren, dass politische Pressionen sie zwar zur Aufgabe des in mancher Hinsicht angenehmen europäischen Lebens zwingen könnten. Trotzdem hielten nicht alle ein freiwilliges Auswandern für unbedingt erstrebenswert.

Nach der Niederschlagung der ab Mai 1849 insbesondere im Großherzogtum Baden ausgefochtenen Kämpfe um die Reichsverfassung überlegte die badische Regierung, einen Teil der etwa 20.000 der Teilnahme Beschuldigten zur unmittelbaren Auswanderung zu bewegen, um die Gerichte und die Gefängnisse zu entlasten.[40] Der badische Kriegsminister schrieb hierzu in einem Bericht an die Regierung vom August 1849:

> Wir trügen zwar Bedenken, den Staatsbürger zur Auswanderung zu *zwingen*, aber wir sind der Überzeugung, daß viele, welche sich mit den Verhältnissen

---

Freund Rudolf Müller (Braunschweiger Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur, Bd. 17), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2015, hier S. 236.

39 Brief von Ida Hoffmann an Rudolf Müller vom 27.04.1850. In: Dzieweczyński: Edition des Briefwechsels zwischen Fallersleben und Müller (wie Anm. 38), hier S. 239.

40 Ulrich Klemke: „Eine Anzahl überflüssiger Menschen" – Die Exilierung politischer Straftäter nach Übersee: Vormärz und Revolution 1848/49 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 591), Frankfurt a. M./Berlin/Bern u. a.: Peter Lang 1994, S. 118-140, hier S. 118f. Zur Auswanderung aus Baden nach der Revolution vgl. auch: Alfred Georg Frei/Steven Rowan: „Latin Farmers" und „Forty-Eighters". Die Auswanderung der badischen Revolutionäre in die USA. In: Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.): 1848/49. Revolution der deutschen Demokraten in Baden. Landesausstellung im Karlsruher Schloß vom 28.02.-02.08.1998. Katalog. Red.: Harald Siebenmorgen, Jutta Dresch, Alfred Georg Frei u. a., Baden-Baden: Nomos 1998, S. 435.

> unseres Vaterlandes sich nicht mehr befreunden können, gerne ihre Heimat verlassen, viele aber durch die in Aussicht gestellte Straflosigkeit für den Fall der Auswanderung sich dazu bestimmen lassen. [...] Auf diesem Wege könnten wir uns eines beträchtlichen Teiles der Angeschuldigten entledigen, welche [sic!] ohne dieses Mittel stets ein unruhiges und gefährliches Element in unserem Volke bilden würden.[41]

Der Effekt der zu diesem Zweck von den badischen Behörden eingeleiteten Maßnahmen im Herbst 1849 war außerordentlich gering, da die meisten der angesprochenen Beschuldigten gar nicht auswandern oder aber ihre Auswanderungsbereitschaft an Geldzahlungen des Staates knüpfen wollten.[42] Schließlich bestand das badische Justizministerium darauf, „daß die Auswanderungserlaubnis erst nach gefälltem Urteil im Wege der Gnade nachzusuchen" sei.[43] Zwischen 1850 und 1852 erfolgten dann im Großherzogtum Baden insgesamt 458 Begnadigungen politischer Straftäter aus dem Zivilstand, wobei etwa 50 dieser Amnestien mit einer Auswanderung verbunden waren.[44] Von den wegen der Beteiligung am Aufstand verurteilten ehemaligen Angehörigen des badischen Militärs wurden 78 Gefangene und damit gut zehn Prozent aller Inhaftierten jener Gruppe unter dieser Auflage begnadigt.[45] Obwohl das Zielgebiet der Auswanderung nicht von den badischen Behörden vorgegeben wurde, „fiel die Entscheidung stets zugunsten der Vereinigten Staaten aus".[46]

August Peters hoffte immer wieder vergeblich, seine langjährige Zuchthausstrafe in Baden durch Gnadengesuche verkürzen zu können. Der Kontakt zur Welt außerhalb des Männerzuchthauses in Bruchsal mit seiner konsequenten Einzelhaft erfolgte wegen der äußerst rigiden Vorschriften für den Briefverkehr der Gefangenen allein über die Person der Frauenrechtlerin,

41 Bericht des badischen Kriegsministers vom 08.08.1849. In: Generallandesarchiv (demn. GLA) Karlsruhe, 233/34903, hier zit. nach Klemke: Exilierung politischer Straftäter (wie Anm. 40), S. 119f.

42 Klemke: Exilierung politischer Straftäter (wie Anm. 40), S. 128 u. S. 273ff.

43 Bericht des badischen Justizministeriums vom 10.12.1849. In: GLA Karlsruhe, 234/2056, hier zit. nach Klemke: Exilierung politischer Straftäter (wie Anm. 40), S. 127.

44 Vgl. Klemke: Exilierung politischer Straftäter (wie Anm. 40), S. 136.

45 Ebd., S. 138.

46 Ebd., S. 133.

Journalistin und Schriftstellerin Louise Otto aus Meißen.[47] Ein einziges Mal, und zwar zu Beginn des Jahres 1849, hatten sich diese beiden politisch engagierten, in schriftlichem Kontakt miteinander stehenden Menschen persönlich getroffen.[48] Über den Briefwechsel entwickelte sich die Freundschaft zur Liebe. Bei ihrem zweiten direkten Zusammentreffen im August 1851 in den Besuchsräumen des Bruchsaler Zuchthauses spielte auch die Frage der Auswanderung eine Rolle, welche eventuell eine Begnadigung von August Peters hätte befördern können.

In einem bald darauf geschriebenen Brief an ihren Freund reflektierte Louise Otto diese Thematik. Sie zeigt sich froh darüber, dass Peters nicht nach Amerika gehen will. Zwar hätte sie Verständnis dafür, wenn August sich auf diese Weise der Einzelhaft entziehen wolle, aber sie erinnert ihn auch an die Worte der Pflicht, die er als Gefangener aus den Rastatter Kasematten schrieb: „Höher als ich u. Du steht die Menschheit […]". Sie bezeichnet das Ausweichen nach Amerika als „den Egoismus u. die Feigheit", die damit entschuldigt würden, „daß ich auch in Amerika dem Allgemeinen od. gar dem Vaterlande etwas nützen könnte" und betont für sich selbst: „[…] ich darf den Wirkungskreis den ich einmal habe nicht aufgeben – ich darf nicht nach Amerika gehen so lange ich nicht muß […]."[49]

Louise Otto fühlte sich also verpflichtet, ihren unerschrockenen – vor allem publizistischen – Kampf für die Freiheit und für die Gleichberechtigung der Frau auch unter widrigen Umständen unbeirrt und in ihrer Welt, in den deutschen Staaten, fortzusetzen. Die öffentliche Stellung, die sie sich im deutschen Sprachraum erarbeitet hatte, insbesondere seit dem Jahr 1849 mit der von ihr herausgegebenen *Frauen-Zeitung*[50], lässt sich nicht ohne

47 Siehe hierzu: Johanna Ludwig: Eigner Wille und eigne Kraft. Der Lebensweg der Louise Otto-Peters bis zur Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins 1865, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2014, insbes. S. 223ff.

48 Ludwig: Louise Otto-Peters (wie Anm. 47), S. 180f.

49 Der Brief findet sich – auszugsweise – gedruckt in: Johanna Lemke (Hrsg.): Briefe an den Gefangenen, dessen Welt seine geliebte Freundin ist. Louise Otto an August Peters 1849-1856, Berlin: Lemke 1994, insbes. S. 42-44, worauf sich der gesamte Absatz bezieht.

50 Frauen-Zeitung. Redigiert von Louise Otto. Motto: Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen!, Großenhain: Haffner (In Kommission bei Matthes, Leipzig). Wöchentlich vom 21.04.1849 bis zum 31.12.1850. Danach konnte die Frauenzeitung unter veränderten Bedingungen bis zum Sommer 1853 fortgesetzt werden. Die Zeitung wurde teilweise veröffentlicht von: Ute Gerhardt

Weiteres nach Nordamerika transferieren, zumal sie das dort vorherrschende Englisch nicht spricht. Das von August Peters im *Volksvertreter* kolportierte Klischee, „die Yankee's wären herzlose, prosaische Menschen, die für die feineren Empfindungen und erhabenen Züge der Seele keinen Sinn hätten, bei denen Alles nur nach Dollars gewogen, jede That nur nach ihrem materiellen Gewinn geschätzt würde"[51], dürfte durchaus den Einschätzungen der sehr kulturbeflissenen und idealistisch denkenden Louise Otto entsprochen haben. Darüber hinaus werden wohl auch ihre schwache Gesundheit und ihre eher geringen körperlichen Kräfte Louise Otto von den Härten einer Auswandererexistenz abgeschreckt haben.

Umso entsetzter reagierte Louise Otto, als August Peters im Februar 1852 die Möglichkeit der Auswanderung wieder in Erwägung zog. „Daß Du mir dann folgen würdest, wage ich jetzt als eine Sache, die sich von selbst versteht zu betrachten!", schreibt ihr Peters, und Otto notiert entschlossen in ihr Tagebuch: „Über mich bin ich nicht schwankend, mir gebietet die Pflicht zu bleiben, ihm zu gehen, – die Trennung ist unausbleiblich."[52] Louise Otto kann sich dann aber doch nicht mit dem möglichen Verlust des Geliebten abfinden, sie bringt deshalb August Peters gegenüber auch dessen Eltern ins Spiel. Die Mutter habe sich bereits im Herbst 1851 im Gespräch mit ihr froh darüber gezeigt, dass ihr Sohn nicht auswandern wolle, woran Otto nun Peters postwendend im Rahmen einer umfassenden Philippika gegen die Auswanderung erinnert.[53] An deren Schluss erklärt sie:

> [Je mehr] uns verlassen, sich nach Amerika retten, je mehr verzweifeln od. abtrünnig werden, je heiliger ist die Pflicht für den Einzelnen auszuhalten im Vaterland [...]. – Daß ich in der fremden, neuen Welt mehr wirken könnte im

(Hrsg.): „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen". Die Frauen-Zeitung von Louise Otto, Frankfurt a. M.: Syndikat 1979.

51 Volksvertreter (wie Anm. 6), 11 (1846), S. 62.

52 Tagebuch-Eintrag vom 13.02.1852. In: Hundt: Louise Ottos Tagebücher (wie Anm. 13), S. 121.

53 Lemke: Briefe an den Gefangenen (wie Anm. 49), S. 20A. Der Brief S. 20-20E ist dort fälschlicherweise auf das Jahr 1850 datiert. Tatsächlich wurde er von Louise Otto am 13./14.02.1852 in Freiberg geschrieben. Das geht aus dem Inhalt des Briefes und ihren Tagebuch-Einträgen hervor, vgl. dazu: Hundt: Louise Ottos Tagebücher (wie Anm. 13), S. 121.

> Dienst der Menschheit als hier, oder nur eben so viel: mir dies einzubilden bin ich weder thöricht noch vermessen genug.[54]

Auch der nochmals ausdrücklich befragte Vater teilt Louise Otto Anfang März 1852 schriftlich mit, dass er eine Haftentlassung seines Sohnes August um den Preis einer Auswanderung ablehne, und zeitgleich erhält sie zu ihrer Beruhigung einen Brief von ihrem Geliebten, in dem dieser – erkennbar auf den Druck reagierend – den Verzicht auf seine Auswanderungspläne erklärt.[55]

Obwohl August Peters die vehemente Ablehnung der Auswanderung durch Louise Otto und seine Eltern kennt und obgleich er noch im März den Verzicht auf diesen Weg erklärt hat, stellt er im Mai 1852 ein Begnadigungsgesuch an den sächsischen Monarchen „zur Auswanderung nach America", in dem er diesen nach der Beteuerung seiner ernsthaften Buße darum ersucht:

> Würde ich mich gleich mit blutenden Herzen von den Meinigen auf so ungeheure Entfernung trennen, so weiß ich doch, dass wenigstens meine braven alten Eltern dann nicht mehr so sehr leiden, als jetzt, wo sie ihren Sohn in einem Zuchthause wissen. Um meiner Eltern willen flehe ich daher Se. Königl. Hoheit den Prinzen Regenten um Barmherzigkeit an, meine Eltern wollen Höchstdieselben großmuthsvoll von dem Jammer zu befreien geruhen, den sie nun seit drei Jahren um ihren unglücklichen Sohn getragen haben.[56]

August Peters äußert sich gegenüber seinem persönlichen Umfeld anders als gegenüber der badischen Staatsmacht, er ist in seinem verzweifelten Versuch, der ihm unerträglichen Einzelhaft zu entkommen, unehrlich gegenüber beiden Seiten.[57] Das badische Justizministerium lässt Peters umgehend mitteilen, dass man sich „zur Zeit nicht veranlaßt sehe, das Gesuch des August

54 Brief Louise Ottos vom 13./14.02.1852. In: Lemke: Briefe an den Gefangenen (wie Anm. 49), S. 20D.

55 Tagebuch-Eintrag vom 05.03.1852. In: Hundt: Louise Ottos Tagebücher (wie Anm. 13), S. 122.

56 Antrag von Peters auf Begnadigung vom 18.05.1852. In: GLA Karlsruhe, 234/1898.

57 Auf das gelegentlich ausgesprochen taktische Verhältnis von August Peters zur Wahrheit wird auch in den auf ihn bezogenen Passagen eingegangen bei Sauter: Freiheitskampf und Strafgericht (wie Anm. 13).

Peters um Gestattung der Auswanderung höchsten Ortes [...] vorzulegen".[58] Peters Verlobte Louise Otto hat von diesem gescheiterten Bemühen, die Haft durch das Erklären seiner Auswanderungbereitschaft zu beenden, nichts erfahren. Noch vier Jahre später berichtet sie ihm angesichts der im Jahr 1856 endlich bevorstehenden Begnadigung in Sachsen von ihren „Stunden der bittersten Reue [darüber, Anm. W. S.], daß dir einmal [nämlich Anfang 1852, Anm. W. S.] meine egoistische oder fast überspannte Entscheidung den Weg nach Amerika versperrte [...]".[59]

Peters' Hoffnung, der badischen Haft durch die Bereitschaft zur Auswanderung zu entkommen und danach angesichts der Macht des Faktischen seine persönlichen Beziehungen vielleicht doch einvernehmlich regeln zu können, hatte nie eine realistische Grundlage. Als sächsischer Staatsbürger kam dieser Weg ohne Zustimmung der Regierung Sachsens nicht in Frage. Weil die badische Regierung um Peters' Verurteilung in der bayerischen Rheinpfalz in Abwesenheit ebenso wusste wie um die Hochverrats-Untersuchungen gegen ihn in Sachsen, erfolgte bereits im Vorfeld seiner beabsichtigten Begnadigung in Baden im April 1852 eine Anfrage an die beiden anderen Regierungen, ob eine Überstellung des August Friedrich Peters erwünscht sei.[60] Er wurde schließlich an das Königreich Sachsen ausgeliefert und dort erneut verurteilt. Die Rache der monarchischen Institutionen an dem „Gefall'nen"[61] der Revolution wurde akribisch exekutiert.

6. Fazit

In August Peters können wir einen in vieler Hinsicht nicht untypischen Vertreter der Achtundvierziger sehen, der literarisch und politisch, letztlich auch militärisch, für ein freies und einiges Deutschland eintritt – und dafür im Zuchthaus büßen muss. Er hat durchaus ein Talent dafür, mit kraftvollen

58 Ablehnender Bescheid des Justizministeriums vom 21.05.1852. In: GLA Karlsruhe, 234/1898.

59 Brief von Louise Otto vom 25.01.1856. In: Lemke: Briefe an den Gefangenen (wie Anm. 49), S. 236f.

60 Schreiben des badischen Justizministeriums vom 24.04.1852. In: GLA Karlsruhe, 234/1898.

61 Vgl. hierzu die oben im 2. Kapitel zitierten Schlussstrophen des dritte Gedichts der „Transatlantischen Lieder": Peters: Gedichte 1844 (wie Anm. 1), S. 180.

Worten und durch sein einnehmendes Auftreten die Aufmerksamkeit und die Sympathie anderer Zeitgenossen zu gewinnen. Seine gelegentlich spürbare, mit inhaltlichen Unschärfen durchsetzte Wortradikalität bei gleichzeitig oftmals geringer Ausdauer in der langfristigen Arbeit tragen jedoch dazu bei, dass er in den Bewegungen der Zeit nie über die zweite Reihe politischer Akteure und Literaten hinaus nach vorn tritt.

Im Rahmen seiner mit pathetischem Schwung verfassten Gedichte aus dem Vormärz, den *Transatlantischen Liedern*, findet auch die romantisierende Vorstellung einer großartigen Natur in Nordamerika und des einfachen Lebens der Menschen einen Platz. Dieser ungekannte Sehnsuchtsort der Freiheit und der auf eigener Kraft basierenden, egalitären Existenz dient Peters als Projektionsfläche für einen deutschen Zukunftsentwurf. Ein Bewusstsein für die Härten der Gründung und Sicherung einer unabhängigen Existenz in der Neuen Welt lässt Peters im *Volksvertreter* in der Zeit unmittelbar vor der Revolution deutlich erkennen. Dabei bleibt sein Blick fast ausschließlich auf die ländliche Existenz als Farmer beschränkt; die bereits entstandenen großen Städte in den USA werden in seinen Artikeln ebenso wenig thematisiert wie die indianische Bevölkerung, die sich dem Vordringen der weißen Siedler ausgesetzt sieht.

Der Blick über den Atlantik ist bei Peters vor allem durch den Wunsch nach veränderten und verbesserten Verhältnissen in der Heimat motiviert. Peters hat ein aus der Ferne heraus entwickeltes und damit zwar eingeschränktes, jedoch differenziertes Bild von Nordamerika und gibt dieses als Zeitschriftenredakteur an seine Leser weiter. Die positive Bewertung der Vereinigten Staaten überwiegt dabei deutlich die kritisch betrachteten Aspekte, und die Auswanderung in die noch junge amerikanische Republik jenseits des Ozeans wird durchaus ernsthaft als Alternative zum Leben in der Alten Welt in Betracht gezogen.

In Peters' Augen scheint das Freiheitsideal in den Vereinigten Staaten tatsächlich weitgehend verwirklicht zu sein, und insbesondere mit ihrer auf freiwilligen Milizen basierenden militärischen Stärke bilden sie seiner Ansicht nach ein Modell für die noch zu gründenden Volksstaaten in Europa. Der kämpferische Überschwang, mit dem Peters noch im Vormärz dem Ziel einer besseren Welt nachzueifern sucht und den er dann gelegentlich im Zuge revolutionärer Aktivitäten 1848/49 zeigt, zerbricht am Durchsetzungs- und Beharrungsvermögen der alten Mächte in den deutschen Staaten und in Europa. Ernüchterung, ja sogar Erschöpfung macht sich bei Peters bemerkbar. Die siegreichen Monarchien versuchen anschließend teilweise,

die demokratischen Achtundvierziger zur Auswanderung zu nötigen, ein Weg, den August Peters trotz aller Widerstände aus seinem persönlichen Umfeld am Ende gehen will, der ihm aber – was er nicht weiß – aufgrund seiner gerichtlichen Verfolgung durch mehrere deutsche Staaten von vornherein verschlossen ist.

Selbst wenn Auswanderung eher unter dem Zwang der Verhältnisse und kaum mit Begeisterung stattfand, boten auch in der nachrevolutionären Periode die Vereinigten Staaten von Nordamerika einen gangbaren Weg in die Freiheit und ermöglichten so neue persönliche, wirtschaftliche und politische Entfaltungsmöglichkeiten.

Uwe Zemke (Leeds)

Travel through time on Highway 49!

Auf den Spuren Georg Weerths während des kalifornischen Goldrauschs

1. Georg Weerth im Kontext

Während ich in meiner Georg-Weerth-Biografie *Georg Weerth 1822-1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel*[1] die drei Aspekte seines Lebens gleichgewichtig behandelt habe, möchte ich im folgenden Beitrag mein Augenmerk auf Weerths Reisen in Amerika, und insbesondere auf seinen Aufenthalt in Kalifornien während des Goldrauschs richten, weil dieser Aspekt von Weerths Leben noch nicht gebührend genug berücksichtigt worden ist.

Schon vor seiner ersten großen Übersee-Reise (1852-1855) werden Weerth in Europa Nachrichten vom kalifornischen Goldrausch zu Ohren gekommen sein und sein Interesse geweckt haben. Als Weerth sich Anfang 1854 geschäftlich in Mexiko aufhielt, nahm er die Gelegenheit wahr, einen Abstecher[2] nach Kalifornien zu machen, um den Goldrausch mit eigenen Augen zu erleben: Was er in Kalifornien sah und erlebte, machte ihn sowohl zum Zeugen und Beobachter als auch Chronisten des Goldrauschs.

Ein historischer, sozialer und geografischer Überblick liefern den Hintergrund zu diesem epochemachenden Phänomen. Vorrangig werde ich Weerth durch seine ausführlichen Reisebriefe an seine Mutter zu Worte kommen lassen. Parallel dazu werden zeitgenössische Berichte von Goldgräbern, Schriftstellern und anderen Reisenden herangezogen, um ein abgerundetes Bild zu geben. Anschließend begebe ich mich auf Georg Weerths Spuren während des kalifornischen Goldrauschs. Den Abschluss bildet ein Resümee des kalifornischen Goldrauschs mit Bezug auf Weerths buntes und bewegtes Leben vor dem Hintergrund weltbewegender Ereignisse im 19. Jahrhundert.

---

1 Düsseldorf: Droste 1989.

2 Georg Weerth: Sämtliche Briefe. Hrsg. Jürgen-Wolfgang Goette, Frankfurt a. M./ New York: Campus 1989. Band II, S. 806 (hiernach GW.SB.).

2. Jahrhundert des Goldrauschs

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte eine Flut von Goldräuschen in ungeahntem Ausmaß in Amerika, Australien und Südafrika. Die Thematisierung der Goldräusche in Australien und Südafrika würde jedoch den Rahmen dieses Beitrags sprengen. Im Folgenden werde ich mich deswegen auf den Goldrausch in Kalifornien konzentrieren und zu Vergleichszwecken den Klondike-Goldrausch in Kanada und den Silberrausch in Nevada heranziehen.

Angefangen hatte es 1848 mit dem Goldrausch in Kalifornien. Zehn Jahre nach Beginn des kalifornischen Goldrauschs wurden im Fraser Valley in British Columbia in Kanada die ersten Goldvorkommen entdeckt. Diese verblassten jedoch im Vergleich zu dem 1898 – 50 Jahre nach dem kalifornischen Goldrausch – einsetzenden *Klondike Gold Rush*. In seiner grundlegenden Studie dazu vergleicht der kanadische Historiker Pierre Berton den Klondike-Goldrausch mit anderen vorher und später erfolgten Goldräuschen:

> The Klondike stampede did not start slowly and build up to a climax, as did so many earlier gold rushes... It was the last and most frenzied of the great international gold rushes. Other stampedes involved more gold and more men, but there had been nothing like the Klondike before, there has been nothing like it since, and there can never be anything like it again.[3]

Berton schildert den Aufstieg von Dawson City von einer unbedeutenden, an der Mündung des Klondike in den Yukon gelegenden Indianersiedlung zu einer – wenn auch nur sehr kurzlebigen – Metropole. Er beschreibt einerseits die Glanzseiten der Goldrauschzeit, wie z. B. den luxuriösen Lebensstil der erfolgreichen *Miner*, die Hotelzimmer mit fließend heißem Wasser und die auserlesenen Speisen, zubereitet von eigens aus Frankreich angereisten Köchen. Andererseits betont er auch die Schattenseiten des Goldrausches wie die Spielhöllen, die *dance halls* und die Prostitution. Zusammenfassend konstatiert er:

3 Pierre Berton. Klondike. The Last Great Gold Rush. 1896-1899, o.O: Anchor Canada 2001, S. 93 (EA 1972).

> Dawson existed as a metropolis exactly twelve months: from July 1898 till July 1899. Before this period it had been nothing more then an overgrown frontier community of shacks and tents. Afterwards it subsided slowly but inevitably into a ghost town. But for one glorious twelvemonth it was the „San Francisco of the North", enjoying almost every amenity available to civilized cities the world over.[4]

3. Goldrausch in Kalifornien

Der kalifornische Goldrausch bot für viele Goldsuchende einen Ausweg aus den wirtschaftlichen und politischen Problemen ihrer Heimat. Man denke da an die Kartoffelmissernte in Irland 1846, die Revolutionen von 1848 in Frankreich, in den deutschen Ländern und in Italien und an den chinesischen Opiumkrieg 1839-1842. Gegen Ende des Jahres 1850 hatte der kalifornische Goldrausch die Märkte weltweit nachhaltig beeinflusst. Das Goldfieber, das in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer Massenbewegung von Tausenden von Menschen aus Amerika, Australien, Afrika, Asien und Europa in die neu entdeckten Goldgegenden führte, wurde ausgelöst durch den ersten großen Goldrausch des Jahrhunderts, der in Kalifornien begann, als James Marshall am 24. Januar 1848 am American River in Coloma, etwa 55 Kilometer östlich von Sacramento, Gold aufspürte und damit die *Mother Lode* entdeckte.[5] Sacramento befindet sich zwischen den am Fuße der Sierra Nevada liegenden beiden sehr unterschiedlichen Goldgebieten: den Northern Mines, um die Städte Coloma, Grass Valley und Nevada City, und den Southern Mines, die sich von Amador County über Calaveras County und Tuolumne County, mit Sonora als Zentrum, bis nach Mariposa erstrecken.

Da Weerth bei seinem Aufenthalt in Kalifornien nur die *Southern Mines* besuchte, werde ich mich im Folgenden auf sie konzentrieren. Zur Zeit von Weerths Kalifornien-Besuch war die erste Phase des Goldrauschs noch in vollem Schwung..Weerths Augenzeugenberichte liefern einerseits ein

4 Ebd., S. 354. Ausfuehrlich beschreibt Berton die Glanz- und Schattenseiten von Dawson City in ebd., Kapitel 12: S. 352-393.

5 Zur Geschichte des Goldrausches vgl. H. W. Brands: The Age of Gold: The California Gold Rush and the New American Dream, New York: Doubleday 2002, S. 15-18, u. Mark A. Eifler: The California Gold Rush, New York/London: Routledge 2017.

getreues, andererseits aber auch ein idealisiertes Bild der damaligen Lebens- und Arbeitsbedingungen in den Goldrauschgebieten.

4. Weerths Geschäfte in der Neuen Welt

Auf dem I. Internationalen Georg-Weerth-Kolloquium 1992 in Detmold wandte sich Rainer Rosenberg mit folgenden Fragen an die Weerth-Forschung:

> Ich hätte zum Beispiel großes Interesse daran [...] zu erfahren, wie Weerths berufliche Tätigkeit eigentlich ausgesehen hat. [...] Was hat er gemacht? Wie hat er das gemacht? Warum ist er gereist? Hat er Aufträge zu bekommen versucht? Oder Waren eingekauft?

Diese Fragen können mit Blick auf Weerths Zeit in den USA und die Jahre davor nun beantwortet werden:

Während seiner kaufmännischen Tätigkeit als Handelsreisender in Europa „machte" Weerth hauptsächlich „in Textilien". In der Neuen Welt (1852-1856) war Weerth hauptberuflich als Kommissionsagent für die Firma Steinthal & Co tätig, die vor allem Baumwolltuch nach Südamerika und besonders nach Kolumbien exportierte. Jedoch bald nach seiner Ankunft in Westindien im Dezember 1852 ist in Weerths Briefen und seinen detaillierten Reiseberichten die Rede von exotischen Produkten. Bei diesen Produkten handelte es sich in erster Linie um Kaffee, Kakao, Tabak und Zucker. Am meisten „machte" Weerth „in Zucker", der damals in Europa sehr begehrt war und den sich nur die Wohlhabenden leisten konnten. Weerth kaufte auf Provisionsbasis nicht nur für Steinthal & Co, sondern auch für die Hamburger Firma F. J. Tesdorpf und Sohn ein. Geschäftlich war Weerth am erfolgreichsten in Venezuela und Kuba.[6]

Im Gegensatz zu seinen Handelsreisen in Europa, auf denen Weerth persönliche Kontakte knüpfte und diese dann durch regelmäßige Wiederholungsbesuche pflegte (was auch sehr häufig zu lukrativen Geschäftsabschlüssen führte), war dies bei seinem Aufenthalt in der Neuen Welt wegen der großen Entfernungen nur in bestimmten Ländern wie Venezuela und Kuba der Fall. Bei seinen Reisen durch Mexiko, den größten Teil Südamerikas und

6 Vgl. dazu Zemke: Georg Weerth (wie Anm. 1), S. 188, 232, 254-255.

bei seinem Aufenthalt in Kalifornien musste sich Weerth auf eine einmalige Kontaktaufnahmen beschränken und hatte keine Gelegenheit, diese Kontakte durch Wiederholungsbesuche weiter zu pflegen

Über die Problematik seiner Handelsreisen in der Neuen Welt, angefangen mit dem Überreichen persönlicher Empfehlungsschreiben über die Kontaktaufnahme mit potentiellen Kunden bis zum erfolgreichen Geschäftsabschluss, gibt Weerth ausführlich Auskunft in einem Brief an seine Mutter aus Guanajuato vom 23. November 1853:

> In den ersten Tagen muss man seinen Weg fühlen und sich bekannt zu machen suchen, was immer seine unangenehmen Seiten hat. Sind diese kleinen Schwierigkeiten überwunden, so ist man wie zu Hause – aber leider ist es dann auch schon Zeit zur Abreise. So habe ich bei dem Umgang mit Menschen auf dieser Reise den Nachteil, dass ich das Ermüdende des Bekanntschaftschaftsschließens durchmachen muss, ohne je die rechten Früchte davon genießen zu können.[7]

Diese Erfahrung machte Weerth dann auch bei seinem Besuch San Franciscos.

Alles deutet darauf hin, dass Steinthal & Co mit seinen Reiseplänen einverstanden waren und ihm auch auf Grund seiner detaillierten Orts- und Marktkenntnisse viel Spielraum gewährten, Geschäfte nach eigenem Gutdünken zu betreiben.

Schon vor seinem „Abstecher" nach Kalifornien hatten Weerth die Silber- und Goldvorkommen in der Neuen Welt fasziniert. Auf seiner Reise durch Mexiko von September 1853 bis Januar 1854 nutzte Weerth die Gelegenheit, das Silberbergwerk in Rayas, das älteste und größte Mexikos, zu besichtigen. Ausführlich berichtete er in einem Brief an seine Mutter über seinen Abstieg in das Silberbergwerk:

> An einem Seil, welches von 12 Maultieren auf- und abgewunden wird, fuhr ich mit dem Inspektor, einem Aufseher und einem Jungen in den Schacht, indem wir untereinander mit kleinen Seilen an den großen Strick befestigt waren. [...]
> Ein Junge mit einer Fackel leuchtete die Wege [...] die Gänge waren fast durchgängig so hoch, dass man aufrecht gehen konnte. Nachdem wir eine halbe Stunde gegangen, erreichten wir den Ort, wo man jetzt dem Silber nachspürt. Wir fanden die Bergleute an der Arbeit und beschauten die Ader

7 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 770.

> des Silbererzes, welche in einer Breite von ungefähr zehn Fuß sich durch eine schwärzliche blitzende Masse in der grauen Farbe der Felsen abzeichnete. Nacht und Stille herrschten in allen anderen Teilen des Gebirges, und bisweilen hörten wir nur den dumpfen Ton jener Pulverexplosionen, mit welchen in anderen Gängen die Felsen gesprengt wurden. So spazierten wir drei Stunden in der Erde umher, schossen auch Pistolen in dem großen Schacht ab, [...] und fuhren dann auf demselben Wege, den wir gekommen, wieder hinauf an das Sonnenlicht, indem wir einen Korb voll Silbererz mit hinaufnahmen.[8]

So ist dieser Besuch des Silberbergwerks in Rayas ein Vorgeschmack seines Aufenthalts im Gold Country in Kalifornien.

5. San Francisco

Zum ersten Mal erwähnt Weerth San Francisco in einem Brief an seine Mutter aus Mazatlan in Mexiko vom 31. Dezember 1853/2. Januar 1854. Zu den vielen Unannehmlichkeiten, mit denen sich Weerth auf seinen Reisen in Amerika abfinden musste, gehörte ein Mangel an Verkehrsverbindungen. In einem Brief an seine Mutter aus Mazatlan vom 15. Januar 1854 berichtet er,

> dass in den letzten 3 Monaten nur Schiffsgelegenheiten nach Valparaíso, nach den Sandwich-Inseln [dem heutigen Hawaii] und nach Europa, um das Kap Horn herum, waren. Um also überhaupt von dieser Küste fortzukommen, hätte man eine dieser Reisen machen müssen. Und in der Tat würde ich lieber nach den Sandwich-Inseln gefahren sein, als noch einmal per Diligence zurück nach Veracruz [...].

Er fügte hinzu: „Ich bin daher froh, dass ich endlich nach San Francisco fahren kann." Damit erfüllte er sich seinen Wunsch, Kalifornien zu sehen. Wie er seiner Mutter schrieb, „sehne" er sich „bedeutend nach jenem berühmten Kalifornien, in welchem man sonst nur nach Gold zu suchen pflegt."[9]

Welche Vorstellung man in Detmold vom kalifornischen Goldrausch hatte, bezeugt ein Brief von Georg Weerths Mutter, in dem sie ihrem Sohn besorgt schrieb: „[...] ist mir doch auch ein Schreck durch die Glieder gefahren bei deiner Erklärung über die zu unternehmende Reise nach Kalifornien

8 Ebd., S. 775-776.
9 Ebd., S. 784-785.

– dies Land kommt mir jetzt fast vor wie eine Mördergrube." Und in einem späteren Brief sprach sie vom „unseligen Goldland"[10] Kalifornien.

Am 13. Februar 1854 erreichte Weerth nach einer 27-tägigen Schiffsreise von Mazatlan an Bord der Schooner-Brig „Ines" San Francisco. Vier Tage später feierte Weerth seinen 32. Geburtstag. Im Jahr 1848 betrug die Zahl der weißen Einwohner von Kalifornien 14.000, Anfang 1849 war sie auf 26.000 gestiegen, und Mitte 1849, auf dem Höhepunkt des Goldrauschs, betrug sie 52.000, wobei Mexikaner einen Großteil der Immigranten ausmachten. Das notierte Weerth auch, als er über seine Schiffsreise nach San Francisco 1854 berichtete, dass die Passagiere des Zwischendecks u. a. aus „auswandernden Mexikanern"[11] bestanden.

Zu Weerths Zeiten war San Francisco eine erst im Entstehen begriffene Stadt, die ihr Wachstum einzig und allein den in den westlichen Ausläufern der Sierra Nevada entdeckten Goldvorkommen verdankte, ähnlich wie Melbournes und Johannesburgs Wachstum auch auf die dortigen Goldvorkommen zurückzuführen sind.

Noch im Jahre 1848 hatte San Francisco nur ca. 1.000 Einwohner. Innerhalb eines Jahres hatte es dann 50.000 Einwanderer nach San Francisco gelockt: darunter ein Großteil aus Europa und China. San Francisco wurde zu einer *frontier town*: einerseits umgeben von Wildnis und von Indianern bewohnt, andererseits aber auch Metropole. Bereits 1851 hatte San Francisco den viertgrößten Hafen der USA. 1853 hatte San Franciscos Bevölkerung um weitere 10 Prozent zugenommen und lebte dort ein Siebtel der Bevölkerung Kaliforniens. Zur Zeit von Weerths Aufenthalt lebten in Kalifornien 400.000 Menschen. Obwohl das *Gold Country* in weiter Entfernung lag, entwickelte sich San Franciscos Hafen zum Umschlagplatz für die *Prospectors*, die sich dort mit Vorrat für ihre Reisen zu den Goldgebieten ins Landesinnere versorgten.

Klagte Weerth einerseits über die Unannehmlichkeiten, die er auf seinen Reisen durchmachte, wie z. B. unhygienische sanitäre Zustände, Mückenplagen, gefährliche Tiere und unzulängliche Verkehrsmittel, ganz zu schweigen von den Risiken tropischer Krankheiten, erfreute er sich andererseits jedoch, seinem sozialen Status als erfolgreicher Geschäftsmann und Handelsreisender entsprechend, eines gewissen Komforts und Lebensstils. So schrieb er seiner Mutter im Februar 1854 über sein Hotel in San Francisco: „Das Hotel,

10 Ebd., S. 787, 805.
11 Ebd., S. 793.

in welchem ich wohne, [würde] selbst in den größten Städten Europas für ein sehr glänzendes und höchst komfortables gelten". Nach der Beschreibung Weerths zu urteilen, wird es sich mit einiger Sicherheit bei dem Hotel um das „Tehama House" gehandelt haben, das sich an der Ecke Sansome Street/ California Street befand. Das Hotel lag ganz in der Nähe der San Francisco Bay und entsprach somit Weerths Aussage, dass „das Hotel an einem Orte steht, wo vor 4 Jahren noch die See stand"[12].

Wer zu Weerths Zeit einen Besucher der Stadt treffen wollte, begab sich zuerst zum „Tehama House". Das im Jahre 1850 eröffnete Hotel beherbergte die Elite der Stadt, weshalb Weerth seiner Mutter versichern konnte „dass ich in allen Ländern, die ich besuche, mehr oder weniger mit den allerbesten Klassen der Gesellschaft zu tun habe."[13]

Auf der Suche nach Weerths möglichen Essgelegenheiten in San Francisco bin ich auf das älteste Restaurant Kaliforniens, den „Tadich Grill", gestoßen (heute 240 California Street). Das seit 1849 bestehende Lokal hieß ursprünglich „Coffee Stand" und befand sich am Long Wharf in der Hafengegend: „Long Wharf was a pier [...] lined with shops, saloons, markets and gambling dens. Coffee Stand served fresh fish grilled over charcoal to the merchants, sailors and argonauts* who frequented the pier."[14] Es ist anzunehmen, dass Weerth als „merchant" hier auch gegessen hat.

So eigenartig auf den ersten Blick ein Vergleich zwischen Bradford, wo sich Weerth von 1843 bis 1846 aufhielt, und San Francisco auch anmutet, so hatten beide Städte doch Verschiedenes gemein: Beide waren in gewisser Hinsicht *pioneer towns*. „Die ganze Stadt ist fortwährend am Wachsen,"[15] kommentierte Weerth über Bradford, und über San Francisco schrieb er, „dass man in einer entstandenen oder vielleicht entstehenden Stadt ist"[16]. Wie San Francisco erlebte auch Bradford eine Bevölkerungsexplosion.

12 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 795. Dort, wo das „Tehama House" stand, befindet sich heute, 400-449 California Street, die Union Bank of California, ein Zusammenschluss der Union Bank und der Bank of California, der im Jahre 1996 erfolgte.

13 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 808.

14 S. dazu *Nob Hill Gazette* June 2010. *Unter „Argonauts" verstand man die Goldgräber.

15 Georg Weerth: Sämtliche Werke in fünf Bänden. Hrsg. Bruno Kaiser, Berlin: Aufbau 1956-1957. Band III: Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten. S. 168 (hiernach: GW.SW.)

16 GW. SW. III, S. 168 (wie Anm. 15), GW.SB. II (wie Anm. 2), S. 795.

Zwischen 1841 und 1851 nahm die Bevölkerung der Stadt um mehr als 50% zu.[17]

Sowohl San Francisco als auch Bradford stellen für die Zeit klassische Einwanderungsstädte dar, denn beide Städte haben ihre Anziehungskraft für Immigranten hauptsächlich einem Produkt zu verdanken: San Francisco dem Gold in der Umgebung (weswegen San Francisco auch den Namen *Golden City* bekam) und Bradford der Wolle bzw. der Wollindustrie, welche die Stadt zur Zeit von Weerths dortigem Aufenthalt (1843-1846) zur Wollhauptstadt der Welt machte.[18] Es gab jedoch einen bedeutenden Unterschied: Die Einwanderer Bradfords, die zum Großteil aus Irland und anderen Gegenden Englands kamen und oft ihre Familien mitbrachten, verkörperten das Elend der Arbeiterklasse. In San Francisco dagegen, und vor allem in den Goldrauschgebieten, bildete sich eine klassenlose Grenzergesellschaft. 1844 hatte Weerth über Bradford geschrieben:

> Die Straßen sind ziemlich gut erleuchtet; bald sind wir in dem belebtesten Stadtteil, und vor uns aufgetürmt liegen alle seine Wunder. Rechts ein Laden mit neuen Stiefeln, links ein Laden mit Beefsteak, rechts ein Laden mit Hosenträgern, links ein Laden mit gerupften Kapaunen und so weiter.[19]

Zehn Jahre später schilderte Weerth San Francisco in ähnlicher Weise:

> Und schon jetzt, von Gas erleuchtet, blitzt dieser neue Ort mit Palästen, welche alle Produkte der Welt in kolossaler Fülle darbieten. Die prächtigsten Läden, die schönsten Handlungshäuser, die größten Hotels, Kirchen, Theater und ähnliche öffentliche Gebäude reihen sich aneinander.[20]

Mit eigenen Augen sah Weerth die Inflation der Goldrauschära, und als Geschäftsmann und Ökonom konnte er das Gesetz von Angebot und Nachfrage vor Ort bestens studieren. So schrieb er seiner Mutter:

> Während nämlich die herbeiströmenden Menschen nur nach Gold, Gold, Gold schrien, fehlte es an den nötigsten Dingen zum Leben oft so sehr, dass

17 Bradford Directories for 1841, 1842, 1845, 1847, 1850, 1851

18 Vgl. Uwe Zemke: Georg Weerth in Bradford. In: Bernd Füllner (Hrsg.): Georg Weerth. Neue Studien, Bielefeld: Aisthesis 1988, S. 125-180, hier S. 131.

19 GW. SW. III (wie Anm. 15), S. 120.

20 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 795-796.

> ein Paar Stiefel anfangs 1849 120 Taler kosteten, ein Beefsteak 5 Taler, ein gewöhnlicher Nagel ½ Taler [...]

und fügte hinzu:

> gescheite Kerle gaben daher das Goldsuchen bald auf und verdienten ebensoviel oder mehr durch den Handel mit Stiefeln, Beefsteaks oder Nägeln.

Weerth zeigt hier auf, dass sich in Kalifornien zu dieser Zeit der unternehmerische Geist der 49er bemerkbar machte, der den Anfang des selbstständigen Unternehmertums in den USA bedeutete. Daraus entwickelte sich im Laufe der Zeit der Typus des *self-made man* und des selbstständigen Unternehmers, der die USA für viele Emigranten zum „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" gemacht hat.

Da man in Detmold wenig über die realen Lebensumstände im fernen Kalifornien erfahren konnte, versuchte Weerth, seiner Mutter u. a. einen genauen Eindruck über die dortigen Preise zu vermitteln:

> 1 Glas Bier oder 1 Glas Schnaps, 1 Tasse Kaffee oder ähnliche Sachen kostet alles 10 Silbergroschen. Stiefelputzen 10 Silbergr. 1 Tagelöhner verdient 4 Taler per Tag, Handwerker verdienen von 5 bis 8 Taler per Tag. 1 Hemd zu waschen 10 Silbergr. 1 Zeitung 10 Silbergr. 1 Hose 10 / 14 Taler usw. (1 amerikanischer Taler hat 40 Silbergroschen).[21]

6. Weerth im Gold Country und Wilden Westen

Weerth zog es in das *Gold Country*. Nach Beendigung seiner „nötigsten Geschäfte" in San Francisco unternahm er „einen Ausflug nach den Minen-Distrikten", wie er seiner Mutter in einem seiner ausführlichsten Briefe aus der Neuen Welt im Februar und März 1854 schrieb. Nach Verlassen San Franciscos überquerte er die San Francisco Bay an Bord eines Dampfbootes und erreichte nach einer vierstündigen Fahrt die „neue Stadt Benicia", laut Weerth „der Gouvernementssitz des Staates Kalifornien".[22] In der Tat war Benicia damals für 13 Monate vor Sacramento die Hauptstadt Kaliforniens. In Benicia übernachtete Weerth in der Kajüte seines Dampfbootes. Über die

21 Ebd., S. 796.

22 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 796.

Weiterfahrt berichtete er: „[...] gut geschlafen, erwachten wir morgens sechs Uhr vor Stockton; ebenfalls eine neue Stadt, welche vor fünf Jahren noch nicht existierte, jetzt aber etwas größer als Detmold ist und ca. 8.000 Einwohner hat."[23]

In Stockton verließ Weerth das Dampfboot und reiste per Kutsche weiter ins Landesinnnere. Unterwegs genoss er ein „vorzügliches Frühstück von Schweinefleisch, Bohnen, Kartoffeln usw." [24]

Abends machte Weerth am Stanislaus River halt und traf „ein gutes Wirtshaus, wo sich die Kutschen von Ost und West begegneten" Interessant ist, was Weerth über die Tischgesellschaft schrieb:

> 50 Menschen aller Stände saßen wir zu Tisch; es befanden sich auch einige Chinesen und Chinesinnen darunter, was nicht auffallend war, da in den letzten 5 Jahren etwa 6.000 bis 8.000 Bewohner des himmlischen Reiches von Asien nach Kalifornien übersiedelten und dort jetzt als Miner, Kaufleute oder Handwerker ganz wie andre Leute ihrem Geschäft nachgehen.[25]

Es ist nicht verwunderlich, dass Weerth in Kalifornien auf Chinesen stieß. Laut einer 1852 durchgeführten Volkszählung belief sich die nicht-indianische Bevoelkerung Kaliforniens auf 250.000. Darunter befanden sich *Miner* aus vielen europäischen Laendern und aus Mexiko, Chile, Australien und eben aus China:

> In total there were about 25.000 Chinese immigrants, who comprised 10 percent of the total non-indian population and over 35 percent of the total foreign-born population. By 1860 the Chinese were the single largest foreign-born ethnic group in California and comprised from 12 to 23 percent of the population of various mining counties.[26]

Wenn Weerth aber behauptet, dass die Chinesen in Kalifornien „jetzt als *miner*, Kaufleute und Handwerker ganz wie andre Leute ihrem Geschäft nachgehen", hatte er nur bedingt Recht. Tatsache war, dass – im Gegensatz

23 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 797.

24 Ebd.

25 Ebd., S. 798.

26 Mark Kanazawa: Immigration, Exclusion, and Taxation: Anti-Chinese Legislation in Gold Rush California. In: The Journal of Economic History 65 (3), S. 779-805, hier S. 781.

zu Kanada, wo jeder seinen Anspruch auf Goldvorkommen geltend machen konnte – in den Goldfeldern der Vereinigten Staaten nur US-Bürger nach Gold schürfen durften und einen Anspruch auf Land und Boden erheben konnten.

Die Chinesen, die sowohl vom Goldrausch als auch von der Arbeit an der *Transcontinental Railroad* nach San Francisco gelockt wurden, waren hier rassistischen Vorurteilen ausgesetzt und mussten körperliche Angriffe über sich ergehen lassen. Von alldem erwähnt Weerth nichts. Ob er selbst Zeuge von rassistischen Beschimpfungen oder körperlichen Angriffen auf Chinesen gewesen ist, ist nicht bekannt. Sicher ist jedoch, dass Weerth gewusst haben muss, dass die Chinesen (wie die Mexikaner, Indianer und andere Asiaten) vom lukrativen Goldgewerbe ausgeschlossen waren.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein Vergleich von Weerths recht oberflächlicher Beschreibung der Chinesen mit dem Kapitel 54 aus Mark Twains Reisebericht *Roughing It* (in deutscher Übersetzung 1872: *Durch dick und dünn*). Auch heute noch wird Mark Twain (richtiger Name Samuel Langhorne Clemens) aufgrund seiner Abenteuerromane *The Adventures of Tom Sawyer* (1876) und *The Adventures of Huckleberry Finn* (1884-1885) hauptsächlich als erfolgreicher Kinderbuchautor gefeiert: Übersehen wird dabei jedoch sein sozialkritisches Engagement und sein Einsatz für Unterdrückte und Ausgebeutete.[27] Diesen Aspekt veranschaulicht *Roughing It*. Dort schrieb Mark Twain über den Chinesen: „In California he gets a living out of old mining claims that white men have abandoned as exhausted and worthless", und fügte hinzu, dass die Behörden dann eine „foreign mining tax" erfinden, „but it is usually inflicted on no foreigners but Chinamen."[28] Als Zeitungsjournalist berichtete Mark Twain von einem Fall in San Francisco, wo einige Jungen einen unschuldigen Chinesen am hellichten Tage zu Tode gesteinigt hatten, und, obwohl eine große Menschenmasse Zeuge dieser schamvollen Tat war, niemand eingeschritten war. Weiterhin erwähnte Mark Twain, dass ein Chinese nicht gegen einen Weißen vor Gericht aussagen durfte. Das Kapitel 54 von *Roughing It* endet mit einer bitteren Anklage an die amerikanische Gesellschaft. Die Chinesen, beschreibt Mark Twain:

27 Vgl. dazu Thomas Ayck: Mark Twain. ro ro ro Bildmonographien, Reinbek: Rowohlt 8. Aufl. 2010, S. 7, 23-26, 46-48.

28 Mark Twain: Roughing It. Bd. 1, New York: Harpers & Bros. 1913, S. 107.

> are a kindly disposed well-meaning race, and are respected and well-treated by the upper classes [...] no Californian gentleman or lady ever abuses or oppresses a Chinaman [...] only the scum of the population do it – they and their children; they and the policemen and politicians, for these are the dust-licking pimps and slaves of the scum, [...] there as well as elsewhere in America.[29]

Nach der Übernachtung am Stanislaus River setzte Weerth am nächsten Morgen seine Reise fort und erreichte gegen Mittag Jamestown, eine andere neue Stadt, und damit das eigentliche *Gold Country*. „Hier beginnen die Minen", schrieb er seiner Mutter.[30] Und hier war er mitten im ‚Wilden Westen', in einer klassenlosen Grenzergesellschaft von Goldsuchern und Glücksspielern, *dance girls* und Prostituierten, wo Gesetzlosigkeit herrschte und Schießereien an der Tagesordnung waren.

Der kanadische Autor Pierre Berton beschreibt in seinem bereits zitierten Standard-werk *Klondike. The Last Great Gold Rush, 1896-1899*, wie ganze Städte durch die Suche nach Gold entstanden. Die folgenden Ausführungen verdeutlichen das typische Entstehen solcher Goldrausch-Städte im Amerika des 19. Jahrhunderts:

> The prospectors came first in twos and threes with little more than a rucksack, a gold-pan, a shovel [...] living on beans and tea and bacon – men fleeing ahead of civilization. Whenever they struck it rich, a circus parade of camp-followers crowded in upon them, saloon-keepers and hurdy-gurdy girls, gamblers, prostitutes, vigilantes.[31]

Bei einem Vergleich von Weerths Beschreibung der Southern Mines mit den Berichten anderer Zeitgenossen fällt auf, dass Weerth zwar einen sehr persönlichen Reisebericht liefert, die Verhältnisse gelegentlich aber durch eine rosarote Brille sieht und auch manches Problematische gar nicht zum Thema macht.

Weerths Mutter hatte Kalifornien als eine „Mördergrube" bezeichnet. Wenn Weerth seiner Mutter hingegen versichert, dass Kalifornien keineswegs eine Mördergrube sei, so stimmte das noch zu Beginn des Goldrausches. Dies bestätigt J. Tyrwhitt Brooks in seinem Erfahrungsbericht *Vier Monate unter den Goldfindern in Oberkalifornien*: „[...] was mich wundert, ist, dass in

29 Ebd., S. 111f.
30 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 798.
31 Berton (wie Anm. 3), S. 5.

einem abgelegenem Teil der Welt, der soweit von jedem entfernt ist, was man Gesetz nennen könnte, und unter diesen Umständen, soviel Ruhe herrscht. Niemand hört von irgend einer Gewalttat oder selbst Unehrlichkeit."[32]

Doch innerhalb der nächsten paar Jahre nahm die Zahl der Gewalttaten, Schießereien und Morde in den kalifornischen Goldrauschgebieten deutlich zu, wie J. Tyrwhitt Brooks dies in seinem Augenzeugenbericht feststellt: „Wie sich die Zahl der Wäscher und Bergleute vermehrte, wuchsen auch die Räubereien, und Gewalttaten gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten."[33]

Im Vergleich zum Klondike in Kanada, wo ein Waffenverbot herrschte und niemand auf der Straße ohne offizielle Genehmigung einen Revolver tragen durfte, war die Lage in Kalifornien völlig anders. Während Weerths Aufenthalt in Kalifornien (wie auch während Mark Twains Aufenthalt zur Zeit des Silberrausches in Nevada) gab es keine Gesetze, die das Tragen von Schusswaffen einschränkten oder gar verboten. Ein anderer Zeitgenosse berichtet ebenfalls von den zunehmend gewalttätigen Auseinandersetzungen und den häufigen Schießereien mit tödlichem Ausgang:

> Im Übrigen geht man in diese Lokale (d. h. Spielhöllen) wie in den Kampf: Messer in der Tasche und Revolver im Gürtel. In so einem Glutofen [...] genügt ein Widerspruch, ein Wort, manchmal ein Blick, um ein tödliches Duell zu provozieren.[34]

Ähnlich äußerte sich auch der Augenzeuge Mark Twain zu den Zuständen in Nevada:

> There was absolutely no semblance of law. Violence was the rule. Force was the only recognized authority. The commonest misunderstandings were settled on the spot with the revolver or the knife. Murders were done in open day [...] and nobody thought of inquiring into them.

32 J. Tyrwhitt Brooks: Vier Monate unter den Goldfindern in Oberkalifornien: Tagebuch einer Reise von San Francisco nach den Golddistrikten, Leipzig: J. J. Weber 1849, S. 78.

33 Ebd.

34 Théophile de Rutté: Abenteuer Goldrausch. Erinnerungen von Théophile de Rutté (1826-1885). Kaufmann und erster Konsul der Schweiz in Kalifornien. Hrsg., aus dem Frz. übers. u. kom. v. Bernhard R. Bachmann, Zürich: Neue Zürcher Zeitung 2008, S. 88.

Weiter erklärt Mark Twain: „In a new mining district the rough element predominates, and a person is not respected until he has ‚killed his man'."[35] Was Weerth bei seinem Besuch des *Southern Gold Country* antraf, entspricht dem stereotypen Bild des Wilden Westens mit seinen *saloons* und *dance halls.* Sein Aufenthalt in Mokelumne Hill veranschaulicht dies am besten. Vor seiner Fahrt in die Goldrauschgegend wird Weerth der Ruf der Goldrauschstädte zu Ohren gekommen sein. Wie die meisten Silberrausch-Städte in Nevada[36] hatten auch die Goldrausch-Städte Kaliforniens eine multinationale Bevölkerung[37] und Weerths Schilderung vom friedlichen Nebeneinander der *Miner* entsprach wohl eher nicht den Tatsachen.[38]

Man sollte meinen, dass hätte Weerth nicht verborgen geblieben sein können.. Aber seiner Mutter schilderte er einen ganz anderen Eindruck. Er sprach von Kalifornien als einem von „Recht und Gesetz" regierten Land, von der „vernünftigen Höflichkeit, mit der sich hier alle Menschen begegnen, daher die komplette Sicherheit, mit der man reisen kann."[39] Mit Rücksicht auf die Ängste seiner fast 70-jährigen Mutter, die der Kalifornien-Reise des Sohnes von Anfang an sorgevoll gegenübergestanden hatte, wird Weerth ihr ein idealisiertes und romantisiertes Bild Kaliforniens vorgegaukelt haben. Was er ihr schreibt, wird sicherlich auf San Francisco zugetroffen haben, wo zivilisiertere Zustände herrschten, aber auf die Minen-Distrikte, die er dann besuchte, traf es sicher eher nicht zu. Hier waren die drastischen Schilderungen Mark Twains wohl der Wahrheit deutlich näher.

Über seinen eigenen Umgang mit Schusswaffen machte sich Mark Twain in seinem Reisebericht *Roughing It* lustig: „I was armed to the teeth with a pitiful little Smith & Wesson's seven-shooter [...] it only had one fault – you could not hit anything with it."[40] Dennoch trug Mark Twain zu Beginn seiner Tätigkeit als Zeitungsreporter für die *Territorial Enterprise* in Virginia City einen Revolver: „I was a rusty looking city editor [...] coatless, slouch hat, blue woollen shirt, pantaloons [...] and the universal navy revolver slung to my belt [...] the other editors and all the printers carried revolvers."[41]

35 Twain: Roughing It (wie Anm. 30), S. 54.
36 Vgl. ebd., Kapitel 54.
37 Kanazawa: Immigration (wie Anm. 32), S. 781.
38 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 801.
39 Ebd.
40 Twain: Roughing It (wie Anm. 30), S. 5.
41 Ebd., S. 4f.

Wenn nicht schon in San Francisco, dann aber spätestens bei seinem Besuch der *Southern Mines* wird Weerth die Spielsucht der Goldgräber aufgefallen sein. Ein Zeitgenosse Weerths, der Kaufmann und erste Konsul der Schweiz in Kalifornien, Théophile de Rutté, bezeichnet die Spielhöllen in seinen Erinnerungen als Schande der zivilisierten Welt. Er berichtet:

> 1849, wenn ein Goldgräber von den Minen zurückkam, drängte er sich, noch bevor er etwas aß oder seine verdreckten Kleider wechselte, in eine der zahlreichen Spielhöllen. Er hatte Gold gescheffelt, alle Taschen voll, und brauchte jetzt unbedingt Gelegenheit, es wieder loszuwerden [...] Sogar um das eigene Leben wird gespielt.[42]

Weerth war schon bei seinem Besuch der Messe in San Juan de los Lagos in Mexiko die Spielsucht der Mexikaner aufgefallen:

> Die Spielsucht, ein Hauptlaster der Mexikaner, zeigte sich indes mehr als alles andere. In einem einzigen Hause zählte ich 14 große Spielzimmer; in jedem lagern etwa 500 bis 1000 Unzen auf dem Tische, und eine Unze hat 16 Taler. Unzählige Spielläden sind durch die ganze Stadt und die ganze Gegend verteilt.

Bei seinem Aufenthalt in den Goldgegenden Kaliforniens konstatiert Weerth: „Glücklichen Minern geht es oft wie glücklichen Spielern. Wie gewonnen so zerronnen."[43]

Die gleiche Spielsucht erlebte auch Mark Twain um 1863 während der *flush times* des Silberrausches in Nevada. Die „gambling dens" beschrieb er als ein „unfailing sign of high prosperity in the mining region". Weiter schreibt er: „Money was wonderfully plenty. The trouble was not how to get it, but how to spend it." Und anlässlich seiner zehn Jahre nach Weerths dortigem Aufenthalt erfolgten Übersiedlung nach San Francisco, wo er als Reporter tätig war, äußert sich Mark Twain in einem elegischen Rückblick auf den Pioniergeist der Goldgräber:

> They were rough in those times! They fairly reveled in gold, whisky, fights [...] and were unspeakably happy. The honest miner raked from a hundred to a thousand dollars out of his claim a day, and what with the gambling dens and the other entertainments, he hadn't a cent the next morning [...].[44]

42 Rutté: Abenteuer Goldrausch (wie Anm. 34), S. 87-88.
43 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 777, 802.
44 Twain: Roughing It (wie Anm. 30), S. 133.

Jamestown galt als *southern gateway to the Gold Country*. Wie die eigentliche Goldgewinnung vor sich ging, beschreibt Weerth ausführlich: „Aus den Schluchten der Berge rieselten [...] kleine Quellen", die sich zu „Bächen oder kleinen Flüssen" entwickelten:

> In dem Sande dieser Gewässer fand man zuerst Goldstaub. [...] Der Goldstaub der Flüsse war durch das Wasser selbst leicht zu waschen und zu gewinnen. Wo man aber in die Berge hineinarbeitete, musste man sich Wasser in Kanälen verschaffen. In erstem Falle nimmt man den Flusssand zugleich mit dem Wasser in eine Schüssel, dreht und schwenkt sie, gießt das Wasser und den Schmutz ab, sucht dann die Steine heraus und hat zuletzt auf dem Boden das reine Gold.

Nachdem die Flussbetten bei dem großen Andrang der Goldgräber bald ausgeschürft waren, ging man, wie Weerth erläutert, zur zweiten Phase der Goldgewinnung über, und zwar

> indem man oft viele Meilen weit das Wasser der Quellen an dem Rand der Gebirge herleitet bis zu dem Punkte, wo man Gold vermutet. Ist dieser Kanal fertig, so lässt man ihn in ein Bassin münden, in welches man von beiden Seiten Steine und Erde hineinschaufelt; man rührt den Brei dann tüchtig um, lässt hieraus Wasser und Schmutz abfließen, nimmt die Steine heraus und findet endlich in den gewöhnlich aus Brettern verfertigten kleinen Bassins das Gold.

In der Umgebung von Jamestown, so Weerth weiter:

> fanden wir daher in allen Schluchten [...] die Leute an der Arbeit, das Wasser in die Bassins zu leiten, den Dreck hinauszuwerfen, den Schmutz und die Steine zu sondern und endlich das Gold, welches vermöge seiner Schwere stets nach unten sinkt, vom Boden des Bassins aufzulesen.[45]

Weerth beschreibt hier die „freelance placer mines" im *Southern Gold Country*, wo Goldgräber allein oder in kleinen Gruppen arbeiteten, um das Gold aus den Bächen und Flüssen zu schürfen und dabei gelegentlich auf Riesenfunde wie den größten je in Kalifornien entdeckten Goldklumpen in Carson Hill stießen, die sie über Nacht zu Millionären machten. Dagegen befanden

45 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 798-799.

sich die Goldvorkommen im *Northern Gold Country* tief unter der Erdoberfläche und mussten aus dem Gebirge gewonnen werden. Dazu Weerth:

> In diesem Gebilde, aus dem die Bergkette der Sierra Nevada besteht, werden höchst wahrscheinlich erst die rechten Goldlager verborgen sein. Aber zu diesen zu gelangen, muss man Schächte anlegen, [...] wozu großes Betriebskapital, Maschinen und lange Zeit gehört.

Diese Art der Goldgewinnung befand sich zu Weerths Zeiten noch in ihrer Anfangsphase, wie Weerth erklärt:

> Da man bis jetzt Gold genug auf andere, leichte Weise fand, so ist man daher noch wenig zu eigentlich wissenschaftlichem Minieren übergegangen, und es ist für Kompanien unternehmender Leute mit Kapital und Erfahrung aufbewahrt. Einzelne Versuche von Privataventuriers sind indes bereits gemacht.[46]

Diese letzte, von Weerth beschriebene kommerzialisierte Phase der Goldgewinnung unter Tage ist heute die gängigste in den fünf führenden Gold produzierenden Ländern der Welt: China, Australien, USA, Russland und Südafrika. So war Weerth Augenzeuge der Anfangsphase der Goldgewinnung, die auf der Erdoberfläche begann und heute unter Anwendung der neuesten mineralogischen Förderungsmethoden in den Minen der Gold produzierenden Länder mit riesigen Bohrmaschinen unter Tage betrieben wird.

Nach Jamestown gelangte Weerth nach Sonora, „der größesten bis jetzt erbauten Minenstadt“[47]. In Sonora, dem damaligen Zentrum des Southern Mining Districts, befand sich die Bonanza Mine, eine der produktivsten des Goldrauschs. Carsons Creek, oder heute Carson Hill, war die nächste Station auf Weerths Fahrt ins Landesinnere. In Carson Hill stieß ein Prospector im November 1854 (neun Monate nach Weerths dortigem Aufenthalt) auf den größten je in Kalifornien entdeckten Goldklumpen, der 195 Pfund wog und einen Wert von $43.000 hatte, was heute über eine Million Dollar ausmachen würde.

Heute ist Carson Hill wie so viele frühere „boom towns“ des Goldrauschs eine „ghost town“, über die Mark Twain schrieb: „In no other land, in modern times, have towns so absolutely died and disappeared, as in the old mining regions of California.“[48]

46 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 800.
47 Ebd., S. 799.
48 Twain: Roughing It (wie Anm. 30), S. 132.

Der letzte Ort und Höhepunkt seines Besuchs des *Gold Country* war Mokelumne Hill oder „Moke Hill“[49], eine der größten Goldrausch-Städte. Unter den Angehörigen verschiedener Nationen kam es hier immer wieder zu Spannungen und tätlichen Auseinandersetzungen. Die Tatsache, dass Gold in der Umgebung leicht zu finden war, lockte kriminelle Elemente an. In den Spielhöllen ging es hoch her, und Raub, Mord und Totschlag gehörten zum Alltag. Erst als Mitte der 1850er-Jahre ein „vigilance committee“ (eine Art Bürgermiliz) gegründet wurde, verbesserten sich die Zustände. All dies wird Werth sicherlich auch beobachtet haben, verschwieg es jedoch in seinem ausführlichen Reisebericht, um seine Mutter zu schonen. Stattdessen hob er bei seinem Aufenthalt in Mokelumne Hill das übermütige und ausgelassene Treiben der *Miner* hervor:

> Ich schlief die Nacht mit einem alten Kapitän in demselben Zimmer. Neben uns war das Theater, in welchem gerade ‚Hamlet‘ aufgeführt wurde. Unter uns eine Wirtstube; auf den Straßen jubilierende Menschen. Der Kapitän schnarchte, Hamlet schrie, die Wirtstube lärmte, und die Straßen wollten nicht schweigen.[50]

Bei dieser Schilderung Weerths fällt ein weiterer Unterschied zwischen dem kanadischen Dawson City und den kalifornischen Goldrauschstädten wie Mokelumne Hill auf. Es wurde schon darauf hingewiesen, dass es in Kanada anders als in den USA restriktive Gesetze gab, die den Schusswaffengebrauch regulierten. Des Weiteren hatten in Kanada im Gegensatz zu den USA Goldgräber aller Nationen rechtmäßig Anspruch auf ihren *Claim*. Außerdem ging es in den Goldrauschstädten der USA sieben Tage in der Woche hoch her, wie es Weerth anschaulich beschrieb. Dagegen herrschte in Dawson City sonntags Ruhe: „Saloons and dance halls, theaters and business houses were shut tight one minute before midnight on Saturday. [...] Sunday laws were never relaxed. No work of any kind was allowed on the Lord's Day.“[51]

Weerth wird höchstwahrscheinlich im „Hotel Leger“ übernachtet haben, das im Jahre 1851 unter dem Namen „Hotel de France“ eröffnet wurde und

49 In Weerths Brief heißt es fälschlicherweise Mockelumne Hill. Da der Ort schon immer Mokelumne Hill geschrieben wurde und Weerth dies auch gewusst haben wird, ist die falsche Schreibweise der Abschrift von Weerths Reisebrief zuzuschreiben.

50 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 801-802.

51 Berton: Klondike (wie Anm. 3), S. 309, 310.

nach verschiedenen Feuersbrünsten seit 1874 den Namen „Hotel Leger" trug, heute noch existiert und eines der ältesten Hotels Kalforniens ist.

Was Weerth in Mokelumne Hill wie auch in anderen von ihm besuchten Goldrausch-Städten vorgefunden hat, waren die überall ähnlichen Saloons und *dance halls*, die Pierre Berton ausführlich beschreibt:

> Upon entering it, the newcomer found himself in a small [...] room [...] with a long polished bar [...], behind which the bartenders in starched shirts and aprons, with white waistcoats and diamond stick pins, stood reflected in the long mirrors at their backs.
> Beyond the saloon was a smaller room, where faro, poker, dice and roulette were played continually, day and night, and behind this room was the theatre, consisting of a ground floor, a balcony and a small curtained stage. The remainder of the establishment's upper storey was given over to about a dozen bedrooms which could be rented by the night or by the week for any purpose [...].

Über den Ablauf des Unterhaltungsprogramms in den *dance halls* heißt es bei Berton:

> The dance hall came alive about eight in the evening and ran until six or seven the following morning, but actual dancing did not really begin until after midnight, being preceded by lengthy entertainments: a drama first and then a series of vaudeville turns on the tiny stage.

Ab ein Uhr morgens mischten sich die *dance girls* unter die *miner*, „whereupon the real business of the evening began"[52].

In den Berichten über seine Besuche der Goldrausch-Städte Jamestown, Sonora, Carson Hill und Mokelumne Hill erwähnt Weerth keine Frauen. Schon aus San Francisco schreibt er seiner Mutter am 5. und 6. April 1854, dass „es eigentlich wenige weibliche Wesen gibt".[53] Mark Twain äußert sich ähnlich:

> It was a wild, free, grotesque society! *Men* [...] – nothing juvenile, nothing feminine, visible anywhere!
> In those days miners would flock in crowds to catch a glimpse of that rare and blessed spectacle, a woman![54]

52 Ebd., S. 359, 360, 365.
53 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 806.
54 Twain: Roughing It (wie Anm. 30), S. 133f.

Was Weerth und Mark Twain hier schildern, war eine anfangs fast frauenlose Männergesellschaft. Von der Aussicht auf Geld und Gold zog es jedoch in den folgenden Jahren auch Tausende von Frauen nach Kalifornien. Einige abenteuerliche Frauen versuchten sich beim Goldschürfen; sehr viele andere arbeiteten als *dance girls* in den Saloons, von denen viele auf der Suche nach wohlhabenden Geschäftsmännern und respektierten Politikern als Ehemänner waren; andere wieder stiegen in die Prostitution ab und lebten abhängig von ihren Zuhältern.

7. Rück- und Abreise

Mokelumne Hill war die letzte Goldrausch-Stadt, die Weerth auf seiner Reise erwähnt. Von dort trat er nach einer schlaflosen Nacht seine Rückreise an und erreichte am gleichen Nachmittag Sacramento, das zwischen dem *Northern* und dem *Southern Gold Country* lag, das nach San Francisco damals die zweitgrößte Stadt Kaliforniens war und im Februar 1854 (zur Zeit von Weerths Aufenthalt) zur Hauptstadt des Staates Kaliforniens wurde, was sie auch noch heute ist. Auch Sacramento verdankte sein Wachstum dem Goldrausch. Da der Sacramento-Fluss von der San Francisco Bay aus schiffbar war, wurde die Stadt schnell zum Umschlaghafen für die von den *minern* im Landesinneren benötigten Waren. Weerth beschreibt Sacramento folgendermaßen: „Regelmäßig, aus Backsteinen erbaut, mit vielen schönen Häusern, Hunderten von Läden und Bankhäusern, in denen die Miner den Goldstaub gegen gemünztes Geld umzusetzen pflegen."[55]

Nach einem sehr kurzen Aufenthalt in Sacramento begab sich Weerth wieder an Bord eines Steamers zur Rückfahrt über Benicia nach San Francisco. Seine Reise in das Landesinnere Kaliforniens und seinen Besuch der Goldrauschgegend fasst Weerth wie folgt zusammen: „Meine ganze Reise hatte 5 Tage gedauert, und ich sah auf ihr das Herz Kaliforniens, Länder, Flüsse, Berge, Täler, Ackerbau, Minen, kurz alles, was von hier aus die Welt in so weiten Kreisen bewegt hat."[56]

Auffällig ist bei dem sehr ausführlichen Bericht Weerths über seinen Besuch der Goldrausch-Städte, dass in ihnen keine Rede ist von jenen des Goldrausch begleitenden Exzessen, wie u. a. der Spielsucht der Goldgräber,

55 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 802.
56 Ebd.

den überall anzutreffenden Spielhöllen, der allgemeinen Gesetzlosigkeit, den alltäglichen Schießereien und häufigen Morden, den *dance halls* und den *dance girls* und der weit verbreiteten Prostitution. All das wird Weerth erlebt und gesehen haben, doch er hat es mit Rücksicht auf seine besorgte Mutter verschwiegen. Ursprünglich hatte Weerth vor, nach seiner Rückkehr aus dem Landesinneren noch länger in San Francisco zu bleiben: zum einen, weil er sich sicher war, dass er diese ihn so faszinierende Stadt nicht so schnell wiedersehen würde, und zum anderen, weil er dort auch seinen Geschäften nachgehen musste. Wie jedoch so oft bei seinen Reisen musste er seine Pläne ändern, wie er seiner Mutter berichtet:

Verschiedene Gründe veranlassten mich, meinen Aufenthalt in San Francisco sehr abzukürzen. Meine Reise dahin kommt mir jetzt selbst fast wie ein Traum vor; aber ich bin froh, dass ich jene Tour unternahm, denn ich habe einen Blick in eine neue Welt getan.[57]

Am 12. Februar 1854 war Weerth in San Francisco an Land gegangen. Nach zweieinhalb-wöchigem Aufenthalt in Kalifornien verließ er San Francisco an Bord des „großen Steamers" „John L. Stephens" am 1. März 1854.[58] Nach kurzem Aufenthalt in Acapulco traf Weerth dann am 14. März 1854 in Panama ein.

Nach seiner Rückkehr von seiner ersten großen Übersee-Reise nach Westindien, Nord-, Mittel- und Südamerika (1852-1855) nach Europa zieht Weerth in einem Brief an seinen Bruder Wilhelm vom 20. Juni 1855 wie folgt Bilanz:

> Wenn ich bedenke, dass ich den ganzen amerikanischen Kontinent, mit Ausnahme der älteren Vereinigten Staaten, in dieser Zeit bereiste und namentlich so viele Touren im Inneren machte, so habe ich alle Ursache, mich zu freuen, dass ich diese Strapaze gesund überstand.

Im selben Brief fügte Weerth hinzu:

> Der praktische Erfolg meiner Tour ist relativ. An verschiedenen Punkten reüssierte ich vollkommen [...], an anderen Orten war ich weniger glücklich, namentlich weil mich politische Unruhen in den südlichen Republiken an Unternehmungen hinderten. Aber es ist die Basis für spätere Geschäfte gelegt.[59]

57 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 806.
58 Ebd., S. 804.
59 Ebd., S. 891.

Weerth äußert sich über die Art der Geschäftsverbindungen, die er in San Francisco anknüpfte, in keinem seiner Briefe weiter ausführlich. So ist anzunehmen, dass sein Besuch Kaliforniens ihm in geschäftlicher Hinsicht zwar wenig eingetragen hatte, dies jedoch durch seine persönlichen Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen mehr als aufgehoben wurde. Weerth bereute seine Tour nach Kalifornien keineswegs, wie er seiner Mutter zusammenfassend schrieb: „Ich muss sagen, ich tat sehr recht daran, diesen Abstecher zu machen; nun handelt es sich darum, wie man davon profitieren kann."[60]

8. Highway 49

Es ist interessant, Weerths Reiseroute aus dem Jahre 1854 heute nachzuvollziehen. Nach Verlassen von San Francisco reiste Weerth über Benicia, Stockton, Jamestown, Sonora, Carson Hill, Mokelumne Hill, Sacramento und Benicia wieder zurück nach San Francisco, was eine Rundreise von ca. 540 Kilometer ausmachte, die er in fünf Tagen zurücklegte.

Die *Southern Mines* erstreckten sich von Mariposa im Süden bis nach Placerville im Norden. Der von Weerth eingeschlagenen Route von Jamestown nach Placerville, wo Weerth auf den heutigen Highway 50 nach Sacramento abzweigte, folgt heute der nach dem Goldrausch bezeichnete „Historic Highway 49" mit dem Motto: „Travel through time on Highway 49!"[61] Highway 49 ist auch als „Gold Country Highway" oder „Mother Lode Highway 49" bekannt. Der 475 Kilometer lange Highway 49 verläuft in nordöstlicher Richtung von Oakhurst in der Sierra Nevada bis nach Vinton in der Nähe zur Staatsgrenze nach Nevada und schlängelt sich sowohl durch die *Southern Mines* als auch die *Northern Mines*. Und wer heute die Strecke von Jamestown bis Mokelumne Hill befährt, betritt nicht nur historischen Boden, sondern begibt sich gleichzeitig auch auf Weerths Spuren.

60 Ebd., S. 806.

61 Your guide to the Mother Lode: Travel through time on Highway 49. http://www.historichwy49.com/mainmap.html.

9. Der Goldrausch in der Literatur

Ich zähle Weerths Reisebriefe aus der Neuen Welt zur Kategorie Reiseliteratur: Sein ausführlicher Brief über seinen Kalifornien-Aufenthalt an seine Mutter vom Februar und März 1854 ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür.

Der Berliner Verleger Franz Duncker, der mit Weerths Cousine zweiten Grades Lina Duncker (geb. Tendering) verheiratet war[62], hatte Weerth wiederholt ersucht, „ein hübsches Buch über Westindien und Mittelamerika zu schreiben". Franz Duncker klagte darüber, dass es in Deutschland „an interessanten Büchern und unterhaltend geschriebenen Reisebeschreibungen" fehlte und bat Weerth, seine „schönen Fahrten in einem kleinen Bande zu beschreiben" und ihm „populär geschriebene Skizzen aus Amerika zu senden", die er dann veröffentlichen würde. Er fügte hinzu: „Ihre Briefe sind sämtlich vollkommen druckreif."[63] Doch Weerth war trotz wiederholter Bitten Franz Dunckers nicht dazu zu bewegen, noch einmal publizistisch aufzutreten.

Wie Weerth war auch Mark Twain ein unruhiger Geist. Im Jahre 1861 folgte Mark Twain seinem Bruder Orion, der zum Secretary of Nevada Territory ernannt worden war, nach Carson City, der Hauptstadt des Gebiets. Dort wurden im Jahre 1858 riesige Silbervorkommen in der Sierra Nevada entdeckt, die zu einer ähnlichen Stampede führten, wie es Kalifornien zehn Jahre vorher erlebt hatte. In seinem Reise- und Erlebnisbericht *Roughing It* schilderte Mark Twain seine Erfahrungen als Silbergräber und Reporter als „a personal narrative [...] a record of several years of variegated vagabondizing [...] an interesting episode in the history of the Far West [...] the rise, growth and culmination of the silver-mining fever in Nevada."[64]

Die Parallelen zwischen Georg Weerth und Mark Twain sind offensichtlich. Beide waren sowohl Augenzeugen als auch Reporter dieser weltbewegenden Epoche in der amerikanischen Geschichte, die sie uns in ihren detaillierten und auf fundierten Sachkenntnissen beruhenden Schilderungen lebendig vor Augen führten: Bei Mark Twain ging es sowohl um den Silberrausch in Nevada als auch um den Goldrausch in Kalifornien und bei Weerth um den Goldrausch in Kalifornien.

62 Vgl. dazu Zemke: Georg Weerth (wie Anm. 1), S. 233.
63 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 695, 790, 791.
64 Twain: Roughing It (wie Anm. 30), PROFATORY, o. S.

Sowohl Georg Weerth in seinem Reisebericht als auch Mark Twain in *Roughing It* wandten sich an eine Laienleserschaft: Georg Weerth an seine Familie in Detmold und Mark Twain in seiner „personal narrative" an den „general reader". Mark Twain und Georg Weerth setzten bei ihren Lesern keine mineralogischen Vorkenntnisse voraus, weswegen Mark Twain in *Roughing It* und Georg Weerth in seinem Reisebericht die unterschiedlichen Arten der Goldgewinnung sehr detailliert und leicht verständlich beschreiben. Bei Mark Twain kam noch hinzu, dass er sich aus eigener Erfahrung als Silbergräber des Dialekts der *miner* bediente. Was Mark Twains persönliche und anekdotische Schilderung von Weerths unterscheidet, sind der Humor und die Selbstironie, etwa wenn Mark Twain erklärte, dass er zwar im Umgang mit Schusswaffen geübt sei, sein Revolver jedoch so untauglich war, dass er damit nichts treffen konnte, oder wenn er behauptete, dass er bei etwas mehr Engagement es fast zum Millionär gebracht hätte. Im Gegensatz zu Mark Twain, der eine Zeit lang sein Glück als Silbergräber versuchte, beließ es Weerth bei einem Besuch des Gold Country, wie er seiner Mutter gegenüber erklärte: „Für Gold interessieren wir uns alle, aber leider habe ich weder Zeit noch Lust, solches zu waschen, und denke, dass ich es schon auf andre Weise verdiene."[65] Dagegen gestand Mark Twain:

> By and by I was smitten with the silver fever. ‚Prospecting parties' were leaving for the mountains every day, and discovering and taking possession of rich silver-bearing lodes [...] Plainly this was the road to fortune [...] I would have been more or less than human if I had not gone mad like the rest.[66]

So schloss sich Mark Twain einer Gruppe von Silbergräbern an. Anschaulich schilderte er in *Roughing It*, dass sie in der Tat auf eine unentdeckte und sehr ergiebige Silberader stießen, ihren „claim" auch rechtmäßig anmeldeten, aber aufgrund anderer Ablenkungen vergaßen, von ihrem „claim" Besitz zu ergreifen und ihn zu bearbeiten, woraufhin ihr Anspruch verloren ging. Dieses Geständnis Mark Twains erinnert an Weerths seiner Mutter gegenüber gemachten lapidaren Kommentar über die Ähnlichkeit zwischen glücklichen *minern* und glücklichen Spielern: „Wie gewonnen, so zerronnen."[67] Mark Twain schreibt reumütig:

---

65 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 802.
66 Twain: Roughing It (wie Anm. 30), S. 183f.
67 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 802.

> We would have been millionaires if we had only worked with pick and spade one little day on our property and so secured our ownership. [...] I can always have it to say that I was absolutely and unquestionably worth a million dollars, once, for ten days.[68]

Abgesehen von Mark Twain war es Bret Harte (1836-1902), der den kalifornischen Goldrausch in seinen Werken verewigt hat. Wie Weerth hatte auch Bret Harte in einem Handelsbüro gearbeitet, war 1854 nach Kalifornien umgezogen, wo er sich bis 1872 aufhielt und abwechselnd als Lehrer, Verkäufer, Eilbote, Drucker und Journalist arbeitete.[69] Zur Zeit von Weerths Kalifornien-Besuch hielt sich Bret Harte in Angels Camp im Southern Gold Country auf. Da sich Angels Camp auf der Strecke zwischen Carson Hill und Mokelumne Hill befand, muss Weerth hier durchgereist sein, erwähnt es jedoch in seinem Reisebericht nicht. Obwohl Bret Harte sich im Gegensatz zu Mark Twain nie als *miner* betätigte, spiegeln seine Erzählungen seinen Umgang mit *minern* wider. Zu Bret Hartes bekanntesten Kurzgeschichten gehören *The Luck of Roaring Camp* (1868), dem sein Aufenthalt in Angels Camp als geschichtlicher Hintergrund diente, *The Outcasts of Poker Flat* (1869) und *Tennessee's Partner* (1869).

Bret Hartes Kurzgeschichten spielen in der Zeit von 1850 bis 1854 und behandeln das in den *Mining Camps* anzutreffende bunte Menschengemisch, das aus Goldgräbern, Glücksspielern, Kriminellen, Prostituierten und Einzelgängern bestand. Über diese außerhalb der Gesellschaft Stehenden zu schreiben, galt damals nicht als salonfähig. Auf Grund des Lokalkolorits, Dialekts und seiner realistischen Darstellung wurde Bret Harte zu einem Mitbegründer einer neuen Literatur des Westens und übte auch entscheidend Einfluss auf Mark Twain aus.[70]

Einerseits stimmt es, dass sich Bret Harte im Gegensatz zu Mark Twain in seinen Erzählungen auf keine eigenen Erfahrungen als Bergmann berufen konnte, doch andererseits half er, den Mythos des Goldrauschs mit zu kultivieren, weswegen er sich auch heute noch großer Beliebtheit erfreut. Er schuf die „local colour story", wie Mark Twain anerkennend äußerte: „Bret

68 Twain: Roughing It (wie Anm. 30), S. 287.

69 Vgl. Gary Scharnhorst: Bret Harte (Twayne's United States Authors Series 600), New York: Twayne 1992 sowie J. Floyd: Claims and speculations: Mining and Writing in the Gilded Age, Albuquerque: University of New Mexico Press 2012.

70 Vgl. dazu Ayck: Mark Twain (wie Anm. 29), S. 31.

Harte got his California and his Californians by unconscious absorption, and brought both of them into his tales alive."[71]

Obwohl Weerth die Goldgräber im Tagebau bei der Arbeit sah (und selbst auch vorher schon ein Silberbergwerk in Rayas in Mexiko unter Tage besucht hatte), hatten weder er noch Bret Harte oder Jack London, der gleichfalls über das Leben der Goldsucher schrieb, sich je selbst, bewaffnet mit Schaufeln und Schüsseln, als Goldschürfer versucht. Nur Mark Twain arbeitete eine Zeit lang als Silberschürfer auch unter Tage, weswegen er auch behaupten konnte: „No one can talk the quartz dialect correctly without learning it with pick and shovel and drill and fuse."[72]

10. Fazit

Weerths Besuch der Goldrausch-Städte zeugen von seiner Abenteuerlust und seinem Pioniergeist. Zeit seines Lebens war es Weerths Devise, wenn möglich, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden: Sein Aufenthalt in Kalifornien dokumentiert dies anschaulich. So erlebte Weerth einerseits ein unzivilisiertes Kalifornien im Landesinnern (Spielhöllen, Mord und Todschlag, Selbstjustiz durch Lynchmobs, Trunkenheit und Prostitution), doch andererseits genoss er in San Francisco einen fast europäischen Lebensstil und verkehrte in den besten Kreisen der Gesellschaft.

Wenn Weerth seiner Mutter schrieb, dass er „sehr froh" war, „dass ich jene Tour unternahm" und hinzufügte: „Ich muss sagen, ich tat sehr recht daran, diesen Abstecher zu machen"[73], so erinnert das an seinen Brief an Karl Marx vom 28. April 1851, in dem Weerth, rückblickend auf seine Mitarbeit an der *Neuen Rheinischen Zeitung*, stolz schrieb: „Ich will nicht sagen, dass dies mein Verdienst war; aber ich bin dabeigewesen."[74] Mit Recht hätte Weerth auch von seinem Besuch Kaliforniens während des Goldrauschs behaupten können: „Ich bin dabeigewesen."

---

71 Mark Twain: What Paul Bourget Thinks Of US. In: The North American Review Vol. 160, No. 458 (Jan. 1895), S. 48-62, hier S. 51 (http://www.jstor.org/stable/25103456)

72 Mark Twain: Is Shakespeare Dead??? From My Autobiographie, New York/London: Harpers & Bros. 1909, S. 75.

73 GW. SB. II (wie Anm. 2), S. 806.

74 Ebd., S. 601.

Bedenkt man, dass Weerth bereits 1856 34-jährig an der Malaria in Havanna starb, ist es erstaunlich, wie viel er in seinem kurzen, aber bewegten Leben vollbracht hatte. Als Augenzeuge, Teilnehmer und Chronist ist er bei zwei der weltbewegendsten Ereignissen des 19. Jahrhunderts, der Revolution von 1848 in Deutschland und dem im selben Jahr einsetzenden Goldrausch in Kalifornien, „dabeigewesen".

Alexander Ritter (Hamburg)

Kontroversen über Nationalliteratur, Copyright, *Piracy* und kapitalistischen Buchmarkt in der US-Öffentlichkeit der 1840er Jahre

Der Fall des Erfolgsautors *Seatsfield* (Charles *Sealsfield*) und *hero of American literature* im Zentrum des Konfliktfeldes

„There is at this moment waging in our midst a great war between a Foreign and a Native Literature."
Cornelius Matthews (1842)

1. Die *Causa Seatsfield*

Eine zuverlässige Identitätskontrolle ist zu dieser Zeit noch nicht möglich. Man muss dem 33-Jährigen *plantation-owner* glauben, der sich unter selbst gewählter Identität als „*CMSealsfield*" beim Gouverneur von Louisiana vorstellt, einen Wohnsitz in Louisiana angibt, Leumundszeugnisse präsentiert, sein Vorleben samt Taufnamen Carolus Magnus Postl verschweigt und diese nur in der Unterschrift des „safe conduct pass" (US-Schutzzusage) andeutet.[1]

Die administrierenden Herren, Gouverneur Henry Johnson (Louisiana, USA), Albin Eusèbe Michel de Grilleau, Kanzler des französischen Konsulats, und C. N. Morant, Kapitän des amerikanischen Vollschiffs „American", können nicht ahnen, dass sie dem Reisenden im Juni 1826 zu einer amerikanischen Identität mit dem anglophonen Namen Charles Sealsfield (1793-1864) verhelfen und ihn in die nationale *machinery of identification and integration* einbeziehen. Indem Johnson den Status als US-*resident* legitimiert, vermittelt er dem politischen Österreichflüchtling und Priester durch Identitätswechsel von *Postl* zu *Sealsfield* eine provisorisch gesicherte Existenz. Dieser Akt ist mit weitreichenden Konsequenzen für Sealsfield verbunden.

1 Alexander Ritter: Grenzübertritt und Schattentausch: Der österreichische Priester Carl Postl und seine vage staatsbürgerliche Identität als amerikanischer Literat Charles Sealsfield. Eine Dokumentation. In: Freiburger Universitätsblätter 38 (1999), S. 39-71. Zum aktuellen Forschungsgang vgl.: Alexander Ritter (Hrsg.): SealsfieldBibliothek. Bd. 1ff., Wien: Präsens 2004ff.

Er absolviert als ‚Amerikaner' Sealsfield die Karriere eines deutschsprachigen ‚amerikanischen' Autors von Amerika-Romanen (1833-47) und reüssiert 1844/45 als englischsprachiger ‚amerikanischer' Autor unter der Fehlschreibung *Seatsfield* kurzfristig zum Protagonisten der amerikanischen Nationalliteratur, nachdem *The Boston Daily Advertiser* am 20. März 1844 in Folge von Theodor Mundts (1808-1861) Urteil aus dem Jahr 1842[2] ihn als „The Greatest American Author" einer nationalen *democratical American literature* apostrophiert hat.[3]

Welche kulturpolitische Dimension diese ihm zugewiesene Funktion hat, zeigt sich u. a. an den Stellungnahmen von Edgar Allan Poe (1809-1849; *Doings of Gotham*, Juni 1844) und Nathaniel Hawthorne (1804-1864; *A Select Party*, Juli 1844), die im Zusammenhang mit Ralph Waldo Emersons (1803-1882) programmatischem Essay *The Poet* von 1844 zu lesen sind. Ursache dafür ist der Umstand, dass sich Mitte der 1840er Jahre die amerikanische Nationalliteratur in einer Art *statu nascendi* befindet.[4] Die Öffentlichkeit, durch Intellektuelle und Medien für eine literarkulturelle Neuordnung sensibilisiert, reagiert daher auf die Amerika-Romane Sealsfields mit Emphase. Poe hat die Auseinandersetzung um „the great Seatsfield" treffsicher charakterisiert. Es handelt sich tatsächlich um einen „uproar".[5]

Beide Umstände, Sealsfields Gestaltung des aktuellen Amerikabildes in Romanen und Mundts Einschätzung, veranlassen ebenfalls die Kommerzialisierung seiner übersetzten Texte. Darüber hinaus belegt die landesweite Resonanz, dass die *causa Seatsfield* für den Zeitraum 1844/45 paradigmatisch jene Mechanismen aufzeigt, welche intellektuelles Leben, Medienverhalten und Verlagsaktivitäten im Kontext von Kulturpolitik, Pressereaktion, Copyright-Debatte sowie von Nachdruck- und Vermarktungsaktivitäten

2 Theodor Mundt: Die Literatur der Gegenwart, Berlin: Simion 1842, S. 405-430, hier S. 425f.

3 [Anonym]: The Greatest American Author. In: The Boston Daily Advertiser (20.03.1844). Vermutlicher Verfasser: Nathan Hale (1784-1863), Journalist, Verleger.

4 „THE GREAT UNKNOWN". In: Boston Courier Semi Weekly vom 4.04.1844, vgl. auch die Ausgabe vom 18.04.1844; Nathaniel Hawthorne: A Select Party. In: The United States Magazine, and Democratic Review, Vol 15 (July 1844), No. 73, S. 33-40; Ralph Waldo Emerson: The Poet. In: ders.: Essays: Second Series, Boston: James Munroe and Company 1844.

5 Edgar Allan Poe: Doings of Gotham [Letter IV]. In: Columbia Spy 15 (1844), S. 3.

bestimmen: der Text als unterhaltsame wie weltanschauliche Dokumentation, das Buch als Handelsware, der Autor als Produktmarke.

2. Copyright-Lücke

In New York City konzentrieren sich zu der Zeit, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Zeitschriftenredaktionen, Verlage und Druckereien.[6] Die miteinander konkurrierenden und kooperierenden Unternehmen wie *Brother Jonathan* und *The New World (TNW)* verfolgen kapitalistische Marktinteressen, die sie mit Raubdruck *(piracy)* sowie mit forcierten Werbe- und Distributionsmaßnahmen durchzusetzen versuchen. Das dafür symptomatische *Seatsfield*-Phänomen ist auch eine Folge der urheberrechtlichen, literargeschichtlichen, drucktechnischen und geschäftlichen Gunstumstände. Zu diesen gehörten die produktions- und literarästhetischen Vorstellungen von einer US-Nationalliteratur, die angloliterarische Orientierung amerikanischer Autoren wie auch der Leser und das Fehlen eines *International Copyright*.[7]

Der zunehmend unautorisierte Nachdruck amerikanischer wie englischer Texte in Billigeditionen, initiiert durch den Großverlag Carey (Philadelphia), folgt dabei einer Kalkulation, die sich aus Betriebskosten minus Honorarzahlung errechnet. Diese Situation wird ab den 1830er Jahren als Dilemma empfunden und provoziert die Debatte über eine juristische Regelung. Während für Großbritannien der *Copyright Act* (1842, 5 & 6 Victoria c. 45; Schutzzeit 42 Jahre)[8] und für die Vereinigten Staaten das *Copyright-Law* vom 31. Mai 1791 („Chace Act"; 1 Stat. 124, chap. 15; Schutzzeit 14 Jahre,

6 Frank Luther Mott: A History of American Magazines, 1741-1850, New York/London: Appleton 1930.

7 Zu dieser Entwicklung vgl.: Andrew J. Eaton: The American Movement for International Copyright, 1837-60. In: The Library Quarterly: Information, Community, Policy 15 (1945), S. 95-122; Meredith L. McGill: American Literature and the Culture of Reprinting, 1834-1853, Philadelphia: Univ. of Pennsylvania Press 2003; Adrian Johns: Piracy. The Intellectual Property Wars from Gutenberg to Gates, Chicago/London: Univ. of Chicago Press 2009; Jessica DeSpain: Nineteenth-Century Transatlantic Reprinting and the Embodied Book, London/New York: Routledge, Taylor & Francis Group 2016.

8 John Feather: Publishing, Piracy and Politics. An Historical Study of Copyright in Britain, London: Mansell 1994.

bindend für US-Staatsbürger und *residents*) gelten, entscheiden sich Letztere erst Ende des Jahrhunderts für den *International Copyright Act of 1891* (26 Stat. 1106, chap. 565).[9]

Diese Debatte verschärfen Charles Dickens' (1812-1870) Forderungen, die er zu Beginn seines US-Aufenthaltes vom Januar 1841 bis Juni 1842 vor Politikern, Literaten, Honoratioren und Journalisten erhebt. Er verlangt als Schriftstellerautorität und Standespolitiker aus nationalliterarischer, moralischer, juristischer und kommerzieller Sicht, Literaturfunktionäre und der *American Congress s*ollten umgehend die Rechtslage zum geistigen Eigentum klären und die Autoren vor illegalem Nachdruck schützen. Die Presse reagiert darauf teilweise dezidiert ablehnend:

> It happens that we want no advice upon this subject, and it will be better for Mr. Dickens, if he refrains from introducing the matter hereafter. But is not pleasant to pursue the question further at this time.[10]

Cornelius Matthews (1817-1889), ein nationalliberaler amerikanischer Journalist, unterstützt Dickens u. a. mit dem Referat *On International Copyright* (New York City, 19.02.1842), das er mit dem Appell beschließt:

> There is at this moment waging in our midst a great war between a Foreign and a Native Literature. The one claims pay, food, lodging and raiment; the other battles for free of all charges [...]. I offer you, Mr. President, – *An International Copyright* – The only honest turnpike between the readers of two great nations.[11]

Es ist vor allem der Raubdrucker Jonas Winchester von *The New World*, der sein Geschäftsmodell bedroht sieht. Er mischt sich zwischen Juni 1842 und Januar 1844 mit großem Engagement und gezielter Propagandaaktivität in den Copyright-Diskurs ein. Sein piracy-"*system*", so meint er, sei im Unterschied zur Konkurrenz ein selbstloser Dienst für den „portly old gentleman,

9 Thomas Hoeren: Charles Dickens and the International Copyright Law. In: Journal of the Copyright Society of the USA 63 (2016), S. 341-352.

10 K[enneth] J[oshua] Fielding (Hrsg.): The Speeches of Charles Dickens, Brighton: Harvester Wheatsheaf 1988, S. 17-32, bes. S. 21. Zur Meinung in der Presse vgl. hier: The Daily Times (Hartford) vom 9.02.1842.

11 Das Referat findet sich in: The Various Writings of Cornelius Matthews, New York: Harper & Brothers 1868, S. 355-370, hier S. 355-358.

the Public" und „*shall do more for American authors in a year than the international copyright law would in a century* [...]". Drei Wochen später setzt er seine Polemik mit dem Artikel „*Copyright, Domestic and International*" fort. Der Dissens über Honorarzahlung sei eine bloße Folge der anarchischen „present condition of the field of letters in America", denn die englische Literaturgeschichte belege, dass große Geister keines großen Entgelts bedürften.[12]

Seinen Gedankengang ergänzt er noch am selben Tage durch den Hinweis auf die britische Verlagspraktik der gewinnsüchtigen „Literary Loafers" und das „trading system of the great DEALERS IN TRANSMARINE STORES, in Cliff Street and the Broadway".[13] Diese Händler demonstrierten, dass man zum Wohle eigener Nationalliteratur ohne Copyright billiger produzieren könne. Würde dieses Vorgehen zukünftig nicht mehr möglich sein, dann werde „the Mind of England [...] be dominant in the United States. English thoughts will give birth to English Feeling – American principles will be ‚out of print – and Republicanism will be lost in Republicationism'!"

Als vorgeblich patriotischer Amerikaner spitzt Winchester seine Attacken gegen ein Copyright weiter zu. In dem Beitrag *A LETTER TO CHARLES DICKENS, ESQ.,* datiert „*New York, December 1, 1843*"[14], greift er diesen unter dem Kürzel „F.W.X.Y.Z.S." persönlich an. So habe jener moralische Selbstdemontage betrieben und Verärgerung ausgelöst, da für ihn ja wohl nur „the pecuniary interest" von „Dollars or Cents" gelten würde. Dickens könne niemanden zu Copyright-Entscheidungen nötigen, zumal er mit seinem Bericht *American Notes* (1842) zeige, dass er den „transition state" – den politischen Übergangszustand – der Vereinigten Staaten zu einer „distinct nationality" – einer eigenständigen Nation – nicht verstanden habe. Winchester offenbart im selben Artikel seine Krämergesinnung, indem er verspricht, er werde ihn weiterhin unautorisiert publizieren, damit jeder begreife, dass Dickens' Literatur „*not worth reading*" sei.

12 The New World (demn.: TNW) vom 25.06.1842.

13 Sortimenter, die in New York Bücher europäischer Verlage zu hohen Ladenpreisen anbieten. Vgl. dazu: Our Cheap Edition. In: TNW vom 4.06.1842.

14 TNW vom 6.01.1844.

3. *Piracy*-Kultur

Die Copyright-Lücke ist die Grundlage der ausschließlich markt- und leserorientiert agierenden *piracy*-Unternehmen. Sie animiert dazu, unmittelbar nach Erscheinen von Texten englischer wie amerikanischer Schriftsteller[15] diese vom Londoner Buchmarkt in die USA zu holen, erneut zu setzen, zu drucken und zu distribuieren. In der Ann Street von Manhattan, New York, „the Paternoster Row of America", finden sich, wie bereits erwähnt, alle wichtigen US-amerikanischen Zeitschriftenredaktionen und Druckereien sowie der Verlagsbuchhandel.[16] Die journalistischen und buchhändlerischen Unternehmungen verfolgen ihre Geschäftsinteressen mit den Mitteln von „hybrid publishing formats"[17] und massenhafter Produktion.[18]

In der literatur- und mediengeschichtlichen Forschung sind die Definitionen der Begiffe *piracy* und *reprint* umstritten. Dabei teilte etwa die Literaturwissenschaftlerin Meredith McGill in ihrer Studie von 2003 Winchesters ‚moralische' Argumentation. Sie erklärte, dass „reprinting [...] nationalist aims" durchaus folgen könne, „using foreign texts to refract an image of the nation as a whole that was seemingly impossible to produce by domestic means alone". Dies führe aber dazu, dass ein „literary marketplace" entstehe, „suffused with unauthorized publications" und der „odd concentration of usefulness and currency as grounds of literary value":

15 Um in den USA eine Werkverbreitung in hoher Auflage bei Niedrigpreis zu erreichen, lassen US-Autoren ihre Manuskripte in England publizieren und als Reprint in den USA nachdrucken.

16 Edwin G. Burrows/Mike Wallace: Gotham. A History of New York to 1898, New York/Oxford: Oxford University Press 1999, hier S. 452-795; New York City – Printers and Booksellers – Yodelout! New York City History, unter: http://new-york-city.yodelout.com/new-york-city-printers-and-booksellers/ (abgerufen am 18.04.2018).

17 Zu dieser Form der Veröffentlichung, gemeint ist die Publikation desselben Texte in verschiedenen Druckformaten, frei von Binde- und Lagerungskosten, so z. B. im Serienabdruck als „story-papers" (niedrige Versandkosten), als Auszüge in Provinzzeitungen, „rail-road editions" usw., vgl. McGill: American Literature (wie Anm. 7), S. [1]-44, hier S. [1]-15 u. 20f.; Johns: Piracy (wie Anm. 7), S. 179-211 u. 291-326; DeSpain: Nineteenth Century (wie Anm. 7), S. [1]-15.

18 Johns: Piracy (wie Anm. 7), S. 302f. u. 304.

> The emphasis of reprinters on getting books and periodicals to new group of readers shifts the locus of value from textual origination to editing and arrangement, placing authorship under complex forms of occlusion. In reprints authorship is not the dominant mode of organizing literary culture; [...].[19]

Im Gegensatz dazu urteilte Adrian Johns in seinem Buch 2009. Der Nachdruck sei vielmehr als „act of defiance" Bestandteil des nationalistischen „Jacksonian America" und müsse als „utterly piratical" eingestuft werden. Die massenhafte Verteilung nachgedruckter Literatur landesweit bewirke als „national political economy [...] the political economy itself"[20]: die ökonomische Idee dominiere auf diese Weise vollkommen den literarischen Gegenstand. Dieser Einschätzung schloss sich erst jüngst Jessica DeSpain in ihrer Untersuchung von 2016 an, in der sie auf die negativen nationalliterarischen Folgen von massenhaften Nachdrucken hinwies: „[...] authors, bookmakers, and readers, the culture of reprinting marked just such a crisis of period [...] creating both anxiety and opportunity." Dieses Vorgehen von Verlegern und Buchhändlern sei für die Ausbildung einer *national identity* in hohem Maße kontraproduktiv, denn es führe zur Anglisierung amerikanischer Schriftstellerkonzepte.[21] Das damalige „transatlantic reprint business" sei ein Spiel („game") mit Texten als Konsumprodukt des täglichen Bedarfs gewesen.[22]

Um Raubdruck kontinuierlich betreiben zu können, bedarf es fortlaufender Versorgung mit aktuellen honorarfreien Vorlagen, auch durch betrügerische Produktbeschaffung.[23] Das Billigprodukt muss vor dem Eintreffen des teuren Originals bereits verteilt sein. Der Journalist Matthews beschreibt die Verfahrensweisen für dieses System im Jahr 1842 sehr eindrücklich:

> A new work reaches this country, well worthy of being printed by some prominent house, furnished to the librarians, and put into the hand of a liberal circle of readers in due course of trade. This would be proper and natural. On the contrary, twenty, yea fifty or a hundreds hands are thrust forth, spasmodically,

19 McGill: American Literature (wie Anm. 7), S. 23 u. 39.

20 Johns: Piracy (wie Anm. 7), S. 179, 189 u. 204.

21 DeSpain: Nineteenth Century (wie Anm. 7), S. [1]-15, zu Dickens vor allem S. 17-50.

22 Johns: Piracy (wie Anm. 7), S. 295-304.

23 Vgl. dazu etwa: Prozess vom 09.06.1841: General Sessions: The Grand Jury The Brother Jonathan vs. The New World. Gegenstand: Nachdruck des Romans Barnaby Rudge, A Tale of the Riots of the Eighty von Charles Dickens (1840f.). In: The New York Herald (10.06.1841).

> to clutch the first landed copy: it is followed, watched to its destination; violent hands are perhaps laid upon it to snatch it from its first possessor; it is reprinted; early copies are dispatched into the country; new editions follow, in pamphlet, in book, by chapters in a thousand newspapers; the land is vocal with the unrestricted chuckle of the daily and weekly press over this new acquisition; while no other writer, whatever his merit, if his popularity be but a degree less, is listened to.[24]

Den Zusammenhang von Produktionsprozess, Printformat und niedrigem Ladenpreis veranschaulicht dann auch Winchester 1843:

> The above works will be issued within 30 hours after the arrival of the Steamer, in a DOUBLE EXTRA OCTAVO NUMBER of the New World, at 12 ½ Cent a copy, ten copies for$ 1 – or $ 8, a hundred, in Agents. / FIVE NEW WORKS / For 12 ½ Cents monthly, or one Dollar per annum, in advance.[25]

4. Winchester und das *Seatsfield-Syndrom*

Die amerikanische Ökonomie prosperiert in den 1830er und 1840er Jahren. Rohstoffförderung, Verarbeitungsindustrie und Infrastrukturprojekte führen zu Formen der kapitalistischen Wirtschaftsorganisation. Im Zuge der sogenannten *American Renaissance* partizipiert, trotz wachsender sozialer Spannungen, auch der *common man* am Wohlstand[26], von dessen Nachrichteninteresse wiederum die Medienbranche mit einem ihrer führenden Unternehmer profitiert, Jonas Winchester (1810-1887).[27]

---

24 From The London Spectator. Copyright, domestic and international. In: TNW 4, Nr. 26 (1842), S. 412.

25 TNW Supplement (1843), Nr. 1. – Zu den damaligen Einkommensverhältnissen vgl.: Prices and Wages by Decade. Libraries. University of Missouri, unter: http://libraryguides.missouri.edu/pricesandwages/1840-1849. 1845 (abgerufen am 23.02.2017). Für Massachusetts (1845): Schuster: 7.00$/Woche (hoch), Metallarbeiter: 1.31$/Tag (ausgebildet, mittel); Tischler: ca. 1$/Tag; Schneider: 1.50$/Woche (hoch); Gold-/Silberschmied: 0,667$ (Frauen/hoch)/Aufseher: 2.25$/Tag (hoch); Hutmacher: 1.50$/Tag (hoch); Drucker: 8-9$/Woche; Buchbinder: 9$/Woche.

26 Mark C. Carnes (Hrsg.): A History of American Life, New York: Scribner 1996, insbes. S. 517-615.

27 James J. Barnes: Jonas Winchester: Printer, Speculator, Medicine Man. In: Journal of the American Printing History Association 5 (1983), Nr. 1, o. S.; Deborah

Winchester ist ein Paradefall für den Typus des modernen Frühkapitalisten, der Literatur als Konsumprodukt unabhängig von Autor, Textqualität und Urheberrechtsschutz versteht und die fabrikmäßige Billigproduktion von Literatur betreibt.[28] Er gründet 1839/40 im Mediendistrikt von New York (Ann Street Nr. 30) den eigenen Verlag *The New World* samt Papierfabrik, die gleichnamige Zeitschrift (1839-45) sowie weitere Periodika. Seine Herstellungs-, Werbe- und Verteilungsmaschinerie betreibt er zusammen mit den Übersetzern Gustav C. Hebbe und James A. Mackay.[29]

Betriebswirtschaftliches Ziel ist es, Literatur durch kostenarme Textreproduktion in hohen Stückzahlen in kürzester Zeit und durch umgehende Vermarktung als Fortsetzungsserie, Buch, Supplementa (großformatige Blätter zum Selbstbinden), verteilt über Abonnements (Subskription), Straßenverkauf (Zeitungsjungen) und Buchhandel, zu geringen Preisen maximal gewinnbringend umzusetzen. Auch wenn er anders argumentiert: Seine Produkte sind Handelsware, ein Dienst an sich selbst, nicht an der Nation.

Für Winchesters kommerzielle Aktivitäten sind die Umstände günstig. Die Öffentlichkeit, durch Intellektuelle und Medien für eine literarkulturelle Neuordnung zum Wohle von Nation und Identität sensibilisiert, reagiert daher auf die Amerika-Romane Sealsfields wie auf eine kulturpolitische Offenbarung. Initiator der Rezeptionsbereitschaft ist, wie erwähnt, Theodor Mundt mit seiner *Seatsfield*-Meldung. Sein jungdeutsches Interesse am demokratischen „Amerika" als aktuell „gesuchteste[r] Grammatik" – so eine Zuschreibung von Heinrich Laube (1806-1884)[30] – lässt ihn diesen den „transatlantischen Autoren" zuordnen. Sealsfield charakterisiere inhaltlich laut Mundt die „Schilderung der amerikanischen Landschaft" wie „des Nationellen und allgemein Menschlichen", und nationalpoetisch wirke er als der „große Charakteristiker seines Vaterlandes", als der ‚Entwickler' der „Poesie der amerikanischen Verhältnisse". Mit solchen Kriterien bestätigt Mundt die literarkulturellen Desiderata amerikanischen Literaturverständnisses, die Sealsfield als hellsichtiger Zeitzeuge bereits 1834 im Roman

---

G. Gorman: J. Winchester In: Peter Dzwonkoski (Hrsg.): American Literary Publishing Houses, 1638-1899. Dictionary of literary biography (DLB) 49, Teil 2: N-Z, Detroit: Gale 1986, S. 494.

28 Mott: American Magazines (wie Anm. 6), S. 418f.

29 Siehe dazu Anm. 69, 70.

30 Heinrich Laube: Der neue Unbekannte. Moderne Charakteristiken. Bd. 2, Mannheim: C. Löwenthal 1835, S. 344f.

George Howard's Esqu. Brautfahrt als nationalliterarische Mängel benennen lässt: Cooper sei „faul", Bulwer ein „unausstehlicher Phantast", Scott wirke „alt und abgedroschen". Man wünsche sich „ein paar Dutzend tüchtige, nagelneue Romane".[31]

Weil Winchester diese Defizite erkennt, sie mit seinen Texten zu kompensieren versucht, erfüllt er die messianische Ankündigung eines nationalliterarischen Wegweisers, wie sie von zwei führenden Intellektuellen im selben Jahr formuliert und definiert werden. Ralph Waldo Emerson, kunsttheoretischer Vordenker der *literary community*, antizipiert in seinem Essay The Poet von 1844 aus tranzendentaler Sicht den allgemein erwarteten „poet" als „sayer" und „contemporary [...] sovereign", der die amerikanische Welt in allen Facetten ‚besingen' werde.[32] Lewis Gaylord Clark, ein einflussreicher Redakteur aus New York, bestätigt Emersons vorausgesagte Ankunft des ‚nationalen Dichters' mit der Entdeckung *Seatsfields*:

> We must look upon SEATSFIELD as the exponent of young America. He is not an individual, but the age; not a myth, but a broad fact. His mission is doubtless to represent the idea of the whole inner habit of man, as it is developed among us.[33]

Die umgehende Verbreitung von Mundts Botschaft durch 211 Zeitungen (1844) belegt die Effizienz des damaligen Medienverbundes, der allein im Jahr 1840 nach Schätzungen einen Ausstoß von rund 40 Millionen Zeitungsexemplaren leistete[34] und das große nationale Interesse initiier-

31 Charles Sealsfield: Sämtliche Werke. Hrsg. von Karl J. R. Arndt. Bd. 11: Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre. I. George Howard's Esq. Brautfahrt (1834), Hildesheim: Olms 1976, S. 13.

32 Ralph H. Orth/Alfred R. Ferguson (Hrsg.): The Journals und Miscellaneous Notebooks of Ralph Waldo Emerson. Bd. 9: 1843-1847, Cambridge (Mass.): Belknap Press 1971, S. 210 u. 496. Siehe auch: American Transcendentalism Web: Ralph Waldo Emerson. Essays: Second Series (1844), mit "The Poet", unter: http://transcendentalism-legacy.tamu.edu/authors/emerson/essays/poettext.html (abgerufen am 18.04.2018).

33 Lewis Gaylord Clark: The Knickerbocker, (New York City) August 1844, S. 185.

34 Zu den Zahlen vgl. u. a.: American Newspapers, 1800-1860. A guide to understanding and using antebellum American newspapers. University Library, University of Illinois, unter: http://guides.library.illinois.edu/antebellum-american-newspapers (abgerufen am 18.04.2018); Geschichte der Zeitungen der

te.[35] Die Nachricht scheint den cleveren Verleger und Kaufmann Winchester elektrisiert zu haben, denn er begreift als erster jenes Geschäftspotential, das in Sealsfield steckt und das auf der nationalideologischen Autorisierung seiner Existenz als Amerikaner, der anglophonen Lautung seines Namens und der spezifisch amerikanischen Thematik seiner Romaninhalte gründet. Sealsfield ist als *Seatsfield* für Winchester ein kommerzieller Glücksfall:

> Sealsfield was a model author [...]. So perfect a creature was he of the pirate sphere that the man himself did not exist – he was a product of the same sensationalist publishing economy that produced the notorious Lunar hoax and Edgar Allan Poe's balloon caper. Proponents of literary property [...] had simply invented ‚Sealsfield' from a farrago of materials purloined here and there from periodicals – this being a common practice of the story papers.[36]

Seine Amerika-Romane passen ins Reprintprogramm des Hauses, das im Wesentlichen aus Produkten britischer Verlage zusammengestellt wird, ausgewählt nach Aktualität, Lesergeschmack und ökonomischem Kalkül.[37] Die Wahl der Sealsfield-Texte für den amerikanischen Lesermarkt orientiert sich dabei unmittelbar an der inhaltlich-thematischen Übereinstimmung der Schriften mit den damals aktuell geführten Diskussionen im ganzen Land: Diese beschäftigten sich u. a. mit dem texanischen Unabhängigkeitskrieg (1835f.) und der Annexionspolitik, mit Mexiko, dem Anti-Katholizismus und der *white supremacy*, der *panic 1836/37*, einem unsozialen Hochkapitalismus, mit Spekulation, Bankenkrise, Depression und sozialen Unruhen, mit dem Großstadtleben, dem Versagen der elitären Oberschicht und einem

---

Vereinigten Staaten. Wikipedia, unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Zeitungen_der_Vereinigten_Staaten (abgerufen am 18.04.2018); Allan R. Pred: Urban Growth and the Circulation of Information: The United States System of Cities, 1790-1840. Cambridge: Harvard UP 1973, S. 21.

35 Dazu: Miscellaneous. In: Nile's National Register 46 (1844) vom 20.04.1844, S. 114: "Various conjectures have been started in the papers as to the identity, name, and nativity of this author. He is said to be now living in Switzerland, formerly lived and travelled in the United States, and is supposed to be German by birth. Ed. NAT. Reg."

36 Johns: Piracy (wie Anm. 7), S. 304f.

37 Eine Auflistung der von ihm verbreiteten Autoren findet sich in: TNW Supplement I (1843), Nr. 1, darunter Charles Dickens, Charles James Lever, Samuel Lover, William Harrison Aintsworth, Edward Bulwer-Lytton u. a.

unsicheren Nationalbewusstsein, einer intellektuell abgehobenen Literatur und einer niveaulosen Theaterkultur, dem *common man* und den soziologischen Umbrüchen oder auch mit Saratoga und einer *fashionable high society*.[38] Entsprechend präferiert Winchester Sealsfields Romane *Life in the New World*, *George Howard Esq.*, *Ralph Doughby Esq.*, *Rambleton/Dougaldine* (*Die deutschamerikanischen Wahlverwandtschaften*, 1839/40), *Das Kajütenbuch sowie Süden und Norden*. Die Texte werden ins Englische übertragen, und der Neusatz wird aus ökonomischen Gründen für diverse Publikationsformen verwendet, wobei die Produktionszeit für sämtliche Texte und Reprints nur ein knappes halbes Jahr umfasst und vom 20. April bis zum 5. Oktober 1844 dauert.

Der publizistische wie ökonomische Erfolg Winchesters ist nicht nur eine Folge der effizienten Textakquisition und des verdichteten Produktionsprozesses. Einen entscheidenden Anteil daran hat das landesweit durchorganisierte Vertriebssystem, bei dem „AGENCIES" in einzelnen Regionen operieren. Danach versorgen zum Beispiel „MESSRS. GEO. O. BARTLETT, & Co." von „Cincinnati" aus den Westen, „MR. HENRY M. LEWIS" die US-Staaten „Alabama, Tennessee, and Missouri" und „MR. ISRAEL JAMES" die „Southern and South western States and Florida".[39] Generell lautet Winchesters Offerte an die Öffentlichkeit:

> Clubs of individuals from eight to fifty can always be obtained for any new work, in the different villages – and postmasters, booksellers, agents, &c. will find a profit in ordering copies to sell again. Agents are wanted in all the villages and most of the principal towns in the country to sell the NEW WORLD and EXTRAS.[40]

38 Die Textbereitstellung erfolgt durch Johann Louis Tellkampf (1808-1876), Dr. iur., deutscher nationalliberaler Staatsrechtler und Politiker, von 1838 bis 1846 Dozent für Staatswissenschaften am Union College (NY), später am Columbia College (NYC), ab 1846 Professor für Nationalökonomie an der Universität Breslau, er übte diverse politische Funktionen aus.

39 TNW vom 21.12.1844.

40 TNW vom 25.06.1842.

5. Zeitgenössische Berichterstattung

Die zeitgenössische Rezeption *Seatsfields* basiert anfänglich auf diversen Intellektuellen- wie Medienurteilen und einer nur bruchstückhaften Werkkenntnis. Sealsfield als Urheberperson spielt dabei keine Rolle, weil seine Biographie durch eine doppelte kryptische Manipulation (Anonymität und Pseudonymität) und die orthographische Fehlschreibung verdeckt bleibt. Die Rezeption ist somit vorrangig bestimmt von der Funktionalisierung seines Werkes für die Durchsetzung kunsttheoretischer und merkantiler Interessen.

Dass *Seatsfield* für die Öffentlichkeit von Belang ist, belegen die genannten Äußerungen von Nathaniel Hawthorne, Edgar Allen Poe und die Reaktionen der Presseorgane *The New World, The New York Herald* und *The Knickerbocker darauf,* nach denen sich in der Folge die zahlreichen Provinzperiodika durch Zweitverwertung richten. Das Engagement der drei führenden Periodika für den mysteriösen *Seatsfield* weist mehrere von Zeitgeist und aktuellen Umständen bestimmte Übereinstimmungen auf. Vordergründig nutzen die Redakteure den Sensationsfall für den Erfolg des eigenen Blattes. Generell jedoch wirkt der als Reformer der amerikanischen Literatur gefeierte *Seatsfield* als Katalysator, der in einer Phase der nationalen Orientierungssuche eine inneramerikanische Debatte über Patriotismus, Nationalkultur, Nationalliteratur und Copyright/*piracy*, Kunsttheorie im Geiste der Transzendentalisten (Emerson), Kapitalismus und soziologischen Wandel sowie über das politische Verhältnis zu Europa befördert.

Exkurs eins: The New World (New York City, NY)

Vier Wochen nach der sensationellen Meldung im *Boston Daily Advertiser* startet *The New World* am 20. April 1844 mit der Berichterstattung über *Seatsfield*. Die Wochenzeitschrift für englische und amerikanische Literatur (1839-1845) – „an American periodical infamous for its reprints of British literature"[41] – betreibt besagter Jonas Winchester, seinen Patriotismus im

41 DeSpain: Nineteenth-Century (wie Anm. 7), S. 9. – THE NEW WORLD, A WEEKLY JOURNAL OF POPULAR LITERATURE, SCIENCE, MUSIC AND THE ARTS, [...], New York: Jonas Winchester (10.1839 – 05.1845). Sondereditionen: Monthly Serial Supplement to TNW (1843-1844), TNW. Extra

Untertitel der Zeitung bekennend: „No pent-up Utica contracts our powers,/For the whole boundless continent is ours."[42] Im Sinne seines Geschäftsmodells der Literatur als Ware demonstriert die Gleichnamigkeit von Periodikum und Verlag (1839-1849) seine Strategie der Marktbeeinflussung über zwei sich ergänzende Einrichtungen.

Sein verkaufsorientiertes Vorgehen zeigt sich an der Intensität, mit der er das Produktangebot marktstrategisch betreibt. Vom 20. April 1844 bis zum 8. Februar 1845 nutzt er 36 Ausgaben von *The New World* als Informations-, Vorabdruck- und Werbeträger für Nachrichten über den Autor, zu dessen Authentizität in der Protagonistenrolle als US-Literat, zu dessen Werken sowie zur Abwehr von Plagiatsvorwürfen und zur Rechtfertigung eigener *piracy*-Aktivitäten.

Die Nachrichten zu *Seatsfield* erfolgen in enger Verbindung mit Vorabdrucken und Mitteilungen zur Buchherstellung und Vermarktung. Durch die Übermittlung von biographischen Fakten unter Titeln wie „Seatsfield", „Great Mysterious", „The Authenticity of Seatsfield" wird versucht, die Zweifel an der Existenz des Autors zu zerstreuen.[43] Demselben Ziel dienen Repliken auf Verdächtigungen, *Seatsfield* habe plagiiert.[44] Solche Absicherungen folgen der Überlegung, dass erst die garantierte Glaubwürdigkeit der Autorperson die Kaufbereitschaft sichere, die durch eine zweite Aktion unterstützt wird, den Interesse weckenden Abdruck von Textauszügen.[45]

Welchen hohen Stellenwert Winchester *Seatsfields* Romanen einräumt, zeigt sich an den zeitgleich dazu abgedruckten Feuilletonromanen von Honoré de Balzac (1799-1850; *Father Goriot; or, Scenes of Life in Paris*), Eugène Sue (eigentlich: Joseph-Marie Sue, 1804-1857; *The Wandering Jew*) und Charles Dickens (*The Life and Adventures of Martin Chuzzlewit*).[46]

Series (1842-1844). – Vgl. auch: Catalog Record: The New World. A weekly family journal of popular literature, science, art and news. Hathi Trust Digital Library, unter: https://catalog.hathitrust.org/Record/012407938 (abgerufen am 18.04.2018).

42 Der Zweizeiler stammt von Joseph Addison (1672-1719) aus der Tragödie Cato (1713) und ist von J. M. Sewall hinzugefügt worden.

43 TNT vom 20.04., 27.04. u. 25.05.1844.

44 TNT vom 14. u. 21.09.1844.

45 TNT vom 20., 27.04., 14. u. 21.09.1844.

46 Ersterscheinungen: Honoré de Balzac: Le Père Goriot, Paris: Revue de Paris 1835; Eugène Sue: Le Juif errant. In: Le Constitutionnel 1844/45; Charles

Ein Annoncenbeispiel belegt das rhetorisch suggestive und typographisch aggressive Vorgehen:

> HUZZA FOR THE GREAT UNKNOWN! / NOW PUBLISHING [...] LIFE IN THE NEW WORLD; OR, SKETCHES OF AMERICAN SOCIETY. BY SEATSFIELD, THE GREAT AND POPULAR AMERICAN AUTHOR NOW READY, At the Office of the New World, 30 Ann-st. Parts I., II., and III., PRICE 12 ½ CENTS EACH, CONTAINING THE COURTSHIP OF GEORGE HOWARD, ESQ. PART II. THE COURTSHIP OF RALPH DOUGHBY, ESQ. AND, PART III. THE LIFE OF A PLANTER. TRANSLATED FROM THE GERMAN, BY GUSTAVUS C. HEBBE, L.L.D., AND JAMES MACKAY, M.A.; This new found Literary Star has taken the country by storm. His works are all the rage, and the demand for copies increases with unexampled rapidity.[47]

Exkurs zwei: The New York Herald (New York City, NY)

Angeregt durch den Beitrag im *Boston Daily Advertiser*, provoziert vom Text in *The New World* am 20. April 1844, beginnt *The New York Herald* tags darauf die Berichterstattung unter der Leitfrage: „‚Who is Seatsfield?'" Die unabhängige Tageszeitung, gegründet von James Gordon Bennett, residiert in der Ann Street Nr. 21/34. Weil ihre Informationen als seriös gelten, sie mit „over THIRTY THOUSAND" Exemplaren über die „largest circulation of any paper in this city" verfügt (28. April 1844), ist sie von großem Einfluss.[48]

Mit derselben patriotischen Einstellung, die Winchester vertritt, lehnt man die englische Literatur ab, denn diese sei nicht in der Lage, die amerikanische Wirklichkeit zu erfassen. Daher sehe man in *Seatsfield* den Initiator einer landesspezifischen Erzähltradition, schließlich begründe „THE GREAT AMERICAN UNKNOWN – SEATSFIELD" „A NEW ERA IN AMERICAN LITERATURE" (4. April 1844). Die sechs Beiträge[49], die sich mit

---

Dickens: The Life and Adventures of Martin Chuzzlewit, London: Chapman & Hall 1844.

47 TNW vom 4.05.1844.

48 Vgl. dazu erneut: New York City – Printers and Booksellers – Yodelout! (wie Anm. 16) (abgerufen am 18.04.2018).

49 The New York Herald: Who is Seatsfield? (21.04.1844); Seatsfield – Men and Manners in the United States; Vorabdruck: [FROM SEATSFIELD'S NEW

Autorbiographie und Textrezeption befassen, dokumentieren die euphorische Medienreaktion. Man behauptet selbstbewusst, jene Sachverhalte klären zu können, die „so terribly puzzled the small editors from Bangor [Maine] to Matagorda [Texas]".

Der *Herald* hat ebenfalls richtig erkannt: ohne Kenntnis der Autorbiographie keine Glaubwürdigkeit der Texte. So unterlegt man der Berichterstattung eine dreiteilige Beweiskette. Mit dem ersten Schritt werden zumeist unzutreffende Lebensdaten mitgeteilt. Seatsfield (Sealsfield) sei deutscher Herkunft, an einem „American College" ausgebildet worden, „native of Pennsylvania", Verfasser von erfolglosen „sketches", woraufhin er als Emigrant in der Schweiz seine Karriere mit Romanen in „twenty volumes" begonnen habe. Um diese Angaben abzusichern, zitiert man zwei Augenzeugen. Am 29. April 1844 teilt ein Journalist mit, er sei ihm 1829/30 in Elizabeth Manns „most fashionable boarding-house[s] in the city" (Broadway Nr. 61) begegnet. Er erinnere sich an einen „quiet, observant, inquiring philosopher of the name of Seatsfield, who lived there during a whole season"[50], was Sealsfields Biographie und die erzählerische Umsetzung seiner New Yorker Hotelerfahrungen im ersten Kapitel seines Romans *George Howard* bestätigen.[51] Im selben Beitrag wird der zweite Augenzeuge benannt, ein Mr. Blanche (Piermont, NY), bei dem Sealsfield 1836 (tatsächlich 1837) sechs Wochen lang gewohnt und mit dem er später korrespondiert habe.

Der zweite Beweisschritt stützt sich auf verschiedene Textbelege und den Verkaufserfolg. Dazu erscheint am 28. April 1844 das für Seatsfields (Sealsfields) Person angeblich charakteristische „first chapter of ‚Life in the New World' by the great painter of American characters, manners and scenery". Zwecks weiterer Werbemaßnahmen schaltet der *Herald* am 30. April eine Anzeige des Winchester-Verlages mit dem Titel „THE GREAT

WORK.] / THE COURTSHIP / OF GEORGE HOWARD, ESQUIRE. / CHAPTER I. / SEVENTEEN; TWENTY-EIGHT AND FIFTY; OR, SCENES IN NEW YORK (28.04.1844); Ankündigung: Abdruck Kapitel eins aus Courtship of George Howard, Esquire (27.04.1844); The Great American Unknown – Seatsfield – A New Era in American Literature (29.04.1844); The New Era in American Literature – Seatsfield (1.05.1844); The Great Seatsfield! – The Excitement Increases!!; The Great Seatsfield! (30.04.1844).

50 Sealsfield: George Howard (wie Anm. 31), S. 17, 22 u. 24.

51 Charles Sealsfield zieht im Herbst 1829 von Kittanning (PA) nach New York City um und arbeitet vom 01.01. bis 31.10.1830 als Redaktionsmitglied für das bonapartistische Blatt Courrier des États Unis.

SEATSFIELD! – THE EXCITEMENT INCREASES!!", die den Verkaufsbeginn von „part first [...] of Life in the New World", des „Courtship of George Howard, Esq", „by Seatsfield [...], the great and popular American author" ankündigt. Anfang Mai wird dann in einem weiteren Artikel die „immense popularity of Seatsfield's writing" und eine „extensive circulation" gemeldet. So seien innerhalb eines Tages „from 10,000 to 15,000 copies" dieses Buches von Seatsfield verkauft worden, „and that in a few days the second sketch, called the ‚Courtship of Ralph Doughby, Esq.', [...] will be out in immense numbers".[52]

Der dritte Nachweis einer geplanten Schaubühnenpräsentation belegt die große Popularität von *Seatsfields* Texten. Zwar scheitert der Theatermann T. B. Russell mit seinem Vorhaben, am *New Knickerbocker Theatre* (vormals *Bowery Amphitheatre*) einen dramatisierten Roman in sein Programm trivialer patriotischer Werke aufzunehmen[53], und Sealsfield wäre wohl auch sehr irritiert gewesen, seinen *George Howard* neben rassistischen *blackface performances* (*Jump Jim Crow*) und *lower-class-settings* wie im *Bone Squash Diavolo* (1835) inszeniert zu sehen. Dennoch zeugen diese Adapationsversuche von seiner wachsenden Bekanntheit und der ihm zugeschriebenen Bedeutung.

Der *Herald* hegt denn auch keinen Zweifel an der Authentizität *Seatsfields* und dessen Zugehörigkeit zur US-Literatur. So wird in einem Artikel vom 6. Mai 1844 prophezeit, dass „the republication of these works in this country [...] a most profitable enterprise to the spirited publisher" bedeuten könnte, da jener literarisch und kulturell gerade „enjoy as great a popularity as was ever awarded to an author in this country". Insbesondere die in seinen Romanen aufgenommenen „sketches of western and southern life are capital, graphic and true, and full of the most picturesque and beautiful descriptions" und würden Seatsfield als einen herausragenden Autor auszeichnen.[54]

52 Winchester übernimmt am 04.05.1844 für den Artikel in TNW alle genannten Informationen aus The New York Herald vom 01.05.1844.

53 Zu den Adaptionsversuchen von Sealsfields Werken für die Theaterbühne vgl. u. a.: Stephen Watt/Gary A. Richardson: American Drama. Colonial to Contemporary, Fort Worth u. a.: Harcourt Brace College Publishers 1995, hier S. 80-82.

54 The New York Herald vom 6.05.1844.

Exkurs drei: The Knickerbocker (New York City, NY)

Verfolgt *The New World* geschäftliche Ambitionen, *The New York Herald* nationalliterarische, so nutzt das dritte hier zu behandelnde Blatt *The Knickerbocker, or New York Monthly*, gegründet 1833[55], die fehlende Kenntnis der Autorpersönlichkeit *Seatsfield* für eine publizistische Aktion.[56] Der konservative Inhaber Lewis Gaylord Clark, Meinungsführer der Autorengruppe *literati*[57], inszeniert mit der Beitragsserie *Seatsfield* eine Dialogfiktion im fernen Europa.[58] Mit Hilfe dieser fingierten Enthüllungsreportage nutzt er die *Seatsfield*-Debatte dazu, die eigene patriotische Mission in Form einer kunsttheoretischen und kulturpolitischen Belehrung über die Vereinigten Staaten publik zu machen, jene in den aktuellen literatur- und kulturpolitischen Diskurs mit einzubringen und aufklärend einzugreifen.

Die intellektuelle Pseudodokumentation *Sealsfieldiana* firmiert dabei unter dem Dokumentenqualität beanspruchenden Titel *Extract from my Journal* und erscheint in vier Sequenzen zwischen Juni und September 1844[59] innerhalb der Kolumne *The Editor's Table*. Die darin angestellten

55 Vgl. Mott: American Magazines (wie Anm. 6), The Knickerbocker Magazine, S. 606-613.

56 Alexander Ritter: A fake travelogue and a fake interview. Carlyles Herr Teufelsdröckh und Clarks nachgeahmter Dialog mit ‚Seatsfield' als kulturpolitische Selbstinszenierung in „The Knickerbocker" (New York) im Krisenjahr 1844. In: Yearbook of German-American Studies 51 (2016), S. 163-176.

57 Zu den „literati" gehörten: Nathaniel Hawthorne, Washington Irving, William Cullen Bryant, Henry Wadsworth Longfellow, Fitz-Greene Halleck, William Gilmore Simms, Horace Greeley, James Fenimore Cooper u. a.

58 Alexandra Kleihues: Der Dialog als Form. Analysen zu Shaftsbury, Diderot, Madame d'Epinay und Voltaire, Würzburg: Königshausen & Neumann 2002; Torsten Hoffmann/Gerhard Kaiser (Hrsg.): Echt inszeniert. Interviews in Literatur und Literaturbetrieb, Paderborn: Wilhelm Fink 2014. Vgl. darin die Beiträge von: Torsten Hoffmann/Gerhard Kaiser: Echt inszeniert. Schriftstellerinterviews als Forschungsgegenstand. In: ebd., S. 9ff.; Ute Cathrin Gröbel: „The interview was not a happy invention" (Mark Twain). Überlegungen zu Phänomenologie, Geschichte und Kritik des Interviews. In: ebd., S. 29ff.; Peer Trilcke: Christoph Martin Wieland und die ‚Entstehung' des Schriftstellerinterviews. Zur Kommunikationspraxis eines professionellen Autors im 18. Jahrhundert. In: ebd., S. 105ff.

59 THE KNICKERBOCKER, OR NEW-YORK MONTHLY MAGAZINE, New York: John Allen 1844 (XXIII); gemeint sind die Artikel: A Day with the

Überlegungen folgen Emersons Antizipation Sealsfields als eines Reformers von Nation und Literatur. Für die Authentizität seines Diariums bürgt Clark als angeblicher Augen- und Ohrenzeuge selbst: „It has been my fortune to spend a day with the man who all of men has done the most to illustrate our manners and character [...]. I now consider it my duty of speak of him, and [...] to extend his name among the compatriots." Dies sei auch deswegen eine Pflicht, weil sich das amerikanische „Literary Emporium" angesichts der „absolutely total obscurity of the subject in America" als ignorant gezeigt habe. Um die nationale Bedeutung seiner Mitteilungen zu betonen, verlegt er die Begegnung auf den wichtigsten politischen US-Feiertag, den Unabhängigkeitstag am 4. Juli 1844, und führt Thomas Carlyle (London) und Theodor Mundt (Berlin) als Zeugen der Begegnung an.[60] Das eintägige ‚Interview' mit Seatsfield habe in „Graffenburg [Gräfenberg] in Silesia" stattgefunden, der modischen und „famous scene of Doctor PRIESSNITZ'S wonderful hydropathic cures".[61]

Clark agiert als zweifacher Rollensprecher seiner selbst und *Seatsfields*. Das politische Programm, die inneramerikanische Kulturdebatte spiegelnd, handelt er in vier Protokollfolgen zu je drei Themenfeldern ab[62]:

– I/Juni 1844: Der auf *Seatsfield* projizierte vorbildliche Amerikanismus verweise auf den literarästhetischen Amerikanismus von Emerson und

---

Great Seatsfield. In: ebd. (06.1844), S. 584-588; Seatsfieldiana: Number Two. In: ebd. (07.1844), S. 71-74; More of the Sealsfieldiana: Advertisement. In: ebd (08.1844), S. 185-187; Sealsfieldiana: Number Four (09.1844). In: ebd. S. 281-289.

60 Die suggerierte Faktizität der Reiseumstände entlarvt sich selbst als fiktiv. Clark war nie in Europa, kann Sealsfield somit auch nicht am 4. Juli 1844 begegnet sein, zumal der Text bereits in der Juni-Ausgabe des Knickerbocker erschienen ist.

61 Gräfenberg (Österreich/heute Tschechien): 1822 Einrichtung der ersten wassertherapeutischen Behandlungsanstalt von Vincenz Prießnitz (1799-1851). – Clark weiß um Longfellows Kur in der „Wasser-Heilanstalt-Marienberg" im Juni 1842. Vgl. dazu: R. T. Claridge: Hydropathy; or, The Cold Water Cure, as Practised by Vincent Priessnitz, at Graefenberg, Silesia, Austria, London: Jam Madden 1842; Vincent Priessnitz: The Cold Water Cure, its Principles, Theory, and practise; with hints for self-application [...], London: William Strange 1842.

62 Vgl. dazu erneut Anm. 59, die Artikel in The Knickerbocker.

Longfellow, der die Zeitlosigkeit authentischer amerikanischer Kunst ausmache.
– II/Juli 1844: Die Ausweitung der *Seatsfield*-Debatte, stimuliert durch Poe, Emerson, Hawthorne und Winchester, zeige beispielhaft, dass *Seatsfields* Amerikanismus die Bedingungen für eine dauerhafte nationalliterarische Aufwertung erfülle.
– III/August 1844: Im Sinne von Emersons Vorhersage des „myth" gewordenen „genius" der amerikanischen Literatur gelänge es nur durch eine symbolische und metaphorische Erfassung amerikanischer Wirklichkeit, das „subject of American art" zu erfassen.
– IV/September 1844: Auf der Grundlage kunsttheoretischer Reflexionen von Emerson und Carlyle – „Rightly viewed *no meanest object is insignificant*; all objects are as windows through which the philosophic eye looks into infinitude itself"[63] – veranlasst er *Seatsfield* zur produktionsästhetischen Beweisführung für das poetische Potential des Banalen. Nach dem Vorbild von „EMERSON'S delicious ode to a Bee" verfasst sein Gegenüber aus dem alltäglichen Motiv eines „old pair of India-rubbers" im Stile von Longfellows „‚Nasty Fox Song'" eine siebenstrophige Ode.

Dem *Knickerbocker* gelingt ein anspruchsvolles und unterhaltsames Kabinettstück. Es ist daher unzutreffend, dass er lediglich „a clumsily executed hoax" produziert habe, wie es in *Codey's Lady's Book* 1844 süffisant heißt.

6. Wissenschaftliche Rezeption

Die philologische und historische Beachtung der *Seatsfield*-Rezeption in den 1840er Jahren findet erst über anderthalb Jahrhunderte später statt. Es kann aber kaum bezweifelt werden: Das Phänomen *Seatsfield* und seine Resonanz im amerikanischen Diskurs während der sensiblen Schwellenphase der US-Literaturgeschichte ist ein kulturpolitisch relevantes Ereignis.

Die fehlende Integration dieses Vorgangs in den literarhistorischen Prozess hat vor allem organisatorische Ursachen. So ist die Biographie des Autors weitgehend unbekannt, die Schreibweise seines Namens verfälscht, und der Urheber dieser Verfälschung ist als fassbare Person abwesend und

63 Thomas Carlyle: Sartor resartus. The Life and Opinions of Herr Teufelsdröckh. London: Chapman & Hall [1834], S. 49.

kein Teil des literaturgesellschaftlichen Lebens. Ferner ist der Markterfolg dieses Autors abhängig von einem kommerziell agierenden Verleger, welcher seine Tätigkeit 1849 aufgibt. Nicht zuletzt fallen Name und Werk des Autors sukzessive aus dem nationalkulturellen Diskurs heraus. Diese Umstände wie auch die thematische und literarästhetische Zugehörigkeit zu zwei nationalliterarischen Einwicklungen, bestehende Sprachbarrieren, eine mangelhafte interkulturelle Wahrnehmung sowie die transatlantischen Störungen durch zwei Weltkriege haben die wissenschaftliche Rezeption dieses Phänomens entscheidend behindert.

Die dann seit Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts beginnende internationale wissenschaftliche Wahrnehmung Sealsfields folgte vor allem ethnokulturellen, biographischen und editorisch-dokumentarischen Interessen.[64] Eine dem Autor philologisch angemessene germanistische Beschäftigung setzte erst in den 1950er/1960er Jahren ein. Diese übersah jedoch überwiegend die wirkungsbedeutsame *Seatsfield*-Phase. Ursachen dafür waren das amerikanistische Desinteresse und die fehlende online-Verfügbarkeit der US-Presse sowie anderer Dokumente. Mit dem neuerdings möglich gewordenen Zugriff auf digitalisierte Ressourcen entdeckte die amerikanische buch- und mediengeschichtliche Forschung die Themen ‚Copyright' und ‚Nachdruck/Raubdruck' im Kontext der transatlantischen Kulturbeziehungen, was zwangsläufig auch Auswirkungen auf die *Seatsfield*-Rezeption hatte.

Die frühe Dokumentation von Nanette M. Ashby (1939/1980)[65] ist zwar durchaus anregend. Sie erschöpft sich aber in der Registrierung von Rezeptionsumständen ohne eine hinreichende Kontextualisierung. Vielmehr wird darin die Bedeutung nachrangiger Journale zu Lasten einiger tatsächlich

64 R. [Rattermann]: Zwei, in Europa verstorbene, ächte Deutschamerikanische Pioniere. 1. Charles Sealsfield. In: Der Deutsche Pionier (1874), S. 5-16. Vgl. auch Victor Hamburger (1879) und Albert B. Faust (1897). – Frank Trommler/Joseph MacVeigh (Hrsg.): America and the Germans. An Assessment of a Three-Hundred Year History. Bd. 1, Philadelphia: Univ. of Pennsylvania Press 1985; Alexander Ritter: Charles Sealsfield Berger, US-Bürger. Namensadaption, ‚German-American Community' und die defizitäre Forschungslage der Charles Sealsfield-Rezeption in den USA um 1880. In: Yearbook of German-American Studies 46 (2011), S. 39-59.

65 Nanette M. Ashby: Charles Sealsfield: The Greatest American Author. A Study of Literary Piracy and Promotion in the 19th Century, Stuttgart: Charles Sealsfield Gesellschaft 1980.

einflussreicher Periodika wie u. a. *The Knickerbocker* überbetont. Weil Karl J. R. Arndts Beitrag von 1964 zum selben Gegenstand die erforderlichen kulturpolitischen wie literarhistorischen Zeitumstände ebenfalls weitgehend unbeachtet lässt, erweitern seine Mitteilungen diesen Kenntnisstand in der Folge von Ashby nicht.[66]

An der aktuellen Publikation von Adrian Johns aus dem Jahr 2009 lässt sich erkennen, wie auf Grund zunehmend intensiver Recherche und differenzierter Betrachtung von „piracy" der Fall *Seatsfield* zu Recht als Paradigma eingeschätzt wird, das „dramatically demonstrated in the case of an author who was not only a creature of the reprinting system, but one hailed as the first great American writer: the mysterious Charles Sealsfield".[67] Umso verblüffender ist es, wenn etwa die Literaturwissenschaftlerin Susan S. Williams noch 2011 diese Informationen nicht wahrnimmt.[68] In ihrem klugen Essay über Nathaniel Hawthornes *A Select Party* (1844) erhebt sie zwar den Anspruch, über die „literary and political culture of 1840s" und „the paradoxes of a democratic poetics" in den Vereinigten Staaten zu schreiben, gleichwohl geht sie aber bei der Reflexion Hawthornes über den „Master Genius" in der Folge von Emersons Essay *The Poet* (1844) nicht auf dessen ausführliche Auseinandersetzung mit *Seatsfield* als dem zukünftigen nationalen Autor ein.

Zuletzt haben sich der deutsche Amerikanist Walter Grünzweig und der amerikanische Germanist Jeffrey Sammons mit *Seatsfield* befasst.[69] Den Schwerpunkt ihrer Untersuchungen legen beide Wissenschaftler auf die Zusammenarbeit von Winchester mit seinen Übersetzern Gustav C. Hebbe und James A. Mackay. Während sich Grünzweigs Erkenntnisinteresse vor allem auf deren Lebensgeschichten, Tätigkeiten als *Sealsfield*-Überträger und Aktivitäten im Verlag richtet, maßgeblich gelenkt von den kommerziellen Orientierungen des Eigentümers, weitet Sammons hingegen diese

66 Karl J. R. Arndt: Charles Sealsfield, ‚The Greatest American Author'. In: American Antiquarian Society (1964), S. 249-258.

67 Johns: Piracy (wie Anm. 7), S. 304f.

68 Susan S. Williams: Genius, Nation, and Territorial Expansion in Hawthorne's ‚A Select Party'. In: Nathaniel Hawthorne Review 37 (2011), S. 20-36.

69 Walter Grünzweig: Das Sealsfield-Netzwerk. Sealsfield-Übersetzungen und Übersetzer in der New World des Jahres 1844. In: Wynfrid Kriegleder/Alexander Ritter (Hrsg.): Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May und andere. Übersetzungen, Bearbeitungen, Adaptionen (SealsfieldBibliothek, Bd. 10), Wien: Praesens 2014, S. 24-36.

Perspektive aus. Er widmet sich ebenfalls der Übertragungsqualität, den Textveränderungen und semantischen Verschiebungen von Sealsfields amerikanischen Romaneditionen, geht dafür aber über Hebbe und Mackay hinaus und stellt auch die anderen amerikanischen Übersetzer vor.[70]

7. Schlussworte

Die zeitliche Begrenzung der *Seatsfield*-Zustimmung hängt unmittelbar mit Winchesters Engagement zusammen. Er verkauft im November 1844 aus kalkulatorischen Gründen – wegen Umsatzeinbruchs – seine Firmenanteile[71] und gibt seine Geschäftszweige als Zeitschriftenherausgeber 1845 und als Verlagsbuchhändler 1849 auf. Die Debatte über Seatsfield erhält in der Folge keine weiteren entscheidenden Impulse.[72]

Hat Charles Sealsfield von der breiten Zirkulation seiner Romane, der medialen Aufregung und dem profitorientierten Verleger Jonas Winchester gewusst? Er ist tatsächlich informiert gewesen. Im „Vorwort" der *Gesammelten Werke* (1845) spricht er von nachweislich „Hunderttausenden", die seine Texte in unterschiedlichen Publikationsfassungen besitzen würden.[73] In der zweiten Stellungnahme neun Jahre später in einem Brief vom 25. April

70 Jeffrey Sammons: Sealsfield auf Amerikanisch. Ein Bericht. In: Kriegleder/Ritter: Charles Sealsfield (wie Anm. 69), S. 7-22. Zu den in Sammons' Aufsatz aufgeführten weiteren Übersetzern Sealsfields gehören Charles Frederic Mersch (1810-1888), Joel Tyler Headley (1813-1897), Emil Leopold Jordan (1900-1994) und Ulrich S. Carrington (1888-1978).

71 Ende 1843 setzt das „United States Post Office" die „supplements" Büchern gleich und erhöht die Portokosten.

72 Weitere Publikationen von Winchester-Reprints: Charles Seatsfield: Life in Texas. Übersetzt von C. F. Mersch, Philadelphia: Colon & Adriance 1845; ders.: Rambleton; a Romance of Fashionable Life in New York During the Great Speculation of 1836. Translated from the German, New York: Taylor 1846 [Titel auf dem Umschlag: Flirtation in America; or High Life in New York and Saratoga]; ders.: Flirtation in America, New York: Berford o. J.; ders.: Life in Texas. In Three Parts. Translated from the German by Prof. C. F. Mersch, Philadelphia: Colon & Adriance 1845; ders.: The Cabin Book, or National Characteristics. Übersetzt von C. F. Mersch, Philadelphia: Colon & Adriance 1852.

73 Charles Sealsfield: Der Legitime und die Republikaner. *In: ders.: Gesammelte Werke, Stuttgart: Metzlersche Buchhandlung 1845, S. XI.*

1854 aus New York an seinen Verleger Erhard in Stuttgart äußert er sich im Hinblick auf das Wissen über ihn als Schriftsteller pessimistisch und weist mit Verärgerung auf den Missbrauch seiner Texte durch „amerikanischen Piraten" hin, welche „die durchtriebensten systematischen Blutsauger und Peiniger aller Schriftsteller" seien.[74]

Seine Urheberidentität dagegen bleibt der amerikanischen Öffentlichkeit weiterhin rätselhaft. Die Frage des *New York Herald* in seiner Ausgabe vom 22. April 1844 „Who is Seatsfield?" ordnen Journalisten der beliebten rhetorischen Erkundigung zu: „Who is Cooley?" oder „Who is the man with the claret-colored coat?"[75] Sealsfields Existenz als Autor *Seatsfield* degeneriert Ende der 1840er Jahre in den Vereinigten Staat dann eher zum running gag.

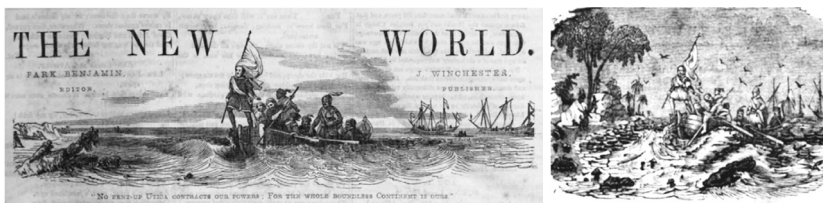


Abb. 1: Das Periodikum *The New World* (1839-1845) hat für seinen Besitzer Jonas Winchester vier Funktionen: Publikationsplattform für Reprints, Träger von Nachrichten, Werbung und politischen Botschaften. Den ideologischen Überbau seiner kommerziellen Aktivitäten dokumentiert der Zeitschriftenkopf in Text und Bild. Dominant ist das Panoramabild, entwickelt aus der weniger detaillierten Illustration (bis Ende 1841). Die politische Botschaft resultiert aus seiner emblematischen Qualität. Thema, Inhalt und Komposition bieten eines der mythisierten Zentralmotive amerikanischer Geschichte an: die Eroberung des Westens. Die Motivbündelung von Meer, Schiff und Mensch, von Aufbruch, Grenzüberschreitung und Ankunft spiegelt die Dynamik der transatlantischen Eroberung und inneramerikanischen Expansion, wie sie sich auch in der Reportagemalerei von John Singleton Copley (1738-1815; *Watson and the Shark*, 1778-1782), Emanuel Gottlieb

74 Der Brief findet sich in: Eduard Castle: Der Große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield. Briefe und Aktenstücke, Wien: Karl Werner 1955, S. 285-288, hier S. 286.

75 Who is Seatsfield? In: The New York Herald vom 22.04.1844; The Man in the Claret Colored Coat. In: Brother Jonathan vom 1.01.1842; Who is Cooley? In: The New World vom 25.05.1844.

Leutze (1816-1868; *Washington Crossing the Delaware*, 1851), George Caleb Bingham (1811-1879; *Washington Crossing the Delaware River*, 1871) wiederfindet. Die Integration der Textzusätze von Journaltitel und Motto „No pent-up Utica contracts our powers,/ For the whole boundless continent is ours." (Joseph Addison (1672-1719): *Cato* (1713, Ergänzung von: J. M. Sewall, 1778) stellen den historisch-politischen Bezug von Europa und Amerika zur beanspruchten patriotischen und kulturpolitischen Mission Winchesters her.

Abb. 2: Im Kontrast zu Winchesters Intention, mit dem Titelbild die Dynamik seiner Eroberung des amerikanischen Buch- und Lesermarktes zu vermitteln, wählt der Herausgeber Louis Gaylord Clark von *The Knickerbocker* das Bildmotiv einer statischen Figur, um seine Beanspruchung einer konservativen Stabilisierung der US-Nationalliteratur zu demonstrieren. Zentrales Motiv des aus traditioneller Tradition entworfenen Emblems ist ein im noblen Lehnstuhl gelassen sitzender, mit dem Gestus des Überlegenen und einem sinnierenden Blick in die Ferne ausgestatteter Gentleman der oberen Gesellschaftsschicht. Die Gegenstände auf der linken Seite von Tisch, Schreibutensilien, Wein- und Wasserkanne, Reisemantel, Dreispitz und Büchern ergänzen diejenigen auf der rechten Seite von Pfeife, Reisetruhe und Landkarten u.a. von New York, Manhattan, Sitz der *Knickerbocker*-Redaktion. Die Konfiguration von Figur und Attributen suggeriert Gelehrsamkeit, Intellektualität und die souveräne Beherrschung der Nachrichtenübermittlung. Sie spiegelt das Selbstverständnis des Zeitungsmannes wider, der als Journalist kulturpolitisch *ex cathedra* urteilt und publiziert. In Verbindung mit dem Journaltitel *The Knickerbocker* und der Bekleidung von Überfallhose, Schnallenschuhen,

heller Seidenweste, dunklem Gehrock und Dreispitz statt Zylinder deutet das Titelemblem auf die Vorbildfigur des fiktiven Diedrich Knickerbocker in der satirischen Darstellung der holländischen Kolonie Nieuw Amsterdam von Washington Irving (1783-1859) [*Diedrich Knickerbocker's A History of New-York* (...), Philadelphia: Inskeep & Bradford 1809, 2. Aufl., 1812]. Die Tuschzeichnung vom Helden [Titelbild: *Diedrich Knickerbocker's A History of New-York*, New York: G. P. Putnam 1849] des US-Malers Felix Octavius Carr „F. O. C." Darley (1822-1888) verweist auf die zeitgenössische Vorstellung der literarischen Figur und auf die Ähnlichkeit beider Darstellungen. [Abbildungsnachweis: https://en.wikipedia.org/wiki/Washington_Irving#A_History_of_New_York. (Zugriff am 18.04.2018)]

Sigrid Thielking (Hannover)

Amerika, Preußen und das legendär Lugubre

Vormärz- und Nachmärz-Spuren im Poetischen Realismus am Beispiel von Theodor Fontanes Roman *Quitt*

Für Jochen Vogt zum 27. Mai 2018

1. Willkommenskultur einer neuamerikanischen „happy family"

In dem im folgenden Beitrag verhandelten Roman steht ein lugubres, d. h. düsteres Verbrechen, das im Herkunftsland der preußischen Provinz Schlesiens begangen wurde und über den Ozean fortwirkt, jedoch erst im fernen Amerika der Auswanderer zum Anlass einer möglichen Sühnung bzw. einer Verunsicherung und andauernden Reflexion genommen wird. Der Spagat zwischen Herkunft und Zukunft führt zur intensiven Auseinandersetzung mit der schaurigen Erinnerung, den spukhaften Projektionen, etwa beider Berglandschaften, und zu einem Nachdenken über Isolation und Einsamkeit in der Fremde zwischen Melancholie und Entschlossenheit. Der Beitrag will neben einer Auseinandersetzung mit einem legendären Krimiplot auch die ineinander verflochtenen Bezüge des latenten Umgangs mit dem Erbe der Achtundvierziger und dem Weiterleben noch im späten Poetischen Realismus berühren, die sich als Spuren und in ähnlicher Weise bis hin zu Beispielen in Fontanes biographischem Umfeld der Revolutionszeit zurückverweisen lassen.

Über den in Amerika angesiedelten Teil dieses Romans *Quitt*[1] bekannte Theodor Fontane: „Eine Finesse lag für mich beispielsweise darin, daß ich das Menonitenhaus in Nogat-Ehre wirklich im Stil von ‚A happy family' behandelte, d. h. Feindliches, diametral Entgegengesetztes *friedlich* daselbst zusammenführte."[2] Jenes hier erwähnte neuamerikanische Utopia ist eine Musterfarm, die, obzwar in der amerikanischen Provinz gelegen, doch

1 Theodor Fontane: Quitt. In: Christina Brieger (Hrsg.): Große Brandenburger Ausgabe. Das erzählerische Werk. Bd. 12, Berlin: Aufbau 1999, nachfolgend zit. mit der Sigle Q und der Seitenzahl.

2 Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 2.5.1890. In: Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender. Hrsg. von Walter Hettche, Frankfurt a. M./Leipzig: Insel 1994, S. 174.

verheißungsvoll mit ihrer dort gelebten transparenten Hierarchie und einem nicht bedrängenden Ordnungssinn ist, der auf demokratischen Werten wie Achtsamkeit, Vielfalt und Freiheit beruht.

Der Roman wurde im Sommer 1886 niedergeschrieben, erschien allerdings erst 1890 in Buchform und wurde zuvor in elf Nummern der *Gartenlaube* abgedruckt. Der erste, in der schlesischen Koppengebirgslandschaft angesiedelte Part zeigt vor allem die Enge und Beschränkung, in der der Protagonist Lehnert Menz lebt. Sein örtlicher Kontrahent ist der ränkesüchtige Förster Opitz, der aus einer engen Auslegung seines preußischen Obrigkeitsverständnisses heraus den jungen Lehnert auf Schritt und Tritt missgünstig beäugt und ihm sogar die früh erworbenen soldatischen Meriten verdirbt, denn Lehnert hatte, wie es anderen zum Vorteil ausschlug, auch bei jenen legendären „Görlitzern gedient und den Schneid und Pli dieser erlesenen Truppe weggekriegt" (Q 49), aber im Dorf nicht die gebührende Anerkennung gefunden. Desungeachtet bleiben Lehnerts soziale Perspektiven seiner geringen Herkunft und seines aufbrausenden Charakters wegen so begrenzt wie nachteilig. Er tut sich in forscher Wilddieberei hervor, ansonsten dienen ihm Abenteuerbücher zum eskapistischen Zeitvertreib: Dann nahm er „einen Blaker und das Amerika-Buch und stieg in seine Giebelkammer hinauf. Oben aber schob er einen Stuhl an sein Bett. Und eh er das Licht auslöschte, sah er noch einmal auf den Titel des Buchs. Der lautete: ‚Die Neue Welt oder *Wo liegt das Glück*?'" (Q 47). Darin lag eine Anspielung auf den eben, 1885, erschienenen Amerikaband von Fontanes Schriftstellerkollegen Paul Lindau.[3] Lehnerts Glückssuche paart sich stolz mit dem ungestümen Bekenntnis, „[i]ch habe nie am Gelde gehangen und will nur frei sein". (Q 144) Dieses Freiheitsbegehren speist sich aus heimischer Unzulänglichkeit und grundiert die Handlungsatmosphäre des ersten Romanteils, in dem an vielen Stellen ein persönliches Postulat der Freiheit betont wird, worin ein fortwirkendes Ideal der 1848er in der Nachfolgegeneration aufgehoben ist.

Was die Erwartung an die Auswanderung anbelangt, so hat Fontanes Werk im Gegenteil im weiteren Verlauf gerade nicht die üblichen Träume vom schnellen Reichtum drüben in Amerika bedient bzw. die großspurigen, überzogenen Abenteuererwartungen nicht weiter ausgestaltet; zugleich ist es jedoch auch keine Desillusionierungsgeschichte geworden. Vielmehr bleibt auffällig, dass Fontanes Roman diese populären stereotypen

3 Paul Lindau: Aus der Neuen Welt. Briefe aus dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten, Berlin: Salomon 1885.

Darstellungsweisen geradezu vermieden hat, Goldgräberlegenden nur antippt oder aber sie allenfalls in ernüchternder Rückschau kurz erwähnt. Zwar wird im Roman Lehnerts anfänglich wirtschaftliche Fortune der ersten Jahre auf dem neuen Kontinent nicht verschwiegen, jedoch zeigt sich der Betroffene rasch und unprätentiös eines Schlechteren belehrt; sein rascher Aufstieg und jäher Bankrott werden weder hinterfragt noch verklärt. In einer Szene, in der einschlägige Erzählungen Bret Hartes heranzuziehen vom Kollektiv in Nogat-Ehre als gemeinsame Lektüre erwogen werden, verweigert und verurteilt gerade er die in der populären Literatur gern glorifizierte Sicht auf die kalifornischen Erfahrungen in den Diggings. (Q 213f.) Anstatt noch über den Pazifik weiter nach Westen, über Portland nach Schanghai zu ziehen, kommt er – sei es nun per Bestimmung oder Zufall, das lässt der Roman in der Schwebe bzw. spielt an mehreren Stellen mit diesen Optionen – zu den Mennoniten, die nahe der Station Darlington auf dem erwähnten Mustergut einträchtig zusammenleben. Hier bevorzugt er, angeregt durch die dortige Lektüreauswahl, weitaus lieber Pestalozzis aufklärerische Erbauungsschrift des späten 18. Jahrhunderts, „Gertrud und Lienhardt" (Q 213), wie im Roman ungenau betitelt[4], in der wohltuend „der republikanische Geist [...] dieser herrlichen alten Schweizergeschichte" (Q 216) wehe. Für die Einführung in dieses neue Zuhause lässt sich der Erzähler viel Zeit, ausgiebig werden die Anlage von Farmhäusern und das kirchliche Tabernakel geschildert. Dabei wird unterstrichen, wie viele Einflüsse aus heimatlichen deutschen Landen mit den Einwanderern bereits nach Amerika transferiert wurden. Das zeigt sich bei Lehnerts Anreise in dessen erstem Eindruck von den hier wiedererkennbar prägenden deutschen Ursprüngen speziell der anheimelnden Atmosphäre der mennonitischen Gehöfte. Der alttestamentarisch anmutende Obadja Hornbostel ist dort als Oberprediger und Patriarch der Mennoniten eine Leitfigur in der weiten Fremde Amerikas. Das funktionierende Zusammenleben vieler verschiedener Mitglieder und Missionsschüler dort gilt Lehnert als eine Art Probe und Wink des Schicksals, und es lässt in ihm den Entschluss reifen, sich hier dauerhaft niederzulassen und um Ruth, die Tochter des Hauses, zu werben. Der Toleranz übende Hornbostel nimmt den versprengten Lehnert ohne viel Federlesens und lästiges Nachfragen auf und überträgt ihm sogleich Verantwortung. Lehnert überzeugt im Gegenzug Hornbostels Hauspolitik und erfährt, dass dieser es möge, „wenn man

4 Der Titel des vierbändigen Werkes von Johann Heinrich Pestalozzi lautet: Lienhard und Gertrud: Ein Buch für das Volk, Zürich: Schultheß 1881-1887.

frei spricht und eine Meinung hat. Aber eine Form muß es haben, darauf hält er." (Q 145)

Als Autor hatte Fontane ein Faible für jede Art von Doppelsichtigkeit, stets betonte er die komplementären Sichtweisen von Avers und Revers.[5] So charakterisiert er in einer späten Erinnerungsschrift 1898 etwa den ihm aus den Revolutionstagen von 1848 bekannten Berliner Tierarzt Friedrich Ludwig Urban (1806-1879), der als Anhänger der sogenannten ‚Lichtfreunde' nach 1849 in Berlin eine urchristliche Sekte gründete[6], als einen „schönen Manne, von dem man nur, seinem Aussehn nach, nicht recht wußte, ob man ihn mehr in die böhmischen Wälder oder mehr nach Utah hin verlegen sollte".[7] Einiges von solcher Ambivalenz scheint auch mit in das schillernde Personal der neuamerikanischen mennonitischen Gemeinde unter Hornbostels Ägide eingeflossen zu sein. Es ist bekannt, dass Fontane mit der Hilfe seines Sohnes Friedrich über den Mennonitenprediger H. G. Mannhardt, Begründer und Herausgeber der *Mennonitischen Blätter* in Danzig, recherchierte. So bat er seinen Sohn brieflich um Unterstützung bei der sich schwierig gestaltenden Materiallage:

> Könntest Du nicht in *Dirschau* bei der dortigen besten Buchhandlung anfragen, ob sie wohl Menoniten-Litteratur hätten, d. h. also, Bücher und Büchelchen, die teils den in der Weichselniederung lebenden Menoniten-Gemeinden *konfessionell* dienen (Katechismus, Gesangbuch etc.), teils das gesamte Menonitentum, auch das nach Amerika hin verpflanzte, sozial, topographisch und historisch behandeln. An umfangreichen Werken liegt mir nicht; am meisten würden meinen Zwecken sogenannte ‚*Missions-Berichte*' dienen [...]. Ich denke mir, daß auch die *Menoniten* (speziell die amerikanischen, an denen mir vorzugsweise liegt) mit solchen Berichten nicht zurückbleiben werden.[8]

Die Forschung hat mehrfach versucht, die mennonitischen Quellen von Fontanes Roman ausfindig zu machen, mit akribischer Verve hat das Andreas

5 Vgl. Sigrid Thielking: Sieh her, und bleibe deiner Sinne Meister! ‚Pomona in Preußen' zwischen Taumel und Disziplin. In: Die Gartenkunst 21 (2009), H. 1, S. 30f.

6 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. In: Gabriele Radecke/Heinrich Detering (Hrsg.): Große Brandenburger Ausgabe. Das Autobiographische Werk. Bd. 3, Berlin: Aufbau 2014, hier Anhang, S. 948.

7 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 399.

8 Fontanes Brief an Friedrich Fontane vom 21.7.1885. In: Fontane: Quitt (wie Anm. 1), Anhang, S. 304.

J. F. Zieglschmid bereits 1942 getan; er fand zudem – fast im Sinne eines Schlüsselromans – die Reihe der von Fontane im Roman angeführten Namen von Personen als authentisch bestätigt.[9] In jüngster Zeit hat Barbara A. Thiesen allgemeiner zu zeitgenössischen Hintergründen des Missionswerks der amerikanischen Mennoniten in der Gegend ausführlichere Angaben gemacht.[10] Der oberste Mennonit lebt imponierend ein altväterlich gerechtes und dennoch liberales Regime vor. Der frühe Fontane-Forscher Zieglschmid liest Hornbostels Namen als ein Anagramm zu einem der führenden Mennoniten der Zeit.[11] Seine praktizierte Toleranz und ein hochgehaltenes Freiheitsethos gelten ihm als unabdingbare Lebensformen und Maximen, die Erinnerungen an den Freiheitsduktus von 1848 wachrufen. Aber im Rigorismus einzelner Spiegelungsfiguren, wie etwa in dem sperrigen Ehepaar Kaulbars, hallen auch deutlich Töne der Unterdrückung und Deprivation seitens Preußens bis ins Land des Neuanfangs wider. Es hat den Anschein, als seien die vormaligen Ideale, die nach den Revolutionen 1848/49 im restaurativen Europa stecken geblieben waren, nun gerade hier, fernab von Preußen, im Kleinen eher zu Hause, als es im überstürzt verlassenen preußischen Heimatwinkel Schlesiens der Fall war.

Das Verhältnis des Altmeisters Obadja zu seinem Novizen Lehnert nimmt zeitweilig den Charakter einer substituierten Vater-Sohn-Beziehung an. Es ist diese familiale Doppelkonstellation von Herausfordern und Aufgehoben-Sein, die als eine Schlüsselkonfiguration bis über die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus betrachtet werden muss und die gerade in der literarischen Generationenmodellierung auch im Rekurs auf die Forty-Eighters wirksam bleibt. Man denke beispielsweise an den strukturell wichtigen Generationenbezug, der in der Spannung zwischen den beiden fiktiven Figuren des alten Buck und des jungen Buck noch in Heinrich Manns Roman *Der Untertan* (1916) gipfeln wird und der damit über eine zeitlich weite

9 Vgl. Andreas J. F. Zieglschmid: Truth and Fiction and Mennonites in the second Part of Theodor Fontane's Novel *Quitt*: The Indian Territory. In: The Mennonite Quarterly Review 16 (1942), S. 223-246 passim.

10 Vgl. Barbara A. Thiesen: Every Beginning is Hard: Darlington Mennonite Mission, 1880-1902. In: Mennonite Life 61 (2006), H. 2, auch unter: http://ml.bethelks.edu/issue/vol-61-no-2/article/every-beginning-is-hard-darlington-mennonite-missi/ (letzter Abruf: 17.4.2018), 24 Seiten. Der allgemeine Beitrag ist mit vielen zeitgenössischen Fotos versehen. Ich danke Gert Gröning, Universität der Künste Berlin, für den Hinweis.

11 Vgl. Zieglschmid: Truth and Fiction (wie Anm. 9), S. 236f.

Spanne hinweg bilanzierend noch immer eine intentionale Beziehung zu der im demokratischen Willen der Väter vorbildlichen, in der Umsetzung jedoch gescheiterten 1848er Zeit zurück zu knüpfen vermochte. In diesem Sinne könnte Heinrich Manns Teil einer Trilogie noch als letzter Roman des Poetischen Realismus aufgefasst werden.

In Fontanes semifiktiver amerikanischer Enklave herrschen der Common Sense und eine freiheitliche Gestimmtheit, sie basiert auf einer überzeugend vorgelebten Offenheit gegenüber jedem Anderssein; das bunte Zusammenleben wird zum Paradebeispiel einer erfolgreich zusammengewürfelten Diversität der aus unterschiedlichen Gründen nach Amerika Versprengten. Interessant ist, dass auch die Tür zurück nach Europa nicht ganz zugeschlagen wird. So wird an einer Stelle im Roman erwähnt, dass unter Hornbostels Nachkommen doch zwei seiner Söhne in die deutschen Lande zurückgekehrt seien und ihre Bekehrungsarbeit in Amerika aufgegeben hätten. Auch hierfür wird von dem Alten Verständnis signalisiert:

> Und vielleicht haben sie recht getan. Denn die Freiheit, deren wir uns hier rühmen und freuen, ist ein zweischneidig Schwert, und die Despotie der Massen und das ewige Schwanken in dem, was gilt, erfüllt uns, sosehr ich die Freiheit liebe, mit einer Unruhe, die man da nicht kennt, wo stabile Gewalten zu Hause sind. (Q 156)

Gerade dieses Eingeständnis eines partiellen familiären Nichtgelingens macht jedoch Hornbostels Entscheidung für seine Mission umso glaubwürdiger, dennoch bleibt Hornbostel grundsätzlich ambivalent und ein Verfechter gewisser heimischer, dem Preußischen zugeschriebener praktischer Tugenden. Diese nimmt er gelassen in Kauf um des funktionierenden Ordnungssinns und der zupackenden Arbeitsamkeit willen und schätzt deshalb diese angeblichen Herkunftseigenarten, da er sie für den Zuzug nutzt, um den Erfolg seines Missionswerks weiter zu mehren.

War Lehnert zu Hause noch als ein anarchistischer Rebell gestartet und stellte er darin trotz seiner Untat eine sympathische Art des schlesischen Michael Kohlhaas dar; so weiß er klar zu differenzieren zwischen dem preußischen Drill und dem Kadavergehorsam seiner Jugendzeit und der intentionalen Einsetzung dieser Tugenden durch den alten Hornbostel. Dem moralischen Urteil des Letzteren unterstellt Lehnert sich sogleich bereitwillig, anders als es in Schlesien gegenüber dem opportunistischen Förster der Fall war, mit der Begründung, „[w]o Verstand befiehlt, ist der Gehorsam leicht.

Bloß der Befehl rein als Befehl, bloß hart und grausam, da kann ich nicht mit, das kann ich nicht aushalten." (Q 145)

2. Fontanes Kaleidoskop preußischer Figuren

Wegen der weit auseinanderliegenden Schauplätze nannte der Schriftsteller Wilhelm Heyse (1830-1914) *Quitt* ausdrücklich einen „westöstlichen Roman".[12] Tatsächlich sind in beiden Teilen eine Reihe sowohl westlicher als auch östlicher Provokateure preußischer Provenienz vorhanden. Die wichtigsten dürften hier auf der einen Seite der in preußischen Diensten stehende Revierförster Opitz, dann als Pendant auf der anderen Seite der in Amerika lebende, in Wahrheit aber immer noch preußische Wesenszüge hochlobende Verwalter Martin Kaulbars und dessen Frau sein. Solitäre, aber gerade deshalb den Roman strukturell überspannende Stimmen aus dem Off nehmen die Plaudereien der Familie und Freunde des Berliner Rechnungsrates Espe ein. In diesem Sinne zeichnen sich in *Quitt* hüben wie drüben Figuren als preußische Provokateure durch ihre Haltung und die Anmaßung eines fragwürdigen Untertanengeistes aus, der, aus einem restaurativen und autoritätsgläubigen Preußentum gespeist, in den Jahrzehnten nach 1848 Auftrieb erhielt und sich ab 1871 in den beiden Wilhelminischen Kaiserreichen weithin etablieren konnte.

Der Förster Opitz ist ein schlechter Charakter und ein Leuteschinder, der den jungen Soldaten, Schreiner und Wilderer Lehnert Menz in allen Lebenslagen düpiert und gegen sich aufzubringen weiß, indem er ihn demütigt und kujoniert, bis Lehnert eines Tages die Gelegenheit zu tödlicher Rache nimmt, ihn anschießt und anschließend qualvoll sterben lässt. Dieses Delikt führt zur hastigen Flucht des Täters über den Ozean. Obgleich sich Lehnert des Totschlags und der unterlassenen Hilfeleistung schuldig gemacht hat, ist jedoch die Lesersympathie auf der Seite dieses jungen Heißsporns, dem, übel mitgespielt, teils Schiller'sche Züge eines ‚Verbrechers aus verlorener Ehre' zuschreibbar sind. Oder wie der zeitgenössische Rezensent Bruno Wille die beiden Opponenten prägnant charakterisierte:

> Lehnert Menz, ein Gefühls-Anarchist, unklarer Freiheitsschwärmer, Wilddieb aus Geblüt, Feind der obrigkeitlichen Disciplin, eine jähzornige und

12 Fontane: Quitt (wie Anm. 1), Anhang, S. 326.

> rachsüchtige, doch auch gerechte und heldenmüthige Natur mit einem Hang zum Mysticismus. Ihm gegenüber sein Erbfeind, der ehemalige Unteroffizier, Förster Opitz, der eitle, in seinem Ehrgeiz ränkevolle und in seiner Herrschsucht harte Förster, ein echter ‚Vorgesetzter' [...].[13]

Insbesondere die von Opitz ausgehende Ungerechtigkeit und Drangsalierung ist der Stein des Anstoßes, denn er ist der Hauptagitator eines bornierten preußischen Obrigkeitsdünkels. Er verachtet in Lehnert den jüngeren Kontrahenten, nicht allein aus beruflicher Sicht wegen dessen Wilddieberei, mehr jedoch noch wegen dessen schwärmerischer Anarchie und demokratischer Freiheitsliebe. Opitz' Credo ist reduktionistisch, eindimensional und selbstgerecht, wie er es seiner ebenfalls durch ihn unterdrückten Ehefrau darlegt:

> Die Gesetze sind nicht dazu da, daß Hinz und Kunz mit ihnen umspringen. Das verloddert bloß. [...] Nein, die Welt geht nicht unter. Aber Ordre parieren geht unter, Ordre parieren, ohne das die Welt nicht gut sein kann. Und heut am wenigsten, wo jeder denkt, er sei Graf oder Herr und könne thun, was ihm beliebt, und sei kein Unterschied mehr. Das ist die verdammte neue Zeit, die das Maulhelden- und Schreibervolk gemacht hat, Kerle, die keinen Fuchs von einem Hasen unterscheiden können, trotzdem sie beides sind. [...] (Q 35)

Dementsprechend unterstellt er Lehnerts Amerikaplänen eitle Träumerei und Unwissenheit und sagt voraus, dieser habe

> [...] keine Ahnung davon, daß sie da drüben noch ganz anders heran müssen als hier, sonst holt sie der Teufel erst recht und lacht sie mit ihrer ganzen Freiheit aus. Ich sage Dir, *hier* ist es am besten, hier, weil wir Ordnung haben und einen König und eine Armee und Bismarcken. Ich sage Dir, was die Richtigen sind da drüben, die lachen, wenn sie von Freiheit hören: denn die wissen am besten, daß nichts dahinter ist. Ich bin ein Mann in Amt und Dienst, und meinen Dienst thu' ich und wenn es mir ans Leben geht. (Q 35f.)

Eine ähnliche Gloriole legt im Amerika-Teil der propreußische Quartiermeister und Hausmeier um seine ehemalige Heimat. Die in Fontanes Romanen stets bedeutsame Nebenrolle vertritt hier jenes Preußen vermissende, eifernd

13 Bruno Wille: Theodor Fontanes „Quitt". In: Freie Bühne für modernes Leben (1891), S. 142-144, hier S. 143.

übertüchtige Ehepaar, Martin und Rosalie Kaulbars, welches die hauswirtschaftlichen Dienste auf dem Vorwerk der Mennoniten-Station erfolgreich, aber mit Rechthaberei und Überheblichkeit ausführt. In einem ihrer erzieherischen Dialoge mit Lehnert wird klar, dass beide für die Organisation der Missionsstation nützlich sind, zugleich jedoch die angeblich preußischen Tugenden unter Beweis stellen und in Amerika weiter pflegen wollen. Zur Deutung ihres fragwürdigen Charakters hat Fontane selbst hervorgehoben, dass „[...] *Mister Kaulbars* und Frau, brave, klugschmusige, neunmalweise märkische Leute [seien], die in ihrem preußischen Sechs-Dreier-Hochmuth *alles* besser wissen."[14] Dünkelhaftigkeit und „ein unendliches Von-oben-herab" (Q 169) bestimmen ihr konserviertes, in Amerika erst recht hochgehaltenes, gleichsam nachknarrendes Preußentum. Entsprechend gering ist die Einschätzung, die Kaulbars von den Amerikanern selbst hat. Das wird im Gespräch mit Lehnert über Kaulbars' Lieblingsthema deutlich, wenn er ihre unkomplizierten Aufstiegsmöglichkeiten verspottet, ihnen respektlos eine desolate Ausrüstungslage in Kriegszeiten bescheinigt und jede Schlachtenbefähigung wegen mangelnder „Strammheit" und „Propreté" (Q 171) kurzerhand abspricht. Kaulbars ist der im Brustton der Überzeugung inferiore Demagoge, der sich wichtig nimmt und mit seinen harschen Urteilen nicht hinterm Berg hält:

> [...] ja, Mister Lehnert, *das* war was, das kommt vons ‚Dienen' und Gehorchenkönnen und von der Strammheit und der Propreté, und wenn Sie die ganzen achtunddreißig ‚States' umstülpen und hier unser Indianterritory mit dazu und alle Mennoniten und den alten Obadja auch, *so* was fällt nich' raus und kann auch nich' rausfallen, weil's nich drin is, und weil alles Schwindel is... [...]. (Q 173)

Die geschwätzige Kolportage dieser Einlassung über das amerikanische Militär verzerrt Kaulbars' Fremdbeobachtung unter der alten xenophoben Scheuklappe seines Herkunftslandes und gerät, so apodiktisch vorgetragen, zur Selbstkarikatur und Bloßstellung der über den grünen Klee gelobten preußischen Schläue in Sachen Organisations- und Kriegskünste, umso mehr und heftiger als es das stramme militärische Funktionieren feiert, um,

14 Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 2.5.1890. In: Fontane: Briefe Friedlaender (wie Anm. 2), S. 174.

im Gegenzug dazu, Amerika als hochfahrend, desorganisiert und kapitalistisch oberflächlich zu desavouieren:

> Un' is gar ein bischen Krieg in der Luft [...], denn backen sie die Generäle und Obersten wie Semmeln. Und wer heute noch ein Advokat is oder ein Chemist oder ein Furnischer, der is morgen ein Oberst und nu geht das Schlachtenschlagen los, [...] eigentlich is es ja bloß ‚ne Hasenjagd. Und denn marschieren sie los und singen Yankee-Doodle und thun, als ob sie wenigstens die Welt erobern wollten, und so lange sie die Schienen unter den Beinen haben, so lange geht es. Aber wenn nu das Marschieren anfängt und das erste Camp kommt oder das erste Bivouac, ja, du himmlischer Vater, da haben wir denn die Bescherung. Da is nichts da, da fehlt die Verpflegung, und das Gehungre geht los, und wenn sie vierzehn Tage lang im Modder gelegen und noch keinen Feind gesehen haben, dann fallen ihnen die Stiebel vom Leibe und keine Naht hält mehr, und wenn sie dann den Feind zu sehen kriegen, [...] dann platzen die Flinten oder gehen gar nicht los, weil das Pulver nichts taugt oder die Patrone nicht paßt. Und warum is es so? Weil es alles bloß Spielerei is und kein Ernst nich [...]. Und warum? Weil alles Geschäft is, und wo alles Geschäft is, is alles Schwindel. (Q 170f.)

3. Pionier- und Erfindergeist in Amerika – Lektionen eines französischen Kommunarden

Ein ausgesprochener Solitär ist in Nogat-Ehre der Assassine und Flüchtling Monsieur Camille L'Hermite. Dieser Freigeist ist nicht nur ein politisch versierter Kopf, durchschaut er doch ebenso rasch die auf dem jungen Schlesier lastende mörderische Vergangenheit, zugleich ist er Lehnerts Stachel im Fleische und Ansporn bei dessen Versuchen zu einer Rechtfertigung bzw. Selbsterkenntnis. Der wunderliche L'Hermite ist der wichtigste Debattant des nach Aussprache suchenden Lehnert, darin könnten beide in ihrem Verhältnis frühe Vorläufer und prototypische Muster für Thomas Manns spätere Zauberberg-Lehrmeister und den Eleven Hans Castorp bilden. Nebenbei: selbst ein winziges Schneekapitel ist zur Reflexion schon hier vorfindbar eingeschaltet. In der Kolonie lebt L'Hermite in seiner Klause, die „ein merkwürdiges und sehr unordentliches Durcheinander von Schlosserwerkstatt und chemischem Laboratorium, von physikalischem Kabinett und Mineraliensammlung" (Q 175) darstellt, was ihn in Lehnerts anfänglicher Taxierung sogleich in den Verdacht eines einst bombenbauenden Nihilisten bringt (ebd. Q 175). In ihrem

regelmäßigen Plausch bis weit nach Mitternacht bringt dann der französische Flüchtling seine abgeklärte Weltsicht ins Gespräch ein, dem ein mit „Cognac und Absynthflaschen reichlich ausgestatteter Rosenholzkasten“ (Q 176) Vorschub leistet. Der Franzose hat während der politischen Kampftage der Pariser Kommune einen Bischof getötet und, um der Verfolgung zu entgehen, ist er dem Internierungslager aus Numea entflohen, um sich schließlich als einziger seiner Mitstreiter ins amerikanische Portland in eine neue, voraussetzungslose Freiheit retten zu können (vgl. Q 177f.).[15] Wie Lehnert hat auch er eine dunkle Vergangenheit zurückgelassen, vermeidet es wie dieser, sich mit ihr zu brüsten, und verlegt sich stattdessen darauf, ein individualistisches und zurückgezogenes Leben zu führen. An diesem Asyl schätzt er die ihm damit eingeräumte Rolle eines ökonomisch respektablen Projekteurs, wobei er nun ausdrücklich die Erfinderpersönlichkeit eines Ferdinand Lesseps höher schätzt als alle Siege der Kommune. Der Roman erinnert durch L'Hermites Einbindung und biographische Rückschau an einen weiteren Schauplatz des europäischen Revolutionsgeschehens 1848/49, wenn es über dessen frühe politische Anfänge heißt, dass er

> [...] schon als Kind in den Galmei- und Bleierzbergwerken seines heimischen Departements beschäftigt gewesen [sei], bis er 1849, damals erst neunzehn Jahr alt, nach Paris und hier wiederum (nach nur kurzer Beschäftigung in einer Fabrik, darin Bleiröhren gezogen wurden) unter die ‚Rothen' ging, in deren Reihen er gleich danach die Junischlacht mitmachte. Verwundet, gefangen und eingekerkert, ließ er, als er wieder frei kam, auf eine Weile die Politik fallen und machte, mittlerweile Soldat geworden, mit Passion den Krimkrieg mit, bei welcher Gelegenheit er sich im Minenkriege vor Sebastopol derart auszeichnete, daß ihm das Kreuz der Ehrenlegion zuerkannt und vom Obersten Niel, dem späteren Marschall, in Person an die Brust geheftet wurde. Zugleich empfing er die Galons. Aber fünf Jahre später, kurz nach Solferino, den Abschied nehmend, war auch, mit der Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft, sofort der ‚Rothe' wieder da. Rasch erkannte die Parteileitung seine besonderen Meriten: ein Düftelgenie höchster Gattung, das mit Rücksicht auf Höllenmaschinen und Dynamitbomben gehegt und gepflegt werden müsse. Welchem Vertrauen er denn auch entsprach. (Q 179f.)

15 Biographische Nachforschungen zu dieser Figur, die auf Fontanes Kriegserlebnisse in Frankreich zurückweisen, wurden mit Blick auf französische Quellen unternommen, vgl. Martin Lowsky: „Quitt“ und die Kommunarden. Über Fontanes Vorbild für seine Figur Camille L'Hermite. In: Fontane-Blätter 50 (1990), S. 102-112, siehe bes. S. 103ff.

Zudem feilt er beständig an dem genialen „Plan einer ‚Exploitirung' der Ozark-Mountains auf Blei" (Q 181) bzw. der Vorstellung, zudem Silber und Gold zu finden, um den alten Vorsteher „zum Krösus, zum Roi de Lydie dieser Gegenden" (Q 181) zu erheben. Als alter Kämpe verfügt er über den taxierend unbestechlichen Blick, durchschaut die Motive von Lehnerts Bedrückung und bezeichnet ihn, dies spiegelnd, kurzerhand als „Caïn le Sentimental" (Q 183). L'Hermite selbst hat während einer ihrer nächtlichen Zusammentreffen im Mondenschein einen spukhaften Anfall von Verfolgungswahn: „Es sah wer in mein Fenster." (Q 185) Lehnerts rationaler Erklärungsversuch überzeugt ihn kaum und provoziert ihn zu frühsozialistischen Philippika, die in ihrer ungestümen Verve an die vormärzlich apodiktische Sprache eines Heinrich Heines anzuknüpfen scheinen und schließlich für einen Moment im Plan einer Kirchenstürmerei zu gipfeln drohen, was allein durch Lehnerts Besonnenheit vereitelt wird.

> „Wer Euch ins Fenster sehen will, muß von unten her eine Leiter anlegen." „Oder von oben." Er sprach das so, daß Lehnert verstummte. [...] So verging eine Weile. Dann sagte Lehnert: „Es giebt eine Himmelsleiter, und die Engel steigen hernieder, so steht geschrieben [...] Und vielleicht auch die Engel des Gerichts." „Glaubt Ihr solche Dinge?" „Nein. Aber das Ammenmärchen hat nun ‚mal Gewalt über uns, das Eiapopeia, das uns schon von der Wiege her gesungen wird. Die pfäffische Lüge verdirbt alles. Da liegt es. Statt, wie jetzt, in der großen Lüge aufgezogen zu werden, müssen wir großgezogen werden in der Idee. Bis dahin zittern wir vor dem Spuk und haben kein Mark in der Seele. [...] [W]ir wollen lieber in die Kapelle gehen; ich will da das Kreuz vom Altar nehmen und es hochhalten und den Geist anrufen, den Saint Esprit. Denn der Geist ist die Idee. Die Kapelle soll ‚mal was anderes hören, als die Geschichte von Pharaos Traum und den ewigen sieben Kühen. Obadja persönlich ist eine fette Kuh, aber seine Predigt ist eine magere. Kommt! Ich will sein Tabernakel in einen Tempel der Idee verwandeln und will bloß vor zweien sprechen. Vor Euch und dem Mond. Das ist mir genug." (Q 185f.)

Die Sphäre Nogat-Ehre ist nicht nur hier in L'Hermites Halluzination auffällig unwirklich; ihr Schweben zwischen dem Mystischen von Schicksalsgöttinnen[16] und dem Legendären im Aufeinandertreffen verschiedener Herkünfte ist überdies noch gepaart mit teils lugubren Landschafts-

16 Vgl. Rezension von Paul Schlenther. In: Fontane: Quitt (wie Anm. 1), Anhang, S. 327.

darstellungen. Diese Gemengelage ist schon von Vertretern der zeitgenössischen Kritik neben Skepsis auch auf Zustimmung gestoßen. Insbesondere der Rezensent Schlenther hat in diese Richtung auf retrograde Elemente von Spätromantik, Frührealismus wie auch der Biedermeierzeit verwiesen und, daneben zudem kokett auf Fontanes Vita anspielend, pointiert formuliert:

> [...] jener ganze Mennonitenkreis da drüben hat, fast Meysenburgisch, etwas von Lichtgebilden, auf leichten Wölkchen schwebend. [...] Und doch dringt auch gut Menschlich-Irdisches in den zarten, feinen Mennonitenspuk hinein: denn der Dichter hat ein Stück Heimath hinübergeworfen in das Land seiner Lesestudien. Theodor Fontane ist bekanntermaßen theils Neu-Ruppiner theils Altfranzos. Und um sich etwas fester an das Transatlantische zu kitten, hat er ein Neu-Ruppin'sches Philisterpaar und einen etwas in Callot's Manier gehaltenen Franzosen dorthin verpflanzt; das aber sind Meisterstücke der Charakteristik, den Schlesiern nicht unebenbürtig.[17]

4. Schneekoppe versus Shawnee-Hills: Poetologie und Magie der Landschaft

Die Romanstruktur ist verschiedentlich in die Kritik geraten, insbesondere die unmarkierte, inhaltlich aber entschiedene Zweiteilung des Werkes hat ebenso wie der trotz verlagsseitiger Verstümmelungen eher Längen aufweisende Amerika-Teil Anlass zu Befremden und Einwänden gegeben. So störte u. a. eine poetologisch aus dem Ruder gelaufene Regie im Roman, wozu Schlenther befand: „Der Realist giebt zum Nachtheil des Ganzen Raum dem Fabulanten."[18] Der apodiktische Hinweis besagt mehr über den Stand des theoretischen Verständnisses und über das Zerwürfnis im Streit um die programmatische Ausrichtung des Poetischen Realismus, als dass es im Kern etwas über die Güte des Werkes aussagt. Dennoch haben Nachgeborene ihre Irritationen an vergleichbaren Punkten festgemacht. Ein prominentes Beispiel liefert mehr als fünfzig Jahre später eine Notiz Ernst Jüngers, die in ähnlicher Weise an Beobachtungen zum Erzählstrom anknüpft. So reflektierte Jünger 1942 im *Pariser Tagebuch* die noch frischen Eindrücke seiner Lesart:

17 Schlenther: Rezension (wie Anm. 16), S. 327f.
18 Ebd., S. 327.

> Bei der Lektüre kam mir wieder der Gedanke, daß eine starke Erzählerkraft den Autor leicht schädigt, da in ihrem schnellen Strome das feine Geistesplankton nicht gedeiht. Der Grund liegt darin, daß das erzählende Talent ursprünglich zur rhetorischen Begabung zählt und damit der Feder nicht konform ist – es zieht sie zu schnell dahin. Freilich verrät es meist Gesundheit, doch paart es sich eben deshalb leicht mit einem Optimismus, der Menschen und Dinge zu oberflächlich schürft. Wenn aber auf einer höchsten Stufe sich Dichter- und Erzählerkraft die Waage halten, wird Unvergleichliches geschaffen, wie bei Homer. Indessen waren bei den frühen Sängern rhetorische und dichterische Kraft nicht aufgespalten, und die Fabel wurde sogleich geboren im Federkleid.[19]

Ob die Fabel, besonders die des längeren zweiten Teils, so perfekt und beflügelt funktionierte, bleibt fraglich und bis heute diskutiert, hatte sich Fontane doch zur Buchveröffentlichung über die eigenmächtig vorgenommenen Verlagskürzungen gerade im amerikanischen Teil beschwert und moniert, hier sei „kaum mehr als die Hälfte der Hälfte gegeben".[20] Dennoch schlichtete er die Situation mit einer für seine einlenkende wie auch selbstspöttische Haltung typischen Wendung:

> Für die große Mehrheit der Leser wird die Geschichte durch diese starken Kürzungen nur gewonnen haben und selbst der Kenner wird das von mir Geschriebne sehr wahrscheinlich zu lang und hier und da auch zu langweilig finden. Was heißt aber langweilig? Davor darf man nicht erschrecken. In diesem Punkte ist Goethe neben Wilkie Collins ein Nachtwächter. Und so glaube ich denn, daß bei den starken Streichungen auch alle meine Finessen gefallen sind.[21]

Zu einigen der übrig gebliebenen ‚Finessen' von Fontanes protomoderner, d. h. handlungsreduzierter und eher kontemplativer Erzählkunst im Amerikateil gehört sicherlich eine kleine Szene, die Lehnerts Vorbereitung seiner Ankunft auf dem langem Weg nach Nogat-Ehre zeigt, als dieser träge wartend auf der Station Darlington festhängt, während dort der letzte Zug ohne Halt durch- bzw. an ihm vorüberfährt. Hier findet sich eine besonders

19 Ernst Jünger: Paris, 15. September 1942. In: ders.: Tagebücher II. Bd. 2: Strahlungen I, Stuttgart: Klett-Cotta 1979, S. 376f.

20 Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 2.5.1890. In: Fontane: Briefe Friedlaender (wie Anm. 2), S. 174.

21 Ebd.

nachdrückliche, poetisch dicht anmutende Passage von hoher Symbolkraft. Mit dem Mittel der Vorausdeutung gibt sie gewissermaßen einerseits eine vage Hoffnungsutopie vor und zeichnet jedoch andererseits auch die spätere, Lehnerts Leben beschließende Wende in den Bergen vor. Aus einem gleichsam schwebenden Wartezustand im Abgelegenen ergibt sich eine Situation von Einhalt, Hoffnung und Vorausdeutung zugleich:

> [...] es war eine von den Einsamkeitsstationen – und Lehnert, um die Zeit notdürftig hinzubringen, sah sich gezwungen, stundenlang alte Geschäftsanzeigen und noch ältere Fahrpläne zu lesen. [...] Der letzte Zug kam um neun Uhr vierzig Minuten und war ein Expreß-Train, der, auf der Strecke von Galveston bis St. Louis nur dreimal auf längere Zeit anhaltend, an einer so kleinen Station wie Darlington mit rasender Geschwindigkeit vorübersauste. Lehnert sah diesem Zuge nach und freute sich der am letzten Wagen ausgehängten Laterne, die, wie suchend, auf die durchflogene Strecke zurückzublicken schien; plötzlich aber schwand das Licht in einem Nebelstreifen, so wenigstens kam es ihm vor, und als Lehnert es wiederzufinden trachtete, sah er plötzlich statt des *einen* Lichtes viele Lichter, wie wenn der Zug mit seinen erleuchteten Waggons eine Biegung gemacht und aus der senkrechten Linie in die waagerechte übergegangen wäre. Jeden Augenblick war er denn auch gewärtig, das helle, lichterreiche Bild, in dem er nach wie vor den Zug vermuthete, zwischen den Bergen verschwinden zu sehen. Als es aber blieb, überkam ihn eine Neugier und er fragte den jetzt dienstfreien Beamten, was es sei. ‚Das ist Nogat-Ehre.' ‚Nogat-Ehre' wiederholte Lehnert und sah unausgesetzt auf das Geflimmer, das ihn friedlich wie die Sterne zu grüßen schien. (Q 146f.)

Diese beschwörende Formel „sah unausgesetzt" findet sich mehrfach im Roman, sie markiert das Kontemplative, besser das Melancholische des grübelnden Protagonisten. Das Sinnieren dabei wird zum Sinnigen und zum Zeichen, dass alles doch noch wieder ins Lot kommen möge. Die Überblendung als angewendete Erzähltechnik wird zumeist in genau diesen Passagen erprobt: „Lehnert sah unausgesetzt in die Landschaft hinaus" (Q 143), heißt es an einer anderen markanten Stelle und führt dort zur Überblendung von Evokationen, die die Landschaften der erinnerten Heimat und die der Neuansiedlung schicksalshaft auflädt und synästhetisch zu einem Eindruck zusammen zu zwingen vermag. Die herausgezögerte Ankunftsszene, die erste Wahrnehmung der Siedlungsstruktur wie auch der ruralen Weite Amerikas spiegeln die von Fontane dichterisch bewusst erzeugte Magie einer vorgestellten parallelen Landschaft. Es ist die optische wie auch die olfaktorische

Evokation, es ist der Duft von Raps und Mais, der wie ein heimeliger Empfang in den amerikanischen Plains anmutet, denn Lehnerts Anfahrt ging

> [...] zwischen den Maisfeldern hin, deren hoher Stand den Wagen samt seinen Ponies überragte. Schließlich war man aus den Maisfeldern heraus, und gelber Raps lag vor ihnen, dessen Duft der von dem den Shawnee-Hills gegenübergelegenen Gebirge herkommende Wind ihnen zutrug. Und dazu klangen die Glöckchen, wenn die Shettländer ihre langen Mähnen schlugen, um sich der Bremsen zu erwehren. Lehnert aber sog das alles begierig ein und es war ihm, als flög er und als wären es alte Zeiten und als thäten sich Heimath und Glück noch einmal vor ihm auf. (Q 149)

Das atmosphärisch entscheidende Empfinden von faktischer Ankunft und jäh erinnerndem Wiedererkennen setzt sich in der minutiösen Beschreibung der Missionsgehöfte und insbesondere des kleingärtnerischen Charmes ihrer Vorgärten fort:

> Einige hatten vor ihrer Thür eine mit Geisblatt und Pfeifenkraut umsponnene Gitterlaube, von der aus vier oder fünf Steinstufen zunächst auf den Akazienweg und dann bis zum Bach hinabführten, allen Häusern gemeinsam aber war ein von einem Staketenzaun eingefaßter Vorgarten, in dem, zwischen Taxus- und Buchsbaumrabatten, einige wenige Georginen, meist aber Malven und Sonnenblumen standen, ganz als ob es Gärten aus der Nogat- und Weichselniederung wären. Lehnert ging das Herz auf beim Anblick dieser einfachen Anlagen, die den aus Deutschland mitgebrachten Gartentypus mit so viel Vorliebe weiter pflegten, und wandte sich eben, um eine große Glaskugel und ein bemaltes Bienenhaus noch einmal flüchtig zu mustern, [...]. (Q 152f.)

Die Magie erzählter Landschaft zeigt sich nicht nur durch die mit sinnlichen Anmutungen aufgeladene Eröffnungsszene, sondern sie betrifft auch die analog angelegte Situierung beider Sterbeszenen, die frühe, von Opitz im ‚Tann' auf der schlesischen Koppe und die spätere, von Lehnerts Ableben in der kargen Bergeinsamkeit des nahegelegenen Fort O'Briens und dessen mystisch lugubrer Gipfelwildnis. Auch die später doppelt abgehaltenen Trauerreden in Amerika und in Schlesien verklammern die reflexive Nacharbeitung des unerhörten Falls hüben wie drüben. Bereits früh wird im sechsten Kapitel unvermittelt eine Angstvision Lehnerts dieses Ende gewissermaßen antizipieren, denn über eine eskapistische häusliche Amerikalektüre ereilt Lehnert noch in Schlesien eine spukhafte Vorahnung, die später bei dessen einsamem

Tod in den amerikanischen Mountains sich exakt so einstellen wird und zur Schaurigkeit beiträgt. In einer Prolepse heißt es damals schon:

> Bis gegen Abend saß er so draußen im Freien und las von Urwald und Prairie, von großen Seen und Einsamkeit. Er schwelgte darin und vergaß die Zeit, aber mit einemmal ergriff ihn doch ein Grauen. ‚Einsamkeit! Nein, nein, *nicht* Einsamkeit. Nicht einsam leben, nicht einsam sterben.' Und er wiederholte sich das Wort und in seiner überreizten Einbildungskraft sah er sich auf einem Bergkegel, ein Thal zu seinen Füßen und den Sternenhimmel über sich. (Q 45)

Jetzt in seiner tatsächlichen Sterbens- und Todesszene werden all diese Details abgespult, rekapituliert und nun wiedererkennbar. Lehnert stirbt einsam und verlassen wie zuvor sein Opfer Opitz, allerdings bußfertig in dem Bewusstsein einer moralischen Abrechnung mit sich selbst und seiner einstigen mörderischen Tat im Riesengebirge, er wähnt sich darum schließlich durch diesen Akt als selbst befreit, d. h. ‚quitt'. Dies geschieht meines Erachtens mit einer wohlgewählten Anspielung auf eine gleichsam urpreußische Konstellation, nämlich die der Wendung vom gestirnten (d. i. Kant'schen) Himmelszelt über ihm, und durch einen, in der Sterbensvision Rechenschaft ablegenden Akt, als dem damit wiederhergestellten und funktionierenden Sittengesetz in ihm. Halluzinatorische Überblendungen und markierte wiedererkannte Landschaftsdetails von Heimat und Fremde begleiten diese Läuterungsszene in einer stimmigen Bergeinsamkeit; sie erlauben parallel gewonnene wie auch erinnerte Erkenntnisfähigkeit und gewähren Lehnert letzten Endes letal eine Art unheimlichen Gnadenausgleiches.

5. Urbane Stimmen – ‚Schwarzer Realismus'?

Neben dieser dualen Anlage gibt es die Kommentare von außen. Hier tut sich die das Geschehen besprechende und sich dabei selbst vorführende Berliner Ferienfamilie namens Espe hervor, deren Erwägungen das Fallgeschehen auf eine Metaebene heben und spiegeln, was dem Roman eine wesentliche weitere, hier hauptstädtische Stimme der wilhelminischen Zeit hinzufügt. Der ‚Roman-Verführer' Rolf Vollmann urteilt hierzu ambivalent,

> [...] was Fontane über das ihm unbekannte Amerika schreibt (er hätte Sealsfield lesen können, hat das aber nicht getan, er hatte nur Cooper gelesen, und das in seiner Jugend, als er auch Scott gelesen hatte), liest sich seinerseits nun

> allenfalls wie eine gute Karl-May-Bearbeitung oder eine mittelgute Cooper-Nachahmung, wunderschön gelungen sind aber, da kannte er sich aus, seine schlesischen Sommerfrischler aus Berlin.[22]

Diese an Zerstreuung und letztlich an steter gesellschaftlicher Anerkennung interessierten Espes hängen während ihres Urlaubsvergnügens am Ort jedem Gerücht nach und sind demzufolge brennend an Lehnerts Fall, seiner Flucht, Verfolgung und seinem Umkommen interessiert. Die Treffsicherheit, mit der Fontane ihr Auftauchen im Roman an mehreren Stellen als strukturierendes Moment und gleichsam als Metakommentierung der Kriminalgeschichte nutzt, hat auch der Fontane-Kenner Hans Blumenberg in einer seiner Glossen scharfsinnig so formuliert: „Im Juni 1885 ist Fontane in Krummhübel [...] Er bekommt seine ‚Rezeptionsästhetik' vom Nebentisch geliefert."[23] Die Berliner Espes sind symptomatisch, was auch immer sie schwatzen und schwadronieren, sie entlarven sich stets selbst damit. Dabei haben sie eine offensichtliche Vorliebe für Sensationen und Ferienflirts. Angeber im Ferienkleid und lässig sich tummelnde Stutzer imponieren ihnen, wenn diese denn nur auf ihrer Visitenkarte mit einer standesgemäßen Adresse winken und, ganz zackig-preußisch, mit einer reputablen Regimentszugehörigkeit protzen. Stets sind sie auf die eigene Aufmerksamkeit fixiert und auf den Austausch von Eitelkeiten oder auf eine Gelegenheit zu günstiger Brautschau und Geldheirat aus. Die nur allzu geneigte Teilnahme an lokaler Klatsch- und Mordgeschichte überspielt und steigert nur das eigene machtaffizierte Selbstbewusstsein, sich jedweder Suprematie und Obrigkeit zugehörig zu wissen bzw. anheischig zu machen. Das ist eine Konstellation, die Fontane später ausführlicher in seinem Roman *Frau Jenny Treibel* (1892/93) aufzeigen wird.[24] Die Neigung der Espes zur Veräußerlichung und ihr Hang zur Kolportage, hier nun mit dem Fallschicksal Lehnerts beschäftigt, spiegeln ihre stets verwertende Einstellung; was bei ihnen zählt, ist allein die Sensation und dabei eben die womöglich einen Aufstieg verheißende, hier exemplarisch preußisch gewendete Renommiersucht, kurz: das bei allem

22 Rolf Vollmann: Die wunderbaren Falschmünzer. Ein Roman-Verführer 1800-1930, Frankfurt a. M.: Eichborn 1997, S. 623.

23 Hans Blumenberg: „Fontanes Brunnen der Resignation". Vor allem Fontane. Glossen zu einem Klassiker, Frankfurt a. M.: Insel 2002, S. 152.

24 Vgl. Sigrid Thielking: „Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!" Rührpoesie und Renommage in Th. Fontanes „Frau Jenny Treibel". In: literatur für leser 20 (1997), H. 3, S. 133-142.

Zerstreuungsbedürfnis obsiegende Sich-Strecken nach Gesellschaftsrang und Titeln. Damit repräsentieren sie jene nichtegalitäre Haltung der sich längst von demokratischer Partizipation verabschiedet habenden Besitzbürger, von der Fontane seinem schlesischen Brieffreund unumwunden schrieb, „[i]m Ganzen aber darf man sagen, es giebt in Preußen nur 6 Idole und das Haupt-Idol, der Vitzliputzli des preußischen Cultus, ist der Leutnant, der Reserve-Offizier".[25] Wie sehr Fontane mit seiner Romancoda, welche die Espes als Sprachrohr vorführt, ins Schwarze traf, das zeigten auch die fast einhelligen Reaktionen der zeitgenössischen Kritik, worin als geradezu abwegig moniert wurde, dass der Romanschluss ausgerechnet diesen Espes das letzte Wort überließ.[26] Unter den kritischen Stimmen war es vor allem Heyse, der den deutlichen Anwurf wagte:

> Du warst uns eine Antwort auf eine sittliche Frage im höheren Sinne schuldig, die wir alle unterschrieben hätten. Daran ändert Espes Epilog erst recht nichts, da sein Philisterjudizium ja gerade die Moral der *prosaischen* Gerechtigkeit betont, während wir vom Dichter ein Verdikt nach dem Kodex der *poetischen* Gerechtigkeit verlangen.[27]

Dieser Vorwurf sagt mehr über die konfrontative Debattenlage zu einer programmatischen Ausrichtung des Poetischen Realismus aus, als dass er denn wirklich zur Kritik am Roman getaugt hätte. Das ihm eigene Verklärungsgebot des Realismus scheint hier bereits an seine Grenzen gelangt.

6. Lonely hero lost? – Auswanderung nach Amerika als Erfahrung der Forty-Eighters

Fontane war seit seinen journalistischen Anfängen mit der Herausforderung einer Auswanderung nach Amerika vertraut, er schien sie selbst gelegentlich erwogen zu haben.[28] Eine Reihe ihm bekannter und sein Leben in der frühen Revolutionsphase begleitender Persönlichkeiten gingen diesen Weg, nur wenige offenbar wirklich erfolgreich. Vergleichbar reale Beispiele einer

25 Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 3.10.1893. In: Fontane: Briefe Friedlaender (wie Anm. 2), S. 319.
26 Vgl. Quitt. Anhang (wie Anm. 1). S. 325f. und S. 335f.
27 Ebd., S. 325f.
28 Ebd., S. 302f.

Auswanderung nach Nordamerika, dem problembeladenen Protagonisten Lehnert Menz aus *Quitt* nicht ganz unähnlich, waren auch in Fontanes frühem Bekanntenkreis der Revolutionszeit vorgekommen, darunter etwa der Arzt, Dichter und Übersetzer Julius Minding (1808-1850), der wegen eines drohenden Bankrotts nach New York floh und dort später Suizid beging.[29] Mit Auswandererplänen befasst und vertraut zeigte sich für Fontane zudem der mit ihm befreundete Hermann Kriege (1820-1850), über den er schrieb, dass dieser nach Ableistung des ihm wegen seiner nichtkonformen freiheitlichen Gesinnung sauer gewordenen Militärdienstes in Westfalen „den Staub von den Füßen schüttelte und nach Amerika ging", wo er, wie Fontane seine Erinnerungen beschließt, analog zu Lehnerts Schicksal, „auch drüben kein vom Glück Begünstigter […], vom Fieber befallen, bald aus dieser Zeitlichkeit geschieden"[30] sei. Ein weiterer Kombattant, der nach der 1848er Revolution in ähnlicher Weise nach Westen aufbrach, war Georg Günther (1808-1872), ein Schwager Robert Blums, der in Amerika als Arzt und Homöopath wirkte und von dem Fontane sich erinnernd sagte, es ginge „ihm äußerlich gut, aber die Sehnsucht blieb".[31] Sehnsucht und Melancholie sind Anwandlungen, die auch Lehnert nicht fremd sind. Günther kehrte im Jahr der Reichsgründung, 1871, zurück nach Deutschland, wo er im Jahr darauf verstarb. Über jenen berühmten Freiheitskämpfer Robert Blum (1807-1848) erfuhr Fontane durch ein Bändchen, welches ihm von dem 1849 nach New York geflohenen Juristen und Geschäftsmann Hugo Wesendonck (1817-1900), dessen Habitus und Ausstrahlung Fontane imponierte, aus New York zugetragen wurde. Er zitierte in seinem biographischen Abriss Wesendoncks Urteil über Blum:

> Er war überall geachtet und ich möchte hinzufügen gefürchtet; die Frauen aber verehrten ihn trotz seiner Häßlichkeit. Als geborener Amerikaner hätte er es weit bringen können. *Aus solchem Stoff macht man Präsidenten*. Lincoln war häßlicher und Cleveland ist nicht viel hübscher. Wäre das Unmögliche damals in Deutschland möglich gewesen, es hätte sich nur um Blum oder Gagern handeln können.[32]

29 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 932.
30 Ebd., S. 91.
31 Ebd., S. 94.
32 Ebd., S. 94f., Anm. (Hervorhebung im Orig.).

Des Weiteren unterhielten die Fontanes auch Kontakt mit dem Politiker und Journalisten Julius Faucher (1820-1878) und besuchten dessen Familie im ländlichen Umland Londons in Denmark Hill. Die Frau des Hauses, Caroline Sophie, befand Fontane zu sehr als „grande dame", was Gerüchten nach „damit zusammenhing, daß ihr in der achtundvierziger Zeit eingeredet worden war", wie Fontane pointierte, „‚sie würde als Frau Präsidentin des Reichs durchs Brandenburger Thor ihren Einzug halten'".[33] Faucher war es auch, der Fontane eines Tages einen Zeitungsausschnitt zuschickte, der angeblich einen New Yorker Ahnen namens August als des Schriftstellers Onkel auszumachen glaubte, demzufolge dieser bei einem Dampfschiffsunglück auf dem Mississippi umgekommen sei, was sich jedoch als unzutreffend erwies.[34]

7. „Freiheit konnte sein, Leberthran mußte sein."[35] Fontane und 1848

„Gesicherte Rückzugslinie ist mein Lebensideal"[36], gestand Fontane im Brief vom 6. Mai 1886 während der Arbeit am Roman dem befreundeten Georg Friedlaender (1843-1914). Fontane hatte nach anfänglicher Affizierung und Sympathie mit den 1848er März-Revolutionären, als er neben seiner Berufsarbeit als Jungapotheker, wie Blumenberg pointiert, „im Berlin von 1848 halbtags für die Freiheit kämpfte"[37], im Laufe der nachfolgenden Jahrzehnte eine eher zwiespältige Sicht auf die Schlüsselereignisse entwickelt. So sah er sich nach Eintritt in eine Beschäftigung bei der erzkonservativen *Kreuzzeitung* als einen „Journalist[en] mit Korpsgeist"[38] und entwickelte sich zum Vertreter eines altpreußisch orientierten politischen Konservativismus. Der spätere Bundespräsident Theodor Heuss hat noch im Gedenkjahr 1948 die sich selbstbescheidene Stimmung des Nachmärzes und den populären Geschmack einer in ihr waltenden intellektuellen Anspruchslosigkeit getroffen, als er pointiert formulierte:

33 Ebd., S. 53.
34 Ebd., S. 366.
35 Ebd., S. 392.
36 Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 6.5.1886. In: Fontane: Briefe Friedlaender (wie Anm. 2), S. 52.
37 Blumenberg: Vor allem Fontane (wie Anm. 23), S. 111.
38 Hubertus Fischer: Theodor Fontane, der ‚Tunnel', die Revolution, Berlin: Stapp 2009, S. 320.

> Literaturgeschichtlich war es so: die Romantik war vorbei, das ‚Junge Deutschland' verebbte, und die Nation geriet nach deren Ansprüchen in eine gewisse Katerstimmung. Da war solche, nicht gerade schwere, aber geschickt gemischte Kost willkommen und bekömmlich.[39]

Während der dumpfen und restaurativen Jahrzehnte nach 1850 verhielt Fontane sich als Publizist und Reiseschriftsteller eher zurückhaltend, teils vermittelnd, aber auch teils antiliberal. Vor allem aber schätzte er die Geschehnisse um die März-Revolution im weiteren Verlauf wohl eher als fragwürdig ein, deutete sie in dieser späteren Sicht im Gegensatz zum einstigen Anfangsenthusiasmus seiner Freunde aus dem „Herwegh-Club" schließlich zunehmend als die Erosion des Gedankens eines besseren Altpreußens, und seine vaterländischen Gedichte wurden inzwischen von der Reaktion für deren Zwecke benutzt. Insgesamt entstand daraus eine zwiespältige Situation, gehörte er „doch diesen Leuten zu und trotz ihrer enormen Fehler bleiben märkische Junker und Landpastoren meine Ideale, meine stille Liebe. Aber wie wenig geschieht, um diese wundervollen Elemente geistig verstandesmäßig zu vertreten."[40] Auch der schwankende Pastor Siebenhaar im ersten Teil von *Quitt*, der mit seiner Predigt nicht nur Gewünschtes stiftet, sondern Konflikte auslöst, hat etwas von dieser zwiespältigen Haltung. Die Forschung hat Fontanes folglich eher vertrackte Gemengelage zusammengefasst und dezidiert charakterisiert:

> Zwischen dem Republikanismus des Achtundvierzigers und dem prononcierten Konservatismus des Kandidaten der ‚Konfliktzeit' liegen politische Welten, die freilich auch andere Achtundvierziger durchschritten haben. Das knappe Jahrzehnt im Dienste des preußischen Reaktionsministeriums kommt nach Auftrag und Tätigkeit einem Dementi der Revolutionspublizistik gleich. Das volle ‚Kreuzzeitungs'-Jahrzehnt steht hingegen auch aus Überzeugungsgründen im Zeichen des Widerspruchs zum liberalen Zeitgeist der Epoche. Presseagent unter Manteuffel und Redakteur der ‚Kreuzzeitung' sind übrigens

39 Theodor Heuss: „Der ‚Hack'". Schattenbeschwörung. Randfiguren der Geschichte. Eingel. u. hrsg. von Friedemann Schmoll, Tübingen: Klöpfer & Meyer 2009, S. 208f. Heuss bezieht sich konkret auf den Vielschreiber Hackländer.

40 Brief Fontanes an Emilie Fontane vom 10.6.1884. In: Otto Drude/Manfred Helge/Helmuth Nürnberger (Hrsg.): Fontane. Briefe. Bd. 3: 1879-1889, München: Nymphenburger 1980, hier Nr. 573, S. 599.

> unter politischem Aspekt zwei völlig verschiedene Dinge, denn über die gesamte Manteuffel-Ära steht die ‚Kreuzzeitung' in einem teils offenen, teils verdeckten Krieg mit den Leitern jener ‚Centralstelle für Preßangelegenheiten', von denen Fontane seine Direktiven empfängt.[41]

Fontane begann während des langen Nachmärzes das tatkräftige Altpreußen zunehmend zu erinnern, zu schützen und zu (über)schätzen, ja zuweilen eben auch zu verklären als ein Gebilde, „das im Wechsel seiner Geschichte durch eben jene Größe, Opferbereitschaft, Begeisterung und Tatkraft ausgezeichnet war, die er in seiner Gegenwart je länger, je mehr vermißte."[42] In der poetologischen Umsetzung verleiht er mit seinem protomodern handlungsarmen, eher diskursiven Spätwerk *Der Stechlin* (1898/99) gerade diesem Preußen einen wehmütig leisen und dennoch beinahe progressiven Zug in allem Konservativismus. In *Quitt* hingegen macht gerade der mennonitische Missionslehrer Hornbostel keinen Hehl aus seiner Meinung über das vergleichsweise ungleiche Verhältnis von Preußen zu Amerika – und wirkt damit wie ein schonungsloses Reflexionsmedium und Alter Ego des Romanautors. Auch der weise Mennonit schrieb Preußens wenig demokratischem Vorbild einen überzeitlich, wiederum nun fast lugubren Zug zu, in dessen scharfem Urteil der Duktus eines markigen Adelstones ebenso wie auch das Monitum gegenüber der Untertanengesinnung mitschwingen mochte, was selbststilisierend womöglich auch für Fontanes Amerikalob des Romans in Anschlag genommen werden könnte:

> Ueber allen deutschen und namentlich über allen preußischen Büchern, auch wenn sie sich von aller Politik fern halten, weht ein königlich preußischer Geist, eine königlich preußische privilegierte Luft; etwas Mittelalterliches spukt auch in den besten und freiesten noch, und von der Gleichheit der Menschen oder auch nur von der Erziehung der Menschen zum Freiheitsideal statt zum Unterthan und Soldaten ist wenig die Rede. Darin ist die schweizerische Literatur, weil sie die Republik hat, der deutschen überlegen, und alle Deutsche, die, wie wir, das Glück haben, Amerikaner zu sein, haben Grund, sich dieses republikanischen Zuges zu freuen. (Q 216)

41 Fischer: Theodor Fontane (wie Anm. 38), S. 327.
42 Ebd., S. 288.

Christin Hansen (Regensburg)

Die Konstruktion des (deutschen) Indianers

Der Indianer ist eine Figur, die mit James Fenimore Cooper (1789-1851) Eingang in deutsche Wohnzimmer erhalten hat und nicht erst mit Karl May (1842-1912) ein fester Bestandteil des deutschen kulturellen Gedächtnisses geworden ist. Den Phänomenen Cooper und May ist bereits weitreichende Aufmerksamkeit in unterschiedlichen Disziplinen zuteil geworden, allerdings werden dabei zum einen verschiedene Schriften anderer Autoren zur Thematik ausgeblendet und zum anderen wird die Frage nach der Funktion der Konstruktion des deutschen Indianers nur an der Oberfläche behandelt. Zumeist beschränken sich die Betrachtungen auf den Verweis auf Exotismus, Abenteuer und Sehnsucht nach dem Fremden, vereinzelt wird auf eine mögliche Zivilisationskritik eingegangen.[1] Dabei geht die Funktionalisierung des deutschen Indianers darüber hinaus. Tatsächlich ist der Indianer auch ein Mittel zur Schaffung und Etablierung einer deutschen Identität in den lang währenden Umbruchzeiten des 19. Jahrhunderts. Bisher ist es versäumt worden, einen umfassenden Nachweis der These anhand zeitgenössischer Quellen zu leisten. Mit Hilfe der Historischen Stereotypenforschung lässt sich über die Analyse der Auto- und Heterostereotype dem genannten Desiderat entsprechen.[2]

---

1 Vgl. z. B. Karl-Heinz Kohl: Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und der Erfahrung der Zivilisation, Berlin: Medusa 1981; Roy Harvey Pearce: Rot und Weiss. Die Erfindung des Indianers durch die Zivilisation, Stuttgart: Klett-Cotta 1991.

2 Hans Henning Hahn: 12 Thesen zur Stereotypenforschung. In: Hans Henning Hahn/Elena Mannova (Hrsg.): Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur Historischen Stereotypenforschung (Mitteleuropa-Osteuropa. Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, Bd. 9), Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 2007, S. 15-24; Eva Hahn/Hans Henning Hahn: Nationale Stereotypen. Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung. In: Hans Henning Hahn (Hrsg.): Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen (Mitteleuropa-Osteuropa. Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, Bd. 5), Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 2002, S. 17-56.

Letztendlich gelten immer die eigenen Maßstäbe als die signifikanten Parameter in der Bewertung des Indianers. Einerseits ist vor allem in liberalen Kreisen feststellbar, dass der Indianer als eine Möglichkeit genutzt wurde, um mehr oder weniger versteckt Kritik an den zeitgenössischen politischen und gesellschaftlichen Systemen zu üben. Andererseits ging jeder Schriftsteller vom eigenen zivilisatorischen Standard bzw. gewünschten Standard aus. Man kann folglich an der Darstellung und Bewertung des Eigenen und Fremden erkennen, worüber man Identität konstituierte und festmachte. Dabei diente der Indianer wiederholt als vermittelnde Instanz, die entweder Idealvorstellungen oder abzulehnende, gar verabscheuungswürdige Eigenschaften verkörperte.

Als Grundlage der folgenden Analyse dienen Romane und Reiseberichte von Charles Sealsfield, Johannes Scherr, Friedrich Gerstäcker, Balduin Möllhausen, Friedrich Armand Strubberg, Prinz Maximilian Alexander Philipp zu Wied-Neuwied und Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, welche allesamt breit rezipiert wurden und damit heute jeweils einen Einblick in den zeitgenössischen, deutschsprachigen Diskurs ermöglichen. Dabei hat sich eine Unterteilung in die Stereotype des ‚edlen Indianers', des ‚barbarischen Indianers' und des ‚entarteten Indianers'[3] ergeben, welcher im Folgen-

3 Der Begriff „entartet" wird hier im zeitgenössischen Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts verwendet und als ein Analysekriterium verstanden. Er wurde seit dem 17. Jahrhundert als ein medizinischer Begriff benutzt, um die Abweichung vom ursprünglichen Naturzustand bzw. der Norm zu bezeichnen und ab Mitte des 18. Jahrhunderts auch als eine Form der kulturellen Bewertung; bereits 1797 verwendete Friedrich Schlegel den Begriff „entartete Kunst". Damit einher gingen zunächst moralische und später auch ‚rassische' Aspekte, wie beispielsweise die Annahme des sittlichen Verfalles, geistige Unfähigkeit und Triebhaftigkeit. Mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und beginnenden 20. Jahrhundert verstärkte sich die rassische Konnotation. Zur Zeit des Nationalsozialismus wurde der Begriff „entartet" im Zusammenhang mit rassentheoretischen Konzeptionen verwendet, um damit unter anderem die Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung von Millionen von Menschen zu legitimieren. Zur vertiefenden Begriffsgeschichte sei exemplarisch auf folgende Texte verwiesen: Cornelia Schmitz-Berning: Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin/New York: de Gruyter 1998, S. 178-189; Marianne Schuller: „Entartung". Zur Geschichte eines Begriffs, der Geschichte gemacht hat. In: Heidrun Kaupen-Haas/Christian Saller (Hrsg.): Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften, Frankfurt a. M./New York: Campus 1999, S. 122-136.

den nachgegangen wird, um so die Konstruktion des deutschen Indianers zu skizzieren, dessen Funktion zu analysieren und in einem weiteren Schritt aufzuzeigen, warum der Indianer sich derart langlebig und nachhaltig im deutschen Gedächtnis etablieren konnte.

1. Der ‚edle Indianer'

Als zentrale Konstante *für die Konstituierung des ‚edlen Indianers'* ist der Aspekt der Ursprünglichkeit zu nennen. Damit wird in zahlreichen Schriften auf der einen Seite die Distanz zu den Siedlern bezeichnet.[4] Auf der anderen Seite bedeutet Ursprünglichkeit, den Eigenschaften des Naturzustandes verhaftet zu sein. Nach dieser Lesart seien die Indianer nicht in der Lage, Gesetze anzunehmen und den Fortschritt zu erkennen, ob es nun in Bezug auf Ackerbau, Medizin oder den Glauben ist. Genauso wären sie in ihren Charaktereigenschaften festgeschrieben und könnten zum Beispiel die Rachsucht nicht ablegen.[5] Trotzdem ist es nur möglich, ein tatsächlich ‚edler Indianer' zu sein, wenn dieser dem Naturzustand noch besonders nahe ist. Nur dann neigt er nicht zum Diebstahl, ist bescheiden, ehrlich, selbstbeherrscht und verfügt über Mäßigkeit. Aber warum ist Ursprünglichkeit so wichtig?

---

4 Z. B. „Mit dem Indianer in seinem Naturzustande eigenen [...] stolzen Wesen schritten die Männer [...] einher." Hier zit. nach: Johannes Scherr: Die Pilger der Wildniß. Dritter Band (Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller), Tabor: Kober 1853, S. 103; vgl. auch Charles Sealsfield: Der Legitime und die Republikaner. Eine Geschichte aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege. Zweiter Theil, Zürich: Orell, Füßli und Compagnie 1833, S. 26f.

5 „Wie die meisten Häuptlinge, welche die östlichen Staaten besucht haben, um mit der Regierung am Sitze des Congresses zu verhandeln, zeigt er in seinem Benehmen, daß er die Vortheile europäischer Gesittung wohl erkennt, aber dennoch die Gesetze der Europäer als unpassend für die Völker betrachtet, die dem Naturzustande noch so nahe stehen [...]." Zit. nach: Paul Wilhelm Herzog von Württemberg: Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824, Stuttgart/Tübingen: Cotta'sche Buchhandlung 1835, S. 267. Weiterhin ließe sich auf die Figur Assowaum in Friedrich Gerstäckers Roman *Die Regulatoren in Arkansas* (1846) verweisen. Assowaum ist weder bereit, zum Christentum überzutreten, noch in der Lage, sich seiner Rachegelüste zu erwehren.

Seit Jahrtausenden ist die eigene Abstammung eine zentrale Frage des Menschen. Laut Rüdiger Safranski lebte der Mythos des Ursprungs gerade im Zuge der Romantik erneut auf.[6] Sowohl die individuelle als auch die kollektive Identität ist immer auf eine gewisse Art und Weise mit dem Ursprung verbunden oder besser mit einer Suche danach.[7] Hier kann beispielsweise die nationale Identität genannt werden, deren Bildung immer auch mit der Darlegung ihrer Anfänge und Ursprünge verbunden war und die im 19. Jahrhundert unter anderem durch den Germanenmythos einen neuen Aufschwung erlebte, und zwar besonders in den deutschen Staaten. Das jeweilige Identitätsverständnis ist dementsprechend immer auch eine Frage von Geschichte und Gedächtnis.

Doch der Umstand, dass es nur einen ‚edlen Indianer' geben kann, wenn dieser in seiner Lebensart möglichst ursprünglich ist, impliziert, dass er über einen hohen Grad an sogenannter Reinheit verfügen muss: Er darf sich nicht von außen beeinflussen lassen, nicht dem Alkohol verfallen, nicht der Mordlust gegenüber den Siedlern nachgeben, darf keine Kleidung der Siedler tragen oder gar zum Christentum übergetreten sein. Alle diese Aspekte dürfen nicht den Charakter des ‚edlen Indianers' beeinflussen, ansonsten verliert er den Status des Edlen, wie unter anderem die Ausführungen zu der Figur Assowaum im nächsten Abschnitt zeigen werden. Demnach findet ein Appell statt, die Reinheit zu bewahren, sprich sich vor Veränderungen durch Fremdeinwirkung zu schützen. Und genau darin liegt eine zentrale Funktion des ‚edlen Indianers'. Betrachten wir die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, so ist ersichtlich, dass sich die Bürger in den einzelnen deutschen Staaten nicht nur auf politischer Kurssuche befanden, sondern unter ihnen auch Identitätsfragen in der Öffentlichkeit breit diskutiert wurde. In verschiedenen Bereichen kam es dabei zu Spannungen und Auseinandersetzungen: ob dies nun das Problem der Auflehnung gegen die restaurativen Mächte betraf oder die Frage, welches Nationenkonzept und welche Regierungsform die beste sei, um gegen Feinde nach außen stark zu sein, oder ob es um die Verortung des Individuums in der Gesellschaft ging. Gerade bei Johannes Scherr (1817-1886) und Charles Sealsfield (1793-1864) ist klar auszumachen, dass

6 Rüdiger Safranski: Romantik. Eine deutsche Affäre, München: Carl Hanser 2007, S. 159.

7 Ingo Wiwjorra: Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006, S. 53f.

es ihnen in diversen Schriften darum geht, die herrschenden restaurativen Mächte anzuprangern und gleichzeitig der eigenen deutschen Bevölkerung Untätigkeit vorzuwerfen. *Für* die Freiheit und bestimmte Ideale müsse man stets uneingeschränkt eintreten und diese bewahren, und zwar gegen jeden, der sie von außen zu unterminieren versucht. Beispielsweise beschwert sich die deutsche Hauptfigur Tristan in Johannes Scherrs Roman *Die Waise von Wien* wiederholt *über die Untätigkeit de*r deutschen Liberalen, die Unterdrückung durch Kirche und Staat und fordert die Einhaltung der Menschenrechte, ferner Gerechtigkeit, die Freiheit des Einzelnen und Bildung.[8] All das findet der fiktive Tristan in einer Musterkolonie, welche den pathetischen Namen „Libertas" trägt und durch die ‚edlen Komantschen' beschützt wird. Die Bewahrung der eigenen Identität setzt demzufolge eine Abwehr voraus, egal wie übermächtig der Feind scheinen mag. Doch ganz wichtig ist, dass dies nicht bedeutet, gegen den Fortschritt zu sein. Denn Statik bedeutet Vernichtung. So wehren sich die Indianer gegen jede Form der noch so offensichtlichen Verbesserung und diese Abwehrhaltung trägt maßgeblich zu ihrer Verdrängung und Vernichtung bei. Besonders deutlich wird dies in Sealsfields Roman *Der Legitime und die Republikaner* an der Figur Tokeah, welche resigniert stirbt, da sie weder in der Lage ist, sich anzupassen noch Veränderungen zu akzeptieren.[9]

Besinnung auf Ursprünglichkeit ist folglich zentral für die Aufrechterhaltung positiver Eigenschaften, aber gleichzeitig muss man aus sich selbst heraus für den Fortschritt eintreten, damit man nicht vernichtet wird bzw. an Stärke verliert. Der Umstand ist nicht nur indirekt eine Form der Warnung an die restaurativen Mächte, dass statisches, mutwilliges Aufrechterhalten der scheinbar überholten alten Strukturen zur eigenen Vernichtung führt, sondern auch ein Appell an jeden, dass man den Fortschritt begrüßen und

8 „Denn ich hatte, wie ich bald merkte, hier einen jener klugen Witterer und muthlosen Zitterer vor mir, die bei jeder Gelegenheit die größten Worte aus dem Aermel schütteln, aber vor der kleinsten That zurückbeben. Bis zu der Idee der Republik vermögen sich nur wenige dieser Oppositionsmänner zu erheben, ihr Ideal ist die constitutionelle Monarchie, weil es nur in dieser möglich ist, sich den Anschein der Freiheitsliebe und Volksthümlichkeit zu geben, ohne ein Häärchen seines Hauptes zu gefährden." Johannes Scherr: Die Waise von Wien. Zweiter Band, Stuttgart: Franckh'sche Buchhandlung 1847, S. 35f.

9 Sealsfield: Der Legitime und die Republikaner (wie Anm. 3), Dritter Theil, S. 264f.

vorantreiben muss. Dabei dürfen jedoch nicht die ursprünglichen Werte und Normen außer Acht gelassen und vernachlässigt werden.

In den einzelnen literarischen Ausführungen ist eine unterschiedliche Form und Ausprägung von Radikalität erkennbar. Während in Scherrs Roman *Die Waise von Wien* lediglich die Personen eine positive Wertung erfahren, die Deutschland den Rücken kehren, und jede andere Figur und politische Grundhaltung mit dem Vorwurf der Untätigkeit und der Beschränkung auf eigene Interessen konfrontiert wird, ist eine Abschwächung dieses Urteils von Sealsfield über Friedrich Gerstäcker (1816-1872) bis hin zu Balduin Möllhausen (1825-1905) festzustellen. Scherr *äußert* den Vorwurf, dass Deutschland[10] noch nicht in der Lage sei, die eigene Zukunft in die Hand zu nehmen und nachhaltig etwas am gesamten System zu ändern, was einer radikalen Umwälzung auf jeder Ebene bedürfe. Bei Gerstäcker und Möllhausen hingegen sind lediglich versteckte Andeutungen liberaler Ideen in der Figur des ‚edlen Indianers' übrig geblieben[11], der radikale und revolutionäre Gedanke Scherrs findet sich bei ihnen nicht mehr wieder.

Anders gestaltet sich die Thematik in den Reiseberichten von Maximilian Alexander Philipp Prinz zu Wied-Neuwied (1782-1867) und Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797-1860). Beide treten ebenfalls für die Beibehaltung von Ursprünglichkeit ein, doch weniger im Sinne eines Appells an die Allgemeinheit, sondern in Form der Legitimation von machtstaatlicher Hierarchie und Überlegenheit. Sie argumentieren auf einer rassistisch-nationalistischen Ebene und postulieren die Ordnung einer natürlichen Ursprünglichkeit, in der sich Überlegenheit manifestiert und die es einzuhalten gilt. Nur so kann das Gesamtgefüge erhalten bleiben. In beiden Reiseberichten findet man eine der Grundideen des deutschen Konservatismus

10 Scherr schreibt über Deutschland, ohne eine eindeutige geographische Zuordnung zu tätigen – vermutlich bezieht er sich im Folgenden auf den Deutschen Bund: „So, wie die Zustände Europa's und insbesondere Deutschlands einmal derzeit noch sind, muß der Versuch, die Gesellschaft auf friedlichem Wege aus sich selbst zu reformieren, schlechterdings scheitern." Scherr: Die Waise (wie Anm. 7), Dritter Band, S. 149.

11 Vgl. z. B. Friedrich Gerstäcker: Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas, Paderborn: Salzwasser 2011 [Reproduktion des Originals von 1844]; ders.: Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's, Leipzig: Otto Wigand 1846. Siehe auch: Balduin Möllhausen: Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee, Leipzig: Hermann Mendelssohn 1858.

wieder, welcher sich gegen den Individualismus des Liberalismus aussprach, da die Gesellschaft ständisch gebunden sei. Aus diesem Grund gebe es herrschaftliche und machtstaatliche Hierarchien und die Auflösung derselben *würde das Zusammenbrechen des gesamten* Staatsgebildes bedeuten und Chaos herbeiführen.[12]

Weitere zentrale Bestandteile in der Betrachtung des ‚edlen Indianers' waren die Projektion der eigenen Schönheitsideale und das Eintreten für die Werte und Normen, die scheinbar einer europäischen Gesellschaft entlehnt sind. Dieser Umstand steht sicherlich im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Meinung, dass sich Optik und Charaktereigenschaften entsprechen. So sei allgemein das Schöne ein Symbol des Guten.[13]

Als Eigenschaften werden dem ‚edlen Indianer' Barmherzigkeit, Bescheidenheit, Mäßigkeit, Tapferkeit und Weisheit zugeschrieben. Alle angeführten Aspekte haben die Funktion, das Fremde nicht als zu fremd erscheinen zu lassen. Umso mehr heidnischen Gebräuchen ein Indianer nachgeht, desto weiter ist er von der Welt des Autors entfernt und verliert eine mögliche Identifikationsfunktion, wie etwa im Falle des ‚barbarischen Indianers' und ‚entarteten Indianers', zwei weiteren Ausformungen neben dem ‚edlen Indianer', sichtbar werden wird. Um das Fremde erlebbar zu machen bzw. darüber eine Identifikation zu ermöglichen, benötigt es das Eigene oder zumindestens eine Wunschvorstellung von dem, was man als das Eigene bezeichnen würde. Infolgedessen könnte man beim ‚edlen Indianer' von der Konstruktion eines Dritten Raumes im Sinne des Kulturtheoretikers Homi Bhabha sprechen.[14] Auch Susanne Zantop argumentiert, dass man den ‚edlen Indianer' als eine Figur des Dritten bezeichnen könnte, obwohl sie sich in erster Linie auf dessen äußere Merkmale bezieht.[15] Doch wie man erkennen kann, lässt sich der

12 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München: C. H. Beck 2013, S. 316.

13 Urs Bitterli: Die „Wilden" und die „Zivilisierten". Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, 2. Aufl., München: C. H. Beck 1991, S. 357.

14 Vgl. Homi K. Bhabha: Die Verortung der Kultur (Stauffenburg Discussion, Bd. 5), Tübingen: Stauffenburg 2011 (EA *The Location of Culture*. London/New York: Routledge 1994), S. 53-57.

15 Susanne Zantop: Der Indianer im Rasse- und Geschlechterdiskurs der deutschen Spätaufklärung. In: Karl Kölz/Viktoria Schmidt-Linsenhoff/Herbert Uerlings (Hrsg.): Das Subjekt und die Anderen. Interkulturalität und

Indianer auch als eine Figur des Dritten verstehen, dadurch dass man auf ihn bestimmte Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen projiziert.

2. Der ‚barbarische Indianer'

Man könnte jetzt meinen, dass die Definition und Erläuterung des ‚barbarischen Indianers' dem ‚edlen Indianer' entgegengesetzt ist. Sicherlich ist eine Form von Dualismus und Dichotomie nicht abzustreiten, dennoch gestaltet sich die Situation etwas komplexer.

Schon allein die Tatsache, dass es manchmal fließende Übergänge vom ‚edlen' zum ‚barbarischen Indianer' in einer literarischen Figur bzw. Person gibt, macht die Situation nicht einfach. So verhält es sich beispielsweise bei Assowaum aus dem Werk *Die Regulatoren in Arkansas* von Friedrich Gerstäcker. Verkörpert Assowaum zu Beginn des Werkes einen Indianer mit edlen Tendenzen, ändert sich diese Kennzeichnung mit der Ermordung seiner Frau. Er wird nun lediglich von seinen Rachegelüsten getrieben:

> Er [der Priester] hatte sein Gebet aber noch nicht beendet, als ein eigenes, wildes Feuer den Indianer zu durchzucken schien; langsam nahm er die Hände von den Augen, und wie sein fester, durchdringender Blick dem des Priesters begegnete, und dieser vor dem dunkel-glühenden Augen des Kriegers heimlich erschaudernd schwieg, richtete sich der Häuptling stolz empor […], sprach er mit lauter, klangvoller Stimme: „[…] Nein! Keine Vergebung – Fluch treffe den Mörder, Assowaum wird ihn finden, sein Leben hat fortan nur den einen Zweck: den Mörder zu strafen […]."[16]

Mit dem Moment ändert sich nicht nur seine gesamte Haltung, sondern auch seine Beschreibung. Er ist „schreckenerregend", hat „rollende Augen" und ist willens, den Tod von unschuldigen Menschen in Kauf zu nehmen, um seine Rache zu vollenden.[17] Immer tiefer fällt er in den Sog des Barbarischen,

---

Geschlechterdifferenz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Studienreihe Romania, Bd. 16), Berlin: Erich Schmidt 2001, S. 122.

16 Gerstäcker: Die Regulatoren (wie Anm. 10), Zweiter Band, S. 89f.

17 Nachdem der falsche Priester Rowson des Mordes überführt worden ist, nimmt er zwei Mädchen als Geiseln und verschanzt sich in eine Hütte mit der Drohung, die Mädchen beim Erstürmen umzubringen. Trotzdem will es Assowaum mit einigen Siedlern versuchen: „[…] fielen auch die Mädchen zuerst unter ihren

seine Rachegelüste vermischen sich mit Blutdurst[18] und am Ende richtet er den Mörder seiner Frau ohne Vergebung auf einer Art Scheiterhaufen:

> Er [der Priester] kannte die Sitten der wilden westlichen Stämme, kannte ihre erbarmungslose Grausamkeit, und in wilden, gellenden Schmerz und Angstschrei machte sich seine Brust Luft, während er umsonst gegen seine Bande anwüthete. Der Indianer wehrte ihm nicht – ein Knebel würde jedem weiteren Schmerzruf ein Ende gemacht haben, aber nein, jener Ton war Musik für sein Ohr, und lächelnd bog er sich nieder und bließ mit seinem Hauch das qualmende Laub zur Flamme an. [...] Wilder und entsetzlicher wurden die Hülferufe des Gepeinigten, und lauter und jubelnder schallte dazu der Festgesang der Odjibewas [...].[19]

Assowaum befriedigt nicht nur seine Rache, das Leiden seines Opfers bereitet ihm sogar Freude und Genugtuung. Blutdurst und Rachsucht sind zwei zentrale Eigenschaften des ‚barbarischen Indianers'. Er ist prinzipiell zu keiner Form der Vergebung oder Barmherzigkeit in der Lage.

Selbst die Rituale, welchen der ‚barbarische Indianer' nachgeht, hängen zumeist mit dem Quälen anderer Menschen zusammen. Dabei ist das Skalpieren ein elementarer Bestandteil des indianischen Lebens. Wie beim ‚edlen Indianer' angeführt, gehört es scheinbar zur Eigentümlichkeit eines jeden Indianers, einen Skalp zu nehmen, jedoch ist ein Unterschied zwischen dem wahllosen und ungezügelten Skalpieren eines ‚barbarischen Indianers' und dem selektiven Vorgehen eines ‚edlen Indianers' festzustellen. Der ‚edle Indianer' skalpiert – wenn überhaupt – nur seine Feinde, die in der Regel als die feindlichen Indianer oder als weißes Gesindel auftreten, womit bereits eine gewisse Form der Legitimation gegeben ist: Es trifft keine Unschuldigen. Anders verhält es sich beim ‚barbarischen Indianer'. Jener skalpiert sein Gegenüber sogar bei lebendigem Leibe, lediglich um der Trophäe und des Blutdurstes willen.[20] Beim ‚edlen Indianer' geht es beim Skalpieren nicht

---

Streichen – was kümmerte das den Indianer – auch seine Squaw war ermordet [...]." Zu dieser Darstellung vgl. Gerstäcker: Die Regulatoren (wie Anm. 10), Dritter Band, S. 176.

18 „Sein Blut will ich!" knirschte der Wilde, „sein rothes Blut – das Herz aus seinem Leibe!" Ebd., S. 150.

19 Ebd. S. 243f.

20 „Dieses Oh! schrillte nicht umsonst so angstvoll, denn der Wilde [...] war in der Tat Willens, mit seinem Messer den Neger bei lebendigem Leibe zu skalpieren."

um den Trophäencharakter, es wird vielmehr eine eingeschriebene Sitte dargestellt, der entsprochen wird. Aus der Perspektive eines Christen wird das Skalpieren durch den ‚edlen Indianer' immer noch als ein heidnischer und grausamer Brauch wahrgenommen, jedoch anders als beim ‚barbarischen Indianer'. Es erfolgt eine Rechtfertigung über die festgeschriebene Eigentümlichkeit. Damit wird, trotz des edlen Charakters, die Distanz zum Eigenen sichergestellt. Selbst der ‚edle Indianer' darf dem Eigenen nicht überlegen sein.

Jegliche Form von gewalttätigem Vorgehen mindert die Ehre und Männlichkeit eines Indianers. Männlich und ehrenhaft ist es, sich in einem offenen Kampf Mann gegen Mann zu stellen und die wehrlosen und schutzbedürftigen Frauen und Kinder zu retten. All dies tun ‚edle Indianer' und gute Siedler[21], die damit in das bestehende europäische Männlichkeitskonzept des 19. Jahrhunderts eingeordnet werden. So habe sich nach den Forschungen von Wolfgang Schmale in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das hegemoniale Männlichkeitsmodell entwickelt, welches sich im Laufe des 19. Jahrhunderts verstärken sollte. Vor allem die körperliche Ertüchtigung zur charakterlich-moralische Verbesserung und Stärkung der Wehrhaftigkeit nahm einen zentralen Teil in diesem Konzept ein.[22] Nur Gesetzlose und ‚barbarische Indianer' würden es wagen, sich dem Kodex zu entziehen und verlören dadurch Männlichkeit, Ehre, Aufrichtigkeit und Tapferkeit.

Scherr: Die Waise (wie Anm. 7), Zweiter Band, S. 230. Im gleichen Werk skalpiert der edle Komantschenhäuptling Melahuk lediglich die ‚barbarischen' Apachen, welche zuvor die Siedler wiederholt überfallen und getötet haben (S. 196). Die Figur El Sol in Sealsfield Werk *Der Legitime und die Republikaner*, der den ‚edlen Indianer' verkörpern soll, hat kein Verlangen mehr nach Skalps und trägt sie auch nicht als Trophäe, vgl. Sealsfield: Der Legitime und die Republikaner (wie Anm. 3).

21 Bei Sealsfield rettet El Sol sowohl Canondah als auch Rosa das Leben (wie Anm. 8. Erster Theil, S. 51; Dritter Theil, S. 257), wohingegen bei Scherr es Melahuk ist, der die Kolonie unter besonderer Berücksichtigung der Fürstin und Oda bewacht und diese auch aus den Fängen der Apachen befreit, vgl. dazu jeweils: Sealsfield: Der Legitime und die Republikaner (wie Anm. 3), Erster Theil, S. 51 u. Dritter Theil, S. 257; Scherr: Die Waise (wie Anm. 7), Dritter Band, S. 10-14 u. 28.

22 Wolfgang Schmale: Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450-2000), Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2003, S. 151 u. 180-182.

Die äußere Beschreibung des ‚barbarischen Indianers' nimmt in der erzählenden Literatur wenig Raum ein. Folgt man der Annahme, dass es einen Zusammenhang zwischen Charakter und äußerem Erscheinungsbild gibt, dann erübrigte sich jede Notwendigkeit eines Hinweises auf das Erscheinungsbild, da der ‚barbarische Indianer' gar kein ansprechendes Äußeres haben kann. Gleichzeitig wird über die Zuschreibung eines hässlichen Äußeren für bestimmte Figurengruppen seitens der Autoren ein herrschaftlicher Zugang legitimiert, da der Körper Zeichen des moralisch-sittlichen Zustandes ist.[23] Als besondere Kennzeichnung des Hässlichen und Entstellten ist die Bemalung des Gesichtes zu nennen. „Rollende" und „glühende Augen" sind zwei wiederholt auftretende Beschreibungen des ‚barbarischen Indianers'. Sie verraten nicht nur den zornigen, willkürlichen, ungezügelten Charakter der jeweiligen Person, sondern auch die Verbindung zum Teuflischen. Dabei bildet die Markierung des Bösen über das Teuflische eine lange Tradition.[24] Ansonsten ist es für Autoren bei der Beschreibung des ‚barbarischen Indianers' deutlich mehr von Interesse, auf Eigenschaften und Verhaltensweisen einzugehen: Ein ‚barbarischer Indianer' ist nicht in der Lage dazu, aufrichtig und ehrlich zu sein. Tatsächlich verbergen sich hinter dem bemalten Gesicht immer der mögliche Verrat und Hinterlist. Dabei werden diese Eigenschaften nicht unbedingt an einzelnen Taten oder Erfahrungen festgemacht, sondern als gegeben vorausgesetzt. Es sind fest eingeschriebene Attribute, die keiner Erklärung oder gar des Beweises bedürfen, das ist lediglich andersherum der Fall. Ein Indianer muss sich erst als „gut" bzw. „edel" beweisen, was zumeist durch die Rettung oder den Schutz unschuldiger Siedler geschieht.

23 Vgl. dazu auch Stefan Kaufmann: Vom Zeichen zur Ursache einer kulturellen Differenz. Die Körper der Wilden in der Anthropologie des 18. Jahrhunderts. In: Monika Fludernik/Peter Haslinger/Stefan Kaufmann (Hrsg.): Der Alteritätsdiskurs des Edlen Wilden. Exotismus, Anthropologie und Zivilisationskritik am Beispiel eines europäischen Topos (Identitäten und Alteritäten, Bd. 10), Würzburg: Ergon 2002, S. 99f.

24 Vgl. z. B. „Im nämlichen Augenblick sah ich die rollenden Augäpfel eines Wilden unten durch einen Zwischenraum der Palisaden glühen." Zit. nach: Scherr: Die Waise (wie Anm. 7), Zweiter Band, S. 205. Zur Frage der Markierung des Bösen über das Teuflische siehe u. a.: Josep Fontana: Europa im Spiegel. Eine kritische Revision der europäischen Geschichte, München: C. H. Beck 1995, S. 72ff.; Jean Delumeaus: Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts. Band 2, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985.

Seine positive Zuschreibung muss der ‚edle Indianer' wiederholt bestätigen, um weiterhin als solcher zu gelten, er erhält das Prädikat nicht durch eine einzige Handlung, sondern nur durch seine Beständigkeit.[25]

Mit der Assoziation zum Teufel werden letzte moralische Skrupel aufgehoben, die sich möglicherweise beim *Töten der Indianer durch Christenhand* ergeben könnten. Und u. a. darin liegt die Funktion des Stereotyps des ‚barbarischen Indianers'. Um einen ‚edlen Indianer' zu schaffen, bedarf es eines negativen Gegenbeispiels, folglich dient der ‚barbarische Indianer' dazu, den ‚edlen Indianer' zu konstituieren. Dabei bildet die negative Folie sogar eher den Ausgangspunkt als die positive. Das Positive muss sich erst legitimieren, während das Negative scheinbar der natürlichen Daseinsberechtigung unterliegt. Ohne den ‚barbarischen Indianer' *würde es demzufolge nicht den* ‚edlen Indianer' geben. Für den Siedler besteht die Möglichkeit, mit dem ‚edlen Indianer' eine Form des Bündnisses bzw. ein Verhältnis einzugehen, wohingegen so etwas mit dem ‚barbarischen Indianer' nicht möglich ist, er hat nicht einmal eine begründete Daseinsberechtigung in der christlichen Weltordnung. Deswegen ist es aus dieser Sicht legitim, ihn zu töten oder gar auszurotten. Damit trägt Literatur sogar dazu bei, eine grausame Form der „Indianerpolitik" zu rechtfertigen und diese eben nicht zu hinterfragen. Tatsächlich ist der Aspekt des Dämonischen und Teuflischen bei James Fenimore Cooper deutlich ausgeprägter als bei seinen deutschen Kollegen.[26] Das steht vermutlich in direktem Zusammenhang mit der amerikanischen

25 Beispielsweise beschützen die ‚edlen' Komantschen die Siedler in Scherrs Werk *Die Waise von Wien* gegen die ‚barbarischen' Apachen, welche deren Siedlung regelmäßig überfallen; dennoch verdächtigt ihn die weiße Hauptfigur Tristan bei fragwürdigem Verhalten wiederholt eines möglichen Verrats: „Ich wandte mich daher nach dem Comanche um, um ihn [sic] und seine [sic] Tochter zu bedeuten, daß wir uns beeilen müßten, bemerkte aber, daß Melahuk von der Seite Nonnimurs verschwunden sei. Der Gedanke des Verraths züngelte aus meiner Seele empor, allein mit Unrecht [...]." Scherr: Die Waise (wie Anm. 7), Band 2, S. 196.

26 Folgende Textstelle bildet dabei vermutlich einen Höhepunkt der negativen Darstellung: „Sie verfolgten ihr Opfer noch mit wüthenden Streichen, wenn es diese längst nicht mehr fühlen konnte. Das Blut floß in Strömen, und der Anblick desselben reizte die Huronen zu einer solchen wahnsinnigen Wuth, daß mehrere nieder knieten und die dunkelrothe Fluth mit teuflischer Lust einschlürften." James Fenimore Cooper: Der Letzte der Mohikaner. Eine Erzählung aus dem Jahre 1757. In: ders.: Cooper's sämmtliche Werke. Hrsg. von Christian August

Indianerpolitik, die dahingehend Legitimationsbedarf hatte, die Schuldfrage in Bezug auf die Vernichtung der indigenen Bevölkerung eindeutig zu klären. Eine derartige Themenstellung bedurfte es in den Staaten des Deutschen Bundes dagegen nicht. Hier ging es hauptsächlich darum, die eigene Weltordnung und deren hierarchischen Aufbau zu rechtfertigen; die Deutschen benötigten jedoch zu dieser Zeit noch keine Absolution *für die Legitimation einer irgendwie gearteten rassischen Ausrottungspolitik*.

Gleichzeitig wird auch in der deutschen Literatur das Eigene dem ‚Edlen', dem Rechtschaffenden, dem Überlegenen und dem wahrhaft Gläubigen angenähert bzw. damit identifiziert. Man positioniert sich gegenüber dem ‚Barbarischen' und verweist darauf, dass dies die Anderen sind, die nicht im gleichen Wertesystem leben. Auf diese Weise stellt das ‚Barbarische' eine Zuschreibung dar, mit deren Hilfe die einschlägig markierten Individuen als „fremd" gekennzeichnet werden *können*. Durch die Konstante des Grausamen und Blutrünstigen erhält es jedoch eine weitergehende Bedeutung, die über die bloße Fremdheit hinausgeht. Das ‚Barbarische' wird besonders emotional aufgeladen, was die Differenz vergrößert und keine positive Konnotation oder gar eine Romantisierung zulässt. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass die ‚barbarischen Indianer' fast immer und ausschließlich im Bündnis oder im Austausch mit gesetzlosem Gesindel stehen. Dabei genügt zumeist das Versprechen von Alkohol, die Aussicht auf die Jagd nach Skalps oder die Befriedigung des Blutdurstes, um den ‚barbarischen Indianer' als Partner zu gewinnen.[27] Die Darstellung des ‚barbarischen Indianers' in der Literatur ist deswegen immer mit moralisch-sittlichen Bewertungen verbunden.

3. Der ‚entartete Indianer'

Zur Markierung des ‚entarteten Indianers' dient primär der Alkoholkonsum, welcher ihn vor allem vom ‚edlen Indianer' abgrenzt. Während der ‚edle Indianer' dem Konsum von Alkohol entsagt, ist der ‚entartete Indianer'

Fischer. Bändchen 7-12, Frankfurt a. M.: Johann David Sauerländer 1826, hier Drittes Bändchen, S. 113.

27 Vgl. dazu u. a. Scherr: Die Waise (wie Anm 7), Zweiter Theil, S. 195ff.; Balduin Möllhausen: Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika, Leipzig: Hermann Costenoble 1861, hier Zweiter Band, S. 228ff.

ständig um Nachschub bemüht. Er ist bereit, nicht nur Würde und Moral aufzugeben, sondern auch jeglichen Besitz:

> Branntwein ist diesen Indianern, wie allen übrigen Nord-Americanern, der höchste Reiz, um alles was sie besitzen und an sich tragen, wegzugeben. [...] Ein Mann soll oft sechs bis acht Weiber besitzen, mit welchen er in Hinsicht der Weissen sehr freigiebig ist. Schon sehr junge kleine Mädchen werden angeboten.[28]

In diesem Zitat wird neben der Konstante des Alkohols eine weitere moralische Verwerflichkeit angeführt: Der Indianer ist gewillt, seine Frauen zur Prostitution zu nötigen, damit er selbst Alkohol bekommt, sogar vor Kindern macht er keinen Halt, um seine Sucht zu befriedigen. Von Selbstbeherrschung, Mäßigung, moralischer Festigkeit und Würde, Eigenschaften, die einen ‚edlen Indianer' auszeichnen, ist bei einem ‚entarteten Indianer' nichts auszumachen. Dabei führen sowohl Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied als auch Paul Wilhelm Herzog von Württemberg an, dass dies insbesondere an der Disziplinlosigkeit der Indianer liegen würde, vor allem aber an der *Nähe und* dem Einfluss der Siedler.

> [...] überhaupt trugen die vom Congreß gegebenen Gesetze Vieles dazu bei, die rothe Bevölkerung zu befreunden, und das pünktlich beobachtete Verbot, Whisky und andere berauschende Getränke an die Indier als Handelsartikel auszuführen, ist ebenso klug als menschenfreundlich, und verhindert viel Unglück. Wie unendlich der Genuß geistiger Getränke die Indier demoralisiert, läßt sich deutlich an jenen Völkern erkennen, welche entfernt von den Weißen leben. Sie sind noch viel besser und unverdorbener als diejenigen, welche auf ihren Jagdzügen oder zum Tauschhandel die Städte und Niederlassungen der letzteren berühren, und daselbst von dem Genusse des Branntweins nicht abgehalten werden können. [...] Der Indier, der ein würdevolles ernsthaftes Wesen mit ruhiger und kalter Überlegungskraft als Symbol männlicher Stärke betrachtet, ist betrunken ganz das Gegenteil. Die wilde Leidenschaft verleitet ihn leicht zu jeder Handlung, und sein ohnehin kriegerisches Gemüth läßt ihn in roher Tapferkeit die Waffen gegen den Feind führen, dessen Leben er nüchtern bis zum letzten Blutstropfen vertheidigt hätte.[29]

28 Maximilian Prinz zu Wied: Reise in das innere Nord-Amerika in den Jahren 1832 bis 1834. Mit 48 Kupfern, 33 Vignetten, vielen Holzschnitten und einer Charter. Erster Band, Coblenz: Hoelscher 1839, S. 572.

29 Württemberg: Erste Reise (wie Anm. 4), S. 175.

Paul Wilhelm Herzog von Württemberg stellt hier den Verfall des Indianers durch Alkohol in vollem Ausmaß dar. Nur dank des Eingreifens der amerikanischen Regierung wird Schlimmeres verhindert und der Zügellosigkeit Einhalt geboten. Damit wird dem Indianer die Mündigkeit aberkannt, seinen Alkoholkonsum eigenständig zu reglementieren. Allerdings liegt die Betonung in von Württembergs Werk auf demjenigen Indianer, der Kontakt zu den Siedlern hat. Jener ist nicht stark genug, sich des fremden Einflusses zu erwehren. Das führt bei dem besagten Indianer zum Verfall der eigenen Sittlichkeit und Moral, was in der Folge eine Fremdherrschaft *über ihn* nötig macht, die seine freie Selbstbestimmung und eigene Entscheidungsgewalt einschränkt bzw. aufhebt. Wer nicht selbst dazu in der Lage ist, eigenständig moralische Prinzipien für sich aufrechtzuerhalten, bedarf einer fremden, übergeordneten Lenkung. Eine ähnliche Position vertritt auch Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied. In seiner Abhandlung, der *Reise nach dem nördlichen Amerika*, forderte nahezu jeder Indianer(stamm) Branntwein als Tauschobjekt. Diesem Bestreben gab man als verantwortungsbewusste, moralische Instanz nicht nach und verzichtete eher auf den Tauschhandel.[30] Dass der Alkohol im Zusammenhang mit dem ‚entarteten Indianer' steht, ist aus der Sicht der Zeitgenossen auf Branntwein in Deutschland nicht weiter verwunderlich. Wie Alfred Heggen verdeutlicht, ist Branntwein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das einzige Genussmittel, welches sich die arme Bevölkerung leisten konnte. In der bürgerlichen Wahrnehmung wurden Pauperismus und Branntweinkonsum von daher oftmals in Verbindung gebracht. So konnte aufgrund der deutlichen Verbilligung von Branntwein ein erhöhter Konsum in der breiten Bevölkerung festgestellt werden, der in bürgerlichen und klerikalen Kreisen mit dem Namen „Branntweinpest" belegt wurde, mit dem man wiederum den sozialen, moralischen, religiösen und gesellschaftlichen Verfall durch übermäßigen Genuss kennzeichnen wollte. Gleichzeitig entstand eine Mäßigkeitsbewegung, um die sittliche und gesunde Lebensführung aufrecht zu erhalten, die jedoch keinen Erfolg hatte.[31] Dementsprechend steht erhöhter und abhängiger Branntweinkonsum für etwas Verwerfliches, Degeneriertes und Verkommenes in der

30 Wied: Reise (wie Anm. 27), S. 458.

31 Alfred Heggen: Alkohol und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Eine Studie zur deutschen Sozialgeschichte (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 64), Berlin: Colloquium 1988, S. 76, 83, 88-90 u. 105f.

zeitgenössischen Betrachtung und fungiert als Markierung für den ‚entarteten Indianer'.

Der Alkoholkonsum kann auch in Zusammenhang mit dem ‚barbarischen Indianer' auftreten, allerdings wird er hier nicht als Symbol der ‚Entartung' verwendet, sondern gilt vielmehr als der Verstärker der Grausamkeit, als Auslöser von Willkür und als Metapher für das abgrundtief Böse, wenn der Siegeszug mit Alkohol feierlich begangen wird.

Mit einer möglichen ‚Entartung' geht die Annahme der Fremdbestimmung einher. Diese erfolgt auf zwei Ebenen. Zum einen benötigt ein ‚entartetes Volk' oder eine ‚entartete Gruppe' eine externe Leitung, wie die exemplarischen Ausführungen beider adliger Literaten zeigen, damit sie jeweils nicht gänzlich dem Chaos anheimfallen und im Falle ungezügelter Ausschweifungen von außen reglementiert werden *können*, wozu sie selbst nicht mehr fähig sind. Zum anderen muss mithilfe einer übergeordneten Macht einer ‚Entartung' vorgebeugt werden. Damit ergeben sich zwei verschiedene Formen der Fremdbestimmung: Bei der ersten Variante handelt es sich um eine externe Macht, welche die regierende Gewalt übernimmt, bei der zweiten Variante bildet sich die Regierung aus der eigenen Gesellschaft. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, dass die Fremdbestimmung in Form beider Varianten bei Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied und Paul Wilhelm Herzog von Württemberg eine positive Konnotation erhält. Die Regierung bildet sozusagen die Instanz, die für eine Reglementierung verantwortlich ist und die auf diese Weise dazu beiträgt, einer Entartung vorzubeugen. Zu derartigen Handlungen sind die Indianer laut der Ausführungen des Prinzen zu Wied und des Herzogs von Württemberg selbst nicht mehr in der Lage. Dieser Umstand ist nicht weiter erstaunlich, da beide Adelssprösslinge mit ihrer Argumentation die Position des Herrschenden und des Untertanen legitimieren. Aus ihrer Sicht bedarf es einer übergeordneten Herrscherfunktion, damit das Gesamtgebilde im moralischen und ursprünglichen Sinne erhalten bleibt. Dabei gehe es lediglich um die Fürsorge gegenüber den Untertanen und um deren Wohlergehen, für das eben der Herrschende verantwortlich sei. Der Untertan seinerseits sei nicht unbedingt in der Lage zu erkennen, was das Richtige für ihn ist, da er im Falle eines erhöhten Fremdeinflusses die Kontrolle verlieren würde. Genau das würde durch den Herrschenden unterbunden. Es erfolgt also eine Legitimation der eigenen Herrschaftspraxis. Diese Form des aristokratischen Grundgedankens verdeutlichte bereits Harry Liebersohn in einer Studie aus dem Jahr 2001, in der er darauf aufmerksam macht, dass die Darstellung der Indianer in den Reisebeschreibungen europäischer Aristokraten

immer mit deren eigener Machtstellung und uneingeschränktem Herrschaftsanspruch verknüpft werde.[32]

Letztendlich verbindet ein Ausgangspunkt alle Deutungsansätze und möglichen Funktionalitätserklärungen: der Nationalstolz. Eine ‚Entartung' führe demnach zu einer Abkehr vom eigenen Nationalstolz, man verlöre den Bezug zur eigenen Herkunft, zur eigenen Geschichte, gar zu der eigenen Nation, da man sich nicht mehr auf die ursprünglichen Werte und Normen besinnen, sondern nur noch in einem verkommenen Abbild derselben leben würde. Somit wird an die Notwendigkeit der Distanzierung von Fremdeinflüssen appelliert. Es gilt den Nationalstolz aufrechtzuerhalten, um die eigene Ursprünglichkeit zu schützen.

4. Die Frage nach dem ‚zivilisierten Indianer'

Auffallend ist bei der Betrachtung der verschiedenen Stereotype, dass es scheinbar keinen ‚zivilisierten Indianer' gibt. Weder in den Romanen noch in den Reiseberichten ist von ihm die Rede – tatsächlich erkennt lediglich Balduin Möllhausen den Indianern die Zivilisationsfähigkeit zu[33], Friedrich Armand Strubberg (1806-1889) tut dies in Ansätzen. Wenn in den Schriften von Möllhausen und Strubberg Städte erwähnt werden, in denen der Betrachter auf Indianer trifft, dann sind diese zumeist dreckig, heruntergekommen, verarmt und deren Einwohner sind dem Alkohol verfallen, mit anderen Worten: es wird nur von dem ‚entarteten Indianer' berichtet. Auch am Rande der Zivilisation wird eines der drei zuvor genannten Stereotype aufgeführt. Wenn man dann abseits der Zivilisation auf Indianer trifft, denen man Ansätze eines ‚zivilisierten Lebens' zusprechen kann, werden die entsprechenden Bilder zumeist revidiert, oder es erfolgt wie im Falle von Möllhausen und Strubberg eine derartige Assimilation, dass es fraglich ist, ob man hier noch von einem „echten" Indianer sprechen kann.[34]

---

32 Harry Liebersohn: Aristocratic Encounters. European Travelers and North American Indians. Cambridge: Cambridge UP 2001. S. 118 und S. 170.

33 „Aber der Indianer ist jeder Civilisation fähig, sobald er nur im Anfang eine Anleitung erfährt, eine Anleitung, die geeignet ist, mit Vertrauen entgegengenommen zu werden […]." Möllhausen: Tagebuch (wie Anm. 10), S. 16.

34 Vgl. Balduin Möllhausen: Die Mandanenwaise. Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri. Zweite Abtheilung: Am Missouri. Zweiter

Anhand der Eigenschaften, die einem ‚zivilisierten' bzw. ‚nicht zivilisierten Indianer' in der Literatur zugeschrieben werden, kann man die Standards des eigenen Zivilisationsbegriffes der Autoren bemessen. Grundpfeiler einer Zivilisation seien demnach Reinlichkeit, Bildung und die Stellung der Frau. Im Zusammenhang mit der Frau werden das Arbeitsverhältnis und die Rollenverteilung thematisiert, wobei der Mann für die körperliche Arbeit auf dem Feld zuständig ist und die Tätigkeiten der Frau hauswirtschaftlicher Natur sind. Mit der Arbeit werden der Fleiß und der Ackerbau verbunden, wobei Letzterer scheinbar ein sittliches und bürgerliches Leben ausmacht. Gleichzeitig muss eine jede Gesellschaft und Zivilisation von einer übergeordneten Instanz zusammengehalten werden, die sich in Form eines bestimmten politischen Systems und von Gesetzen manifestiert. Die wichtigste Kategorie stellt allerdings das Christentum als Religion dar. Ihm ist alles untergeordnet, es sorgt für Struktur, Sicherheit, Gemeinschaft und Ordnung. Die Religion ist die Basis einer jeden Gesellschaft und positioniert jeden in einem göttlich-natürlichen Gefüge.[35] Bei Möllhausen und Strubberg wird – wie oben erwähnt – diese Kategorie um das äußere Erscheinungsbild erweitert. Gerade jener Aspekt führt dazu, dass es zu diskutieren gilt,

Band, Berlin: Otto Janke 1865, S. 12ff.; vgl. auch Friedrich Armand Strubberg: Aus Armand's Frontierleben. Dritter Band, 2. Aufl., Hannover: Carl Rümpler 1868, S. 256: „Darauf führte er den Wilden in sein Zimmer, kleidete ihn aus seiner eigenen Garderobe, schnitt ihm das Haar, und reichte ihm schließlich noch einen grauen Filzhut. Den Schmuck Paneo's aber und dessen wenige ledernde Kleidungsstücke packte er in ein Packet zusammen [...]. Du siehst aus, wie ein Mexikaner [...]."

35 Z. B. „Die indianischen Völkerschlachten haben auffallend bewiesen, daß Nationen, wo bloß die Hälfte Menschenrechte genießt, immer nur Wilde und Barbaren seyn werden, und daß jene Reibung im gesellschaftlichen Leben, wo das Weib dem Manne mit gleichem Recht gegenüber steht, zur Veredlung des Geschlechts unumgänglich nöthig sey." Sealsfield: Der Legitime (wie Anm. 8). Erster Theil, S. 87. In Gerstäckers Roman *Die Madanenwaise* trifft die männliche, weiße Hauptfigur unterwegs eine Waise, derer er sich annimmt, ihr eine Form der christlichen Ausbildung in einer Mission zukommen lässt und sie heiratet. Am Ende verrät nur ihre Haar- und Hautfarbe ihre indianische Abstammung, ansonsten sei sie eine „prächtige deutsche Hausfrau", wobei der Ausgangspunkt für ihre Entwicklung die Annahme des christlichen Glaubens war. Balduin Möllhausen: Die Mandanenwaise. Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri. Zweite Abtheilung: Am Missouri. Zweiter Band. Berlin: Otto Janke 1865, S. 12, 23, 54, 166.

inwieweit nach dem „Zivilisationsprozess" überhaupt noch die Markierung als „echter" Indianer funktioniert.

Es ist die Frage zu stellen, warum es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht möglich war, dem ‚zivilisierten Indianer' literarisch Raum zu geben. Zunächst muss festgehalten werden, dass der ‚zivilisierte Indianer' in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur noch bedingt ein Indianer ist bzw. eine Assimilation durchläuft, bei der er die Markierung des „echten" Indianers verliert wie er das auch schon zuvor getan hat. Es ist hier ein Wandel in der Funktion erkennbar: Während zunächst der Zivilisationsstandard der eigenen Gesellschaft definiert werden musste, war die ‚zivilisierte Version' des Indianers ein Zeichen präkolonialen Denkens. Zur Definition des eigenen Zivilisationsstandards wurden die Hierarchie und das Gefälle zwischen der eigenen Gesellschaft und Zivilisation auf der einen und der indianischen auf der anderen Seite veranschaulicht. Ein ‚zivilisierter Indianer' *würde das* so konstruierte Gefälle auflösen. In einem solchen Falle könnte man höchstens noch für sich beanspruchen, ihn ‚zivilisiert' zu haben; doch wer bietet dann den notwendigen Raum, um die eigene Überlegenheit zu legitimieren? Auf diese Weise würde die eigene Zivilisation infrage gestellt werden, was nicht hinnehmbar wäre. Die Hierarchie bzw. die Minderwertigkeit des Anderen muss aufrechterhalten werden, um das Eigene zu definieren. Mit Aufkommen des präkolonialen Denkens wird darauf verwiesen, dass es mit der richtigen Anleitung möglich sei, den Indianer zu zivilisieren. Gleichzeitig macht diese Annahme auch klar, dass die Deutschen zu einer solchen Zivilisationsleistung in der Lage wären, wohingegen die ehemaligen Kolonisatoren Amerikas und die Amerikaner selbst dies nicht könnten; vielmehr seien sie ja maßgeblich an der Vernichtung des „edlen Indianers" schuld.[36] Es ist also zu beiden Zeitpunkten wieder eine Frage von Identität und Verortung des Eigenen.

5. Fazit

Betrachtet man die verschiedenen Indianerbilder bzw. Indianerstereotype im deutschsprachigen Diskurs des untersuchten Zeitraums, dann stellt man fest, dass sie in erster Linie zur Beantwortung der Frage dienten, was „deutsch"

36 Vgl. weiterführend zum Aspekt des präkolonialen Denkens Susanne A. Zantop: Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770-1870) (Philologische Studien und Quellen, H. 158), Berlin: Erich Schmidt 1999.

ist. Jedes Stereotyp hat die Aufgabe, die eigene Identität zu konstituieren. Dabei ist es egal, ob mithilfe der Indianerfigur eine Kritik am politischen oder gesellschaftlichen System geübt wird oder ob das Eigene positiv verortet wird. In beiden Fällen geht es darum, dasjenige im jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Wir-Feld zu bestätigen und zu bestärken, was das Deutsch-Sein ausmacht oder ausmachen sollte. Derartige Identitätsbildungsprozesse funktionieren sowohl über Heterostereotype als auch über Autostereotype.

In den angeführten Reiseberichten ist die Unterscheidung bzw. die Wahrnehmung von Hetero- und Autostereotyp deutlich ausgeprägter. Das hängt sehr wahrscheinlich damit zusammen, dass hier keine Form der versteckten Kritik geübt wird. In den behandelten Romanen wird vor allem die positive Version des ‚edlen Indianers' hervorgehoben, in dem sich ein positives Fremdbild wiederfindet. Es hat die Funktion, darauf hinzuweisen, dass gegenüber dem Eigenbild ein Gefälle vorliegt. Der ‚edle Indianer' verkörpert all die Ideale, die laut der Kritik im Eigenbild der lesenden Gesellschaft nicht vorhanden sind. In diesem Zusammenhang ist vor allem der Aspekt der vernunftorientierten Handlungsweise hervorzuheben. Der ‚edle Indianer' unterdrückt in der Regel seine Gefühle und trifft zumeist rationale Entscheidungen, solange sie mit dem Konzept des Indianer-Seins vereinbar sind. Dem gegenüber steht der in der Regel triebgesteuerte ‚barbarische Indianer'. In diesen Darstellungen ist somit nicht nur das Gedankengut der Aufklärung erkenn- und greifbar, sondern in ihnen wird auch der Appell formuliert, das Eigenbild zu hinterfragen, es zu überarbeiten und es auf das positive Fremdbild hin neu auszurichten. Allerdings findet sich dort kein Aufruf, sein bisheriges Leben aufzugeben und die primitive Lebensform anzunehmen. Das anzustrebende Fremdbild besteht einerseits aus den positiven Eigenschaften, welche das Stereotyp verkörpert, und andererseits aus einer versteckten Kritik. Es werden klare, abwertende Aspekte konzipiert, wie das heidnische Dasein und der Mangel an Bildung, um die Alterität aufrechtzuhalten und um gleichzeitig zu verdeutlichen, dass das eigene Ideal über dem Fremdbild liegt und dass man zudem in der Lage ist, sich über dieses zu erheben.

Anders verhält es sich im Falle der Stereotypenkonstellation in den Reiseberichten der zwei Adligen; hier wird fast ausschließlich ein negatives Heterostereotyp geschaffen. Daraus ergibt sich das positive Autostereotyp, was sich vor allem in der moralisch-sittlichen Überlegenheit manifestiert. Dabei geht es um die Stärkung des eigenen Selbstverständnisses als moralische Instanz. Vor allem bei Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied wird die hierarchische Ordnung augenfällig. In den Ausführungen beider Autoren wird

herausgestellt, wie weit die eigene Wir-Gesellschaft der indigenen Bevölkerung überlegen ist.

Interessant ist die statische Festschreibung der einzelnen Eigenschaften bzw. des Indianers an sich. Es gibt mit Assowaum und Tokeah zwar ambivalente Figuren, dennoch sind sie im System des Indianer-Seins fest verortet. Keinem Indianer ist es möglich, aus der Situation auszubrechen, seinem Schicksal zu entfliehen oder gar ‚zivilisiert' zu werden. Laut Homi Bhabha bezeichnet diese einseitige Darstellung die „Festgestelltheit" in der ideologischen Konstruktion des Andersseins. Es ist eine starre und unwandelbare Ordnung, die zugleich „Unordnung, Degeneriertheit und dämonische Wiederholung" beinhaltet.[37] Und genau darin liegen die verschiedenen untergeordneten Stereotypen im übergeordneten Stereotyp des Indianers begründet. Denn erst die Ambivalenz sorge für Verbreitung und Akzeptanz.[38] Die Stereotypen bedingen einander, wie in erster Linie der ‚barbarische Indianer' zeigt. Er konstituiert den ‚edlen Indianer' und sorgt gleichzeitig dafür, dass man eine Fremd-Eigen-Differenz ausmachen kann. Der ‚edle Indianer' sorgt für Identifikationsmöglichkeiten, welche im Zusammenhang mit der Kritikfunktion von gewisser Bedeutung sind, da er erst dadurch zur Kanalisationsfigur wird. Um ihn fest in seiner bestehenden Konstruktion zu belassen, die Stabilität des geschaffenen Raumes aufrechtzuerhalten, darf die Grenze nicht durch einen Übertritt durchbrochen werden. Und der ‚entartete Indianer' hält das Gesamtgefüge zusammen. Er ist die Begründung dafür, dass es den ‚zivilisierten Indianer' nicht geben kann. Durch zu viel Nähe und durch den verstärkten Umgang mit den Siedlern verfällt der Indianer dem Alkohol, verliert die Mündigkeit und vermischt sich womöglich auf der ethnisch-rassischen Ebene noch mit ihnen. Auf jeden Fall verkommt er bei übermäßigem Einfluss und es kommt zum Verlust der Ursprünglichkeit. Sollte es doch die Ausnahme geben, dass Indianer zum Christentum übergetreten sind, sesshaft werden und Ackerbau betreiben, dann verlieren sie die Markierung als „echte" Indianer. Behalten sie ihre Ursprünglichkeit, sind sie aufgrund ihrer statischen Eigenschaften nicht fähig, Ackerbau zu betreiben oder gar Christen zu werden, wodurch wiederum der Status des ‚Zivilisierten' für sie ausgeschlossen ist. Ein ‚barbarischer Indianer' ist dem Teuflischen näher und ebenfalls dessen Eigenschaften verhaftet, sodass hier genauso wenig die Chance auf einen Übertritt besteht. Die ambivalenten Figuren bewegen sich

37 Bhabha: Die Verortung der Kultur (wie Anm. 13), S. 97.
38 Ebd., S. 99.

immer nur zwischen den einzelnen stereotypen Zuweisungen, aber nicht außerhalb derselben. Der ‚zivilisierte Indianer' würde das Bild bzw. den Stereotyp des Indianers an sich ins Wanken bringen. Die Stereotypen bedingen sich auf eine gewisse Art und Weise und schaffen so ein zusammenhängendes Gebilde: den Indianer. Man kann den Indianer als eine Konstruktion bzw. eine Figur des Dritten Raumes sehen und im Anschluss daran die weiterführende Frage stellen, ob nicht mit Blick auf Saids „Orientalism"[39] neue Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit der Konstruktion des Indianers und des Indianertums angebracht wären und entwickelt werden könnten.

39 Edward Saids Orientalism, New York: Pantheon Books 1978 identifiziert den westlichen Blick auf Gesellschaften des Nahen Ostens in Literatur und Wissenschaften als eurozentrisch sowie u. a. durch ein Überlegenheitsgefühl beeinflusst. Wie der vorliegende Aufsatz zu zeigen versucht, sind dies Aspekte, die auch für die Konstruktion des Indianers in deutschsprachiger Literatur kennzeichnend sind.

II.
Weitere Beiträge

Laura Nippel (Berlin)

Parlamentarische Öffentlichkeit in Baden und Preußen im Vormärz

Als 1848/49 die Deutsche Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche tagte, konnte sie auf Wissensbestände zurückgreifen, die parlamentarische Versammlungen im Vormärz in verschiedenen Teilstaaten des Deutschen Bundes hatten sammeln können. Wenn auch viele Abgeordnete keine oder nur wenig parlamentarische Erfahrung besaßen, so fanden sich unter ihnen doch erfahrene und bekannte Köpfe wie Friedrich Bassermann, Heinrich von Gagern, Friedrich Dahlmann, Gustav von Mevissen und Karl Mathy. In Abgrenzung zu ihren Vorgängerinstitutionen verstand sich die Nationalversammlung dezidiert als eine öffentliche Versammlung. Aus diesem Grund lohnt es sich, einen genaueren Blick auf die Ständeversammlungen des Vormärz zu werfen.

Das Ausmaß der parlamentarischen Öffentlichkeit im Vormärz variierte in den deutschen Staaten stark. Die rechtlichen Grundlagen der Parlamente, der obrigkeitliche Umgang mit ihnen, die unterschiedlich strenge Umsetzung der Karlsbader Beschlüsse sowie die Stärke respektive Schwäche der liberalen Bewegung definierten den Rahmen. Die süddeutschen Staaten, allen voran das Großherzogtum Baden, galten dabei als am liberalsten, Preußen als reaktionärster Staat. Baden und Preußen sind somit das klassische Gegensatzpaar, mit dem der Umgang mit parlamentarischer Öffentlichkeit verglichen und Schlaglichter auf die Entwicklung des deutschen Parlamentarismus geworfen werden kann. Die unterschiedliche Handhabung von Publizität soll anhand der Zulassung von Zuschauern, der Veröffentlichungspraxis von Protokollen und der Presseberichterstattung untersucht werden. Diese Aspekte bedingten die öffentliche Wahrnehmung der Parlamente, was wiederum auf deren Selbstverständnis und politische Einflussmöglichkeiten zurückwirkte.

Die Studien zu den preußischen und badischen Parlamenten im Vormärz von Herbert Obenaus, Johannes Gerhardt und Hans-Peter Becht beachten den Öffentlichkeitsaspekt in unterschiedlicher Intensität.[1] Generell fol-

1 Herbert Obenaus. *Anfänge des Parlamentarismus in Preußen bis 1848.* Düsseldorf: Droste, 1984; Johannes Gerhardt. *Der Erste Vereinigte Landtag in Preußen*

gen sie einem institutionengeschichtlichem Ansatz und behandeln nur am Rande das Parlament als Kommunikationsraum, wie dies in jüngster Zeit verstärkt der Fall ist.[2] Des Weiteren fehlt es an Arbeiten, die synchrone Entwicklungsdynamiken des Parlamentarismus in den deutschen Staaten oder auf europäischer Ebene systematisch vergleichen und mögliche Transferprozesse aufdecken.

Preußen und Baden waren Mitglieder des 1815 gegründeten Deutschen Bundes, dessen Bundesakte in Artikel 13 alle Bundesstaaten verpflichtete, landständische Verfassungen zu verabschieden. Dies wurde von den meisten deutschen Staat umgesetzt, doch hatte Artikel 13 keine inhaltlichen Vorgaben gemacht, sodass den jeweiligen parlamentarischen Versammlungen in unterschiedlichem Maße Kompetenzen gewährt wurden. Das Großherzogtum Baden gehörte neben Bayern, Württemberg und Sachsen-Weimar-Eisenach zu einer größeren Gruppe konstitutioneller Monarchien im Deutschen Bund.[3] Kurz vor seinem Tod 1818 hatte der badische Großherzog Karl Ludwig Friedrich eine Verfassung erlassen, die die Einrichtung einer Ständeversammlung vorsah.[4] Obwohl sich die badische Verfassung nur geringfügig von denen anderer deutscher Staaten unterschied, galt sie dennoch als die freiheitlichste. Hans-Peter Becht sieht in der Herausbildung einer kompetenten politischen Funktionselite auf einem relativ kleinen Territorium den Grund dafür, dass sich der Liberalismus in Baden besonders stark entwickeln und die von der Verfassung gewährten parlamentarischen Einflussmöglichkeiten nutzen konnte.[5] Die Verfassung tastete das monarchische Prinzip nicht an, der Monarch blieb weiterhin Souverän und der alleinige Träger der Staatsgewalt. Wie in vielen anderen deutschen Staaten wurde ein Zwei-Kammer-System

von 1847. Untersuchungen zu einer ständischen Körperschaft im Vorfeld der Revolution von 1848/49. Berlin: Duncker & Humblot, 2007; Hans-Peter Becht. *Badischer Parlamentarismus 1819 bis 1870. Ein deutsches Parlament zwischen Reform und Revolution,* Düsseldorf: Droste, 2009.

2 Vgl. Andreas Schulz/Andreas Wirsching (Hgg.). *Parlamentarische Kulturen in Europa. Das Parlament als Kommunikationsraum*. Düsseldorf: Droste, 2012.

3 Für einen Überblick über die landständischen Verfassungen im Vormärz vgl. Ernst Rudolf Huber. *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. I: Reform und Restauration 1789 bis 1830.* 2. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer, 1957. S. 656f.

4 Der Verfassungstext findet sich bei Ernst Rudolf Huber (Hg.). *Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte. Bd. 1: Deutsche Verfassungsdokumente 1803-1850.* Stuttgart: Kohlhammer, 1961. S. 156-170.

5 Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 41, 50f.

eingerichtet: In der ersten Kammer saßen Prinzen des Herrscherhauses, Häupter der standesherrlichen Familien, Bischöfe und anderen Honoritäten, die vom Großherzog ernannt wurden oder einen erblichen Sitz besaßen. Die Universitäten Freiburg und Heidelberg und der grundherrliche Adel hingegen wählten ihre Vertreter. Die nach dem Repräsentativgedanken gewählte Zweite Kammer war bürgerlich geprägt. Wahlberechtigt waren alle Besitzer des Ortsbürgerrechts, das an Grundeigentum gekoppelt war, und die Inhaber öffentlicher Ämter; das Wahlalter betrug 25 Jahre. Für das passive Wahlrecht mussten weitere Zensusanforderungen erfüllt werden und es galt ein Mindestalter von 30 Jahren.[6] Ausgeschlossen waren diejenigen, die kein volles Bürgerrecht besaßen, wie Dienstboten, Gesellen und Frauen.[7] Die Ständeversammlung musste alle zwei Jahre vom Großherzog einberufen werden, sie konnte sich nicht aus eigener Initiative versammeln. Sie besaß zwar kein eigenes Gesetzesinitiativrecht, konnte jedoch den Großherzog um Vorlage eines Gesetzes bitten; Gesetze, die Freiheitsrechte oder Eigentum betrafen, bedurften der Zustimmung beider Kammern. Der Zweiten Kammer kam in Steuer- und Finanzfragen die entscheidende Kompetenz zu und sie übertraf an Bedeutung und öffentlicher Wahrnehmung die Erste Kammer, weshalb sich das Folgende auf sie konzentriert.[8]

Der preußische König Friedrich Wilhelm III. hatte 1810 und 1815 das Versprechen abgegeben, Preußen eine Verfassung zu geben. Aber erst Ende 1848 oktroyierte Friedrich Wilhelm IV. nach Auflösung der konstituierenden preußischen Nationalversammlung eine Verfassung. Bis 1847 gab es keine gesamtstaatliche Ständevertretung, sondern jede der acht Provinzen hatte eine eigene Versammlung, die Provinzialstände.[9] Diese wurden von

6 Für detaillierte Informationen zu dem hier nicht weiter ausgeführten Urwahlsystem, den Wahlkreisen, den Zensusanforderungen s. Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 51-73; Huber, Verfassungsgeschichte I (wie Anm. 3). S. 341-346. Die Beschränkung des Wahlrechts diskutierte auch der badische Liberale Carl v. Rotteck. „Art. Abgeordnete". *Staats-Lexicon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften. Bd. 1.* Hg. Carl v. Rotteck/Carl Welcker. Altona: Hammerich, 1834. S. 102-111.

7 Laut Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 54f. hatten 17% aller Einwohner und 35% der männlichen Bevölkerung Badens das aktive Wahlrecht.

8 Vgl. Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 41-55; Huber, Verfassungsgeschichte I (wie Anm. 3). S. 346-350.

9 Zu den preußischen Provinzialständen im Überblick vgl. Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1); für einzelne Provinzen vgl. Roland Gehrke.

Friedrich Wilhelm III. auf Grundlage eines einfachen Gesetzes, dem „Allgemeinen Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände" 1823 geschaffen.[10] Die Provinziallandtage bestanden aus nur einer Kammer, die ständisch anhand des Grundbesitzes gegliedert war: den ersten und größten Stand bildeten die adligen Rittergutsbesitzer, den zweiten die städtischen, den dritten und kleinsten die ländlichen Grundbesitzer. Auch hier hatten nur Männer das aktive und passive Wahlrecht inne. Sie mussten das 30. Lebensjahr vollendet, einen unbescholtenen Ruf haben und einer christlichen Kirche angehören.[11] Die Provinzialstände hatten im Gegensatz zu ihrem badischen Pendant lediglich eine beratende Funktion: Sie durften Gesetzesentwürfe, die eigentumsrechtliche und steuerrechtliche Fragen für ganz Preußen und sonstige Verordnungen, die nur ihre Provinz betrafen, lediglich begutachten; ein Gesetzgebungs- oder Steuerbewilligungsrecht hatten sie nicht.[12] Die Provinziallandtage traten in einem Zweijahresrhythmus für rund einen Monat zusammen; auch sie tagten also nicht ständig. Im Folgenden wird für die Zeit der Provinziallandtage der preußische Staat in Gänze betrachtet, indem Beobachtungen angestellt werden, die für alle Provinzen gelten.

1847 ließ der neue König Friedrich Wilhelm IV. erstmalig eine parlamentarische Versammlung für ganz Preußen zusammenkommen, den Ersten Vereinigten Landtag. Dieser wurde als Zwei-Kammer-Parlament eingerichtet. In der Ersten Kammer, der Herrenkurie, saßen – ähnlich wie in Baden – die königlichen Prinzen und weitere hohe Adlige. In der Zweiten Kammer, der Dreiständekurie, kamen die Vertreter von Ritterschaft, Städten und Landgemeinden zusammen. Auch der Vereinigte Landtag tagte nicht ständig (1847

Landtag und Öffentlichkeit. Provinzialständischer Parlamentarismus in Schlesien 1825-1845. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2009; Thomas Hildebrandt. *Die Brandenburgischen Provinziallandtage von 1841, 1843 und 1845 anhand ausgewählter Verhandlungsgegenstände.* Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2002; Joachim Stephan. *Der Rheinische Provinziallandtag 1826-1840. Eine Studie zur Repräsentation im frühen Vormärz.* Köln/Bonn: Rheinland, 1991.

10 Vgl. *Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten 1823*. S. 129f. Für die Provinzen wurden 1823/24 einzelne Provinzialgesetze erlassen.

11 Vgl. Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 180f.; Gerhardt. Erste Vereinigte Landtag (wie Anm. 1). S. 49f.; Huber. Verfassungsgeschichte I (wie Anm. 3). S. 170f.

12 In Fragen der Selbstverwaltungsangelegenheiten der Provinzen waren sie hingegen Beschlussorgane. Vgl. Huber. Verfassungsgeschichte I (wie Anm. 3). S. 170f.; Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 189-193, 420-447.

für rund zweieinhalb Monate), er sollte vom König nur in Steuerfragen oder wenn dieser es in wichtigen Landesangelegenheiten für nötig hielt, einberufen werden. Er hatte das Steuerbewilligungsrecht inne, jedoch kein Budgetrecht, also keinen Einfluss auf die Gestaltung des Staatsetats.[13]

Die An- bzw. Abwesenheit der Zuschauer auf der Galerie

Sowohl in den preußischen Provinziallandtagen als auch im Vereinigten Landtag waren Zuschauer grundsätzlich nicht zugelassen. Während der Provinziallandtage galt für die Abgeordneten eine strenge Geheimhaltungspflicht.[14] Den Abgeordneten war es untersagt, Berichte an kommunale Organe weiterzugeben oder sich mit Abgeordneten der Landtage anderer preußischer Provinzen auszutauschen, geschweige denn mit Journalisten zu sprechen. Nach der französischen Julirevolution 1830 mehrten sich die Beschwerden der Abgeordneten über die Abschottung. So bat der preußische Landtag von 1831 in einer Petition darum, „einer dem Raume angemessenen Anzahl von Zuhörern den Zutritt zu den Landtagsverhandlungen" zu gewähren, da man hoffte, so „irrthümlichen Ansichten" der Bevölkerung entgegensteuern und die Motive für die Beschlüsse näher bringen zu können.[15] Die Immediatkommission für ständische Angelegenheiten, ein Beratungsgremium des Königs, dem neben ranghohen Ministern auch der Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm IV., angehörte, diskutierte 1832 die Öffnung für Zuschauer.[16] Dagegen wurden praktische Einwände, die Tagungsorte böten nicht genügend Platz, vorgebracht, vor allem aber eine unerwünschte Beeinflussung der Abgeordneten geltend gemacht. Noch schwerwiegender war der Einwand, dass eine Zulassung der Öffentlichkeit den Provinziallandtagen mehr Gewicht gegenüber Monarch und Regierung einräumen und weitere Forderungen nach Publizität oder gar der Abschaffung der Zensur im Allgemeinen nach sich ziehen könnte. Innerhalb der Kommission fanden

13 Vgl. Gerhardt. Erste Vereinigte Landtag (wie Anm. 1). S. 48-56.

14 Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 404; Gehrke. Landtag und Öffentlichkeit (wie Anm. 9). S. 152f.

15 J. D. F. Rumpf (Hg.). *Landtags-Verhandlungen der Provinzial-Stände in der Preußischen Monarchie.* Bd. 9. Berlin: A. W. Hayn, 1833. S. 55f.

16 Zu den Verhandlungen der Immediatkommission vgl. Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 409-418.

sich auch Befürworter – zu ihnen gehörte wohl auch der Kronprinz –, die sich mit ihrem Vorschlag, lediglich eine kleine Zahl an Zuschauern aufgrund einer strengen Auswahl zuzulassen, nicht durchsetzen konnte.[17] Als König lehnte Friedrich Wilhelm IV. zwar 1843 einen erneuten Antrag des schlesischen Landtags auf Zulassung von Publikum ab und auch zum Vereinigten Landtag 1847 wurden Zuschauer nicht zugelassen, doch machte er den Landtagen insgesamt Zugeständnisse in Bezug auf ihre Publizität.[18]

In Baden hingegen tagte die zweite Kammer von Anfang an öffentlich, jedoch konnten geheime Sitzungen beantragt werden.[19] War dies nicht der Fall, fanden sich auf der Zuschauertribüne Vertreter von Behörden, Angehörige des Hofes, Diplomaten, Mitglieder der ersten Kammer und andere interessierte Beobachter, darunter auch Frauen, ein.[20] Dies war keine Selbstverständlichkeit, waren Frauen beispielsweise in Württemberg explizit ausgeschlossen.[21] Die Zuschauergalerien scheinen immer gut gefüllt gewesen zu sein, besonders in den 1840er Jahren. Allerdings handelte es sich um ein bürgerliches Publikum, untere Bevölkerungsschichten waren eher nicht auf den Zuschauerrängen zu finden.

17 Vgl. ebd., S. 412-414. Zum Wirken des Kronprinzen in der Immediatkommission vgl. Christina Rathgeber. „Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.) als politische Figur". *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* NF 16 (2006): S. 197-232.

18 Gehrke. Landtag und Öffentlichkeit (wie Anm. 9). S. 293-296; Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 697f.

19 Die Kommission, die zur Beratung des jeweiligen Gegenstandes eingesetzt wurde, konnte geheime Sitzungen beschließen, die das Plenum mit einer Dreiviertelmehrheit zurückweisen konnte. Auf Antrag dreier Abgeordneter konnte ein Viertel der anwesenden Abgeordneten eine geheime Sitzung beschließen. Geheime Sitzungen blieben die Ausnahme. Vgl. Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 161-165.

20 Vgl. Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 165. S. zuletzt Henning Türk, „Ich gehe täglich in die Sitzungen und kann die Politik nicht lassen". Frauen als Parlamentszuschauerinnen und ihre Wahrnehmung in der politischen Öffentlichkeit der Märzrevolution 1848/49". *Geschichte und Gesellschaft* 43 (2017): S. 497-525.

21 Vgl. Hartwig Brandt. *Parlamentarismus in Württemberg 1819-1870. Anatomie eines deutschen Landtags*, Düsseldorf: Droste 1987. S. 223f.

Veröffentlichung von Protokollen und stenographischen Berichten

Eng verbunden mit der Geschichte des deutschen Parlamentarismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Entwicklung der Stenographie. Vor 1820 gab es in den deutschen Parlamenten keine sogenannten „Geschwindschreiber", die die Verhandlungen zuverlässig, umfassend und wörtlich protokollieren konnten. Der Einzug der Stenographen in die meisten deutschen Landtage verzögerte sich bis in die 1830er und 1840er Jahre; zuvor führten ausgewählte Abgeordnete das Protokoll.[22]

Von den preußischen Provinziallandtagen wurden keine stenographischen Berichte veröffentlicht. Es wurde zwar ein Protokoll angefertigt, dass knapp den Verlauf der Verhandlungen und die Abstimmungsergebnisse zusammenfasste, dabei wurden aber keine Namen genannt und die Protokolle gingen auch nicht in Druck. Sie dienten lediglich dem internen Gebrauch. Ein vom König eingesetzter Landtagsmarschall fertigte auf Grundlage der Protokolle die sogenannten ‚Resultate' an, die zusammen mit dem königlichen Landtagsabschied veröffentlicht wurden. Bei dem Landtagsabschied handelte es sich um die urkundliche Bilanz des Landtags. Dieser Abschied wurde mit erheblicher Verzögerung meist erst nach mehr als einem Jahr nach Schließung des Landtags veröffentlicht. Die oft sehr knappen Resultate beinhalteten die Propositionen und Petitionen, jedoch keine Erläuterungen, nur selten Abstimmungsergebnisse und bis 1833 kein Abgeordnetenverzeichnis. Die Auflage der Resultate war sehr gering und hauptsächlich für die preußische Verwaltung vorgesehen: von 650 Exemplaren des zweiten westfälischen Landtags gingen nur 150 in den Buchhandel.[23] Im Rahmen der Diskussion über Zuschauer setzte sich die Immediatkommission 1832 und 1833 auch mit der Veröffentlichungspraxis der Protokolle auseinander, da der

22 Vgl. Thomas A. Schröder. *Parlament und Information. Die Geschichte der Parlamentsdokumentation in Deutschland.* Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg, 1998. S. 63-70.

23 Vgl. Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 376-379, 401-403; Gehrke. Landtag und Öffentlichkeit (wie Anm. 9). S. 152-156. Das Interesse an Resultaten und Landtagsabschieden war jedoch größer, weshalb Rumpf schon 1828 mit Druck von Ergebniszusammenfassungen für alle Provinzen begann: J. D. F. Rumpf (Hg.). *Landtags-Verhandlungen der Provinzial-Stände in der Preußischen Monarchie, Bd. 1-12*. Berlin: A. W. Hayn, 1828-1837; ders./J. F. G. Nitschke (Hgg.). *Landtags-Verhandlungen der Provinzial-Stände in der Preußischen Monarchie*, Bd. 13-15. Berlin: A. W. Hayn, 1839-1841.

westfälische, schlesische, sächsische und rheinische Landtag um eine Lockerung der Vorschriften gebeten hatten. Der Kronprinz erwärmte sich sogar für die Idee eines Landtagsblattes, fand dafür jedoch innerhalb der Immediatkommission keine Unterstützung.[24]

In einer Proposition machte Friedrich Wilhelm IV. am 23. Februar 1841 Zugeständnisse an die Landtage. Er gestattete den Druck von Verhandlungsprotokollen, wenn auch weiterhin nur als anonymisierte, oberflächliche Zusammenfassungen. Diese Protokolle gingen zwar nicht in den freien Verkauf, aber sie erschienen zeitnah zum Ende des Landtags und die Abgeordneten durften sie an ihre Wähler verteilen. Damit wurde die Verschwiegenheitspflicht gelockert.[25] Viele Mitglieder der Landtage waren mit der Anonymisierung der Protokolle zunächst einverstanden. Eine Mehrheit der schlesischen Abgeordneten sprach sich noch 1841 dafür aus, da sie die öffentliche Kritik ihrer Personen fürchteten. Doch schon beim folgenden Landtag 1843 schienen die Abgeordneten ein neues Selbstverständnis entwickelt zu haben: Sie votierten nun für den Abdruck der Namen und wollten damit auch öffentlich für ihre politischen Standpunkte einstehen. Der König lehnte ab.[26]

Im Vereinigten Landtag 1847 wurden zusätzlich zu den Protokollen stenographische Berichte der Debatten erstellt. Nunmehr durften die Namen der Abgeordneten genannt werden, wodurch das Abstimmungsverhalten erstmals nachvollziehbar wurde. Protokolle und stenographische Berichte wurden unabhängig voneinander veröffentlicht. Die stenographischen Berichte durften sogar noch während der Sitzungsperiode des Vereinigten Landtags im Verkündungsblatt der preußischen Regierung, der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung", abgedruckt werden. Nach Ende des Landtags erschienen sie zusätzlich in Buchform.[27]

Der rheinische liberale Abgeordnete Gustav Mevissen zeigte sich mit den stenographischen Berichten durchaus zufrieden: „Unsere Verhandlungen wurden bisher ganz getreu veröffentlicht, so daß zu Privatmitteilungen kein Anlaß sich darbietet."[28] Auch wenn Mevissen bedauerte, dass „beim

24 Vgl. Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 409-416.

25 Vgl. ebd., S. 549f.

26 Vgl. Gehrke. Landtag und Öffentlichkeit (wie Anm. 9). S. 286-288.

27 Vgl. Gerhardt. Erste Vereinigte Landtag (wie Anm. 1). S. 54, 71f.; Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 379, 617, 698f.

28 Joseph Hansen (Hg.). *Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815-1899, Bd. 2: Abhandlungen, Denkschriften, Reden und Briefe.* Berlin: Georg Reimer, 1906. S. 279.

Lesen der mächtige Eindruck des lebendigen Wortes“[29] verloren gehe, erhielt die Öffentlichkeit erstmals durch die Wiedergabe der Reden und der namentlichen Abstimmungen einen Eindruck von Debattenkultur und parlamentarischer Praxis.

Ein solcher Einblick war der badischen Öffentlichkeit schon früher gestattet worden, da die Zweite Kammer von Anfang an amtliche Protokolle, die nicht der Zensur unterlagen, veröffentlichen durfte. Dabei handelte es sich um eine Mischung aus Ergebnis- und Wortprotokollen, die nach eigenem Anspruch schon am Tag nach der Debatte gedruckt vorliegen sollten. Da jedoch zu wenig Personal zur Verfügung stand, kam es bei dem aufwendigen Verfahren zu starken Verzögerungen.[30] Die Protokolle der ersten Landtage von 1819 und 1822 fanden noch mit mehr als 1.500 verkauften Exemplaren einen beachtlichen Absatz. Die Protokolle des Landtags von 1835 wurden dagegen nur noch in 200 bis 500 Exemplaren gedruckt. Sie verkauften sich mit jedem Landtag schlechter, was wohl mit dem sehr hohen Preis (obwohl die zweite Kammer schon einen Druckkostenzuschuss gewährte), der monatelangen Verzögerung und ihrem Umfang zusammenhing: Die 50 Hefte zum Landtag von 1831 füllten einen guten Regalmeter und kosteten mindestens 50 Gulden.[31]

Der Führer der liberalen Opposition, Carl von Rotteck, schien die Reichweite der Protokolle überschätzt zu haben, als er 1831 den Abgeordneten emphatisch berichtete:

> Ich kenne Landleute, die die Protokolle vom Jahre 1822 buchstäblich gelesen haben, und zu meinem großen Verwundern Stellen daraus angezogen, und gesagt haben, dies hat dieser oder jener Abgeordnete gesprochen.[32]

---

29 Ebd., S. 281.

30 Für das Verfahren vgl. Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 165-170.

31 Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 177-180; Frank Engehausen, „Publizistische Bilder des badischen Landtags in Vormärz und Revolution“. *Von der Spätaufklärung zur Badischen Revolution. Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850.* Hgg. Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann/Hansgeorg Schmidt-Bergmann. Freiburg i. Br./Berlin/Wien: Rombach, 2010. S. 21-33, hier S. 26.

32 *Verhandlungen der Zweiten Kammer der Ständeversammlungen des Großherzogtums Baden im Jahre 1831.* 29. Heft. S. 113.

Angesichts mehrerer tausend Druckseiten war dies eine bemerkenswerte intellektuelle Leistung – nicht nur für ‚Landleute'. Der badische Staatsminister Ludwig Georg Winter lag mit seiner Vermutung, dass „7/8 gar nicht gelesen, oder einige Male darin herumgeblättert und dann auf die Seite gelegt"[33] wurden, wohl näher an der Realität.

Die Veröffentlichung der kontrovers geführten badischen Parlamentsdebatten war Klemens von Metternich, dem faktischen Lenker des Deutschen Bundes, ein Dorn im Auge, da er darin eine Gefahr für Ruhe und Ordnung sah. Der Bundestag verpflichtete die Regierungen 1824, Verletzungen des monarchischen Prinzips durch Kammerverhandlungen und deren öffentlichen Verbreitung zu unterbinden. Die badische Regierung bemühte sich von nun an, heikle Passagen, die das monarchische Prinzip in Frage stellten, aus den Protokollen zu streichen und die Verbreitung der Protokolle zum Beispiel durch eine Nichtabgabe an oppositionelle Gemeinden einzuschränken.[34]

Presseberichterstattung

Mit den Karlsbader Beschlüssen von 1819 wurde im Deutschen Bund ein Zensursystem für alle gedruckten Schriften errichtet, das die Entwicklung einer politischen Presse massiv behinderte.

Preußen blieb unter Friedrich Wilhelm III. auch in Bezug auf die Presseberichterstattung seinem restriktiven Kurs treu: Zeitungen war es untersagt über die Provinziallandtage zu berichten, selbst der Abdruck von Auszügen aus den Landtagsabschieden wurde eingeschränkt. Die Berichterstattung unterlag massiven Restriktionen, so dass ein Austausch zwischen Parlament und Öffentlichkeit weitgehend unterbunden wurde.[35] Der westfälische Abgeordnete Johann Hermann Hüffer verwies in einer Denkschrift an den Kronprinzen und in einem Antrag im Provinziallandtag 1833 darauf, dass die Isolation der Landtage nicht nur der Öffentlichkeit Informationen vorenthielt, sondern auch den Abgeordneten. Ein „Austausch von Ideen, die

33 *Verhandlungen der Zweiten Kammer der Ständeversammlungen des Großherzogtums Baden im Jahre 1835.* 1. Protokollheft. S. 113.

34 Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 170-175.

35 Vgl. Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 405-407.

im Publikum vorwalten“[36], finde nicht statt. Neue Abgeordnete müssten in ihnen völlig unbekannten Sachfragen in kurzer Zeit Entscheidungen fällen, weshalb es eine Erleichterung wäre, „wenn die Interessen der Provinz bescheiden, aber freimütig in öffentlichen Blättern vorher wären zur Sprache gekommen“.[37]

Friedrich Wilhelm IV. setzte dagegen 1841 eine weitere Lockerung gegen den Willen seiner Berater durch und gestattete den Zeitungen in den Provinzen während des Landtags, unter Auflagen, Berichte über den Verhandlungsgang abzudrucken. Das Gebot der Anonymität blieb bestehen, die Kommentierung der Verhandlungen war nicht gestattet.[38]

Vom Vereinigten Landtag durften erstmalig noch während der Sitzungsperiode die stenographischen Berichte in der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung“ abgedruckt werden, und zwar vollständig. Nunmehr wurden Namen genannt, wodurch die Presseberichterstattung eine neue Qualität erreichte. Allerdings unterlagen die Pressekommentare weiterhin der Beschränkung der Zensur. Die preußischen Landtage hatten in den 1840er Jahren ihre Isolierung durchbrochen.[39]

Ebenso wie in Preußen musste sich auch in Baden die Presse in den von der Zensur vorgegeben Bahnen bewegen. Jedoch hatten die Berichterstatter in Baden einen erheblichen Vorteil gegenüber denen in Preußen: Sie hatten grundsätzlich die Möglichkeit, die Verhandlungen auf den Zuschauertribünen vor Ort zu verfolgen. Außerdem gab es ein Nebeneinander von amtlicher und nichtamtlicher Landtagsberichterstattung: auf der einen Seite die offiziellen, von der Zweiten Kammer in Heftform in Umlauf gebrachten amtlichen Protokolle, die grundsätzlich zensurbefreit waren; auf der anderen Seite eine Vielzahl anderer halbamtlicher und privater Blätter mit Berichten und Protokollauszügen, die sich jedoch mit politischen Kommentaren zurückhielten. Die liberale Opposition hatte in den 1820er Jahren kaum Möglichkeiten, ihre Ansichten in der Presse zu verbreiten, eine

36 Denkschrift Hüffers an den Kronprinzen, 10.5.1833, in: Johann H. Hüffer. *Lebenserinnerungen, Briefe und Aktenstücke.* Hg. Wilhelm Steffens. Münster: Aschendorff, 1952. S. 421.

37 Antrag Hüffers im 4. Westfälischen Provinziallandtag vom 27.12.1833, in: ebd., S. 446.

38 Vgl. Obenaus. Anfänge des Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 540f.

39 Ebd. S. 698f.; Gerhardt. Erste Vereinigte Landtag (wie Anm. 1). S. 71f., 243.

fragmentarische Berichterstattung zu den Landtagsverhandlungen bot nur die offiziöse „Karlsruher Zeitung".[40]

Erst ab den 1830er Jahren differenzierte sich die Presselandschaft merklich. 1831 wurde unter dem neuen Großherzog Leopold ein Pressegesetz erlassen, das im Deutschen Bund sonst unbekannte Freiheiten einräumte. Die Zweite Kammer war an der Ausarbeitung des Gesetzes, das die Zensur abschaffte (nur für Bundes- und ausländische Angelegenheiten blieb sie bestehen), maßgeblich beteiligt. Es verstieß jedoch gegen Bundesrecht, weshalb Baden das Gesetz im darauffolgenden Jahr kassieren und die Zensur wiedereinführen musste.[41] In der kurzen Blütezeit der Pressefreiheit beschloss die Zweite Kammer 1831 unter der Leitung des Abgeordneten Albert Ludwig Grimm ein halbamtliches „Landtagsblatt" herauszugeben, das nicht der Zensur unterlag. Das „Landtagsblatt" brachte Zusammenfassungen der Verhandlungen, mit denen die Regierung sehr zufrieden war, die Opposition hingegen weniger. Denn – so der liberale Abgeordnete Gerhard Adolf Aschbach – „allein der zarte Sinn des Redakteurs hat doch in der Auswahl der vorgekommenen Reden ein gleiches Resultat geliefert, als hätte die Zensur hier gewacht". Seine Hoffnung, „zu dem schon vorhandenen Organ der Oeffentlichkeit, nämlich zu den Gallerien, eine zweite Anstalt ähnlicher Art" zu etablieren, wurde enttäuscht.[42] Allerdings kam es auch hier – ähnlich wie beim Druck der stenographischen Berichte – zu teilweise monatelangen Verzögerungen. Im Vergleich zu den stenographischen Berichten fand dieses halbamtliche Blatt besseren Absatz. 1835 wurde das „Landtagsblatt" durch die Zweite Kammer eingestellt, da die Regierung es nun auch der Zensur unterstellen wollte. Insgesamt nahm die Berichterstattung in den 1830er Jahren zu, da auch die Abgeordneten Zusammenfassungen verfassten, die sie den Zeitungen zuspielten. Ab 1842 gaben die führenden oppositionellen Köpfe Karl Mathy, Friedrich Bassermann, Johann von Itzstein und Carl Welcker die privat geführte „Landtags-Zeitung" heraus. Die Regierung sah sich daraufhin gezwungen, selber publizistisch tätig zu werden und

40 Vgl. Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 183-185; Engehausen. Publizistische Bilder (wie Anm. 31). S. 25f.

41 Vgl. Ernst Rudolf Huber. *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. II: Der Kampf um Einheit und Freiheit 1830 bis 1850.* Stuttgart: Kohlhammer, 1960. S. 41-44.

42 *Verhandlungen der Zweiten Kammer der Ständeversammlungen des Großherzogtums Baden 1831.* 29. Heft. S. 92.

veröffentlichte eine Beilage zu den Verhandlungen der Zweiten Kammer in der „Karlsruher Zeitung".[43]

Die öffentliche Aufmerksamkeit für die Parlamente

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die preußischen Landtage aus ihrer anfänglichen Isolation befreien und eine schrittweise Öffnung erreichen konnten. Der Grad der gewährten Öffentlichkeit hing stark von der individuellen Haltung des Monarchen ab. Unter Friedrich Wilhelm III. verhandelten die Provinziallandtage hermetisch abgeriegelt. Erst mit der Regierungsübernahme Friedrich Wilhelms IV. 1840 wurden die Wünsche der Landtage nach mehr Öffentlichkeit zum Teil erhört.

Das größere Maß an Öffentlichkeit hatte einen Effekt: Der rheinische Abgeordnete Gustav von Mevissen nahm im Mai 1847 ein verstärktes öffentliches Interesse am Vereinigten Landtag wahr: „Die erreichte Öffentlichkeit ist der größte Fortschritt, den unsere staatlichen Institutionen gemacht haben."[44] Der Journalist Karl Biedermann, der sich zur Eröffnung des Vereinigten Landtags in Berlin aufhielt, zeigte sich hingegen überrascht über das Desinteresse der Berliner Bevölkerung. Er erklärte dies rückblickend damit, „daß ein größeres parlamentarisches Leben dem preußischen Volke damals noch etwas durchaus Unbekanntes und Ungewohntes war."[45] Insgesamt scheint die öffentliche Aufmerksamkeit gestiegen zu sein, jedoch war sie weiterhin nicht sehr hoch.[46] In unterbürgerlichen Schichten mit einer niedrigen Alphabetisierungsrate wird sowohl in Preußen als auch in Baden kaum eine Vorstellung vom Parlament und dessen Funktion vorgeherrscht haben.

In Preußen mussten sowohl die Parlamentarier als auch die Bevölkerung den Umgang mit einer größeren Öffentlichkeit der Parlamente erlernen. Den Abgeordneten fiel es zunächst schwer, auf den Schutz der Anonymität

43 Vgl. Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 185-189.

44 Hansen (Hg.). Gustav von Mevissen (wie Anm. 28). S. 279.

45 Karl Biedermann. *Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte. Bd. 1.* Breslau: S. Schottlaender, 1886. S. 191.

46 So Gehrke. Landtag und Öffentlichkeit (wie Anm. 9). S. 297-300; Wolfgang Neugebauer. *Politischer Wandel im Osten. Ost- und Westpreußen von den alten Ständen zum Konstitutionalismus.* Stuttgart: Franz Steiner, 1992. S. 746. Skeptischer hingegen Gerhardt. Erste Vereinigte Landtag (wie Anm. 1). S. 59-62, 71f.

zu verzichten. Die erhöhte öffentliche Beobachtung der Ausübung ihres freien Mandats beförderte dann aber die Entwicklung eines parlamentarischen Selbstverständnisses. Da es in den 1820er und 1830er Jahren zu keinem Austausch zwischen Landtag und Öffentlichkeit kommen konnte, musste die Bevölkerung erst einen Referenzrahmen zur Bewertung der parlamentarischen Arbeit und zur Einordnung von Ansprüchen und Erwartungen entwickeln.

Preußen blieb jedoch hinter der Publizität der badischen Zweiten Kammer zurück, die von Anfang an mit Publikum und einer relativen medialen Aufmerksamkeit umgehen musste. Der badische Staatsrat Ludwig Winter, der im Gegensatz zu anderen Regierungsmitgliedern ein Sympathisant des konstitutionellen Regierungssystems war, kam 1824 in seiner Denkschrift „Über die Öffentlichkeit der ständischen Verhandlungen" zu dem Schluss, es sei unklug, sachlich fundierte und höflich vorgetragene Kritik in den Ständeversammlungen zu unterdrücken, da „[e]ine Versammlung von sogenannten Stummen [...] der Regierung selbst verderblich [würde], weil sie am Ende doch sprechen würde und zwar nur um so stärker."[47] Die Öffentlichkeit der Parlamente stellte auch die bislang arkanen Entscheidungsprozesse der Regierung zur Diskussion und setzte diese unter Legitimationsdruck. Anders als Friedrich Wilhelm III. hatte Winter jedoch erkannt, dass der Ausschluss der Öffentlichkeit langfristig das System destabilisiere, weshalb die badische Regierung versuchte, die Öffentlichkeit in ihrem Sinne zu lenken. Da die Zensurpraxis in Baden weniger streng war als in Preußen, kam es zu einer früheren und stärkeren Politisierung der Öffentlichkeit, welche die Entwicklung des Liberalismus unterstützte. Entscheidend befördert wurde dies auch durch die von Regierung und Opposition zeitweise hart geführten Wahlkämpfe, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.[48]

Öffentlichkeit schafft einen Rechtfertigungsdruck, sie ist aber auch Legitimationsquelle. In den frühparlamentarischen Körperschaften ist der Kampf

47 Abgedruckt in: Friedrich v. Weech, „Beiträge zur Geschichte der badischen Landtage von 1819-1845". *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 48,* NF 9 (1894): S. 581-628, hier S. 600.

48 Vgl. Becht. Badischer Parlamentarismus (wie Anm. 1). S. 73-99; Paul Nolte, „Parteien und Propaganda im Vormärz. Die schwierigen Anfänge staatlicher Meinungslenkung in einer politisierten Gesellschaft". *Propaganda. Meinungskampf, Verführung und politische Sinnstiftung (1789-1989).* Hgg. Ute Daniel/Wolfram Siemann. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 1994. S. 83-100.

um den Grad der Öffentlichkeit ein Kampf um Einfluss und Legitimität zwischen monarchischer Obrigkeit und Parlamenten.

Die Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung haben 1848 ihre Lehren aus der Geschichte der vormärzlichen Versammlungen gezogen: Sie haben sich einem Öffentlichkeitsprogramm verschrieben, dass alles abdecken sollte: Publikum, freie Presseberichterstattung, schnelle Veröffentlichung von stenographischen Berichten, Rechenschaftsberichte von Abgeordneten und Fraktionen. Die Abgeordneten der Paulskirche hatten erkannt, dass nur eine größtmögliche Transparenz ihnen die notwendige Legitimität für ihr Verfassungsprojekt verschaffen würde. Genau daran hatte es den Parlamenten im Vormärz gefehlt.

III.
Rezensionen

Rolf Hosfeld: Heinrich Heine. Die Erfindung des europäischen Intellektuellen. Biographie. *München: Siedler, 2014.*

Eine Biographie über einen weltberühmten Autor vorzulegen, zu dem es eine unüberschaubare Fülle an Literatur gibt, rechtfertigt sich nur, wenn man entweder substantiell neue Erkenntnisse zu bieten hat, eine neue Perspektive anzulegen vermag oder so mitreißend schreibt, dass die Biographie als Einstieg für Neugierige taugt und ihnen Lust macht auf mehr, nämlich auf die Lektüre des Autors im Original. Nun ist zwar Hosfeld seit seiner Dissertation (*Die Welt als Füllhorn: Heine. Das neunzehnte Jahrhundert zwischen Romantik und Moderne*, 1984) als Heine-Spezialist ausgewiesen, jedoch hat er substantiell Neues nicht zu bieten: Sein Buch ist nicht monumental wie Werner Kaegis Jacob-Burckhardt-Biographie, nicht detailversessen wie Martin Gregor-Dellins Werk über Richard Wagner. Dafür ist es exzellent geschrieben, schön zu lesen, die Proportionen stimmen, und man bekommt wie in einem Kaleidoskop eine Epoche in ihrer ganzen Vielfalt zu sehen, mit immer neuen Aspekten, aus denen sich ein faszinierendes Gesamtbild zusammensetzen lässt. Damit gelingt es Hosfeld, Heine aus der Gefangenschaft der Heine-Bilder zu befreien: dem des Romantikers oder des engagierten Zeitgeist-Literaten, des begnadeten Lyrikers oder des oberflächlichen Feuilletonisten. Das allein schon rechtfertigt eine Empfehlung von Hosfelds Buch, eine Empfehlung freilich eher für Neulinge und Neugierige und weniger für Heine-Spezialisten.

Ein Problem allerdings stellt der Untertitel dar, den der Autor im Kern von Gerhard Höhn übernommen, aber charakteristisch verändert – und sich dabei übernommen hat. Höhn spricht von Heine als *erstem modernen europäischen Intellektuellen*, Hosfeld von der *Erfindung des europäischen Intellektuellen*. Das mag dem Marketing geschuldet sein, weckt aber eine Erwartung, der nicht entsprochen werden kann, weil diese Behauptung einfach nicht stimmt. Sind etwa Voltaire oder Erasmus keine europäischen Intellektuellen gewesen? Waren sie etwa keine unabhängigen Geister und auch ökonomisch nicht angewiesen auf große Institutionen wie etwa die Kirche? Haben sie nicht in verschiedenen Sprachräumen gelebt, waren sie nicht europäisch vernetzt, hat ihr Einfluss nicht ganze Epochen geprägt? In der ihnen geläufigen Sprache der europäischen Bildungsschichten jeweils freilich – aber seit wann konstituiert es den europäischen Intellektuellen, dass er sich in mehreren Nationalsprachen auszudrücken versteht?

Was Hosfeld meint, ist etwas anderes. Er meint einen Geist, der in einem zunehmend nationalistisch werdenden Europa den Blick über die Grenzen

hinaus offenhält, der den Deutschen Frankreich erklärt und den Franzosen das Land jenseits des Rheins. Er meint einen Intellektuellen, der ein waches Auge hat für die Widersprüche seiner Zeit, der kritisch und voll skeptischer Ironie mit ihnen umzugehen und sie experimentell literarisch zu gestalten weiß: „Heine hatte nie die Absicht, sich mit Höhenflügen zu verrechnen. Er war ein moderner Skeptiker in der Tradition Michel de Montaignes. Wie sein großes Vorbild Baruch de Spinoza wollte er eine Welt ohne Chimären, ohne ‚Tiefe'. Und entsprechend eine Dichtung, die leichten Fußes daherkommt und sich in einer offenen und mit all ihren Ambivalenzen unbestimmten Gegenwart verortet sieht" – so lautet Hosfelds Resümee (10), und, dass im Bezug auf seine Lebensführung Heines „Antwort auf das Drama der Illusionen, das seine Dichtung vorführt, Contenance" hieß (9). Wie Heine dieser Mensch wurde, wie er lebte, wie er sich in der Auseinandersetzung mit anderen veränderte – das zu präsentieren gelingt dem Autor vorzüglich.

Statt nun die hinlänglich bekannte Vita des Dichters anhand von Hosfelds Werk zusammenzufassen, konzentriere ich mich auf zwei Abschnitte, die mir besonders gelungen scheinen. Dazu gehören die drei Kapitel über die Berliner Jahre 1821 bis 1823: *Der Geist der modernen Zeit*, *Die jüdische Besonderheit*, *Ich bin viele* und die ersten Seiten des Kapitels *Ungleichzeitigkeiten*. Da wird zunächst ein Bilderbogen aufgespannt vom Berlin der frühen zwanziger Jahre: E. T. A. Hoffmann, dessen *Meister Floh* gerade von der Zensur zerrupft und verstümmelt wird, das Weber-Fieber vom Sommer 1821, das Café Royal an der Ecke Unter den Linden und Charlottenstraße – „ein Versammlungsort eleganter und gebildeter Welt schlechthin" (78). Da ist von Liebschaften die Rede, die im Verborgenen bleiben, und natürlich von Rachel Varnhagen, zu deren Salon der junge Dichter eine Zeitlang gehört. Dann tritt Hegel in den Blick, bei dem Heine Geschichtsphilosophie hört und dessen Einfluss sich bereits in dem Memoire Über Polen vom Dezember 1822 findet. Schließlich Eduard Gans, der Präsident und intellektuelle Kopf des *Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden*, dem Heine seit August 1822 angehört. Hosfeld charakterisiert Gans – Heines intimsten Freund dieser Zeit – sehr zutreffend als charismatische Person und stimmt ausdrücklich, wenn auch mit umgekehrter Wertung, dem Gans ganz und gar nicht wohlgesinnten Heinrich von Treitschke zu, der in dessen Angriffen auf Friedrich Karl von Savigny und die historische Rechtsschule die Anfänge des „junghegelianischen Radikalismus" sieht (104). Diese Passagen sind eine Lust zu lesen und erinnern mich an die beiden Berlin-Bücher von Günter de Bruyn über die Zeit zwischen 1786 und 1815 (*Als Poesie gut* und *Die Zeit*

der schweren Not) oder an Petra Wilhelmy-Dollingers schönes Werk über die Berliner Salons.

Spätestens Ende 1822 freilich, nach der Kabinettsorder vom 4. Dezember, die Juden den Zugang zu akademischen und zu Schulämtern ausdrücklich versperrt, wird Heine klar, dass er beruflich in der preußischen Hauptstadt keine Zukunft hat, zumal „die von Anhängern der historischen Schule beherrschte juristische Fakultät" selbst „die Promotion von Juden grundsätzlich" ablehnte (131). Als Reaktion Heines auf die reaktionäre Wende der preußischen Judenpolitik zitiert Hosfeld aus einem Brief an Immanuel Wohlwill vom 1. April 1823, also sieben Wochen vor seiner Abreise aus Berlin: „Es gibt schmutzige Ideenfamilien," – gemeint ist das staatlich verordnete Christentum – „die in die Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet" haben (132) und den Juden das Leben schwer machen werden. Dagegen hätte man freilich auch eine Passage aus den *Briefen aus Berlin* stellen müssen, in der Heine nur wenige Monate zuvor etwa über den großen Theologen Schleiermacher schreiben kann: „Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit." Von solcherart christlicher Predigt fühlt sich der Jude Heine immerhin „erbaut, erkräftigt, und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Pflaumenbette des Indifferentismus" (aus den Sämtlichen Schriften, ed. Klaus Briegleb, Bd. 3, München/Wien 1976, 37).

Intensiv beschäftigt sich Hosfeld mit dem Verhältnis des Dichters zu Ludwig Börne, das sich seit 1831 zunehmend abkühlt. „Börne war", so Hosfeld im Kapitel *Geschichtsschreibung der Gegenwart*, „im Vergleich zu Heine, [sic!] mehr ein Aktivist und Moralist, mehr politischer Zeitkritiker als poetischer Schriftsteller und reflektierender Historiker" (277). Heine ist für Börne „ein seelen- und glaubensloser Mensch, dem nichts heilig sei", ein Schönling zwar und Frauenschwarm, aber „charakterschwach, liederlich, herzlos, bösartig, opportunistisch, geistlos und feige" (ebd.). Den Kern der Differenz zwischen den beiden Schriftstellern sieht Hosfeld wohl zu Recht in der Dialektik von Gedanken und Tat, von Philosophie und Revolution, die Heine im Gegensatz zu Börne immer offenhält und die ihn davor bewahrt, vom kritischen Poeten zum politischen Aktivisten und Agitator zu verkommen.

Hosfelds Buch vereint Biographie und Werkinterpretation mit einem besonderen, freilich nicht neuen Fokus auf der Identitätsfrage des deutschen Juden, der in Frankreich seine Heimat gefunden hat. Das überzeugt in jeder Hinsicht bei den Gedichten, nicht immer gleichermaßen bei den

politisch-essayistischen Schriften. Freilich sind Werke wie *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* oder *Die Romantische Schule* auch inhaltlich so umfänglich, dass man ihnen kaum gerecht zu werden vermag, ohne die Proportionen einer Biographie zu sprengen.

Das Buch hat schön gedruckte Bilder, von denen mir die Daguerreotypien der Ile de la Cité mit dem Pont Neuf im Vordergrund (353) und der Barrikaden von 1848 (401) besonders gefallen. Die Zitate werden nach den großen Heine-Ausgaben in behutsam modernisierter Schreibweise dargeboten, fremdsprachliche sind übersetzt, was bei einem Buch, das für ein breites Publikum geschrieben ist, einleuchtet. Dass freilich „die schönen Tage von Aranjuez" (68) ohne jeden Hinweis auf Schiller trocken nach einem Brief zitiert werden (449 zu Anm. 31), amüsiert etwas.

Den Wert von Hosfelds Biographie liegt in der Erkenntnis, mit der der Verfasser selbst sein erstes Kapitel beschließt und mit der er den Leser nicht allein in die Lektüre der folgenden über vierhundert Seiten entlässt, sondern in einen potentiell lebenslänglichen Lustgewinn:

„Eigentlich ist die Beschäftigung mit dem Leben und Werk Heinrich Heines, Deutschlands ersten modern-postmodernen Dichters und größten Lyrikers nach Goethe, immer noch eine Entdeckungsreise voller unerwarteter Überraschungen." (10)

Hermann-Peter Eberlein (Wuppertal)

Peter Hasubek: Carl Leberecht Immermann. Eine Biographie. *Frankfurt am Main, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Warszawa, Wien: Peter Lang Edition, 2017.*

Was nach fast einem halben Jahrhundert, das seit der Monographie Benno von Wieses unter dem seine Schwerpunkte andeutenden Titel *Karl Immermann. Sein Werk und sein Leben* (1969) vergangen ist, und gar nach dem umgekehrt gewichtenden Band von Harry Maync *Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte* (1921), der etwa das Doppelte an Zeit in der literarhistorischen Scheuer verbracht hat, vom Verfasser der neuen Immermann-Biographie einer vormärzlich interessierten Leserschaft angeboten wird, ist von Nüchternheit geprägt, mit Vorsicht und Vernunft formuliert und durch sehr viel mehr Quellen gespeist, als das den Vorläufern möglich war. Angesichts der speziellen philologischen Kenntnisse von Peter Hasubek lautet seine vorurteilsfrei entwaffnende Devise:

akribische Unterrichtung durch sachliche Darstellung. Der Verfasser verabscheut nach Jahrzehnten der eigenen editorischen wie forschenden Beschäftigung mit unserem ein wenig ins Abseits geratenen Lyriker, Dramatiker, Begründer wie Leiter der Düsseldorfer Musterbühne und Romanschriftsteller Carl Leberecht Immermann (24.4.1796-25.8.1840), wie der aus Magdeburg stammende, in Düsseldorf verstorbene und dort auf dem Golzheimer Friedhof bestattete Schriftsteller nunmehr auf nobel historische Weise firmiert, jegliche Art und Weise einer andernorts gelegentlich allzu gern herbeigerufenen Spekulation, die im Hinblick auf ein nach bürgerlichen und wohl auch eigenen Maßstäben nicht unbedingt angepasstes Leben aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allzu nahe gelegen hätte und bequem zu bedienen gewesen wäre.

Gerade das Spekulieren über komplizierte Lebensverhältnisse oder das Hereingeheimnissen in die Relationen zwischen Privatem und Publiziertem war Hasubeks Absicht von Beginn an jedoch nie und nimmer. Seine ausgemachte Sache wurde von Fakten und Nachprüfbarem bestimmt. Stets geht er korrekt dem inzwischen immerhin noch enorm vorhandenen bzw. aufbereiteten Material nach und formuliert die Ergebnisse so deutlich und unparteiisch wie möglich. Stets zieht er weiterhin eine verständliche wie verständnisvolle Summe aus dem ihm souverän vor Augen stehenden, von ihm selbst teilweise erst benutzbar gemachten Memorabilien jeglicher Couleur. Er entwirft somit ein Immermann-Porträt, das Zeit und Umstände bedenkt und von jeglicher Schönfärberei frei ist. Man darf mit Fug und Recht behaupten, dass dadurch eine immer nur bedingt zu erlangende historische Wahrheit ans Licht tritt und ein faszinierendes, keineswegs leichtfertig gezeichnetes Bild aus Biedermeier und Vormärz entsteht, auf das sich das Publikum zukünftig wird verlassen können.

Auch jeglicher eitle Alleinvertretungsanspruch liegt ihm fern, selbst wenn das in vier Hauptabteilungen und gelegentlich mit Untergliederungen versehene Literaturverzeichnis mit seinen beinahe 300 Titeln gar nicht an den eigenen weit über 30 mit seinem Namen verknüpften großen bis kleinen Beiträgen zu Immermann seit Ende der 1960er Jahre vorbeigehen kann. Denn darunter befinden sich immerhin die unverzichtbare *Textkritische und kommentierte Ausgabe* der *Briefe in drei Bänden* (1978-1987) sowie die aufschlussreichen *Tagebücher 1831-1840* (1984), weiterhin zuvor schon eine Edition von *Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in drei Gesängen. Mit den Änderungsvorschlägen von Heinrich Heine und einem Dokumentenanhang* (1968), eine Ausgabe von *Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken* (1977), die

u. a. Paralipomena, Kommentar, Dokumente zur Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte sowie ein Nachwort enthält, und schließlich *Die Epigonen. Familienmemoiren in neun Büchern 1823-1835* (1981), ebenfalls mit den entsprechenden Zugaben versehen. Von seinen, von ihm allein oder im letzten Fall mit Sabine Brenner-Wilczek und dem Rez. betreuten, Immermann in den Fokus rückenden Tagungs- oder Sammelbänden (1990, 1996, 1997 und 2016) sowie der Herausgabe von *Immermann-Jahrbuch. Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte zwischen 1815 und 1840* (mit Gert Vonhoff, seit 2000) und Einsatz für die Immermann-Gesellschaft ganz zu schweigen. Gäbe es Immermann als ernsthaften Schriftsteller seiner Zeit mit einer greifbaren Resonanz aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und weit darüber hinaus nicht wirklich, man könnte ihn durch seinen Statthalter Hasubek für ein vielgestaltiges Geschöpf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit Wirkungen ins 21. Jahrhundert hinein halten. Überschneidungen mit der Heine-Philologie hat Hasubek dabei durch Beiträge im *Heine-Jahrbuch* ebenso fruchtbar zu nutzen gewusst wie Kontakte zur Vormärz-Forschung. Auch hier gilt der Grundsatz, dass nur eine positive Konkurrenz dem literarischen Andenken gerecht wird.

Nun die Krönung der gelehrten Ausdauer und des guten Kontaktes zu ‚seinem' Verlag: die 689 Seiten umfassende Zusammenschau unter Immermanns edel altmodischem Vornamen und dem Hausnamen, mit dem in der zeitgenössischen Satire vonseiten des Grafen Platen durch den vorgesetzten Konsonanten ‚n' Schindluder getrieben werden konnte, mitsamt der schlichten, gleichzeitig aber anspruchsvollen Charakterisierung *Eine Biographie*. Diese wird in XXV Kapiteln trotz notwendiger Beschränkungen in aller gebotenen Ausführlichkeit dargestellt, wobei das letzte Kapitel mit „Wirkung und Rezeption Immermanns im 19. Jahrhundert" überschrieben ist und auf die Auseinandersetzung der „meisten großen Erzähler des 19. Jahrhunderts – so Storm, Raabe, Fontane, auch Freytag und Spielhagen" mit Immermann hinweist (S. 633). Dies stellt gleichzeitig einen Gestus von vorsichtiger Bescheidung dar, weil ein XXVI. Kapitel mit weiteren ‚Folgen' wohl nur in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung oder in entsprechenden Darstellungen, wie im Literaturverzeichnis bis in die jüngste Vergangenheit hinein dokumentiert, stattgefunden hat. Da vermochten selbst manche den Namen in Erinnerung rufenden Bemühungen von Geburts- und Sterbeort um den seinerzeit namhaften Schriftsteller, dem unter Umständen ein konservativer Habitus sowohl für Missbrauch wie Ablehnung anzuhaften schien, bisher nicht genügend Nachhaltiges auszurichten.

Insofern blieb Immermann ein rundum zufriedenstellendes Glück auf mehreren, wenn nicht auf den meisten Gebieten verwehrt. Lebensumstände wie zeitgenössische und langfristige Anerkennung hatten eher Imponderabilien im Gepäck, die dem Biographen mehr als bewusst sind. Hasubek zieht, was die persönliche Erfolgslinie seines so bemühten und aufrechten Autors angeht, eine eindeutig bitter-schlichte Bilanz: Denn „*Glück* erfuhr Immermann im Leben nur während kurzer Zeiträume", heißt es zum Abschluss der Lebensbeschreibung und über die noch nicht lange mit ihm verheiratete, über zwei Jahrzehnte jüngere und kurz zuvor von der gemeinsamen Tochter namens Karoline entbundene Frau (1819-1886), „vor allem in seinem letzten Lebensjahr in der Ehe mit Marianne Niemeyer. Dieses knappe Jahr scheint von bestem Einvernehmen mit Marianne, ja durch ein täglich neuerfahrenes Glück geprägt gewesen zu sein. Auch Marianne spricht später von der Ehe mit Immermann als ihre beste, reichste und glücklichste Zeit." (S. 625) Dagegen zeigte das berühmte jahrelange Verhältnis zu Elisa Gräfin von Ahlefeldt (1788-1855), die einige Jahre älter, mit einer unehelichen, als Nichte ausgegebenen Tochter (offenbar) vom späteren dänischen König versehen, dann immerhin mit dem während ihrer Ehe zum Freicorps-Führer gegen Napoleon aufgestiegenen Adolph Freiherrn von Lützow verheiratet gewesen war und eine ausdrücklich von Immermann gewünschte ‚anerkannte' Verbindung mit ihm ablehnte, wohl rasch erste Risse im Minnedienst, die vom beruflichen Dasein des Juristen Immermann gar nicht, aber auch nicht von literarischen oder theaterorganisatorischen, teilweise durchaus anerkannten Bemühungen oder Erfolgen ausgeglichen werden konnten.

Wir sehen im, den Auftakt bildenden, Inhaltsverzeichnis zunächst nur den Aufbau der Biographie mit ihren klar formulierten oder anspielungsreichen Kapitelüberschriften vor uns, bevor wir bei der Lektüre rasch merken, dass sich diese Gliederung oft genug als durchlässig auch für andere Blicke und Beobachtungen oder Ausweitungen erweisen muss bzw. durch die Verschränkung von Lebens- und Werkbericht kein starres Korsett abgibt. Hier werden eher die zeitliche Abfolge mit Einschluss wesentlicher Personenkonstellationen, aber auch von Zitaten der Befindlichkeit oder Werkkomplexen widergespiegelt, während für den reichhaltig variierten Inhalt die Überschriften gewissermaßen nur Haltestangen für eine Folge unterschiedlichster Übungen bei der Schaffung eines Gesamtphänomens bilden. Dennoch lohnt eine Reihung genau dieses Aufbaus, um durch die ausformulierte Struktur das angestrebte Ganze besser überschauen zu können. Eine Chronik der

äußeren wie inneren Ereignisse ergibt sich dadurch im Folgenden mehr oder weniger zwanglos:

„Kindheit und Schulzeit in Magdeburg (1796-1813)“, „Studium und Frankreichfeldzug (1813-1817)“, „Oschersleben und Magdeburg – Berufliche Anfänge (1818-1819)“, „Münster – Krisenjahre (1820/1821)“, „Das Jahr 1822“, „Elisa von Lützow, geb. von Ahlefeldt“, „Das letzte Jahr in Münster (1823)“, „Magdeburg (1824-1827)“, „Immermanns schwierige Integration in die Düsseldorfer Sozietät (1828)“, „Kunstenthusiasmus, Literaturkontroverse und Satire (1829)“, „Immermann und die Julirevolution von 1830“, „Trennung von Michael Beer – Neue Perspektiven: Tieck und Mendelssohn (1831)“, „Das ‚Goethe-Jahr 1832‘“, „Immermanns Reform des Düsseldorfer Theaters 1832/33“, „‚Ich wollte Ihnen rathen, das alte Buch nicht wieder zu lesen‘ – Literarische Arbeiten 1833“, „Das Jahr 1834“, „‚Einer nimmt Abschied und der Andre kommt..‘ – Das Düsseldorfer Stadttheater 1835“, „‚Ich erblicke ein verjüngtes Geschlecht‘ – ‚Die Epigonen‘“, „‚Bühnenschiffbruch‘ – Das Ende des Düsseldorfer Stadttheaters unter Immermanns Leitung“, „‚Ich fürchte, daß sich sobald kein recht durchgreifendes geistiges Interesse wieder bei mir einstellen wird...‘“, „‚das Werk entfaltet seine Idee im Ganzen‘ – ‚Münchhausen‘“, „Marianne Niemeyer“ und als XXIV. Kapitel „Schmerz, Glück und Ende – Das letzte Jahr“; vom Abschlusskapitel über die Nachwirkung im eigenen Jahrhundert war oben bereits die Rede.

Die knapp viereinhalb Jahrzehnte Immermanns sind nicht durch spektakuläre Orte gekennzeichnet und auch nicht durch ein übermäßiges Echo, obgleich sich Anerkennung und unbeabsichtigte Skandale die Waage halten und ein Namenflor seinen eigenen umgibt, der von Begabung zur Anteilnahme und gleichzeitig vom Scheitern seiner engeren Freundschaften auch mit heute immer noch großen Künstlern kündet. Seine Biographie stellt gewissermaßen ein Exempel für manche Lebensläufe begabter und publizierender Zeitgenossen dar, denen es nicht an Anregungen und interessanten Begegnungen mangelte und die auch selber wesentliche Erinnerungspflöcke in den kulturellen Prozess einzurammen verstanden. Dennoch blieb ihre Wirkung gewissermaßen auf eine noble Provinz beschränkt, selbst wenn durch Reisen und Großstädte gelegentlich ihr Horizont erweitert wurde oder sie selber auf die größere Welt Einfluss nehmen konnten. In diesem Sinne war Immermann durchaus präsent und wurde in der Kritik wahrgenommen oder bei Kollegen beachtet. Dafür ist z. B. Adolf Stahr ein Beispiel, der große Stücke auf ihn hielt und an Immermann etwa bewunderte, dass

er sich nicht als Literaturkritiker missbrauchen ließ.[1] Auch Stahrs Essay von 1844 über Immermann erweist sich immerhin so stark, dass er in der Biographie eine eigene Rolle zu spielen imstande ist (S. 585f.).

Große Gefährten hat Immermann zumindest zeitweise gewonnen. Darunter befinden sich Heinrich Heine und Felix Mendelssohn Bartholdy, der wiederum für ihn ein eigenes kurzes Intermezzo von unbedingter Zuneigung und rascher Enttäuschung bildete. Beim ersteren hingegen, obgleich Heine zu Beginn seiner Laufbahn am 24.12.1822 Immermann als „Waffenbruder" beschworen hatte (wie sonst nur, sehr viel später, am 3.1.1846 Varnhagen: „immer mein wahlverwandtester Waffenbruder" und am 13.2.1846 Lassalle: „Mein theuerster Waffenbruder!"), tritt nicht nur durch den Platen-Skandal, für den Immermanns Xenien in Heines 2. *Reisebilder*-Band der Auslöser waren, so dass Platen Heines jüdische Beschneidung, dieser Platens Homosexualität angriff, eine Entfremdung ein. Diese konnte auch durch Heines während der deutschen Periode angebahnte Beziehung Immermanns zum Verleger des Jungen Deutschland, nämlich Julius Campe in Hamburg, oder die in seiner Pariser Zeit vermittelte Darstellung der Düsseldorfer Malerschule durch den ehemaligen Freund nicht verhindert werden. Doch dessen plötzlich frühen Tod hat Heine auf ergreifende Weise in einem Brief an Heinrich Laube vom 9.9.1840 betrauert: Er habe „die ganze Nacht durchgeweint. Welch ein Unglück"; denn „dieser alte Waffenbruder" und er selber seien „zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm".

So taucht in der gerade referierten Inhaltsabfolge der Name Heines erst gar nicht auf, dem selbstverständlich in der Darstellung die adäquate Rolle zugewiesen wird. Statt Heine sind es eher Beziehungen zu Michael Beer, dem Bruder des Komponisten Giacomo Meyerbeer, was allerdings auch zerfiel, oder Ludwig Tieck, die beide insgesamt dennoch ausdauernder mit ihm harmonierten. Aber auch der Maler Wilhelm Schadow, als gründlicher Konvertit zum Katholizismus für Immermann nicht immer leicht zu ertragen, oder der anteilnehmende Kunsthistoriker Karl Schnaase und seine Frau verdienen Erwähnung. Unbestreitbar sind seine Verdienste um den unglücklichen

1 Vgl. im Briefwechsel Lewald/Stahr Bd. III (2017), S. 125: „Die Kritik ist es, an der Deutschland zugrunde geht – in Allem. Sie ist lange genug Deutschlands Stolz gewesen. Jetzt ist sie seit langem sein Verderben. Goethe merkte das u hielt sich davon frei. Schiller nicht, zu seinem Nachteil. Immermann hat nie kritisiert, ich zu meinem Schaden" (Stahr an Lewald, 21.3.1850); der Band verzeichnet übrigens acht Registerverweise auf Immermann (s. meine Rez. im vorliegenden Jahrbuch).

Grabbe. Erstaunlich eng und hilfreich ist die jahrelange Freundschaft mit Amalie von Sybel in Düsseldorf, die dem Dichter mit seinen Problemen wohl oft als einzige das passende Verständnis und den familiären Trost zukommen ließ. Dagegen blieben seine Mutter und Geschwister, bei allem redlich-offenen, nicht zu entbehrenden Austausch, stets eine traditionell starre und moralische Institution, die ihm in seiner aufgeklärten Religiosität zu schaffen machte.

Hasubek weiß den komplizierten Verhältnissen Herr zu werden. Die Personen erhalten Kontur, ohne sie oder ihre Bedingungen unnötig aufzubauschen. Bemerkenswert bleibt trotz einiger Beschwernisse Immermanns intensive Nähe zu den ihn anregenden jüdischen Bekannten. Emanzipation und Assimilation bedürfen nämlich unabdingbar der Gegenseitigkeit. Da geht Immermann völlig unkompliziert über mögliche Grenzen von Herkunft oder Zugehörigkeit hinweg und wandelt auf den Spuren von Karl August Varnhagen von Ense, dem Mann der berühmten Rahel in Berlin, und dessen Schwester Rosa Maria Assing in Hamburg oder vom bereits genannten Stahr in seiner endlich erlangten Ehe und literarischen Partnerschaft mit Fanny Lewald. Auch den Orten wird der Biograph jeweils gerecht. Magdeburg und die Familie; Münster und seine Eigenart katholisch-historischer Prägung – wobei unter den kirchlichen Bauten (S. 65) der dem hl. Paulus geweihte Dom sogar übersprungen wird, obwohl dessen ‚Paradies' noch den Titel eines Immermann-Romans von Frieda von Oppeln aus dem Jahre 1928 bestimmt hatte; Düsseldorf mit der Kunstakademie und dem Stadttheater, das den Versuch zu einer Musterbühne wenigstens wert war und das in *Wally, die Zweiflerin* von Karl Gutzkow (1835) gerade auch Immermanns wegen als „zweites Weimar" prognostiziert wurde (wohingegen dieser selber ‚Wally' im *Münchhausen* nur satirische Urstände zubilligte) – hier in dieser Biographie werden zahlreiche Facetten zur damaligen Kulturgeschichte eingebracht oder Fährten gelegt. Man könnte freilich geneigt sein, Immermanns Unglück großenteils darin zu sehen, eine nicht gerade günstige Zeit am nicht eben für ihn gänzlich richtigen Ort erlangt zu haben.

Zweifellos ist, bei aller Balance in der biographisch-werkgeschichtlichen Darstellung, Immermanns Begabung wie Leistung zuvörderst in seiner Romankunst zu sehen. Dafür hatte bereits die Dissertation des öfter herangezogenen Manfred Windfuhr über *Immermanns erzählerisches Werk. Zur Situation des Romans in der Restaurationszeit* (1957) gute Vorarbeit geleistet. Und dessen Lehrer Friedrich Sengle war überhaupt, zumal aber mit seinem gewaltigen Werk in drei Bänden unter dem Epochenbegriff *Biedermeierzeit*

sowie dem Untertitel *Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution* (1971, 1972 und 1980) ein Bewunderer aus Vernunft und Erfahrung von Immermann gewesen, dessen „Zeugnisse", wie er es zum Auftakt des 1. Bandes ausdrückt, „besonders wertvoll" seien, da er als „unbefangener und unbestechlicher Beobachter seiner Zeit" zu gelten habe. Später wies Sengle im letzten, den Personen der Biedermeierzeit gewidmeten Band bereits auf das „Fehlen" einer neuen Immermann-Biographie hin, wie Hasubek betont (S. 687). Diesem seit gut über drei Jahrzehnten bestehenden Mangel wurde nun endlich abgeholfen. Im „Nachwort", direkt an das hilfreiche „Personenregister" anschließend, sind die von Engagement und Aufrichtigkeit geprägten Absichten und Methoden der Beschreibung von Leben und Werk Immermanns in der Forscherabfolge, unter deren frühen Vertretern auch Werner Deetjen genannt sei, umsichtig offengelegt. Hasubek ist es zu verdanken, dass „ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Biographie und Werkgeschichte" hergestellt (S. 688) und obendrein das Individuelle mit der Zeitgeschichte des Vormärz verlässlich verknüpft wurde.

Joseph A. Kruse (Berlin)

***Veronica Butler: The Analyst of Manners, Money and Masks: August Lewald in the Vormärz** [= Vormärz Studien XLI]. Aisthesis: Bielefeld, 2017.*

In dieser Monographie fokussiert Veronica Butler einen vernachlässigten Schriftsteller des Vormärz, dem Zeitgenossen Anerkennung zollten als Innovator sowohl in Form als auch Gehalt. In den Publikationen des *Forum Vormärz Forschung* erscheint August Lewald ausschließlich im Zusammenhang mit der Zeitschrift *Europa*: Nur Martina Lauster hat sich bislang mit Lewalds Skizzen befasst. Dennoch war Lewald „a key *Vormärz* player" (10), dessen literarische Tätigkeit durch Lust am Experiment, Offenheit für neue Einflüsse und die Hinwendung zur Gegenwart gekennzeichnet war – alles Merkmale einer kulturellen „Labor-Zeit" (Peter Stein). Lewald war lange Zeit Opfer eines literaturhistorischen Wertungssystems, das im Vormärz „an era of comparative depression" (229) sah und eine strikte Trennung zwischen Hoch- und Trivialliteratur voraussetzte, die der Tatsache einer journalistisch geprägten und operativen Literatur wenig gerecht wurde. Lewalds schriftstellerische Produktion wurde lange verkannt, weil sie nie den Anspruch auf die Anerkennung der Nachwelt erhoben hat, sondern immer „aus der Gegenwart herausgeschöpft und für die Gegenwart geschrieben" war, wie

es der Lewald-Biograph Joseph Cruse schon 1933 formuliert hat. Butler gelingt es mit ihrer Monographie, den Schriftsteller angemessen nach den Maßstäben einer engagierten Vormärz-Ästhetik zu beurteilen, deren Werke im Strom zeitgenössischen Lebens mitschwimmen und „die Richtungen des Zeitgeschmacks" (Gutzkow) widerspiegeln wollten.

Die literaturhistorische Darstellung eines Einzelmenschen gewinnt vor allem dann an Wert und Interesse – dies hat schon Wilhelm Dilthey erkannt –, wenn die dargestellte Person zum Kreuzungspunkt verschiedener Zeitdiskurse und Strömungen wird. Butler überzeugt mit ihrem Argument, dass wir in Lewald einen exemplarischen „post-Napoleonic man" vorfinden, dessen Anpassungsfähigkeit im Zeitalter des sich auflösenden Ständestaats ein durchaus bürgerliches Kennzeichen war. Diese Flexibiltät und Beweglichkeit war nicht immer innovativ, aber sie zeigte sich in der geschickten Adoption und Modellierung literarischer Trends wie der modischen städtischen Skizzen, im opportunistischem Karrierewechsel vom Theater zum Journalismus und später hin zur Rolle eines Intendanten. Auf der ersten Seite ihrer Studie verdeutlicht die Verfasserin die Relevanz des interpretatorischen Schlüsselbegriffs der Theatralität, indem sie auf Lewalds Auffassung von Menschenkenntnis als eine Frage der richtigen Auslegung gesellschaftlicher Selbstinszenierungen hinweist. Die Vormärz-Gesellschaft war in einem noch nie dagewesenen Maße theatralisch, weil in ihr Überleben und Erfolg von der Fähigkeit abhängig war, neue und vielfältige Rollen ausführen zu können.

Butler liefert mit ihrem Buch die erste umfassende Würdigung der originellen schriftstellerischen Produktionen Lewalds. Sie unternimmt ein sorgfältig kontextualisiertes „close reading" dreier im Vormärz hochgeschätzten Werke: Es sind die unter dem Titel versammelten Skizzen *Album aus Paris* (1832) und die Romane *Memoiren eines Banquiers* (1836) und *Theater-Roman* (1841). Dabei bemüht sie sich mit Erfolg um die Herausarbeitung des Zeittypischen und Repräsentativen in Lewalds Leben und Werk.

Die Analyse des *Album aus Paris* (1832) wird eröffnet von einem detailreichen Panorama der Stadt der deutschen Emigranten, der *flâneurs* und Dandys und einer vielseitigen literarischen Szene, die sie in Lewalds Augen zur „Welthauptstadt" machte. Der „metropolitan sketch" in Bild und Wort war, wie Martina Lauster gezeigt hat, eine Leitgattung der europäischen journalistischen Revolution zwischen 1830 und 1848. Die Bildlichkeit, die detailgesättigte Beobachtung und die Eleganz von Lewalds Skizzen zeugen nicht von einem Mangel an theoretischer Tiefe, wie einige Zeitgenossen meinten, sondern von einer Aufwertung der sozialen Oberflächenerscheinungen und

einer für den Vormärz charakteristisch materialistischen Sichtweise. In dieser Hinsicht hatten Lewalds Skizzen Vieles gemein mit den französischen *Physiologies*, in denen die humoristische Darstellung äußerer Erscheinungen wesentliches Mittel der sozialen Analyse war. Lewalds leichter, urbaner, zurückhaltender Stil – weit entfernt von Heines polemischer Überheblichkeit – hat ihn beliebt gemacht und war keineswegs unvereinbar mit „strong social criticism", so Butlers Fazit.

Bei den *Memoiren eines Banquiers* handelt es sich um „Lewald's boldest and most original creation" (76), diee sich aus dem Wechselspiel zwischen Leser, impliziertem Autor, Herausgeber und Erzähler konstituiert. Es handelt sich dabei um einen Roman, der die Maske einer Autobiographie trägt und somit von formeller Theatralität gekennzeichnet ist. Die allgegenwärtige Theatralität soll uns nicht verleiten, im Vormärzdeutschland ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu sehen. Vor allem die Rollen, die Juden spielen konnten, waren von gesellschaftlichen Vorurteilen erheblich eingeschränkt. Obwohl sich August Lewald nie öffentlich zu seiner jüdischen Herkunft bekannte, entwickelte er ein lebhaftes Interesse für die damals kontroverse Frage der jüdischen Emanzipation. Die Herausgeberfiktion der *Memoiren* ermöglichte ihm eine distanzierte aber auch eingehende Auseinandersetzung mit dieser Problematik, und das Werk scheint der erste deutschsprachige Roman zu sein, der die Judenemanzipation als Gegenwartsthema behandelt. Jüdische Fragen hatten, wie Butler zu Recht feststellt, eine im Vormärz allgemeine Resonanz, weil allgemein verbreitete Modernisierungsängste auf Juden projiziert wurden.

Der Titel *Theater-Roman* lädt zu Vergleichen mit *Wilhelm Meisters Lehrjahre* an, und in Lewalds Anspielungen auf Goethe drückt sich die ambivalente Haltung der Zeitgenossen gegenüber dem Klassiker Goethe aus. Lewalds Bezüge auf seinen Prätext sind parodistisch und trivialisierend; sein Roman ist als Gesellschaftssatire angelegt und kommt ohne den Ernst seines Vorgängers aus. Im Titel kündigt sich zudem eine gattungsmäßige Fluidität zwischen Roman und Drama an, die sich in den Themen der „reality and illusion, authenticity and dissimulation, control and chance" (173) widerspiegelt. Die Vorherrschaft des Theatralischen irritierten Rezensenten, die eine einheitliche Handlung, sympathische Figuren und ein ideales Element in dem Werk vermissten. Solche Leser verkannten wohl die Modellierung nach dem Muster der in Paris modischen, humoristischen und pseudowissenschaftlichen *Physiologies*, die einem medizinischen Paradigma der Diagnose verpflichtet waren, und dem Leser einen Blick hinter die Kulissen

versprachen. Nicht die Bühnenauftritte der Schauspieler stehen im *Theater-Roman* im Mittelpunkt des Interesses, sondern deren Selbstinszenierungen außerhalb der Bühnenwelt. Mit dem *Theater-Roman* liefert Lewald „a comprehensive ‚natural history', classifying and analysing many species of German theatre" (188). Dabei gilt die klare, ironische Beobachtung der sozialen Welt jenseits der Bühne und der Theatralität als allgegenwärtige Erscheinung der Vormärzgesellschaft, die in der Zeitkrankheit der Langeweile wurzelt. Butlers Interpretation profitiert von der Anwendung des von Erika Fischer-Lichte vorgeschlagenen neutralen Begriffs der Theatralität, da diese den Wert des *Theater-Romans* als subtiler und vielseitiger Kommentar zur gesellschaftlichen Performativität aufzeigt, ohne dass die eindeutig negative Bilanz des Romans diesen Wert vermindert.

Andrew Cusack (St Andrews)

‚Ein Leben auf dem Papier.' Fanny Lewald und Adolf Stahr. Der Briefwechsel 1846 bis 1852. Band 3: 1850-1852. *Herausgegeben und kommentiert von Gabriele Schneider und Renate Sternagel. Transkription Renate Sternagel und Gabriele Schneider (= Vormärz-Archiv, Band 5). Bielefeld: Aisthesis, 2017.*

„Am Ende wird alles gut, für die beiden Briefschreibenden – und auch für die beiden Herausgeberinnen, die annähernd so lange gemeinsam an der Edition der Briefe gearbeitet haben wie die Autoren an der Abfassung derselben" (S. 848), so resümieren Gabriele Schneider und Renate Sternagel am Schluss ihres „Nachwortes" des vorliegenden 3. und letzten, in jedem Sinne schwergewichtigen Bandes mit seinen 902 Seiten ebenso treffend wie persönlich ihr beachtliches Unternehmen. Nach 668 und 845 Seiten bringen die Bände zusammen 2.415 Seiten auf die Waagschale des „epistolarischen Verkehrs", wie Stahr selber das ersatzweise schriftliche Beziehungsduett – mitsamt den in der Regel liebevollen Bekundungen in noch so dramatischen Phasen oder mit gelegentlich sogar, dem schwer zu ertragenden Schwebezustand denn doch geschuldeten, hilflosen Phrasen – am 27. Mai 1852 charakterisierte. Bei dieser Gelegenheit lässt er in zweifellos richtiger Selbsterkenntnis nicht unerwähnt, dass „Briefe schreiben, u ich habe es Dir oft gesagt", sogar die für die Freundin bestimmten, für ihn „schwere Arbeit" bedeute, wohingegen Lewalds „Leichtigkeit" ihm „von jeher beneidenswert" erschienen sei (S. 808).

Die Leistung, den Faden partout nicht abreißen zu lassen, sondern an ein opulentes Ende zu führen, ist natürlich vor allem für Lewald und Stahr, doch

auch für die Herausgeberinnen bemerkenswert. Letztere haben wahrlich durch ihren unverdrossen verlässlichen Einsatz angesichts von 837 Briefen des trotz aller Widrigkeiten durch ‚papierene' Botschaften literarisch-persönlich zusammengeschweißten, schließlich dann geradezu sprichwörtlichen Schriftsteller-Paares aus dem 19. Jahrhundert die vorliegenden 717 Briefe umsichtig, kenntnisreich und durch oft genug notwendig werdende detektivische Transkriptionen (vgl. z. B. die Abb. S. 858 u. 863) zusammengestellt. Auch dabei musste noch kundig gekürzt werden. Durch erleichternde Regesten und sonstige Hinweise wurde jedenfalls das einmal begonnene Unterfangen in einem überschaubaren Zeitraum erfolgreich zu Ende geführt.

Nunmehr ist endlich eine geradezu kritisch-komplizierte vormärzliche ‚Nahtstelle' aufgedröselt und sinnvoll erschlossen worden. Auch dem Verlag ist für seinen Einsatz zu danken, zu dessen Programm ein solcher Briefwechsel obendrein ausgesprochen passt. Die ungemein erleichterte Nutzung „einer Quelle für das Forschungsgebiet Liebesbriefkultur" ist damit möglich geworden, was allerdings in unserem speziellen Fall eingestandenermaßen „über das allgemein-menschliche, anrührende Thema Liebe hinaus" ihre waltende Motivation genauso oder mehr noch durch „etwas anderes" fand: Es ist nämlich obendrein ein „großer zeitgeschichtlicher Quellenwert" der Briefe (S. 845) ausschlaggebend, die zwar einerseits eine imponierende Folie für das historisch unverwechselbare Privatleben der beiden handelnden Personen bilden, andererseits jedoch gleichzeitig einen unverzichtbaren Anschauungsunterricht für die Teilnahme von zwei gleichberechtigten, endlich den angestrebten Ehehafen erreichenden Partnern am politisch-öffentlichen Leben darbieten.

Selten genug liegt ein solches Zwiegespräch in derart ungeschützter Kompaktheit und für eine ungemein krisengeschüttelte Zeit vor, so dass sich die gründliche Lektüre und einlässliche Besprechung allemal lohnt.[2] Immerhin benutzt Lewald, die sich ihrer Überzeugung wie Erfahrung nach auf das in ihrem Sprachgebrauch als weltgeschichtliche „Strömung" in Richtung auf den „Sozialismus" bezeichnete „große Ziel" (S. 76) ausrichtet, auch später noch ausdrücklich das Wort „sozialistisch" (S. 304), und zwar in dem Sinne, wie die Herausgeberinnen zurecht anmerken, „von gemeinschaftlich oder genossenschaftlich", indem sie sich „an den Frühsozialisten" orientiert (ebd.,

2 Vgl. meine Rezensionen der beiden 2014 und 2015 vorausgegangenen Bände: Forum Vormärz Forschung Jahrbuch 2014, S. 301-305 und Forum Vormärz Forschung Jahrbuch 2016, S. 399-405.

Anm. 106). Aber nicht nur im politischen Bewusstsein, auch in vielen anderen Spielarten der Emanzipation haben es beide Beteiligten weit gebracht, Stahr einmal gar bis zu radikalen Gedanken über die zur globalen Überbevölkerung führende „Menschenproduktion" (S. 462). Äußerst bewusst nehmen sie am Schicksal der ihnen teilweise nahestehenden politischen Flüchtlinge Teil sowie an den Auswanderern insgesamt. Früher bereits hatte Stahr die in Bremerhaven liegenden „A u s w a n d e r e r s c h i f f e !"[3] beschrieben, wobei letztere in der Tat, wie es im „Nachwort" steht, „metaphorische Bedeutung" erhalten (S. 848).

Den Herausgeberinnen gelingt also für sich selbst wie durch die Briefauswahl bzw. deren Straffungen für und in dem Zeitraum von etwas mehr als einem Lustrum, wie die gelehrte Welt vordem ein halbes Jahrzehnt benannte, einen exemplarischen Liebesbriefwechsel mit Sinn und Verstand zu heben. Denn es wird ein Zwiegespräch vor allem oder doch fast nur auf dem „Papier" dokumentiert, dem „treusten Freund" und „Rettungsanker", wie Lewald das jeweils notwendige „dünne" Transportmittel für die Briefe nennt (S. 152), was hiermit allseits endlich an sein gütliches Ende gelangt ist. Geradezu zwingend, dass der allerletzte Dank für entsagungsreiche Jahre einer unaufhaltsamen gelehrten Beschäftigung mit diesem inhaltsreichen Nachlass schließlich den jeweiligen namensgleichen Ehepartnern gilt, ohne deren Sinn für eine solche Kärrnerarbeit das Gesamtprojekt nicht hätte geleistet werden können (S. 848). Wissenschaft vollzieht sich, was bei anderen Gelegenheiten selten genug zur Sprache kommt, eben nicht im luftleeren Raum. Auch das ist dieser Briefedition durch die sympathische Tonlage sämtlicher Erläuterungen, Regesten, Darstellungen und Editionsbemerkungen bzw. durch den Anhang mit drei aufschlussreichen Textzugaben, mit Abbildungen, Briefliste, Auswahlbiographie und den zwei Registern für Personen und Werke zu entnehmen.

Überhaupt sind es die für Lewald und Stahr als notwendige Pflicht und Aufgabe verstandene Kunst ebenso wie der dazu aufzuwendende Wille, so viele Briefe wie möglich zu schreiben und damit ein andauerndes, durchaus nicht immer einfaches Gespräch über alltägliche wie subtile oder ewige Dinge zu führen. Diese Kunst und dieser unbedingte Wille nach Wahrhaftigkeit wie Unauflöslichkeit des einmal begonnenen Verhältnisses spielen hier bei den zwei sich als Idealpaar empfindenden und entfaltenden Schriftstellerkollegen die absolute Hauptrolle. Die teilweise wenig spektakulären,

3 Vgl. Stahrs Brief 190, Bd. 2, S. 639.

immer wieder aber auch fulminanten Briefe sind als adäquate Kommunikationsmöglichkeit und Gesprächsersatz, als intimes Tagebuch, als hilfreiche Arbeitskontrolle, als Arsenal für eine zukünftige literarische Arbeit, als Überwindung von Zeit, Raum und Herkunft, als Begründung einer neuen, kreativen Lebensmöglichkeit sowie zugleich als notwendige und vor allem unbezwingliche neue Klammer von Vertrautheit wie Nähe zu begreifen. Wohl wahr, wenn die Herausgeberinnen anlässlich einer Eloge gerade von Seiten Stahrs auf „eine Liebe wie die unsere", die „zu den „seltensten Blüten gehört, welche die moderne Zeit" aufzuweisen habe (S. 524), in ihrer Anmerkung sachlich konstatieren, dass das „Hochstilisierte" sicherlich auch „ein Grund" gewesen sei, „an dieser Liebe trotz aller Widrigkeiten und Zweifel" festzuhalten, zumal sich „hier erneut ein Hinweis auf eine redaktionelle Bearbeitung und geplante Veröffentlichung der Briefe" finde (ebd., Anm. 267).

Denn nach Stahrs Auffassung wird das einmal ins Auge gefasste „Ideal der erhabensten Freundschaft" von „Pathos" und „Leidenschaft" gemäß der Lehre Winckelmanns bei ihnen beiden mit der „Naturgemäßheit der geschlechtlichen Erfüllung" harmonisch vereinigt: „weil in Dir neben dem weiblichen ein männliches, in mir neben dem männlichen ein weibliches Element ist". Kein Wunder, dass für Stahr dieser exemplarische Charakter ihrer das ungeteilt Humane verkörpernden Liebe auch einer eigenen „Poesie" zu deren Schilderung bedürfe, die „noch gefunden werden" solle: „und vielleicht würde nur die reine Realität eines Auszugs aus unserem Briefwechsel mit dazwischen gestreuter Erzählung unseres Zusammenlebens in Rom, Berlin, Hamburg, Helgoland, Paris, Bonn das richtige Bild zu geben im Stand sein". Kein ihm bekannter Mensch, „auch Goethe nicht", habe „solch ein Liebesleben gelebt, so voll höchster Erfüllung, so eins in allem höchsten Denken und seinen Resultaten, die für kommende Jahrhunderte noch ein Evangelium sein mögen, denn in der Gegenwart stehen wir einsam u n t e r M i l l i o n e n." (S. 524) Höher hinauf geht es nimmer. Deshalb kein Wunder, dass ihr eingeschlagener Weg oft genug mit Klauen und Zähnen verteidigt werden und unter Absehen sämtlicher Qualen wie Missverständnisse an das verklärte Ziel gelangen muss. Wer den Briefwechsel verfolgt, leidet oft genug mit, wird für die Positionen beider Empathie aufbringen und wird verstehen, warum so mannigfaltige Streichungen in den Briefen zu finden sind, einige Blätter unverkennbar Lewalds Tränenspuren aufweisen und bei Stahrs krankhaften Erregungszuständen seine „zunehmend krakeliger" werdende Schrift (vgl. S. 804, Anm. 132) immer auch als Dokumente dieses schmerzhaften Prozesses gewertet werden müssen.

Die Darbietung des Briefwechsels aus den zweieinhalb letzten, mit zum Teil langen Trennungen verbrachten Jahren von 1850-1852 geschieht pro Jahr in jeweils sinnvoller Gliederung. Dabei kommen den Briefen von 1850 ganze fünf, denen von 1851 immerhin noch drei und denen des halben Jahres bis Ende Juni 1852 nur zwei Kapitel zugute. Stets machen die, wie in den vorausgegangenen zwei Bänden, dreifach gestaffelten Überschriften samt den Einführungen Sinn. Der reinen Zeitangabe folgt die Ortsangabe der Korrespondenten, danach steht die auf den Inhalt bezogene Formulierung, die ebenso psychologische Einsichten wie bloße Fakten zu liefern und miteinander zu verknüpfen weiß. So entstehen wie von selbst zwei ineinander greifende Biographien im Originalton, die miteinander verschmolzen sind, nach Harmonie ringen, diese aber trotz allem nur mühsam erreichen. Dafür sind Stahrs Probleme mit Frau und Kindern sowie sein nach der aufgegebenen „Lehrtätigkeit" verändertes Tätigkeitsfeld als „freier Schriftsteller und Journalist", was auf Lewalds Initiative zurückging, zu groß (s. S. 20, Anm. 12). Und sie dagegen bleibt bei aller Liebe, Zärtlichkeit, Sehnsucht und Hingabe dennoch einfach zu unabhängig und selbständig-pragmatisch.

Es beginnt chronologisch mit dem I. Kapitel von Ende Dezember 1849 bis Ende Februar 1850, als Fanny Lewald in Berlin, Adolf Stahr in Oldenburg unter der Überschrift „Festgefahren und in Sorge" ihr Leben und Arbeiten verbrachten. Von Anfang März bis Mitte Mai 1830 von Kapitel II kann die Ortsangabe für beide um die gemeinsame Reise nach Bonn ergänzt und mit „Bücher und Reisepläne" überschrieben werden. Von Mitte Mai bis Anfang August, also im Kapitel III, befindet sich Lewald, was als Erweiterung des Horizonts und literarische Anregung gedacht war sowie greifbare Früchte getragen hat, in London, Stahr in Oldenburg, eine Zeit in drei Abschnitten: „1. Londoner Stadterkundungen, Oldenburger Moorrauch", „2. Unter Schriftstellern, Diplomaten und Revolutionären" und „3. High life in London, Wende in Oldenburg". Genauso sprechend wird der Fortgang von Trennung und Vereinigung des Liebespaares in geradezu europäischer Manifestation von Anfang August bis Anfang November 1850 als Kapitel IV geboten. Während Lewald in Schottland, Manchester und London ihre Reise fortsetzt, ist Stahr in Hannover und Bonn; beide reisen dann gemeinsam nach Paris, wobei die inhaltliche Beschreibung dieses Kapitels nur Lewalds Erlebnisse in den Blick zu nehmen vermag mit der Überschrift: „England und Schottland – Zweite Etappe: Edinburgh und das schottische Hochland". Das V. Kapitel reicht von Anfang November bis zum Jahresende 1850. Beide sind wieder an den Anfang zurückgekehrt und weiterhin getrennt in ihren

verschiedenen Wohnsitzen Berlin bzw. Oldenburg. Die dramatische Überschrift lautet: „Das Glück schwebt auf der Nadelspitze".

Die Briefe 1851 warten im VI. Kapitel zunächst mit ganzen vier Monaten auf, das von Jahresbeginn bis Ende April 1851 reicht. Lewald befindet sich in Berlin und Nischwitz – Stahr in Oldenburg und Bremen. Die beiden inhaltlichen Gliederungen lauten: „1. Die Krise" und „2. Liebeshändel: Die Geschwister unter der Haube". Auch das VII. Kapitel umfasst vier Monate, und zwar von Ende April bis Ende August und bietet den gemeinsamen Sommeraufenthalt in Weimar und Jena unter der ebenso hoffnungsvollen wie skeptischen Frage: „Eine neue Wirkungsstätte in Weimar?" Fünf Monate sogar, von August bis Jahresende 1851, füllen das VIII. Kapitel, das seinerseits für Lewald mit Jena, für Stahr mit Oldenburg verknüpft ist und zwei Abschnitte enthält: „1. Romanzero, Romanpläne und die Anatomie des Menschen" (über letztere erhält Lewald professionellen Unterricht) sowie „2. Der erste Schritt zum Ziel: Stahrs Pensionsbezüge werden festgesetzt".

Der Briefwechsel des Jahres 1852 läutet schließlich das Ende dieses schriftlichen Ersatzes für eine große kollegiale und endlich am selben Ort erreichte persönliche Vereinigung ein. „Ach, der bloße Gedanke", heißt es bei Lewald am 17.6., „dass eine Zeit kommen wird, in der dieser Briefwechsel endet, ist so süß! Gar nichts mehr schreiben, alles sagen zu können, in jedem Augenblick – u vollends auch nichts sagen, sondern den Arm um Deinen Nacken schlingen, u den Kopf an Deine Brust lehnen, oder Deinen geliebten Kopf in meinen Armen halten, auf ihn herniedersehen u ihn sanft küssen." (S. 829f.) Das klingt selbst nach einem in Gänze verflossenen und einem weiteren viertel Jahr immer noch wie ein passendes Echo auf Stahrs oben zitiertes Hohelied der Liebe der beiden vom 23.3.1851 (S. 524). – Von Anfang Januar bis Anfang April 1852 kommen im IX. Kapitel die Briefe von Lewald aus Berlin, die von Stahr aus Oldenburg. Die beiden Gliederungen lauten: „1. Licht am Ende des Tunnels" und „2. Abschied von Oldenburg". Das letzte und X. Kapitel umfasst die Zeit von Anfang April bis Ende Juni 1852. Fanny Lewald lebt in Berlin, Adolf Stahr ist mit seiner Familie in Jena, was sich schwierig genug anlässt und vor allem die Loslösung aus der alten Umgebung erleichtern sollte. Wiederum beschreiben zwei Überschriften den hauptsächlichen Inhalt de Briefe: „1. Schwieriger Neubeginn" und „2. Der Sendbote des Glücks – Alwin". In der Tat hat Stahrs „Herzensalwin" (S. 811) durch Lewalds Vermittlung und Fontanes Hilfe (S. 711) eine Lehrstelle in einer Berliner Drogerie erhalten, wohnt schließlich per Zufall bei der Mutter (in 2. Ehe namens Bargiel) von Clara Schumann geb. Wieck

(s. S. 717), was für die immer zu beobachtende Nähe der handelnden Personen spricht, und ist zum Glück auch für Fanny Lewald ein Balsam.

Wiederum sind, wie in den vorausgegangenen Bänden, die Briefe eine überwältigende Quelle für den freien Blick auf das gesamte Leben der beiden. Hier sollen nur wenige Linien nachgezeichnet oder ins Auge springende Beispiele gegeben werden. So verbleibt in der Liebessprache als eine mehrfach variierte Chiffre, weil offenbar der durchaus bewusste Unterschied nach Benennung verlangt, und zwar in auch später ständig wiederholter herkunftsbezogener, eingespielt-leichter Ironie, der deutsch-jüdische Grenzgang der beiden greifbar; Lewald spielt etwa auf Stahrs Wendung an („wie Du richtig sagst"): sie sei ein „armes Judenkind, u doch auch Dein gutes Kind" (Lewald S. 23) oder sie stellt eben, wie er selber variiert, sein „einzig herzgeliebtes Judenkind" (Stahr S. 68) dar. Immer wieder gibt es für diese Formel neue Variationen, die prinzipiell positiv gemeint sind und beispielsweise selbst mit der landläufig behaupteten jüdischen Geschäftstüchtigkeit verknüpft werden, wenn Lewald sich, oft mit Hilfe ihres Bruders Otto, auch um Stahrs finanzielle Dinge kümmert oder der Zusammenhalt gerade in jüdischen Familien beschworen wird, selbst wenn im Prinzip die Assimilation in einer christlichen Gesellschaft auf aufgeklärte Weise für die Mitglieder der Familie Lewald schon unaufhaltsam stattgefunden hat. Fanny ist dabei freilich über jegliche Religionsausübung erhaben und bezeichnet beispielsweise die notwendigerweise im Hause Stahl begangene Konfirmation der Tochter Anna, die „immer einen gründlichen Hass" gegen sie gehabt habe, mit dem spöttischen Wort vom „ganzen albernen Firlefanz". Das bedeutet allerdings keinesfalls, dass Lewald ‚verneint', „was die beiden Frauen", sprich Mutter Marie und Tochter, ‚wünschen', und ihrerseits Stahr nicht ausdrücklich dazu rät, alles „von A bis Z zu Ende zu bringen", was die Anschaffung passender Kleidung („das schwarze Kleid" aus Seide) einschließt: „Also kaufe es nur, u kein schlechtes u tue es aus freiem Antrieb nicht auf meinen Rat, ich bitte Dich dringend darum" (S. 76).

Wieder treten auch viele der Beziehungen, Freundschaften und Bekanntschaften in den Vordergrund, die das gemeinsame Erleben und Nachdenken prägen. Wegen Heine und vor allen Dingen wegen dessen *Romanzero* von 1851 kommt es zu Spannungen zwischen den beiden Briefpartnern, die auch möglichen Vorbehalten der jeweilig überkommenen Standpunkte entsprungen sein mögen, wobei Lewald als glühende Bewunderin Heines ihrem Geliebten wenigstens zum Teil, und sei es aufgrund der theologischen Revision durch die ‚Matratzengruft', Recht zu geben geneigt ist in dessen privater

Abneigung gegen den kranken, sehr indiskreten Dichter in Paris.[4] Ihre eigene Solidarität mit dem leidenden Heine wird möglicherweise besonders aus den eben angesprochenen Herkunfts-Erfahrungen gespeist und nicht nur, trotz geäußerter Skepsis gegen ihn, von ihrer größeren Souveränität gegenüber menschlichen Fehlern, wohl auch, weil sie sich inzwischen selber als bedeutende und anerkannte Autorin betrachten darf, und das sogar auf europäischem Parkett. Dagegen weiß Stahr unter den ablehnenden Rezensenten zumindest eine Ausnahme zu machen und die Gedichtsammlung in der *Kölnischen Zeitung* und in der *Berliner Nationalzeitung* öffentlich zu würdigen. Ihm steht zweifellos der 1840 bereits verstorbene Heine-Freund Immermann literarisch wie politisch sehr viel näher bzw. ist für eine Natur wie die seine einfach schätzenswerter.

Nicht zu vergessen die trotz des enormen Abstands fortbestehende Freundschaft mit Therese von Bacheracht, die ihr Glück nach damaliger, ja selbst noch heutiger Einschätzung am Ende der Welt, in Java, zu finden gehofft hat, und die stets aufflackernde mehr als kritische Distanz zum ehemaligen Liebhaber der treuen Freundin, nämlich Karl Gutzkow. Neue, man möchte sagen: für seine Verhältnisse sozusagen überbordende Verhältnisse haben sich interessanterweise gerade bei Stahr mit seinen gelegentlich hypochondrischen Zügen angebahnt, die nur schwer in die gemeinsame Liebe oder gar in eine schrankenlos erwartete Vertrauensseligkeit zu integrieren sind und zu manchen, wenn auch vorsichtigen Debatten Anlass geben. Dazu gehört seine ungemein freundschaftliche Begeisterung für den jungen Schriftsteller und Künstler Georg Spiller von Hauenschild (Max Waldau), der z. B. den Umschlag von Heines *Doktor Faust*-Ballettszenario nicht eben gelungen, sondern eher gewagt gestaltet hat. Gravierender die ziemlich eitle, sich geschmeichelt fühlende und keineswegs durch außereheliche Verhältnisse ungeübte Anteilnahme an der ihn geradezu anbetenden, sich dabei bis in finanzielle Belange hinein einmischenden und obendrein blutjungen Bewunderin aus Bremen namens Lina Leidenroth, deren seelisches Gleichgewicht Fanny Lewald rechtzeitig unter Kontrolle zu bringen versucht. Für

4 Vgl. Gabriele Schneider und Renate Sternagel: Fanny Lewald und Adolf Stahr: Ein bisher unbekannter Blick auf Heine. Mit unveröffentlichten Dokumenten aus dem Nachlass Lewald-Stahr. In: Heine-Jahrbuch 53 (2014), S.99; über „Fanny Lewald und Heine. Sein Einfluß und seine Bedeutung im Spiegel ihrer Schriften" hatte Gabriele Schneider bereits im Heine-Jahrbuch 33 (1994), S. 202-216 berichtet.

solches zeitgenössisches Hin und Her in offenbar besonders trostbedürftigen Zeiten bei einem offensichtlich nur wenig oder gar nichts aussparenden Briefwechsel, was ja in nachrückenden Zeiten gerade für ihn spricht, ist schon ein kurzer Blick in das Personenregister von größter Aussagekraft. Aber auch den Bildbeigaben kommt eine eigene Funktion zum besseren Verständnis und zur Vertiefung der biographischen Einblicke zu.

Der Erbprinz in Weimar hat zwar liebenswürdiges Interesse gezeigt, bildet aber keine berufliche Rettung. Franz Liszt bleibt bewundernswert, trotz der „katholisierenden Richtung" (S. 685) – bei ihm können wenigstens beide Stahr-Töchter zur Klavierlehrerin reüssieren – und vermag genauso wenig eine Perspektive zu liefern, zumal seine Lebensgefährtin, die Fürstin Wittgenstein, schlichtweg verabscheut wird. Wie rührend, ja „zum Weinen" (S. 39), dass die alternde Bettina von Arnim in ihrer Absonderlichkeit inmitten einer völlig ‚schmutzigen' Wohnung in den Blick von Lewald gerät. Oder wie nach Varnhagens und Ludmilla Assings Besuch bei ihr notiert wird, dieser sei wegen seiner schwankenden Wirkung auf andere „als ein unzuverlässiger Freund u ein unversöhnlicher Feind" charakterisiert worden, was sich in Bezug auf den Theologen Schleiermacher erwiesen habe, „der es abgelehnt hatte, für Rahel die Leichenrede zu halten" (S. 114); schließlich, so dürfen wir ergänzen, hatte der immerhin Taufe und Eheschließung Rahels vollzogen.

Woher nähmen wir all diese Feinheiten der durch den komplizierten Weltenlauf geisternden Gestalten des deutschen 19. Jahrhunderts, die als Forschungsgegenstände zu bewältigen sind, wenn nicht aus den Quellen, zumal aus so verehrungswürdig privaten Brief-Botschaften als Signale einer Symbiose, wie wir sie jetzt bei Lewald und Stahr dankbar ausschöpfen dürfen.

Joseph A. Kruse (Berlin)

Corinna Meinold: Der Fall als Schreibweise zwischen Literatur und Wissen. Normalisierung in Karl Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd". *Würzburg: Könighausen & Neumann, 2016.*

Wie „werden Normalisierung und Popularisierung von Wissen anhand von Fallgeschichten umgesetzt?" (12) Mit dieser Ausgangsfrage befasst sich Corinna Meinold in ihrer im Jahr 2015 an der Ruhr-Universität Bochum angenommenen Dissertationsschrift. Als Forschungsgrundlage ihres Projektes dient die von Karl Gutzkow ab September 1852 wöchentlich

herausgegebene Familienzeitschrift *Unterhaltungen am häuslichen Herd*. Auf der Basis der Artikel perspektiviert die Autorin die in Zeitschriftentexten inszenierten Fallgeschichten als Ausgangspunkt für die Generierung und „Popularisierung von anthropologisch-medizinischem Wissen" (13). Fälle werden in diesem Kontext als literarisch entworfene „Momentaufnahme" (18) und „Schreibeweise" (23) definiert, anhand derer medizinisches Wissen an die Leserschaft vermittelt wird (vgl. 15).

Im Zentrum des Projektes steht das innovative Vorhaben, auf der Folie der Fallgeschichten die literarische Darstellung vom Normalität und Anormalität – im Konnex von Krankheit und Körperlichkeit – zu erforschen: „Indem etwas Anormales geschildert wird, sei es fiktional oder faktual, wird es einer breiten Öffentlichkeit zugänglich und beschreibbar gemacht – und somit normalisiert" (18). Diese Dynamik bestehe aber auch in der entgegengesetzten Konfiguration: „Die Integration des Anormalen in ein normales Umfeld" (18), also der Familie am häuslichen Herd, evoziere eine Pathologisierung, wodurch das Anormale gerade nicht normalisiert werde.

Zunächst gibt die Verf. auf ca. 30 Seiten eine ausführliche und präzise Übersicht über die *Unterhaltungen am häuslichen Herd* als Prototyp der Familienzeitschrift. Sie grenzt die *Unterhaltungen* von der wohl prominentesten Familienzeitschrift *Die Gartenlaube* – herausgegeben ab 1853 von Ernst Keil – ab. Überzeugend wird in diesem ersten Kapitel dargelegt, dass die *Gartenlaube* ihren Erfolg auch den ein Jahr zuvor erschienenen *Unterhaltungen* zu verdanken habe, da diese als inhaltliches Vorbild fungierten und bereits eine potenzielle Leserschaft abgesteckt hatten (vgl. 29). Als äußerst interessant – besonders für die Vormärz- Forschung – erweist sich der anschließende Abriss zur historischen Entwicklung und inhaltlichen Gestaltung der *Unterhaltungen* beginnend mit der Idee von Karl Gutzkow und dem Verleger Heinrich Brockhaus zu einer Familienzeitschrift im Jahr 1852. Die thematische Ausrichtung der Zeitschrift auf sämtliche Lebensbereiche der Leserschaft – von dem Menschen in seiner psychischen und physischen Beschaffenheit über Philosophie und Kunst – decke sich mit der Intention der Herausgeber, ein Journal zu generieren, das als familiärer Rückzugspunkt und Ort der gemeinsamen Wissensvermittlung fungiere (vgl. 32-52), wie es bereits durch den Titel der Zeitschrift suggeriert wird.

Das zweite Kapitel des Bandes gestaltet sich mit einem Umfang von knapp 150 Seiten deutlich länger. Die inhaltliche Fokussierung liegt auf dem Konnex von Literatur und Wissen und markiert die Artikel der Familienzeitschrift als Schnittmenge von medizinisch-anthropologischen Kontexten. Im

Rahmen der Analyse wird in zwei Arten von literarischen Normalisierungsstrategien unterschieden: wissenschaftliche Illustrierung zum einen sowie Literarisierung von verschiedenen medizinischen Exempeln zum anderen. Die Nebeneinanderstellung von fiktionalen und wissenschaftlichen Texten bietet – so Meinold – eine besonders produktive „Möglichkeit der Vernetzung, die sonst in diesem Maße nicht gegeben wäre" (59).

In der ersten Beispieluntersuchung präsentiert die Verf. die Zeitschrift als vermittelnde Instanz zwischen den Disziplinen der Medizin und der Justiz sowie der Leserschaft respektive potenziellen Patient*innen (vgl. S. 68). Die in diesem Kapitel illustrierte Fülle an Interpretationen gibt einen sehr guten Überblick über die inhaltliche Ausrichtung sowie die Struktur der *Unterhaltungen*. Wünschenswert wäre an dieser Stelle jedoch die ausführliche Analyse eines Artikels unter der übergeordneten Thematik Normalität und Anormalität als literarische Erzählstrategien. Dies wäre beispielsweise durch eine detaillierte Bearbeitung des von der Autorin angeführten Artikels *Ueber den Umgang mit Kranken* (vgl. 75) möglich gewesen.

Im zweiten Analyseteil untersucht die Verf. die Literarisierung der Pyromanie anhand von drei Fallerzählungen. Der Arbeit an den literarischen Texten ist eine übersichtliche Zusammenfassung des pathologischen Krankheitsbilds des Brandstiftungstriebes und dessen Ambivalenzen (vgl. 83-92) vorangestellt. Die von der medizinischen Forschung diagnostizierte Differenz zwischen Brandstiftung als Racheakt beziehungsweise psychischer Krankheit wird in den Zeitschriftenartikeln literarisch produktiv gemacht, was in den folgenden Ausführungen der Autorin sehr gut dargestellt wird. *Unterhaltungen* generiere und popularisiere Erkenntnisse, die das „Anormale [...] im familiären und gesellschaftlichen Umfeld des Lesers darstellen und normalisieren" (92). Diese Erzählstrategie wird präzise in der 1857 publizierten Erzählung *Der Fabrikherr* nachgezeichnet, in der – ausgehend vom Brandstiftungstrieb – eine doppelte Fallgeschichte erzählt wird: eine medizinische und eine juristische (vgl. 105). Die detaillierte Untersuchung präsentiert den Artikel als Ort der Wissensvermittlung, in dem die „Literarisierung des Anormalen [...] zu dessen Normalisierung" (122) beiträgt. Gleichzeitig fungiert die Erzählung als Informationsmedium, die der Leserschaft Auskunft über die Krankheit der Pyromanie gebe. Auf diese Perspektivierung folgen fünf weitere Analysen (*Dem Literarischen außerhalb der literarischen Rubrik*, *Nahrungsmittel und Ernährung*, *Augen – Sehen und Blindheit, Krankheitsbilder* und *Die Nerven*), in welchen die Fallgeschichte als Normalisierungs- und Pathologisierungsstrategie überzeugend aufgearbeitet wird.

Besonders interessant gestaltet sich die 20-seitige Beispielanalyse im Kapitel Die Nerven. Ausgehend von unterschiedlichen Artikeln wird der dichotomische Charakter des Krankheitsbilds Nervosität respektive Nervenschwäche auf der Folie der Fallgeschichte dargestellt. Wie gezeigt wird, wirkt die Krankheit des Protagonisten in der Erzählung *Die Peri* (vgl. 185) zum einen künstlerisch produktiv und wird somit normalisiert. Zum anderen wird in *Die Wahrheit* der Wahnsinn der literarischen Figur „als etwas Anormales" präsentiert, – und somit pathologisiert – „das es aus der Gesellschaft auszugrenzen gilt" (193).

Insgesamt liefert die Verf. einen konzisen Überblick über die Familienzeitschrift *Unterhaltungen am häuslichen Herd* und die Verknüpfung von Wissen und Literatur auf der Folie der Fallgeschichte. Sie leistet einen innovativen Beitrag zur Forschung über das Genre der Familienzeitschrift im Besonderen und zur Vormärz-Forschung überhaupt.

Antonia Villinger (Köln)

Patrick Eiden-Offe: Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats. *Berlin: Matthes & Seitz, 2017.*

‚Der Mensch lebt nicht vom Brot allein': Für menschliches Leben und Zusammenleben ist mehr notwendig, als die Befriedigung grundlegender materieller Bedürfnisse. Dies gilt auch für historische Konstellationen, in denen gerade die materielle Grundlage, das ‚täglich Brot', nicht für alle zuverlässig verfügbar ist. Dennoch oder gerade dann braucht es Bilder und Narrative eines gesellschaftlichen Imaginären, um das Leben sinnhaft werden zu lassen und in Identitätsentwürfen zu stabilisieren. Dies zeigt Patrick Eiden-Offe anhand von Texten des Vormärz und in Bezug auf ‚das Proletariat'.

In seiner Studie *Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats* widmet Eiden-Offe sich der Arbeiterklasse und zeigt darin, wie diese sich – als Klasse – durch literarische und gerade auch im engeren Sinn poetische Entwürfe konstituiert. Die Studie beschreibt die Prozesse der Identifizierung, die das politische Subjekt der Arbeiterklasse bzw. des Proletariats allererst hervorbringen. Ansatzpunkt ist die Beobachtung eines Konnexes, in dem die Herausbildung des Begriffs der sozialen Klasse mit einer Neubestimmung des Poetischen historisch zusammenfallen. Diese beiden Entwicklungen sind, so wird hier aufgezeigt, nicht zu trennen, sondern gemeinsam zu betrachten. Das Proletariat als politisches Subjekt mit

Klassenbewusstsein wird *poetisch* gebildet. Um diese poetischen Gründungsfiguren der Arbeiterbewegung geht es in der Studie. Da der Zusammenhang von Poesie und Proletariat im weiteren Verlauf der Entwicklung verdrängt und in der ideologischen Organisation verdeckt wurde, tritt Eiden-Offe an, „[d]ie Poesie der Klasse aus den Verschüttungen der Geschichte zu bergen" (17) und damit wieder anschlussfähig für aktuelle Diskussionen zu machen. Diese Anschlussfähigkeit zum Aktuellen sieht Eiden-Offe insbesondere in der Verwandtschaft des sich im Vormärz bildenden Proletariats zum heutigen Prekariat der deregulierten Arbeitsmärkte. Die Analogie besteht dabei insbesondere in der Heterogenität sowohl der proletarischen als auch der prekären Lebens- und Arbeitsformen, die sich gerade noch nicht bzw. nicht mehr in einer sozialen Identität, einem ‚Klassenbewusstsein' bündeln lassen. Im Sinne dieser Differenz von ‚noch nicht' und ‚nicht mehr' spricht Eiden-Offe von einer „inverse[n] Aktualität des Vormärz" (36). Die Ähnlichkeit zwischen den historischen und aktuellen Konstellationen ist jedoch nur eine vermeintliche, die die Unterschiede nicht verdecken darf; vielmehr müsse eine Arbeit am Vormärz gerade beides in den Blick nehmen: die Analogien und die Unterschiede. Daraus ließen sich dann Konsequenzen für die politische Situation der aktuellen Gegenwart gewinnen: Die Beschäftigung mit den Klasse-Figuren des Vormärz kann Alternativen zu Tage fördern, die bisher nicht oder kaum beachtet wurden.

Eiden-Offe arbeitet mit der These, dass die vormärzliche Erfindung der Arbeiterklasse ausgerechnet und wesentlich mit einem romantischen Antikapitalismus verbunden sei. Die Formulierung des ‚romantischen Antikapitalismus' verwendet er im Rückgriff auf Georg Lukács für die Bezugnahme auf vergangene Epochen, die als noch frei von Klassenspaltung imaginiert werden. Anders als Lukács verurteilt er jedoch die Romantik nicht aufgrund ihres Vergangenheitsbezugs als rückwärtsgewandt und reaktionär, sondern sieht darin ein spezifisch utopisches bzw. imaginäres Potential. So sei es nicht relevant, ob der Bezug auf eine vermeintlich bessere Vergangenheit idealisiert oder diese in ihrer Idealität sogar erfunden ist, sofern dieser Bezug die Kritik an der Gegenwart motiviert und ermöglicht. Aus diesem neuen Blickwinkel, der den vormärzlichen Antikapitalismus als romantischen betrachtet, ist es dann möglich und lohnend, Texte von Autoren vermeintlich gegensätzlicher und sich ausschließender Literaturepochen (wie Ludwig Tieck und Georg Weerth oder Ernst Dronke) gemeinsam zu betrachten und bei der Untersuchung romantischer Motive den Blick auch auf Texte sozialistischer Theoriebildung (wie Wilhelm Weitling, Moses Heß, Karl Marx und Friedrich

Engels) auszuweiten. Damit schlägt Eiden-Offe eine Arbeitsweise quer zur gängigen, an Epocheneinteilungen orientierten Literaturwissenschaft vor und verbindet damit eine Kritik an der Limitierung durch oft politische oder auch ideologische Konzepte der Literaturgeschichtsschreibung.

In expliziter Anlehnung an Jacques Rancière, an dessen ‚Poetik des Wissens' und die dadurch angestoßenen kulturwissenschaftlichen Debatten um eine ‚Poetologie des Wissens' hier angeschlossen wird, setzt sich die Studie zum Ziel, eine ‚Poetik der Klasse' zu entwickeln. Damit sollen die vielfältigen Ausdrucksweisen des Vormärz, die Sprache und Identitäten prägen, beschrieben und untersucht werden – und häufig als solche allererst in den Blick kommen. Mit ‚Vormärz' fasst Eiden-Offe die beiden Jahrzehnte vor den Märzrevolutionen, die er durch Offenheit charakterisiert sieht als „Phase der Experimente" (35). Für diese konstatiert Eiden-Offe eine „diskursive Gemengelage" (33), auf die er mit einer Lesehaltung reagiert, in der sowohl literarische als auch theoretische Texte dem gleichen Lektüreblick unterzogen werden. So soll die Lektüre nicht durch vermeintlich verbindliche Werturteile in Bezug auf die Ästhetik oder Begrenzungen auf ‚Literarisches' beschränkt werden. Stattdessen rücken andere Überlegungen, wie etwa die Beachtung des Publikationskontextes, in den Blick und werden für die Interpretation einbezogen. Neben Rancière und Georges Bataille lassen sich weitere zentrale theoretische Bezugsgrößen für die Studie nennen. Deutlich ist die produktive Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschung zur Begriffs- und Sozialgeschichte sowie marxistischen Geschichtswissenschaft – etwa Edward P. Thompson. Mit Eric Hobsbawms und Terence Ranger wird argumentiert, dass sich die Herausbildung des proletarischen Klassenbewusstseins im Vormärz über die Bezugnahme auf Vorgefundenes vollzieht und sich in der Erfindung eigener Traditionen manifestiert. So regt Eiden-Offe an, die Zünfte in Ludwig Tiecks *Der junge Tischlermeister* im Sinne der Vorstellung einer idealisierten Vergangenheit als ‚invention of tradition' zu begreifen. Aus der Lektüre von Tiecks *Tischlermeister* wird zudem eine neue Perspektive auf die in der Sozialgeschichtsschreibung durch Jürgen Kocka beschriebenen historischen Übertragungsprozesse zwischen Handwerks- und Zunfttraditionen und früher Arbeiterbewegung gewonnen. Das begriffliche Instrumentarium erweiternd, schlägt Eiden-Offe vor, auch „Sprache, Bilder und symbolische Praktiken, kurz: imaginäre Formationen in den Blick" (73) zu nehmen, um so erklären zu können, wie soziale Identifikation historisch funktioniert. Hier wird der Sprache explizit Wirkmächtigkeit zugesprochen: Sprache – und damit auch Literatur – spiegelt soziale

Wirklichkeit nicht nur wider, sondern gestaltet diese mit, etwa, indem sie prospektive Entwürfe zur Verfügung stellt. Zu überlegen wäre, ob für diese Erweiterung des Instrumentariums nicht neben Hobsbawm/Ranger und Thompson ebenfalls Benedict Anderson lohnende Anregungen bietet. Insbesondere, da die Studie mit den Begriffen der ‚Erfindung', der ‚Imagination' und des gesellschaftlichen ‚Imaginären' arbeitet, ließe sich hier Andersons Modell der *imagined communities* produktiv anschließen, um die imaginativen Anteile der sozialen Gemeinschafts- und Identitätsbildung in ihrer Wirkmächtigkeit zu beschreiben.

Ausführliche Lektüren widmen sich des Weiteren Wilhelm Weitlings Beiträgen zu einer Gesellenkultur, anhand Ernst Dronkes Novelle *Reich und Arm* und Ernst Willkomms Roman *Weisse Sclaven oder die Leiden des Volkes* den Möglichkeiten, Potentialen und Grenzen literarischer Darstellung sozialer Verelendung sowie unterschiedlichen Darstellungsformen des Klassenkampfs, wozu unter anderem Louise Otto-Peters *Schloss und Fabrik* und Georg Weerths Romanfragment in den Blick genommen werden. In der Analyse von Weerths Skizze *Das Blumenfest der englischen Arbeiter* wird überzeugend aufgezeigt, wie sich die Arbeiterklasse über den Bezug auf das Poetische entwickelt und bildet, wofür eben nicht ein nur politisches Programm erforderlich ist, sondern insbesondere ein poetisches: Die Selbsterfindung braucht die Poesie. Als Beispiele für den Umgang mit Statistiken und die Rolle statistischer Daten für die Bildung der Klassenidentität werden *Der Hessische Landbote* und der *Gesellschaftsspiegel* analysiert. In der Untersuchung von Zeitschriftenprojekten des Vormärz wird herausgearbeitet, dass diese als ein Experimentierraum angesehen werden können, in dem die Rahmenbedingungen und Potentiale politischer Subjektivierung ausprobiert werden. Diese „sprachlich-begriffliche Arbeit am Politischen" (110) geht nicht zufällig in der Öffentlichkeit der periodischen Medien vonstatten, sondern – so scheint es hier angelegt – wird als rhetorische Situation notwendigerweise öffentlich ausgetragen. Die Zeitschriftenprojekte des Vormärz zeugen noch von widersprüchlichen und offenen Identitäts- bzw. Klassenkonzepten, während sich schon wenige Jahre später politische Konzeptionen durchsetzen, die als „exklusive Klassenkonzepte" (135) über den Ausschluss stabile Identitäten vorgeben und diese operationalisieren. Der Studie gelingt es, diese sehr heterogenen Gegenstände differenziert zu untersuchen und zugleich gewinnbringend unter einem gemeinsamen Fokus zu diskutieren.

Eiden-Offe betont mit seiner Studie die Relevanz der Forschung zum Vormärz als Zeit, in der „*unsere* moderne Geschichte" (13) beginnt. Dass die

Studie hier ansetzt und einen Blick auf Texte anbietet, der nicht schon durch übliche Epochenmodelle und ästhetische Werturteile eingeschränkt und vorgeformt ist, sowie eine Fragestellung unabhängig von fachlichen Trends entwickelt, ist die besondere Stärke und das Verdienst der sehr anregenden Arbeit.

Katharina Grabbe (Münster)

Philipp Erbentraut: Theorie und Soziologie der politischen Parteien im deutschen Vormärz 1815-1848. *Mohr Siebeck: Tübingen, 2016.*

Eine „demokratisierte Ideengeschichte" findet sich im deutschen Sprachraum eher selten. Selbst in den letzten beiden Jahrzehnten, als man viel über Diskurse debattierte, wurde eher über deren theoretische Bedingungen und Möglichkeiten reflektiert, als dass materialreiche Diskursanalysen im strengen Sinne durchgeführt wurden. In der hiesigen politischen Ideengeschichte stehen fast ausnahmslos große Denker oder große Theorien im Vordergrund. In Abgrenzung dazu betritt Philipp Erbentraut mit seiner Dissertation „Theorie und Soziologie im deutschen Vormärz 1815-1848" ein wenig besiedeltes Terrain. Sein Ansatz macht es sich explizit zum Prinzip, die *Theorien über Parteien* im breit gefächerten politischen Diskurs umfassend – also demokratisiert – zu erschließen. Mit diesem methodischen Ansatz folgt Erbentraut dem Historiker Hans Rosenberg (1904-1988), der sich in Bezug auf den Vormärz schon früh um eine kollektive Ideengeschichte bemühte (Rosenberg 1972). Erbentrauts Studie stützt sich in diesem Sinne auf verschiedenste Medien wie Zeitschriften, Nachschlagewerke oder Monografien, auch zweitrangiger oder gänzlich anonymer Autoren. Selbst Dichtung und Lyrik werden herangezogen. Angesichts dieses heterogenen Materials wäre die abgeschwächte Rede von Theoremen über Parteien oder Parteibildern eventuell treffender gewählt. Dieser Einwand wird allerdings von Erbentraut in der Verteidigung seines sehr offenen Theoriebegriffs reflektiert.

Ein solches Projekt einer demokratisierten Ideengeschichte ist kein einfaches und bringt auch kleinere Schwachstellen hervor. Bevor aber diese angesprochen werden, komme ich zunächst zu den Thesen Erbentrauts, die eng mit der Struktur des Buches verkoppelt sind. Nach ersten einleitenden Bemerkungen und methodischen Überlegungen durchschreitet Erbentraut drei Problemkomplexe. Diese sind die Kapitel 1. Funktion und Rolle der politischen Partei im politischen System, 2. Parteienwettbewerb

und Parteiensystem sowie 3. Die Binnenansicht von Parteien. Diesen stellt Erbentraut jeweils einen Leitfragenkatalog voran. Dem Autor ist es dabei vor allem daran gelegen, die historische Parteientheorie von gleich mehreren Missverständnissen zu befreien.

Das *erste*, etwa von Theodor Schieder (1974) verfestigte Vorurteil besagt, dass der Vormärz nur in geringem Maße eine Parteientheorie ausbildete, weil es für diese schlicht keine Vorbilder gab. Die deutsche Parteientheorie jener Epoche habe sich demnach im „luftleeren Raum" entwickeln müssen. Es ist insbesondere jenes Urteil über die Parteientheorie des Vormärz, das Erbentraut revidieren möchte, und dem dies, durch eine große Anzahl von Beleg-Autoren aus jeglichen Bereichen des politischen Spektrums, auch gelingt. Zudem gelte: Auch wenn deutsche Parteien im Vormärz zeitweise verboten waren, sei dies nur ein starkes Indiz für deren faktische Relevanz, wie auch schon bereits eine starke Rezeption des englischen Parteiensystems bestand.

Parteien im Vormärz verstanden sich, entgegen des *zweiten* Vorurteils, nicht als bloße Gesinnungsgemeinschaften, wie etwa Dieter Langewiesche (1978) meint. Vielmehr waren sie und verstanden sie sich bereits als faktische Organisationen im Kampf um politischen Einfluss, wie auch die Parteien-Theorie des Vormärz den Organisationscharakter als zentrales definitorisches Merkmal setzte. Insbesondere im deutschen Frühparlamentarismus der 1830er Jahre lassen sich den Handlungsanforderungen entsprungene konkrete politische Parteien ausmachen, wie die aktuelle Geschichtswissenschaft zeige. Diese seien zudem nicht auf progressive demokratische Parteien beschränkt gewesen, ebenso wenig auch auf die Junghegelianer, die sich zeitweise mit dem Begriff der Partei positiv identifizierten (Eßbach 1988). Auch die individualistischen Liberalen, die Kollektiv-Formen mit Skepsis begegneten, wie auch die am Status quo orientieren Konservativen, die in der Partei eher einen Notbehelf sahen, bildeten schon vor 1848 Organisationsstrukturen und Parteitheorien aus.

Das *dritte* Vorurteil lautet, dass Parteien ein peripheres Phänomen der vormärzlichen Staatsphilosophie waren. Dem setzt Erbentraut die Quantität seines ausgewerteten Quellenmaterials entgegen. Über 250 ausgewertete Texte über Parteien zeugen zumindest von einem gesteigerten Interesse am Gegenstand.

Das *vierte* Vorurteil besagt, dass es im Vormärz einen „generellen Anti-Parteien-Affekt" gab: Hier nimmt Erbentraut zu Recht für sich in Anspruch, gezeigt zu haben, dass dies im Vormärz nicht der Fall war. Auch hierfür sind Erbentraut eine Vielzahl von Kronzeugen Beleg. Selbst Hegel, der lange als

vehementer Parteien-Gegner galt, wurde nach Erbentraut missverstanden (Siehe dazu auch: Erbentraut 2014). Zwar habe sich Hegel in der *Rechtsphilosophie* (1821) auf den ersten Blick sehr skeptisch gegenüber Parteien geäußert (§ 311), so dass dieser etwa durchaus pejorativ von „Parthei" im Sinne eines organisierten Sonderinteresses sprach. Allerdings seien *einzelne* mächtig gewordene Parteien für Hegel nur als Symptom einer Politikverdrossenheit, als Konsequenz einer niedrigen Wahlbeteiligung und der Abwesenheit eines breiten Spektrums intermediärer Organisationen zu begreifen. Der Widerstreit von gerahmten Gegensätzen erschien Hegel hingegen als produktives Moment der gesellschaftlichen Entwicklung. Hegels Lobpreisung der Stände, die den Individuen Sinnstruktur verleihen und so den demokratischen Staat als vermittelnde Glieder zwischen diesem und der bürgerlichen Gesellschaft stützen, ließe sich, wie Erbentraut argumentiert, ohne weiteres auf ein heterogenes Parteiensystem übertragen. Auch Parteien bewahren den Einzelnen vor einer von Hegel gefürchteten Atomisierung und begleiten ihn „von der Wiege bis zur Bahre", und nur diese können – im Gegensatz zu Ständen oder Verbänden – in ihrer Doppelrolle als staatliche und gesellschaftliche Gebilde auch in Parlamenten praktisch wirken. Dass es im Vormärz auch viele skeptische Stimmen gegenüber Parteien und deren eigensinnigen Tendenzen gab, wird dadurch freilich nicht widerlegt. Hegel habe zudem, wie Erbentraut weiterhin anführt, auch die Entwicklungen in England aufmerksam verfolgt. Bereits 1932 habe Friedrich Klenk gezeigt, wie sich die durchaus positive Partei-Auffassung Hegels durch die englischen Parlamentsdebatten der frühen 1830er Jahre formte. Ein Beispiel hierfür ist Hegels „Über die Englische Reformbill" von 1831, in der er von den „großen Interessen der Nation" spricht, die im Parlament verhandelt werden. Hier sieht Erbentraut deutliche Analogien zu Hegels vorherigen Betrachtungen über die Stände.

Fünftens, sei die Parteientheorie des Vormärz, entgegen bisheriger Ansichten, „kein toter Hund". Vielmehr gab es eine Vielfalt von Ideen, die auch heute noch Relevanz beanspruchen können. Hier stellt Erbentraut etwa die damalige Diskussion um eine vermeintlich neutrale Politik der Mitte heraus, in der vielfach auch der Ruf nach Parteilichkeit als Bürgerpflicht zu vernehmen war. Auch die damalige Debatte über Parteiverbote ist heute noch von Bedeutung. In letzterer zeigten sich viele Vormärz-Autoren skeptisch gegenüber etwaigen Verboten, indem sie deren potentielle Vergeblichkeit und die potentiell demokratiegefährdenden Effekte anmahnten.

Nun kann man gegen Erbentraut einwenden, dass er sein Material nicht streng voneinander scheidet: also nicht in solche Texte unterscheidet, die

sich der Soziologie des Parteiwesens annehmen, in solche, die sich als parteitheoretisch begreifen und in solche, die sich eher aus lebenspraktischer Perspektive zu Parteien äußern. Dies aber wäre ein ungerechtfertigter Vorwurf, da sich zu eben jener Zeit keine klar ausdifferenzierten Wissenschaftsdisziplinen vorfinden lassen. Zwar gab seit der Antike eine Tradition politischer Ideengeschichte, dennoch gab es im Vormärz weder Lehrstühle für Politikwissenschaft noch für (politische) Soziologie. Autoren, die über Parteien theoretisierten, waren vielmehr selbst in politischer Praxis eingebunden. Das berühmteste Beispiel hierfür ist sicherlich Karl Marx, der sich explizit dem Praktisch-Werden der (politischen) Philosophie widmete. Hegels Eule der Minerva, die erst in der Abenddämmerung ihren Flug beginnt und daher ihre weisen Schlüsse erst im Rückblick auf den Geschichtsverlauf zieht, wollte Marx bekanntlich durch einen schmetternden gallischen Hahn ersetzt wissen, der zur Tat ruft.

Ein anderer Kritikpunkt an Erbentrauts Buch ist vielleicht nebensächlicher Art. Während Ideen-Historiker, die sich einem Theoretiker widmen oder zwei Großtheorien systematisch in Beziehung zueinander setzten, leichtes Spiel bezüglich ihrer Darstellung und Dramaturgie haben, wirkt Erbentrauts Buch im Vergleich heterogener. Obwohl Erbentraut sich in klarer Sprache systematisch entlang bestimmter Fragestellungen bewegt, macht es die Materialfülle der Studie dem Leser nicht immer leicht. Bei der Vielzahl der aufgeführten Autoren, wird zwar fast immer deutlich, wo diese im politischen Spektrum zu verorten sind, aber welche tatsächliche Bedeutung ihnen zukam und in welchen Beziehungen sie zueinander standen bleibt manchmal offen.

Philipp Erbentraut ist eine problemorientierte, klar strukturierte und umfangreiche Materialauswertung gelungen, die sicher ein Standardwerk in der historischen Parteien- und Vormärzforschung werden wird.

Literatur:

Erbentraut, Philipp: Ein kritischer Freund der Parteien. Hegels Auffassung der politischen Partei war differenzierter als bislang angenommen, in: Hegel-Studien 48 (2014), S. 95-123.

Eßbach, Wolfgang (1988): Die Junghegelianer. Soziologie einer Intellektuellengruppe, München.

Klenk, Friedrich (1932): Die Beurteilung der englischen Verfassung in Deutschland von Hegel bis Stahl. Tübingen (Dissertation).

Langewiesche, Dieter (1978): Die Anfänge der deutschen Parteien. Partei, Fraktion und Verein in der Revolution von 1848/49, in: Geschichte und Gesellschaft 4, S. 324-361.

Rosenberg, Hans (1972): Politische Denkströmungen im deutschen Vormärz. Göttingen.

Schieder, Theodor (1974): Die Theorie der Partei im älteren deutschen Liberalismus, in: D Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit, 3. Auflage, München, S. 110-132.

Gregor Ritschel (Halle/Saale)

Klaus Seidl: „Gesetzliche Revolution" im Schatten der Gewalt. Die politische Kultur der Reichsverfassungskampagne in Bayern 1849. *Paderborn: Schöningh, 2014.*

Die Kultur der Reichsverfassungskampagne spiegelt als *politische* Kultur die Überschreibungen von Deutungsbewegungen, die das historische Ereignis konturieren. Sie lassen es nicht in eindeutiger raumzeitlicher Individuierung deutlich werden, sondern weisen Deutung selber als prozessuale zeitweilige Verdichtungen von Semantiken aus, die jeweils Gehör finden, als seien sie, zu einem bestimmten Zeitpunkt, unhintergehbar. Der Plausibilitätsnachweis von historischem Sinn ist damit nicht nur zeitabhängig, sondern auch in der Genese der anerkannten Bedeutungsnuance auf eine Modernität verweisend, die darin, dass die mannigfaltigen inhaltlich möglichen Deutungen der Vielstimmigkeit der Deutungsformen entsprechen, ihre höchste Deutung findet. Modern ist der Eindruck der Unentscheidbarkeit des Diskussionszusammenhangs der im März 1849 von der Frankfurter Nationalverfassung verabschiedeten Reichsverfassung; nicht zufällig beginnt der Autor der Studie seine Überlegungen mit Aufzeichnungen Rudolf Stadelmanns, der anlässlich der Jubiläumsfeierlichkeiten 1948 fragte, ob das, „was sich von März 1848 bis zum Juni 1849 in Deutschland abgespielt hat und aus den Bahnen der Loyalität nie herausgefunden" hat, „überhaupt eine Revolution gewesen" war. So wird die Studie, mit der Klaus Seidl 2013 an der Ludwig-Maximilians-Universität promoviert wurde, zunächst über die Zuschreibung einer Unwahrscheinlichkeit perspektiviert, auch dies ein Zeichen der Modernität. Nicht im Sinne einer möglichen Vordatierung, aber im Sinne einer früh einsetzenden Prägung des Diskurszusammenhanges durch jene Elemente, die von Loyalität als *der einen möglichen Bahn* gedanklich absehen ließen, um

eine revolutionäre Bewegung zu imaginieren, deren widerständige Momente die Loyalität dem revolutionären Geschehen gegenüber selbst befreit hätten. Dieses Zulassen eines geradezu anarchischen Moments in der Perspektivierung des Buches (nicht als Gesetzlosigkeit, aber als Absenz eindimensionaler Herrschaftsausübung) verweist auf die Differenziertheit der Arbeit in der Entfaltung und Präsentation des Materials, das der Autor in umfassenden Archivrecherchen gewonnen hat. Neben dieser Differenziertheit fällt die Argumentationsstärke und breite Kenntnis des Autors auf, die ihn einzelne Stationen der Entwicklung seines Themas nicht abarbeiten, sondern sukzessive aus plausibler Folge entwickeln lässt. So entspricht der humorvolle Beginn („Revolution des Herrn Piepmeyer") der Unwahrscheinlichkeit des Revolutionsparadigmas, während die Diskussion der Forschungslage um den Gewaltaspekt kreist, der in gegenwärtiger theoretischer Thematisierung fast überbetont erscheinen kann, die Revolution, die Seidls Thema ist, aber als Erinnerung etwa an die von Engels beschriebenen „bewaffneten Kämpfe(n)" der städtischen Arbeiterschaft oder die Rede von der allzu großen „Kompromissbereitschaft des Kleinbürgertums" begleitet.

Die Ausgewogenheit der Studie zeigt sich u. a. in der Erwähnung des Punkts der friedlichen Agitation gegen Engels's Bemerkung, zum anderen wird der Industrialisierungsgrad als Kriterium genannt, von dem aus Korrelationen zu „der sozialen Struktur einerseits und der Intensität der Aufstandsbewegung" herzustellen wären (Klessmann).

Das Buch ist in drei Teile gegliedert, Teil A, als „Frankfurt" lokalisiert, („Kampf um den ‚Rechtsboden' der ‚Gesetzlichen Revolution'"), Teil B, „Bayrische Akteure", der den Schwerpunkt der Studie als sinnvolle Eingrenzung benennt, sowie Teil C, „Praktiken der ‚Gesetzlichen Revolution'", der Fragen der Kommunikation bis hin zu Implikationen der Medienethik (Presse und Publizistik zwischen Normierung, Mobilisierung und Koordinierung) und Fragen der Versammlung, die gegenwärtig etwa von Judith Butler thematisiert werden. Die im dritten Teil benannte Rolle der Ersatz- und Gegenparlamente (Volksversammlungen) stellt die Frage nach der Kategorie der Öffentlichkeit, die im Falle der Revolution von 48 eine Schlüsselrolle spielte: Versammlung und Gegenversammlung erscheinen als aufeinander antwortende Besetzungen von Öffentlichkeit. Dabei ist auch der festive Aspekt mitgedacht, Widerstand als Feier des Außergewöhnlichen, als spezifische Form des Protests im Medium der Ausnahme. Die „Gesetzliche Revolution" in ihren *Praktiken* zu beschreiben aktualisiert damit zum einen Ergebnisse der historischen Festforschung und verweist zum anderen darauf,

dass das Fest nicht nur Aufgipfelung und Repräsentanz jetzt spezifisch bürgerlicher Kultur ist, vor der der aristokratische Imperativ der freudigen Festgesellschaft verblasst. Zudem ist das Fest (Michael Maurer) nicht nur symbolische Repräsentation, sondern Konstituente des Gesellschaftlichen. Mit dieser Hinwendung auch zur Ätiologie des im politischen Kontext als symbolisierend Wahrnehmbaren erweitert Seidl die historische Untersuchung zu in ihrer Bedeutung kontinuierenden kulturwissenschaftlichen Bezügen: Homo-ludens-Debatte, Performanzthema, raumphilosophische Überlegungen etc. wären anschließbar (etwa die Diagnose des ubiquitären Verlusts von *local knowledge* im Rahmen des *spatial turn*).

Die „Gesetzliche Revolution" hatte vor allem um den „Rechtsboden" zu kämpfen; der Kampf war asymmetrisch, wie alle asymmetrischen Konflikte besonders mit Unschärfen behaftet, die gelegentlich den Bereich der nachgewiesenen Handlungsakte verließen und die ontologische Frage stellen ließen: Welche Seinsformen konnten sich als Konfliktformen begründen, welche waren denkbar? Wie Seidl in den einleitenden Überlegungen unter dem Titel „Legitimierung und Legalisierung der Revolution" beschreibt, galt die Reichsverfassungskampagne manchen als „Bewegung ohne Kopf" (Hachtmann). Diese Einschätzung bezog sich jedoch, wie der Autor richtig einordnet, auf die militärischen Konflikte. Die „gewaltlosen Bemühungen" waren davon nicht betroffen, höchstens, wie man ergänzen möchte, wenn eine nur idealtypisch zu denkende Linearität der Führung vorausgesetzt wird, die den offenen Möglichkeitsraum historischer Umsetzung nicht trifft. Der „Rechtsboden" wurde durch die Frankfurter Zentralinstanzen geprägt, der zentralistische Punkt schien Kern der Legalisierungsstrategie, die die Gesetzlichkeit der „Gesetzlichen Revolution" ins Werk setzte. Auch diese war – wie in Teil C später breiter ausgeführt wird – dem Eindruck nach ein Konglomerat von Praktiken, nicht eine idealtypische Ausprägung einer unbefragten Geltung. Da die Geltungsbedingungen hergestellt werden mussten, fällt am Themenkomplex der Reichsverfassungskampagne besonders ihr poietischer Charakter auf: Sie ist das Resultat mannigfaltiger, zum Teil heterogen erscheinender Bewegungen des Herstellens von Realität, die in ihrer historischen Relevanz verbürgt werden sollte.

Ein wichtiges Kapitel ist die Darstellung der Rolle des Reichsverwesers; sein Stellenwert ist besonders im Blick auf die Öffentlichkeitskategorie zu betrachten, er stellte nach seiner Wahl am 29. Juni 1848 die Exekutive dar und verweist bereits auf einen Aspekt, der das Buch grundiert, ohne explizit an gegenwärtige kulturwissenschaftliche Diskurse angeschlossen zu werden:

jenen der Darstellung. Wieder ist dieser ein Zeichen der Modernität, die sich im Wie, nicht nur im Was findet, zum anderen wird der oben erwähnte Punkt des Poietischen aktualisiert, wenn die *Person* des Reichsverwesers, d. h. eine historisch kontingent figurierende Größe, angesprochen ist. Diese ist im Spannungsfeld der Deutungen, Relativierungen um Umprägungen historischen Sinns keine eigentliche Personalität, sondern der nachweisbare Kreuzungs- und Verdichtungspunkt der Diskurse, die die Idee gesetzlicher Revolution trugen. Als solcher aufgefasst ist der Reichsverweser von singulärer historischer Identität so weit entfernt, wie an ihm Diskurse und deren Durchdringung deutlich werden können, da deren Deutlichwerden die Distanz zur Identitätsidee anzeigt und letztlich als Variante einer Distanzsicherung erscheint, die das Phänomen „Gesetzliche Revolution" konturiert. Dabei ist besonders dessen Verkündungsfunktion des Reichsverwesers hervorzuheben, „Reichsgesetze [waren] damit gültig, auch wenn die einzelstaatlichen Regierungen sie nicht in ihren Gesetzblättern abdruckten." (S. 52) Verordnen und Verkünden waren die Modi der neuen Ordnung und verwiesen, wie Seidl hervorhebt, auf den Punkt der Legitimation durch (formalisierte) Verfahren. Bei aller Formalität der Wirksamkeit des Reichsverwesers wurde ihm eine Persönlichkeit zugeschrieben (was zugleich Teil des phänomensichernden Distanzierungsgeschehens (Hogrebe) war), die von Seidl mit Rekurs auf Weber als Kombination verschiedener Herrschaftstypen beschrieben wird, die je nach Interpretationslage hervortreten konnten. Die traditionale Herrschaft fanden jene, die „in Johann den habsburgischen Erzherzog und Bruder des letzten Kaisers" (S. 53) sahen, legale Herrschaft war durch Verweis auf den Wahlakt zu erkennen, charismatische Elemente kamen durch vorbildhaftes „vielgesegnetes öffentliches Leben" (der Abgeordnete Buß am 19.5.1849) hinzu. Wie die Herrschaftsformen unscharfe Ränder haben und auf die Deutbarkeit der Größe des Reichsverwesers verweisen, ist mit diesem Punkt ein generelles Charakteristikum der Reichsverfassungskampagne ausgesprochen: Der hermeneutische Grundzug dieser geschichtlichen Operation, die nicht nur in ihrem zeitlichen Rahmen interessant ist, sondern die Frage nach der Herausbildung des Eindrucks von Legalität berührt, die als Teil des Anerkennungsdiskurses gesehen werden kann, der nicht nur Anerkennung verteilt, sondern neben der Distributionsaufgabe plausibilisieren soll, was zu verteilen ist. Dass dieses „Was" im obigen Sinne Kreuzungspunkt, nicht materielle Konstante ist, stärkt die Diagnose der Diffusion, die in der Studie mehrfach genannt wird und neben den konkurrierenden plural angelegten Deutungsmustern den anfänglich genannten

Aspekt der Unwahrscheinlichkeit des revolutionären Geschehens („Ist das überhaupt eine Revolution gewesen…?“ (Stadelmann)) bestätigt.

Neben Überlegungen zur „Delegitimierung unter dem Mantel der Neutralität“ bezogen auf das Ministerium Grävell-Wittgenstein stehen solche zum Status des Kabinetts zwischen Ernst und Scherz: Der Zuschreibung „Ministerium der Agonie“ folgte die Zuspitzung zum „Hoffmannsche[n] Capriccio“. (S. 57) Damit ist jene Wende vom Ernst- zum Ironiediskurs angesprochen, die nicht nur vom Ernst Hegels abrückt, der in der Unterordnung des Besonderen unter das Allgemeine die geschichtsphilosophische Traditionslinie nachdrücklich vertrat, sondern auch jene Qualität des Unheimlichen bedeuteten kann, die, bei Hoffmann ins Groteske überhöht, aufkommt, wenn Zuschreibungen auf Akteure oder Verursacher nicht bruchlos zu machen sind. Hierin liegt neben der zeitabhängigen Tönung, die in dem Verweis auf Hoffmanns Darstellungsstil besteht, die mit Seidls Untersuchung verbundene Frage nach der Tragfähigkeit von Realitätszuschreibungen im Historischen – die Frage nach dem Stellenwert der Fiktion im legitimierenden Sprachprozess. Zwar ist der Anteil des Fiktionalen nie so eindeutig nachweisbar, dass Unklarheiten bezüglich der jeweiligen politisierenden Sprechakte bestünden, die als zum Bereich des Politischen gehörig ausweisbar sind. Es ist aber eine allgemeine Frage am Beispiel dieser Studie aufzuwerfen, die an den Anteil fiktionaler Redeweisen an legitimierenden Sprachformen erinnert: Kann sich der Eindruck des Fiktionalen dadurch ergeben, dass Paradoxierungen als Störfälle auftreten, die noch nicht in ihrer semantisierend-ausdifferenzierenden Kraft (Modernitätslesart), sondern als Widersprüche im Symbolsystem selbst wahrgenommen werden, das die Gesellschaft beschreibt? Ein Beispiel findet sich in dem Kapitel „Delegitimierung und Entrechtlichung der Revolution“, wo die Figur des Reichsverwesers als „widersprüchliches Symbol“ (S. 55) bezeichnet wird. Das widersprüchliche Symbol kann den Symbolisierungsauftrag nicht ausführen, jedenfalls nicht in einer Weise, die nicht zugleich an das Symbolsystem selbst und die Grenzen seiner signifizierenden Kraft mahnt.

Auf der Ebene konkreter Organisation von Herrschaft vertritt der Reichsverweser die „Kontinuität der Zentralgewalt“. Wie jeder Zentralismus ist auch dieser an der Fiktion von Kontrolle jener Dinge befestigt, die sich – von anderswo kommend – im Zentrum beweisen müssen. Trifft das Urteil des Zentrums stark, wird zugleich am selben Beispiel die Brüchigkeit der Zentralgewalt deutlich, noch bevor der sogenannte postmoderne Diskurs (der mit Lyotard als Verhältnisbeziehung zur Moderne zu denken

ist) die „Kultur ohne Zentrum“ (Rorty) in den Rang des Selbstverständlichen hebt.

Teil B, „Bayrische Akteure“, untersucht Legalitätskonstruktionen der Verfassungsanhänger wie der Gegner. Das Beispiel der rechtsrheinischen Gebiete Bayerns (für das in der Einleitung fünf Gründe angeführt werden) ist sorgfältig gewählt: Eine Gesamtdarstellung sei unmöglich, da dafür die Anerkennungsbewegungen aller Einzelstaaten zu untersuchen wären, zweitens wirkte die Ablehnung der Reichsverfassung durch den König in Bayern katalysierend auf die politische Öffentlichkeit, was die beteiligten Kräfte intensiv hervortreten ließ, drittens nahmen Altbayern, Franken und Schwaben die Verfassung sehr unterschiedlich auf, so dass es ein Spektrum von Reaktionen gab. Darüber hinaus traten in Bayern Demokraten *und* Konstitutionelle für die Verfassungskampagne ein, fünftens kann in Bezug auf das rechtsrheinische Bayern – unter Verzicht auf die Darstellung des Sonderfalls der linksrheinischen Pfalz – Aufschluss darüber gegeben werden, warum die Bewegung scheiterte, obwohl dies nicht nur auf militärische Unterlegenheit zurückzuführen war. Solcherart wohlbegründet wird das Bayern-Kapitel durchgeführt, in dem Tabellen zu demokratischem und konstitutionellen Vereinswesen und zur Sozialstruktur der Vereine das Gesagte mit Zahlen illustrieren. Dass die wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den Landesteilen in der Darstellung wichtiger erschienen als die mentalen, ist, mit Seidl, bemerkenswert; es greife zu kurz, „die politische Ausrichtung der neubayrischen Gebiete 1848/49 in erster Linie auf historisch gewachsene Traditionen und Identitäten zurückzuführen.“ (S. 72) Auch hierin verfährt die Studie moderneaffin; wie die Tatsachen historisch vorliegen (Droysen) ist Anfang, nicht Ende der Deutungsarbeit. Hervorzuheben ist, dass Seidl im Bayern-Kapitel den unbeschrittenen Weg wählt, nicht einfach „die Symptome der Verfassungsbewegung“ aneinanderreihen will, sondern unterschätzte Aspekte betont, d. h. eher die hermeneutischen Nebenwege geht als den Hauptweg.

Nachdem in Teil A der Zentralmärzverein als Ort der außerparlamentarischen Mobilisierung und Koordinierung beschrieben worden war, zeichnet Teil B das intrikate Geflecht von Demokraten und Konstitutionellen nach, etwa im Blick auf die Verbreitung der Märzvereine oder die Reaktionen auf die Wahl Friedrich Wilhelms IV., die „weder bei Konstitutionellen noch bei demokratischen Märzvereinen Jubel“ auslöste (S. 80). Die Demokraten vermochten nicht ein „bayernweites Kommunikationsnetz“ aufzubauen, so der Autor in seinem Résumé; auch von der Paulskirche kamen keine Impulse.

In Vorwegnahme und antizipierend, was gegenwärtige Medienphilosophie und -ethik betonen, ist die Frage der „Gesetzlichen Revolution" als Kommunikations- und Thema der symbolischen Medien und ihrer repräsentierenden Funktion lesbar: Das Ineinander von revolutionären und gegenrevolutionären Bewegungen und Entwicklungen an der Basis (Kapitel B III) sowie der benutzten Artikulationsformen von Gelegenheitsgedichten („Zur Jahresfeier des 6. März 1848" von Friedrich Beck) bis hin zu Bildern, die etwa „König Max von Bayern und seine Gemahlin in der Rosenau bei Nürnberg am 22. Juni" zeigen, macht deutlich, dass die Inszenierung des revolutionären und gegenrevolutionären Geschehens in Praxisformen bedeutet, diese auch als Praktiken des Umgangs mit symbolischer Medienmacht zu verorten. Diese changiert zwischen Ambiguierung und Deambiguierung; ebenso ist der Blick des Autors für Ambivalenzen sein Sujet betreffend hervorzuheben. Die „Gesetzliche Revolution" war – in der Trias von Normierung, Mobilisierung und Koordinierung, die Kapitel C einleitet – auch eine Verhältnisbeziehung von Kommunikationsinstanzen. Ein Gedanke Virilios besagt, dass unterschiedliche Revolutionen der Geschwindigkeit aufeinander folgen: Nicht zuletzt ist es die Fähigkeit, kommunizierend Distanzen zu überwinden, die in der Zeit der Reichsverfassungskampagne für die politische Kultur bestimmend ist und als Machtausweis gelten kann. Der in Kapitel C II beschriebene „papierne Protest" verweist dabei, mit Mc Luhan, auf eine noch intakte Gutenberg-Galaxis, in der netzförmige Arten der Kommunikation schon auftreten und auf spätere Ordnungsformen im Medialen hinweisen. So verweist das Résumé der vielschichtigen Untersuchung etwa auf den „politischen Massenmarkt", auf dem die bayrische Regierung – im Gegensatz zu bloß administrativen Aspekten – zu agieren gelernt habe. Öffentliche und verborgene Aktivitäten griffen dabei ineinander, womit nicht nur das Bewusstsein für die im 20. Jahrhundert wichtig werdende Kategorie der „Masse" geschärft war, deren disponible Qualität politische Entwicklungen bestimmen sollte, sondern auch das Element der Latenz und der Sichtbarmachung politischer Aktionen und Akteure aufgerufen ist, das u. a. das „Wechselspiel" der „Legitimation von unten und [...] Manipulation von oben" (Mergel, S. 247) verstehbar macht. Letztlich hatte sich die Kampagne als politisches Instrument etabliert, das vor allem in einer heterogen verfassten Form der Medialisierung (Presse, Publizistik, Petitionswesen) bestand, die bis zur heutigen Zeit unhintergehbar geworden ist. Symbolisierung im Politischen und ihr Bruch mussten gemeinsam in den Diskurs implementiert werden, dessen Zuschnitt zunächst davon lebte, mit

geschichtsphilosophischer Legitimation Hegels die Kategorie des Besonderen an das Erscheinen des Allgemeinen zu binden. In dem Aufmerken auf Darstellungs- und vermittelnde Qualitäten erweist sich politische Kultur als jener Zwischenbereich, der mit der Bedeutung des Mediums als *medius* (in einer Mittelstellung seiendem) nicht abgegolten ist. Die „Gesetzliche Revolution" als Praxisform gemeinsamer Akteure verweist letztlich auf jene sprachliche Regelgenese, die die Privatheit der Regel ausschlagen muss, um den historischen Sinn zu konstituieren, von dem sich argumentativ absetzen zu können Freiheits- und Zivilisationsmoment im Politischen ist.

Sandra Markewitz (Vechta/Bielefeld)

IV.
Mitteilungen

Personalia

Verstorben

Dr. Horst Meyer (Bad Iburg)

Ausgeschiedene Mitglieder (zum 31.12.2017)

Prof. Dr. Eoin Bourke (Galway/Irland)
Prof. Dr. Hans-Wolf Jäger (Bremen)
Petra Tabarelli (Ockenheim)

Neue Mitglieder (seit 1.5.2017)

Stefanie Braun (Toulouse)
Wolfgang Fink (Marseille/Lyon)
Isabel Golenia (Paris)
Karin Hockamp (Sprockhövel)
Dr. Paul Keckeis (Wien)
Sophia Krebs (Wuppertal)
Prof. Dr. Jean-Christophe Merle (Vechta)
Melina Munz (Freiburg/Br.)
Dr. Christian Schmitt (Oldenburg/Nürnberg)
Jonas Skell (Berlin)
Antonia Villinger (Köln)

Aufruf zur Mitarbeit

FVF-Jahrbuch 2019: Zwischen Emanzipation und Sozialdisziplinierung: Pädagogik im Vormärz

Politische und soziale Reform- und Revolutionsbestrebungen sowie -unternehmungen wurden im Vormärz in vielfacher Weise auf pädagogischem Gebiet verhandelt, initiiert und bekämpft. Pädagogische Institutionen, Handlungen und Ideen wurden mit der Intention verbunden, die sozialen und politischen Zustände im Deutschen Bund zu verändern oder zu erhalten. Oftmals waren sie funktional, umfassten eine Kritik der gegenwärtigen Situation und waren mit auf die Zukunft zielenden sozialen und politischen Hoffnungen sowie mit Vorstellungen über den Menschen als Akteur der pädagogisch zu initiierenden Veränderung verbunden. Pädagogische Fragen wurden entlang der Grenze zwischen religiösen, sozialen und politischen Problemlagen kommuniziert, indem gesellschaftliche und politische Fragen auf pädagogische Fragen projiziert wurden.

Diese ‚Pädagogisierung des Politischen' zeigt sich in verschiedenen pädagogischen Handlungsfeldern: So stützte beispielsweise der Ausbau des elementaren und höheren Schulwesens sowie der Lehrerausbildung in den Gebieten des Deutschen Bundes vorwiegend das konservative Ordnungssystem. Trotz restaurativer Bestrebungen von Schulbehörde und Schulaufsicht kam es aber zu Schulreformforderungen durch die politische Opposition. Volksschullehrer traten beispielsweise für professionsspezifische Interessen und für die Verbesserung des Elementarschulwesens ein. Dies war nicht nur mit berufsständischen Ambitionen verbunden, sondern auch mit dem Ziel, breiten Bevölkerungsschichten politische Partizipation zu ermöglichen. Lehrervereine wurden gegründet, Publikationsorgane fungierten den „Schulmännern" als Medium pädagogischer und politischer Kritik.

Auch die frühkindliche Erziehung wurde zum Gebiet politischer Agitation. Im Kontext der Kindergartenbewegung um Friedrich Fröbel wurden Kindergärten und Ausbildungsstätten für Erzieherinnen gegründet. Kindergärten boten durch das neue pädagogische Berufsfeld für Frauen nicht nur Optionen ihrer Emanzipation aus Versorgungsehen, sondern waren auch mit der Intention verbunden, durch standesübergreifende und koedukative Öffnungen die Demokratisierung zukünftiger Bürger zu befördern.

Für die Sozialpädagogik zeigt sich ein ähnlicher Befund. So wurden soziale Krisenerfahrungen durch Pauperismus und Industrialisierung auf pädagogischem Gebiet kommuniziert. Pädagogische Antworten auf die aufkommende „soziale Frage" suchten beispielsweise Karl Mager, Friedrich Harkort oder Adolph Diesterweg. So geht der Begriff der „Social-Pädagogik" auf Mager zurück, der diesen 1844 in Reaktion auf das Problem aufsteigender Armut entwickelte. Der Umgang mit der sozialen Frage wurde damit zur Domäne der pädagogischen Verantwortung gemacht.

Auf eine eher gebildete Zielgruppe waren Konzeptionen der Bildung und Erziehung fokussiert, die von demokratischen und liberalen Akteuren mit der Intention der Initiation politischer Reformen oder sogar einer Revolution propagiert wurden. Zeitschriften, Flugblätter und Pamphlete, politische und philosophische Abhandlungen, aber auch Lyrik, Dramen und Romane wurden zum Medium der pädagogischen Agitation, da sie als Instrument politischer Bildung verstanden wurden, die vor allem in bürgerlichen Salons auslagen.

Auf diesen Feldern pädagogischen Handelns wurden verschiedene politische und soziale Themen sowie Glaubensfragen kontrastiv verhandelt. So lässt sich am Beispiel der Publikationstätigkeit der Junghegelianer um die Hallischen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst zeigen, dass sie Volksbildung als Artikulation und Initiation der Kritik am Bündnis von Religion, Kirche und Politik verstanden, das aufzulösen ein Ziel ihre publizistischen Bestrebungen war.

Am Beispiel der Gründungsschriften der Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht von Johanna und Karl Fröbel lässt sich zeigen, dass Fragen nach weiblichem Lohnerwerb, die Hinterfragung patriarchaler Ehekonstellationen und die Forderung nach weiblicher Mitgestaltung politischer Prozesse virulent wurden. Tätigkeitsfelder der frühkindlichen Bildung wurden gleichsam zur Agitationsfläche der Beteiligung von Frauen an politischen und gesellschaftlichen Diskursen.

Auch in den verschiedenen politischen Lagern wurden pädagogische Herausforderungen im Kontext der Frage der neu zu gründenden Staatsform thematisiert. So lassen sich beispielsweise Unterschiede zwischen liberalen und demokratischen Konzeptionen von Bildung und Erziehung zeigen, da sie auf demokratische oder monarchische Staatsformen bezogen waren.

Die Vielschichtigkeit pädagogischer Theorien und Praktiken im Vormärz zeigt sich besonders im Blick auf Konzeptionen und Unternehmungen, die unter dem Eindruck der Fluchterfahrung, der Emigration und der Aufnahme

ausländischer pädagogischer Diskurse entstanden. So wurde die Frage nach dem Verhältnis von Kirche, Schule und Staat sowie von Demokratie und Erziehung in der Schweiz im Rahmen der dortigen Regeneration vehement diskutiert, was von politischen Akteuren aus dem Deutschen Bund, die in die Schweiz geflohen waren, wahrgenommen und im Blick auf die politischen Verhältnisse des Deutschen Bundes verhandelt wurde.

Entgegen der exemplarisch angedeuteten Vielschichtigkeit pädagogischen Denkens und Handelns im Vormärz zeigen sich in der Forschungslage jedoch Desiderate. So wurde das Thema „Pädagogik im Vormärz" von der Historischen Bildungsforschung, aber auch in der Vormärzforschung bis dato nur wenig wahrgenommen. Ausgehend von diesem Befund fokussiert das geplante Jahrbuch das Thema „Zwischen Emanzipation und Sozialdisziplinierung. Pädagogik im Vormärz". Erbeten werden Beiträge, die pädagogische Konzeptionen oder Praktiken des Vormärz in verschiedenen pädagogischen Handlungs- und Themenfeldern zum Gegenstand haben. Ein ausdrückliches Interesse besteht auch daran, wie diese in der Literatur der Zeit thematisiert werden.

Maximal zweiseitige Exposés werden bis zum 31.10.2018 erbeten an:

Jun.-Prof. Dr. Katharina Gather (Pädagogik, Universität Paderborn),
katharina.gather@upb.de

Prof. Dr. Detlev Kopp (Literatur, Universität Osnabrück),
kopp@aisthesis.de

Dr. Frank Stückemann (Volksaufklärung, Kirchen),
partisander@gmx.de

Abgabetermin für die Beiträge ist der 31.10.2019.